WIDENER LIBRARY
HX IIYT K

KD 4625

FA 14.2

Harvard College Library

BOUGHT FROM

THE GIFT OF THE

SATURDAY CLUB

OF

BOSTON

Digitized by Google

Digitized by Google

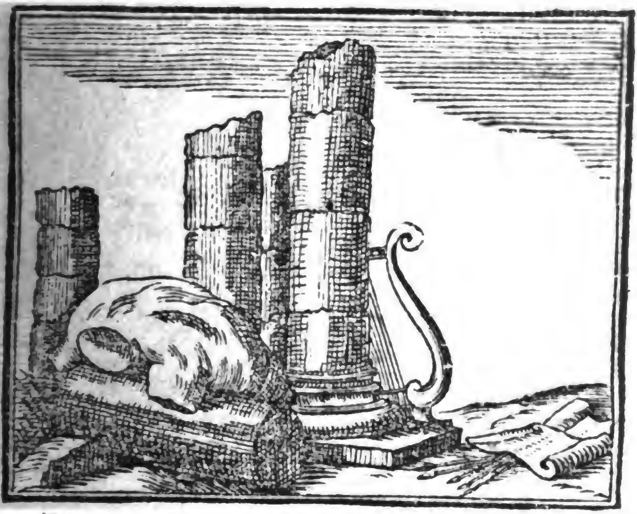
Digitized by Google

Wagner del.

Digitized by Google

59

Neue Bibliothek
der ſchönen
Wiſſenſchaften
und
der freyen Künſte.



Neun und funfzigſten Bandes Erſtes Stück

Aus der Bibliothek von
Joſeph Kürſchner

Leipzig,
In der Dyckiſchen Buchhandlung, 1797

Digitized by Google

FA 1412

HARVARD COLLEGE
JUN 6 1911
LIBRARY

Gift of
The Saturday Club

Digitized by Google

I.

Ueber des Herrn Grafen Fr. Leop. zu Stolberg Ueberſetzung auserleſener Geſpräche Platon's *), von Karl Morgenſtern.

Fear not the anger of the Wiſe to raiſe!
Thoſe beſt can bear reproof, who merit praiſe.

Pope's Eſſay on Criticiſm.

Die in Platon's Schriften herrſchende Methode der Unterſuchung, welche die Wahrheit ſo in des Leſers Seele verpflanzt, wie ſie in des Schriftſtellers eigenen Seele wuchs; welche den Geiſt zum Denken, nicht bloß über den behandelten Gegenſtand, ſondern zum Denken überhaupt bildet; uns

*) Auserleſene Geſpräche des Platon, überſetzt von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. (Mit dem Motto aus Plat. Alkibiades II.: Τὰ καλὰ ἐπὶ τοῖς ἀγαθοῖς. Das Schöne zum Guten!) Erſter Theil. Königsberg, 1796. bey Fr. Nicolovius XVI S. Vorrede und 367 S. gr. 8.

Digitized by Google

nicht nur Philoſophie, ſondern auch philoſophiren lehrt: dieſe Methode, die ſich in ſo wenigen neuern Werken findet, wird jenen Schriften, geſetzt auch, daß alle in ihnen enthaltene Wahrheiten längſt herausgeſchöpft, in andere Bücher übergetragen, in dieſen tiefer ergründet und vielſeitiger betrachtet worden, durch alle Zeitalter der Kultur hindurch eine ewige Dauer ſichern. Ein vorzügliches Vergnügen müſſen jedem edlern Geiſte jene Schriften ſchon deshalb gewähren, weil bey der lieblichen Morgenröthe der philoſophirenden Vernunft, die in ihnen aufgeht und bereits die höchſten Spitzen des durch unſer Ahnden von Einheit der Erkenntniß uns gelobten Landes magiſch beleuchtet, zwar ſchon vieles hell und klar erſcheint, aber vieles doch nur erſt in einem milden Helldunkel, das, eben weil es nicht alles enthüllt, nur deſto intereſſanter iſt, indem es der Selbſtthätigkeit unſers Verſtandes noch genug, und mehr hinzu zu ſetzen übrig läßt, als wenn wir auf den Gefilden der neueſten Philoſophie in der Mittagsſonne wandeln. Man nehme dazu den ſeltnen Genuß, welchen der Umgang eines Weiſen gewähret, den die Natur — was ſie bey ſo Wenigen that — eben ſo ſehr mit poetiſchem als mit philoſophiſchem Genie begabte; den ſie eben ſo warm und innig empfinden, als tiefſinnig denken — eben ſo glücklich ſeine Vorſtellungen unter bald lieblichen, bald erhabenen Bildern einer blühenden, oft ſich hoch empor ſchwingenden Phantaſie vereinigen, als in beſtimmten Erklärungen eines fein und ſcharf

Digitized by Google

zergliedernden Verſtandes in die letzten Beſtandtheile auflöſen lehrte. Man betrachte ferner den Geiſt einer reinern und doch zugleich ſo menſchlichen Sittenlehre, der in Platon's vollendetſten Schriften waltet: die tiefgefühlte Achtung für das Göttliche im Menſchen, die allenthalben aus ihnen hervor leuchtet, und ſeine ſchöne, gehörig verſtanden, auch praktiſch ſo brauchbare Anſicht der Tugend, daß ſie nichts anders ſey, als Geſundheit und Wohlbefinden der menſchlichen Seele, welches durch gute Handlungen genährt und geſtärkt, durch ſchlechte untergraben und zerſtört werde u. ſ. w. Man bedenke endlich den feinen, liberalen, humanen Ton, der die Schriften der Attiker überhaupt, keine aber in höherm Grade auszeichnet, als die Dialogen des Griechiſchen Weiſen, der ſeinem Schüler Xenokrates den Grazien zu opfern gebot. Man bedenke dieß alles, und zweifle, wenn man kann, ob eine allgemeinere, genauere Bekanntſchaft mit der Platoniſchen Muſe wünſchenswerth ſey, zumal für die Kultur mancher unſerer neueſten, beſonders jüngern Philoſophen, deren Schriften durch übertriebenen Gebrauch erlernter Terminologien, durch Beſtreben nach Erſinnung neuer haarſpaltender Beſtimmungen, und durch gänzliche Vernachläſſigung der Sorgfalt für einen lichtvollen, gefälligen Vortrag beynahe ein ſcholaſtiſches Anſehn bekommen.

Am meiſten wird freylich der Umgang jener Muſe denen gefallen und genügen, die ſie ſelbſt in ihrer eignen Sprache können reden hören, welche

gleichſam die Mutterſprache nicht nur der Poeſie, ſondern auch der Philoſophie iſt; welche im Munde des geiſtreichſten, urbanſten Völkchens des Alterthums, das nicht nur die Converſation überhaupt, ſondern auch die Unterhaltung über philoſophiſche Gegenſtände vorzüglich liebte, ſo unbeſchreibliche Reize gewann. Da jenes indeß nur bey einer kleinen Anzahl von Gelehrten der Fall iſt: ſo iſt es allerdings erfreulich zu ſehen, daß allmählich auch unter uns Männer aufſtehn, die mit den dazu nöthigen Talenten entweder ganz, oder doch zum Theil ausgerüſtet, ſich bemühen, den Griechen Platon zu ihren Zeitgenoſſen deutſch reden zu laſſen. Andere Nationen ſind zwar hier, wie bey der Ueberſetzung der Alten überhaupt (wenige Beyſpiele ausgenommen, wo wir ihnen Meiſterwerke entgegen halten können, dergleichen ſie nicht aufzuweiſen vermögen) uns zuvor geeilt. Die Franzoſen haben gute, zum Theil treffliche Ueberſetzungen der meiſten Platoniſchen Dialogen von Grou und ein Paar Andern; die Engländer von Floyer Sydenham, Spens und Andern; ſelbſt den Italiänern fehlt es nicht ganz daran. Wir Deutſchen haben wenigſtens noch keine Ueberſetzung des ganzen Platon: denn die lemgoiſche iſt ſo gut als gar keine. Wir beſitzen zwar einige, mehr oder minder, ſchätzbare Verſuche der Ueberſetzung einzelner Geſpräche von J. B. Köhler, J. G. Schultheß, J. H. Voß, Fr. Gedike, Schloſſer und dem Verfaſſer der Ueberſetzung des Gaſtmahls in Schiller's Thalia. Dabey blieben aber

die

die meiſten größern und wichtigern Arbeiten Platon's noch unüberſetzt: denn von ſolchen deutſchen Nachbildungen ſeiner längern und künſtlichern Dialogen, die den Foderungen des Kenners wenigſtens größtentheils Genüge thäten, hatte man bisher kaum ein Paar Beyſpiele. Und das iſt auch nicht zu verwundern, weil zum Gelingen eines ſolchen Verſuchs die Vereinigung von Talenten gehört, die ſich ſelten zuſammen finden: philoſophiſcher Geiſt, Geſchmack und Gelehrſamkeit in einem nicht gemeinen Grade: außer einer gründlichen Kenntniß der Griechiſchen Sprache überhaupt, eine tiefere Kenntniß der Platoniſchen inſonderheit; außer genauer Bekanntſchaft mit der ganzen Philoſophie, eine innige Vertrautheit mit dem Geiſt und Inhalt der Platoniſchen; außer einer nicht geringen Empfänglichkeit für das Wahre, Gute und Schöne im Allgemeinen, vorzüglich auch eine lebendige Phantaſie, die, wenn auch nicht zu ſchaffen, doch die Bilder der ſchaffenden in reinen Formen treu nachzubilden vermag; außer hinlänglicher Gewalt über unſre Sprache überhaupt, genugſame Uebung und Gewandheit im feinern, urbanern Converſationston.

Voll von dieſen Betrachtungen griff ich begierig und mit geſpannter Erwartung nach den neueſten Verſuchen dieſer Art: ich meyne nach der vom Hrn. Grafen F. L. zu Stolberg angefangenen Ueberſetzung auserleſener Geſpräche; auch nach Hrn. Schloſſer's Ueberſetzung der Platoniſchen Briefe. Jetzt von jener; ein ander Mal vielleicht von

dieſer. Sollte die Stolbergiſche Arbeit auch bey weitem nicht alle Foderungen und Wünſche erfüllen, und keinen ganz reinen Genuß gewähren: ſo verdient das Unternehmen doch alle Aufmerkſamkeit, und wenigſtens manches von dem, was hier geleiſtet iſt, den aufrichtigen Dank der Freunde Platon's.

Vielleicht wird die Mittheilung der Bemerkungen und Erinnerungen, die ſich mir beym leſen des erſten und bis jetzt einzigen Bandes dieſer Ueberſetzung darboten, wenigſtens denen, die ſie ſelbſt geleſen haben oder noch leſen werden, nicht ganz unintereſſant ſeyn. Dem Hrn. Grafen ſelbſt aber, in deſſen eigenen Werken ich den vortreflichen, vom Geiſte der Alten beſeelten Dichter, und den warmen Freund alles Guten und Schönen verehre, werden jene, wenn ſie ihm zufällig zu Geſicht kommen ſollten, wahrſcheinlich willkommener ſeyn, als allgemeine Lobpreiſungen, die den meiſten unſrer Recenſenten aus guten Gründen ſo leicht werden. Daß Er demungeachtet in den wenigſten Fällen meiner Meynung ſeyn werde, das erwart' ich.

Was zuerſt die Wahl der überſetzten Dialogen betrift: ſo wird wohl jeder wünſchen, daß 1) ſolche Stücke gewählt ſeyn möchten, die vor andern ein allgemeineres Intereſſe haben; 2) ſolche, von denen man bis jetzt noch keine lesbare Ueberſetzung hatte. Das erſte iſt wirklich geſchehn: denn es gehören inſonderheit die beyden längern hier überſetzten Geſpräche zu den ſchönſten Werken der

Pla-

Platoniſchen Muſe. Iſt aber auch das andere der Fall? Das **Gaſtmahl** iſt unſtreitig eines der herrlichſten Werke unſers Weiſen, in welchem ſich ſein poetiſcher, inſonderheit ſein dramatiſcher Genius im glänzendſten Lichte, und ſeine feurige, aber keuſche Phantaſie in dem intereſſanten Moment der höchſten, reinſten Begeiſterung für das Urſchöne zeigt. Dennoch hätte man wohl lieber die Wahl eines andern Dialogs gewünſcht, weil wir vom **Sympoſion** ſchon mehr als Eine deutſche Ueberſetzung, und, was wichtiger iſt, eine ſehr gute in Schiller's **Neuer Thalia** (II. Band. 1793. S. 170—228. 324—386.) beſitzen. Dieſe machte in der That einen neuen Verſuch, er müßte denn ungemein vortreflich ausfallen, überflüſſig. Nun aber möchte die Stolbergiſche Ueberſetzung, im Ganzen genommen, dem Leſer wohl weniger Vergnügen machen, als die in der Thalia gelieferte. Denn die letztere iſt frey von den vielen Härten, wodurch der Genuß der andern geſtört wird, und hat überhaupt mehr die Leichtigkeit und das muntere Leben des Attiſchen Tones der Unterhaltung. Sie würde nach meinem Gefühl **ſehr** wenig zu wünſchen übrig laſſen, wenn ſie ſich hie und da etwas näher an die Urſchrift hielte, und wenn das Kolorit nicht hin und wieder zu modern wäre, was mir beſonders bey manchen darin gebrauchten ſehr beſtimmten Kunſtausdrücken der neuern philoſophiſchen Sprache auffiel.

Die **Stolbergiſche Ueberſetzung** kann, wie jede andere, in doppelter Rückſicht betrachtet wer-

den, einmal in Rückſicht der Sprache, aus welcher, und zweytens in Rückſicht der Sprache, in welche überſetzt worden.

Von der letztern Seite möchte ſie wohl am wenigſten Genüge thun, und ein ſchönes deutſches Werk wohl nur erſt werden, wenn vieles darin anders wäre. Man braucht im Buche nur zu blättern, um faſt allenthalben zu bemerken, wie ſich der Ueberſetzer im Gebrauche ungewöhnlicher, ſchwerfälliger, zum Theil nur noch im Kanzleyſtyl gebräuchlicher, mancher veralteter, auch mancher ohne Noth neugeprägter Wörter gefällt. Schon dadurch muß der Ausdruck häufig etwas Steifes, Gezwungenes bekommen. — Man fodert Beyſpiele? Sehr häufig iſt das ſchleppende derhalben gebraucht, S. 9. 41. 46. 190. 217. 229. 237. :c. — Das veraltete Wort der Schemen kommt ein Paar Mal vor S. 117. 190., wo Schattenbild ſehr gut gepaßt hätte. — S. 31. „Die Süße des Geliebten" und S. 29. „der Süße des Umgangs genießen." — „Von danneu, nicht von hinnen habe Boreas ſie geraubt." S. 9. — S. 16. für das leichte und kurze ἐνθυμεῖσθαι χρή: ſo geziemet dir zu bedenken, und ebendaſ. für εἰ χρή: woferu es ſich gebühren ſollte. — S. 177. „Ihr wähnet etwas zu beſchaffen, da ihr doch nichts beſchaffet." — Der Verfaſſer ſagt ferner ſich ungedulden S. 57., ein Erzarzt S. 204. (welch übelklingendes Wort! für das Griechiſche ὁ ἰατρικώτατος, der geſchickteſte Arzt.) — Er ge-

gebraucht gern die mit der Sylbe **ent** gebildeten Zeitwörter, auch wenn ſie entweder an ſich, oder wenigſtens in der gewählten Verbindung ungewöhnlich ſind: z. B. S. 43. „ſchöne Thaten, welche **der** von Göttern verliehenen Raſerey **ent**ſpringen.“ S. 319. in einer Note: Ich habe dieſe Anſpielung dem Diodor **entborgt**.“ — Doch ſind unter den neuen Wörtern auch einige nicht ganz verwerfliche. So iſt der S. 250. gebrauchte Ausdruck **die Nachzeit** in der Verbindung: „Ruhm für die ganze Nachzeit,“ wenigſtens analog und nicht übelklingend. Auch das neue Wort **muſenlos** S. 225. für ἄμουσος iſt, in Ermanglung eines beſſern, vielleicht nicht verwerflich. So iſt auch das alte Wort **Lober** aus der deutſchen Bibelüberſetzung (vergl. Not. 60. zum Phaidros) mit Recht zurück gerufen.

Noch auffallender indeß, als das Ungewöhnliche, das ſich der Ueberſetzer im Gebrauch einzelner Wörter erlaubt hat, ſind die **harten** und dem Genius unſrer Sprache fremden **Wortfügungen** und **Wortſtellungen**, die ſich faſt auf allen Seiten finden. So im **Phaidros**: S. 5. „Was Lyſias — in langer Zeit mit Muße geordnet hat, das ſollte ich, **ſein würdig**, aus dem Gedächtniſſe herſagen können, ungeübet, wie ich bin? Daran fehlet mir gar vieles, wiewohl ich es lieber als Goldes Fülle beſitzen möchte.“ — Daſ. „Ich weiß gar wohl, daß er die Reden **des Lyſias hörend**, ſie nicht nur Einmal gehöret.“ Ganz wörtliche Uebertragung des Griechiſchen S. 282. ed. Bip. T. X.

T. X. *εὐ οἶδα ὅτι Λυσίου λόγου ἀκούων ἐκεῖνος, οὐ μόνον ἅπαξ ἤκουσεν.* So ſklaviſch überſetzt ja ſelbſt Ficino nicht. Id enim certe ſcio, ſagt er, quod non ſemel tantum ille Lyſiae ſermonem audivit. — S. 5. „Da begegnete er einem, der krank iſt am Gelüſten nach ſolchen Reden" (*τῷ νοσοῦντι περὶ λόγων ἀκοὴν*) zwar wörtlich; aber ſteif, und fremd im Deutſchen. — S. 19. „Gleich als fehlte ihm des Inhalts Fülle über den Gegenſtand:" *ὡς οὐ πάνυ εὐπορῶν τοῦ πολλὰ λέγειν περὶ τοῦ αὐτοῦ.* Dieſes iſt Griechiſche Proſe: aber iſt jenes Deutſche? — S. 22. „Ich glaube, daß ſolcher Gründe Beybringung einem jeden vergönnet." — S. 67. „(ſie ſollen) ihrer Liebe wegen beflügelt werden zugleich." Wer hätte dieß zugleich am Schluſſe des Satzes erwartet? — S. 32. „Wie kann er vermeiden, immer um ihn ſeyend, zuletzt ihm das vollſte Maaß Ueberdruſſes zu reichen?" — Im Gaſtmahle S. 176.: „Es ſind noch keine drey Jahr verfloſſen, ſeitdem ich mit dem Sokrates Umgang, und es mir zum Bedürfniß gemacht habe, jeden Tag zu wiſſen, was er redet." Jeder bemerkt die Härte der doppelten Beziehung des habe. Warum nicht: „ſeitdem ich mit Sokrates umgehe u. ſ. w." — ? — S. 208. „Dieſer (Eros) hat die größte Macht, und gewähret uns jede Glückſeligkeit, indem er uns zum Umgang unter einander fähig macht, und Freunde zu werden der beſſern Götter!" Die undeutſche Wendung am Schluſſe der Periode verdankt man wieder der zu wörtli-

chen

chen Anhänglichkeit an den Text, wo es heißt: καὶ πᾶσαν ἡμῖν εὐδαιμονίαν παρασκευάζει, καὶ ἀλλήλοις δυναμένους ὁμιλεῖν, καὶ φίλους εἶναι καὶ τοῖς κρείττοσιν ἡμῶν θεοῖς. — Vorzüglich auffallend iſt der gar zu häufige, oft dem Genius unſerer Sprache, wenigſtens unſerer Proſe (denn was vielleicht in der metriſchen Ueberſetzung einer Epopöe erlaubt iſt, iſt es darum nicht in der Verdeutſchung philoſophiſcher Dialogen) ganz widerſtreitende Gebrauch des activen Particips, faſt auf allen Seiten, z. B. S. 16. „Willſt du mir glauben, ſo werd' ich deines Umgangs pflegen, nicht gegenwärtiger Luſt fröhnend, ſondern gerichtet auf dein künftiges Wohl; nicht überwältiget von der Liebe, ſondern mich ſelbſt beherrſchend; nicht geringer Anläſſe wegen große Feindſchaft, ſondern ſpät und wichtiger Urſachen halben, Raum gebend einem kleinen Zorn; unvorſetzliche Vergehungen verzeihend, vorſetzliche abzuwenden trachtend.“ S. 86. „Hat er mit Rückſicht auf vorhergegangne Erklärung die Rede ordnend ſie vollendet?“ S. 190. „Orpheus hingegen — ſandten ſie zwar, aber nach unvollbrachtem Werk, hervor aus dem Hades, ihm den Schemen des Weibes zeigend, für die er freywillig hinuntergeſtiegen war, ſie ſelber aber nicht verleihend, weil er, als ein Saitenſpieler, auch hier noch weichlich geblieben zu ſeyn ſchien, nicht wie Alkeſtis aus Liebe zu ſterben gewagt, ſondern ausgeſonnen zu haben, wie er lebend hinunterſtieg' in den Hades.“ Die activen Participia wer-

werden an dieſer Stelle den meiſten Leſern ſo wenig gefallen, als andere mißrathene Theile dieſer Periode. Nur noch ein Beyſpiel. S. 252. „Und jeder möchte wohl ſolche Kinder vor leiblichen wählen, auf Homeros ſchauend und auf Heſiodos und auf andre gute Dichter [richtiger auf die andern treflichen Dichter: τοὺς ἄλλους ποιητὰς τοὺς ἀγαθοὺς]; mit Nacheifrung ſehend, welche Geburten ſie zurückließen, Geburten die ihnen, ſelbſt unſterblich ſeyend, unſterblichen Ruhm und Andenken gewähren.“ Kann man ſolche Conſtructionen in der deutſchen Proſe wohl erträglich finden? Am Schluſſe dieſer Periode kam das unangenehme Particip ſeyend vor. Dieß braucht der Herr Graf vorzüglich oft. Er ſagt z. B. S. 48. „Das wahrhaftig ſeyende Weſen,“ um dem Griechiſchen οὐσία ὄντως οὖσα ganz nahe zu kommen, und auf der folgenden Seite: „die Wiſſenſchaft des wirklich ſeyenden Weſens.“

Auch in der Art, wie die Attiſchen Anreden der ſprechenden Perſonen deutſch nachgeahmt ſind, iſt nichts vom Converſationston unſrer Sprache. Das o! pflegen wir, außer wo eine ganz vorzügliche Lebhaftigkeit oder Feyerlichkeit Statt findet, nicht zu gebrauchen. In der Stolbergiſchen Ueberſetzung findet man überall, auch wo gar keine Emphaſe iſt: o Sokrates! o Phädros! o Ariſtophanes! rc. In gleichem Falle o Freund! S. 3. — „Wohlan, o Beſter!“ S. 28. 101. — S. 77. o Guter! S. 10. o lieber Phädros! Solche Anreden, wie folgende, ſind im

deut-

deutſchen Geſprächston ganz ungewöhnlich, und hätten wohl mit andern vertauſcht werden ſollen: „du aber, o Sonderbarer! S. 11. — „Wohlgeſprochen, o Vortreflicher!“ S. 21. — „O ſeliger Phädros!“ S. 23. und S. 35. „Merkteſt du nicht, o Seliger!“

Noch erhöhen manche Kleinigkeiten den Anſtrich des Ungewöhnlichen, und beym Leſer das Gefühl der Härte. Dahin rechne ich die vielen Eliſionen bey zuſammenſtoßenden Vokalen, ſelbſt wenn dieſe durch ein Komma getrennt ſind, z. B. S. 39. „Und daß er weit davon entfernt ſeyn würd', in unſern Tadel einzuſtimmen?“ Ueberhaupt ſind der harten Eliſionen gar viele, z. B. S. 205. „dieſe Ding' in Uebereinſtimmung.“ S. 156. „Betrachter erhabener Ding' und Forſcher geweſen zu ſeyn.“ (Wie konnte überdieß Stolberg's feines Ohr an dieſer Stelle die in fünf Worten vier Mal ſo unangenehm wiederkehrende Sylbe er überhören?) S. 114. „Theuth zeigte ſeine Künſt' und ſagte.“ S. 12. „und meinen ſchon lang den Geliebten hinlänglichen Dank erſtattet zu haben.“ Das e in lange iſt wahrſcheinlich weggeworfen wegen der erſten Sylbe des folgenden Subſtantivs ge. Aber die Kur ſcheint hier ſchlimmer, als das kleine Uebel, wenn anders eins da war. — Auf der andern Seite erlaubt ſich der Ueberſetzer Dehnungen, wie zierete, ſpielete, für zierte, ſpielte, die mir wenigſtens nicht für den lebhaften, muntern Converſationston zu paſſen ſchei-

Digitized by Google

ſcheinen, wenn ſie auch anderswo ganz an ihrer Stelle ſind.

Was den angenehmen Eindruck dieſer Ueberſetzungen als deutſcher Dialogen an vielen Stellen unterbricht, iſt noch der Gebrauch mancher Zeitwörter mit jetzt ungewöhnlichen Caſibus, überhaupt manche Anomalien, die man bey einem weniger angeſehenen deutſchen Schriftſteller, zum Theil wohl ohne Bedenken, für Sprachfehler erklären würde. Dahin gehört der gänzlich veraltete Gebrauch des Zeitworts **begehren** mit dem Genitiv an vielen Stellen, wie S. 16. 26. 203. 216. 232. 233. 247., des Zeitworts **erfodern** mit demſelben Caſu, wie S. 45. „einer langen Beſchreibung erfodern.“ Ebenſo S. 206. **Bedürfen** regiert wohl den Genitiv: aber auch jenes Verbum? — S. 220. „ihrer mehr achten.“ — S. 12. „Es iſt kein Zweifel, daß, **wofern** jene es erfodern, ſie dieſen Böſes erzeigen werden.“ ἐὰν ἐκείνοις δοκῇ heißen die unterſtrichenen Worte im Griechiſchen. Im Deutſchen aber iſt hier **erfodern** nicht das ſchickliche Wort, es müßte denn ganz in der Bedeutung von **fodern**, verlangen, ſtehn ſollen: in dieſem Sinn aber iſt **erfodern** außer dem Kanzleyſtyle nicht gewöhnlich. — S. 98. „Ich achte, daß anſtatt ich glaube, meyne, halte dafür, daß ꝛc. — S. 58. „Sitten und Anſtand, **wo** ſie vormals auf ſtolz war“ anſtatt: **worauf** ſie ꝛc. — S. 101. „Alle große **Kunden** erfodern Nachforſchung und erhabne Betrachtung der Natur.“ **Kunde**, in dieſer Bedeutung, gebraucht man ſonſt nicht

nicht im Plural. — S. 185. „Alſo Deß waren ſie ſämmtlich zufrieden." So kann der Dichter wohl ſagen. Der Proſaiſt ſagt: damit waren ſie ſämmtlich zufrieden. — S. 201. „entblößt an Tugend ſeyn" (οὐ κεκτῆσθαι ἀρετήν). — S. 207. unterordnet für untergeordnet. S. 268. willführe ſtatt willfahrete. — S. 210. „Der keines von allen dieſen wird ihm nun erzeiget." — S. 235. Sühnungen opfern ſagt man nicht; wohl aber Sühnopfer bringen. — S. 251. „Denn es gelüſtet ſie des Unſterblichen" anſtatt „nach dem Unſterblichen." — S. 304. in einer Note zum Gaſtmahle: „Bey den Griechen ſtellten oft die dramatiſchen Dichter als Schauſpieler mit vor. Mit vorſtellen wird nicht ſo abſolut gebraucht.

Ich will nun die Stolbergiſchen Arbeiten als Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen betrachten und mit dem Originale vergleichen. Am längſten werd' ich beym Sympoſion verweilen, weil dieſer Dialog den meiſten Leſern wohl der intereſſanteſte ſeyn möchte. Zuerſt jedoch nur einige der Erinnerungen und Zweifel, die ſich mir beym Leſen des Phaidros darboten. — Daß der Verfaſſer eine genaue Kenntniß der Sprache der Urſchrift zeigt, daß Er nicht nöthig hatte, wie ſo manche andere deutſche Ueberſetzer zu Ficino's Arbeit, oder zu Ueberſetzungen in neuere Sprachen, ſeine Zuflucht zu nehmen, verſteht ſich bey dem mit Recht geſchätzten Ueberſetzer des Homeros und anderer Griechiſchen Dichter von ſelbſt, wiewohl das Eindringen

in den Geiſt der Griechiſchen Dichter und ein völliges Verſtehen des Philoſophen Platon, an ſich ſehr verſchiedene Dinge ſind.

In der Ueberſ. des Phaidros alſo heißt es von der Oreithyia S. 8.: „Ja ich könnte klügelnd erklären, wie der Wind des Boreas die Jungfrau, als ſie mit der Pharmakeia ſpielete, von den Felſen hinunter geworfen habe.“ Dazu macht der Hr. Graf S. 130. die Anmerkung: „Die Fabel erzählt, Oreithyia habe Blumen geleſen, als Boreas ſie entführte. Es können auch Heilkräuter geweſen ſeyn. Heilung und Arzney heißt auf Griechiſch Pharmakeïa u. ſ. w.“ Der Sinn dieſer Stelle ſcheint ganz verfehlt. *Φαρμακεία* war eine Quelle, zufolge Timaei Lexic. Plat. p. 268. Ruhnkenii edit. II., deſſen Anmerkung zu vergleichen iſt. Heyne in ſeinen Noten zum Apollodor p. 854. vermuthete daher, an unſrer Stelle ſey für *σὺν Φαρμακείᾳ* zu leſen *ἐπὶ Φ.* — S. 49. und ſonſt iſt der für *σωφροσύνη* gewählte Ausdruck Beſcheidenheit gar nicht erſchöpfend. Ein ganz dem Griechiſchen entſprechendes Wort haben wir Deutſchen freylich ſo wenig als die Römer. Cicero, bemerkt Garve in ſeinen vortreflichen Anmerkungen zu deſſen Abhandlung von den Pflichten ſehr richtig, mußte mehrere Wörter häufen, um durch ihre Verbindung, in den Gemüthern ſeiner Römiſchen Leſer, die Begriffe nach und nach ſtückweiſe hervorzubringen, welche das Wort *σωφροσύνη* bey einem Griechen auf Ein Mal hervorbrachte. Temperantia, die Mäßigung, zeigt

im

im genaueſten Verſtande, nur die Verminderung deſſen an, was zu viel; die Beſänftigung deſſen, was zu heftig iſt: moderatio, die Selbſtbeherrſchung, zeigt die Beſtimmung einer gewiſſen Regel an, welche von der Vernunft vorgeſchrieben werden muß. Beydes zuſammen, inſofern es die Bewegungen der Seele zum Gegenſtande hat, machte die σωφροσύνη aus. — Auch nach dieſer Entwickelung iſt die unvollkommene Ueberſeẓung Mäßigung doch wenigſtens beſſer, als das vom Ueberſeẓer Platon's gebrauchte Wort Beſcheidenheit. — p. 352. ed. Bip. ſagt Sokrates Ἀλλ' ἢ τὰς Νέστορός τε καὶ Ὀδυσσέως τέχνας μόνον περὶ λόγων ἀκηκοὰς, ἃς ἐν Ἰλίῳ σχολάζοντε συνεγραψάτην, τῶν δὲ Παλαμήδους ἀνήκοος γέγονας; Darauf antwortet Phaidros: Καὶ ναὶ μὰ Δία ἔγωγε τῶν Νέστορος. εἰ μὴ Γοργίαν Νέστορα τινὰ κατασκευάζεις· ἤ τινα Θρασύμαχόν τε καὶ Θεόδωρον, Ὀδυσσέα. Sokrates erwiedert: Ἴσως. ἀλλὰ γὰρ τούτους ἐῶμεν κ. τ. λ. Dieſe Stelle überſeẓt der Hr. Graf: „Haſt du nur die Redekünſte des Neſtors (Neſtor) und des Odyſſeus gehört, wenn ſie vor Ilion in Stunden der Muße Reden zuſammen ſchrieben, und biſt des Palamedes Zuhörer nicht geweſen?“ (Das leẓte iſt im Originale durch den Gegenſaẓ τῶν δὲ Παλαμήδους deutlicher.) Phädr. „Wie beym Zeus! ich des Neſtors? wenn du mir nicht etwa den Gorgias zum Neſtor machſt u. ſ. w.“ Die Antwort ſollte überſeẓt ſeyn: „Ja, beym Zeus! auch Neſtor's (Zuhörer) nicht: wenn du nicht et-

wa u. ſ. w." Bey den Worten Καὶ ναὶ μὰ Δία ἔγωγε τῶν Νέστορος iſt nämlich die Ellipſe: ἀνήκοος γέγονα. Auch Ficino hat die Worte unrichtig gefaßt, welcher überſetzt: Et per Jovem Nestoris orationem audivi. — In der bekannten ſchönen Stelle über die Raſerey, welche von den Muſen kommt, heißt es S. 43. „Wer ohne dieſe Raſerey der Muſen den poetiſchen Pfoſten nahet, wer da wähnet, durch Kunſt ein guter Dichter zu werden, hinſchwinden wird der! hinſchwinden die Dichtung des Beſonnenen vor des Raſenden Poeſie!" Hier wollen mir die poetiſchen Pfoſten nicht gefallen. Lieber: die Pforten der Dichtkunſt. Für wer da wähnet, lieber in dem Wahne, um näher bey der Wortverbindung des Originales zu bleiben. Der Nachſatz aber iſt im Deutſchen wohl mißgeglückt. Griechiſch lautet er ſo: ἀτελὴς αὐτός τε καὶ ἡ ποίησις ὑπὸ τῆς τῶν μαινομένων ἡ τοῦ σωφρονοῦντος ἠφανίσθη. Etwa lieber: „unvollkommen bleibt der, und die Poeſie eines ſolchen nüchternen, ſchulweiſen Dichters ſchwindet hin vor der Dichtung der Raſenden (Begeiſterten)." — In der philoſophiſchen Demonſtration S. 44. iſt ἀρχὴ nicht gut durch Urſprung überſetzt. Princip wäre hier das paſſendſte geweſen. — S. 105. auf der unterſten Zeile gehörte wohl im Deutſchen nach aber ein nicht in den Satz, obgleich im Griechiſchen p. 373. Bip. bloß πρὶν ſteht. — Uebrigens ſind viele Stellen im Phaidros ſehr gut, zum Theil ſchön überſetzt, ſo daß ſie ſich faſt ohne Anſtoß mit Vergnügen leſen laſſen, wie

wie z. B. S. 102—126. das trefliche Stück des Originals, wo u. a. von den Vortheilen und Nachtheilen der Schrift die Rede iſt. In der Stolbergiſchen Ueberſetzung ſcheint mir Platon's lebendiger Geiſt leichter wieder zu erkennen, als in der Ueberſetzung derſelben Stelle von dem gelehrten und ſcharfſinnigen Tennemann, die ſich in ſeinem Syſtem der Platon. Philoſ. I. B. S. 129. ff. findet. Auch ſind wohl beſonders die Stellen gelungen, wo Platon's Vortrag ſich bis zum Poetiſchen erhebt, wie z. B. S. 54. ff., was von dem eignen poetiſchen Genius Stolberg's zu erwarten war. Auch die maleriſche Beſchreibung der Scene des Geſprächs im Phaidros S. 10. läßt nicht viel zu wünſchen übrig. Weniger genügen die Theile dieſes Geſprächs, ſo wie der andern Dialogen in dieſer deutſchen Nachbildung, worin im Griechiſchen ein leichter Geſprächston herrſcht, und die, wo eigentlich philoſophirt wird.

Auf die Ueberſetzung des Phaidros folgt S. 163—172. der Auszug eines Theils von Platon's ſiebenten Briefe von der Hand des Hrn. Prof. Kiſtemaker, zur Vergleichung mit einer Stelle in jenem Dialog. Er lieſt ſich gut bis auf kleine Flecken des Ausdrucks, wie S. 170. ſelbe; S. 171. Verſchimpfung.

Jetzt die Bemerkungen, Erinnerungen und Zweifel, die bey mir die Vergleichung der Stolbergiſchen Ueberſetzung des Gaſtmahls mit dem Original, zuweilen auch mit der ſchon erwähnten Ueberſetzung in der Thalia, veranlaßte.

S. 175. der Stolb. Ueberſ. heißt es: o phaleriſcher Apollodoros! Viel beſſer der andere Ueberſetzer: „He da, geſtrenger Herr Apollodorus, Bürger und Zünfter von Phaleron!“ Denn das von Platon ſelbſt durch die Worte καὶ παίζων ἅμα τῇ κλήσει angedeutete Scherzhafte liegt eben darin, daß der Bekannte des Apollodoros ſeine Anrede mit einer Formel macht, die nur vor Gericht und in öffentlichen Verſammlungen gebraucht wurde, wo man zu dem eignen Namen eines Mannes auch den Namen des δῆμος ſetzte, wozu er gehörte. Vergl. das Programm von Schütz: Lectt. Platonicar. Particula I. 1790. — Ueberhaupt iſt der ganze Eingang mit dem Geſpräch zwiſchen Apollodoros und ſeinem Bekannten, in der Thalia lebhafter, feiner, launigter überſetzt. Weniger als die Stellen, welche ein vorzüglich glückliches Talent des Dialogirens erfodern, mißlingen dem Hrn. Grafen, nach meinem Gefühl wenigſtens, ſolche, die Erzählung enthalten, wie z. B. die Erzählung des Alkibiades von ſeinen Verhältniſſen zum Sokrates. Daß übrigens beym Sympoſion die äußere Form dieſes Dialogs, nach welcher Apollodoros die Geſpräche Agathon's und ſeiner Gäſte erzählt, ganz beybehalten iſt, und nicht bloß die dramatiſchen Perſonenzeichen geſetzt ſind, wie vom Ueberſetzer in der Thalia, daran iſt, glaub' ich, Recht geſchehn. Denn die andere Verfahrungsart ſtimmt mit der Einleitung, wo doch einmal die folgenden Geſpräche als Erzählungen im Munde des Apollodoros angegeben werden, nicht völlig zuſammen,

Digitized by Google

men, obgleich bey jener das oft wiederkehrende ſagte er, ſagte ich u. ſ. w. nicht zu vermeiden war.

S. 186. 187. Stolb. „Indeſſen genießen wir, die an dieſem Ende liegen, nicht gleichen Vortheils mit jenen, (;) denn wenn ſie ſchön, und des Gegenſtandes würdig geſprochen haben, ſo wird uns allen daran genügen. Doch wünſch' ich dem Phädros zu ſeinem Beginnen Glück. Er preiſe den Eros zuerſt!“ Ἀλλὰ iſt nicht denn; und das zweyte ἀλλὰ möcht' ich hier nicht durch doch geben. Der Ueberſetzer in der Thalia: „Uns, die wir hier unten ſitzen, wird es freylich nicht zum beſten ergehen. — Was wird uns nach ſo vielen zierlichen Reden noch übrig bleiben? Doch die ſchönen Reden ſelbſt werden unſer Troſt ſeyn. So mag denn Phädrus in Gottes Namen beginnen!“ Beyde Ueberſetzungen ſind nicht ſo genau, als ſie ſeyn könnten. Die Worte des Originals ſind: *καίτοι οὐκ ἐξ ἴσου γίγνεται ἡμῖν τοῖς ὑστάτοις κατακειμένοις· ἀλλὰ ἐὰν οἱ πρόσθεν ἱκανῶς καὶ καλῶς εἴπωσιν, ἐξαρκέσει ἡμῖν. ἀλλὰ τύχῃ ἀγαθῇ καταρχέτω Φαῖδρος, καὶ ἐγκωμιαζέτω τὸν Ἔρωτα.* Vielleicht wäre folgende Verdeutſchung treuer als beyde: „Freylich wird es uns hier auf den untern Plätzen nicht gleich gut mit Jenen. Doch wenn nur die Vormänner brav und ſchön geredet haben, ſoll's uns genügen. So beginne denn Phaidros in Gottes Namen, und preiſe den Eros!“ — Beyläufig: Indem ich die Griechiſche Form Phaidros beybehalte, erlaub' ich mir die Frage: Warum

ſagt der Herr Ueberſetzer allenthalben Phädros, und Delphö S. 9. 313., halb Lateiniſch, halb Griechiſch? Warum nicht entweder ganz Griechiſch Phaidros, Delphoi, oder nach dem Lateiniſchen Phädrus, Delphi? Zumal da er ſagt Herakleitos S. 205.; Oreithyia S. 8.; Eileithyia S. 316. Warum behält man das ει im Deutſchen bey, aber nicht οι? Darüber wünſchte ich Belehrung.

S. 188. iſt der Vers des Parmenides überſetzt:

„Vor den andern Göttern zuerſt erſann er den Eros.“

Hier iſt der Ausdruck erſann unpaſſend. Auch das er iſt wahrſcheinlich nicht richtig. Ich ſage wahrſcheinlich: denn weil das Fragment iſolirt da ſteht, läßt ſich nicht mit Gewißheit entſcheiden. Vergl. Fülleborn's Ausgabe und Ueberſ. der Fragmente des Parmenides S. 87.

S. 189. „Und ſo geſinnet mit einander zu Felde ziehend, würd' ein kleines Häufchen, ſo zu ſagen, alle Menſchen beſiegen!“ So zu ſagen iſt hier nicht an ſeiner Stelle. Richtiger der Ueberſ. in der Thalia: um mit einem Mal alles zu ſagen. Denn ὡς ἔπος εἰπεῖν heißt 1) um ein tüchtiges Wort heraus zu ſprechen; auch wohl um es kurz und rund heraus zu ſagen; 2) um etwas Auffallendes zu ſagen. An unſrer Stelle paßt die Bedeutung von Nr. 1. beſſer. — Der Aus-

Ausdruck ein kleines Häufchen für ὀλίγοι ὄντες iſt zu unedel; das doppelte Particip in Einem Komma möchte hier auch wohl nicht leicht gefallen.

Daſ. „Denn ein liebender Mann würde lieber erröthen, von allen andern als vom geliebten Knaben geſehen zu werden, es ſey, daß er aus ſeiner Reihe träte, oder daß er die Waffen von ſich würfe.“ Vom lieber Erröthen ſteht nichts im Text. Es heißt Kap. VI. §. 8. ἐρῶν γὰρ ἀνὴρ ὑπὸ παιδικῶν ὀφθῆναι ἢ λιπὼν τάξιν, ἢ ὅπλα ἀποβαλὼν, ἧττον ἂν δήπου δέξαιτο, ἢ ὑπὸ πάντων τῶν ἄλλων. Ueberdieß iſt wohl die ganze hier genommene Wendung etwas undeutſch. Beſſer der Ueberſetzer in der Thalia: „Eher vor den Augen der ganzen Welt, als vor den Augen ſeines Lieblings, würde der Liebende ſein Glied verlaſſen oder ſeinen Schild wegwerfen.“

Bey der Stelle: Αἰσχύλος δὲ φλυαρεῖ — Ὅμηρος p. 25. ed. Wolf. wundere ich mich, daß der Hr. Graf der ſcharfſinnigen und ſehr wahrſcheinlichen, auch von Wolf gebilligten Vermuthung Valckenaer's nicht gefolgt iſt, der das Ganze für eine Randgloſſe erklärt.

Auch bey den ſchwierigen Worten auf derſelben Seite: διὰ ταῦτα — ἀποπέμψαντες, deren Aechtheit in mancher Rückſicht verdächtig iſt, hat der Hr. Graf, ohne etwas zu erinnern, ruhig fort überſetzt. Auf die Schwierigkeit dieſer Stelle hatte ſchon Wolf in ſeiner Ausgabe S. 25. auf-

Digitized by Google

merkſam gemacht. Zu heben ſuchte ſie Schütz in ſeinen Lectt. Platonicis P. I., der eine doppelte Verbeſſerung vorſchlägt; auch der Ueberſetzer in der Thalia S. 187. 188., der eine Verwechſelung der Namen Orpheus und Alkeſtis vermuthet.

S. 193. „Endlich ſuchen ſie die unverſtändigſten auf, ſo ämſig ſie können.“ ἔπειτα, ὡς ἂν δύνωνται, ἀνοητάτων. Kap. IX. Vielleicht hätte der Hr. Graf nach einer glücklichen Conjektur von Schütz überſetzt, wenn er ſie gekannt hätte. Dieſer Gelehrte ſagt: „Unius literae mutatione huic loco veritatem et elegantiam reſtituimus; corrigendum ſcil. eſt ultimum vocabulum ac legendum ΑΝΟΗΤΑΤΩΣ. Sic tribus partibus conſtat inter coeleſtis qui dicitur Amoris et vulgivagi aſſeclas differentia; primum *ſexu* qui ametur, deinde *parte*, quae ametur, corpore an anima; poſtremo amandi *modo*. Ἀνοητως amare eſt, libidinibus adeo intemperanter indulgere, ut eas etiam contra naturam expleas; notum eſt τα ανοητα apud Ariſtophanem de exceſſu vel abuſu libidinis, et foeda eius turpitudine uſurpari.“ Im folgenden (§. 4.) hält derſelbe geſchmackvolle Philolog die Worte τοῦτο δὲ πλησιάζει τῷ γενειάσκειν für ein Gloſſem, und, wie ich glaube, mit vieler Wahrſcheinlichkeit. Wozu ſollte ſich Pauſanias eine ſo überflüſſige Bemerkung erlaubt haben? Schütz hat auf noch mehrere andere Gloſſeme in dieſem Dialog mit vielem Scharfſinn aufmerkſam gemacht, bald mit größe-

rer,

Digitized by Google

rer, bald mit geringerer Wahrſcheinlichkeit. Schade, daß der Hr. Graf deſſen Vermuthungen nicht kannte. Denn über Gloſſeme wäre wohl ein guter Ueberſetzer, dem der Zuſammenhang des Ganzen und der einzelnen Theile in der größten Klarheit vorſchweben muß, ein vorzüglich geſchickter Richter.

S. 202. „Als nun — eine Pauſe entſtanden war, weil Pauſanias ausgeredet hatte, (denn, ſagte er, ſolchen gleichtönenden Worten nachzujagen, lehren mich unſre Weiſen) ſo ꝛc.“ Beſſer der Ueberſetzer in der Thalia: „Nachdem nun Pauſanias pauſirt hatte.“ Παυσανίου δὲ παυσαμένου.

Kap. XII. §. 6. heißt es: δεῖ γὰρ δὴ τὰ ἔχθιστα ὄντα ἐν τῷ σώματι, φίλα οἷόν τ' εἶναι ποιεῖν, καὶ ἐρᾶν ἀλλήλων. In der Stolb. Ueberſetzung: „Denn man muß vermögen, dasjenige, was im Leibe ſich anfeindet, auszuſöhnen und in Liebe zu vereinigen.“ Hier iſt τὰ ἔχθιστα ὄντα nicht gut überſetzt: dasjenige, was ſich anfeindet. Lieber: die feindſeligſten Dinge. Sich anfeinden erweckt einen andern Begriff, als feindſelig ſeyn. Von lebloſen Dingen paßt überdieß jener Ausdruck gar nicht.

Die Stolbergiſche Ueberſetzung der Heraklitiſchen Stelle S. 205. halte ich nicht für richtig. Sie lautet ſo: „Die Einheit, ſagt er (Herakleitos) ſey zwar eine Diſſonanz, ſtimme aber mit

ſich

ſich ſelber überein, wie die Harmonie des Bogens und der Leier.“ Τὸ ἓν iſt hier nicht zu überſetzen die Einheit. Denn Herakleitos ſcheint darunter das Univerſum verſtanden zu haben. Vergl. Sydenham's Note. Die Worte διαφερόμενον αὐτὸ αὐτῷ ξυμφέρεσθαι ſind, glaub' ich, von den bisherigen Ueberſetzern und Erklärern nicht befriedigend gefaßt und erörtert. Unter andern giebt ſie der Ueberſetzer in der Thalia: „Das Univerſum iſt in ſich ſelbſt verſchieden, und doch mit ſich ſelbſt übereinſtimmend ꝛc.“ Allein ich vermuthe, διαφέρεσθαι heiße hier nicht verſchieden ſeyn, ſondern im Streit ſeyn, und es werde durch die dunkle Stelle nichts anders gemeynt, als die auch ſonſt bekannte Lehre des Philoſophen von Epheſos: Streit und Krieg bewirke das Entſtehn des Univerſums. Von dieſer ſ. Tiedemann's Geiſt der ſpecul. Philoſ. I. B. S. 200. Dort muß es aber Not. 2. ſtatt p. 951. heißen p. 195. In Abſicht der unverſtändlichen Worte ὥσπερ ἁρμονίαν τόξου τε καὶ λύρας iſt auch mir die ſcharfſinnige Conjectur des Hrn. Baſt in deſſen Krit. Verſuch über den Text des Platoniſchen Gaſtmahls S. 41. das wahrſcheinlichſte, welcher lieſt: ὥσπερ ἁρμονίαν τοῦ ὀξέος τε καὶ βαρέος. Herakleitos wollte, denk' ich, ſagen: So wie aus Dingen, die zuvor nicht übereinſtimmten, vielmehr in Streit waren, nämlich aus hohen und tiefen Tönen, wenn dieſe durch die Tonkunſt in Einklang gebracht werden, Harmonie entſteht: ſo forme ſich das Univerſum zu einem zuſammen ſtimmenden Gan-

Digitized by Google

Ganzen aus vorher mit einander ſtreitenden [des Herakleitos Theorie zufolge aus dem Grundfeuer ſich lostrennenden und ſcheidenden] Elementen.

Ueber die ſchwierige Stelle Kap. XV. §. 3. p. 48. ed. Wolf. geht der Hr. Graf ſehr leicht hin. Er überſetzt ſtillſchweigend: „Als Zeus das gethan hatte, durchſchnitt er die Menſchen, wie man Eyer zum Einſalzen mit einem Haare ſpaltet.“ Aber es ſtehen ja noch einige Worte im Texte. Doch vielleicht haben wir ihn an dieſer Stelle, auch nach den Bemühungen der ſcharfſinnigſten Kritiker (ſie ſind erwähnt in Wolf's Ausgabe a. a. O., womit noch zu vergleichen iſt Ruhnken. ad Timaei Lex. Plat Ed. altera p. 189.) noch nicht ganz in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, noch nicht frey von allen Einſchiebſeln. Darüber, daß die Alten Eyer mit einem Haare geſpalten hätten, haben die ſämmtlichen Ausleger bis jetzt auch noch keine Parallelſtelle geben können. Doch ſcheint mir die Sache an ſich nicht unſtatthaft, da man auch heut zu Tage beym Seifekochen die Seife oft mit Drat, allenfalls auch mit einem Pferdehaare, zerſchneidet, weil bey einer ſo weichen Maſſe das Meſſer nicht ſo gute Dienſte thut. Daſſelbe konnte bey abgeſottenen Eyern (denn von dieſen muß hier die Rede ſeyn) ſtatt finden.

Der Anfang der Rede Agathon's Kap. XVIII. lautet ſo: Ἐγὼ δὲ δὴ βούλομαι πρῶτον μὲν εἰπεῖν, ᾗ χρή με εἰπεῖν, ἔπειτα εἰπεῖν. Dieß überſetzt der Hr. Graf: „Zuvörderſt will ich den Geſichtspunkt feſtſetzen, aus welchem ich dieſen

Gegen-

Gegenſtand behandeln werde, und dann zum Inhalt übergehn.“ Der Sinn iſt gut ausgedrückt; aber der den Agathon charakteriſirende Ton eines zierlich ſeyn ſollenden Gleichklangs am Schluſſe der kleinen Sätzchen, welcher aus dem in einem ſo kleinen Zwiſchenraum drey Mal wiederholten εἰπεῖν entſpringt, iſt ganz verloren gegangen; der verfehlten Kürze des ἔπειτα εἰπεῖν nicht zu gedenken. Uebrigens hat die Nachbildung der Rede Agathon's im Ganzen den Charakter des Originals.

S. 226. iſt nach der gewöhnlichen Interpunction überſetzt: „Als aber der Liebe zum Schönen dieſer Gott entſproſſete (entſproß), ſuchten alle guten Dinge die Götter und die Menſchen heim.“ ἐπειδὴ δ' ὁ θεὸς οὗτος ἔφυ ἐκ τοῦ ἐρᾶν τῶν καλῶν, πάντ' ἀγαθὰ γέγονε καὶ θεοῖς καὶ ἀνθρώποις p. 63. ed. Wolf. Der Ueberſetzer in der Thalia ſetzt das Komma nach ἔφυ, und zieht das ἐκ τοῦ ἐρᾶν zum folgenden: „Seitdem aber dieſer Gott geboren iſt, kam aus der Liebe zum Schönen alles Glück für Götter und Menſchen.“ Dieß ſcheint mir natürlicher und paſſender. — Die Ueberſetzung der zwey Verſe gegen das Ende von Agathon's Rede iſt dem Hrn. Grafen von ſeinem Freunde Voß mitgetheilt.

S. 227. ſind die Reime in Agathon's zierlicher Proſe vom Ueberſetzer glücklich nachgebildet: πρᾳότητα μὲν πορίζων, ἀγριότητα δ' ἐξορίζων· φιλόδωρος εὐμενείας, ἄδωρος δυσμενείας. „Die Milde ſchenket, das Wilde verbannet er; Freundſchaft

ſchaft ſpendend, Feindſchaft wendend.“ Im nächſt folgenden iſt unſtreitig ἵλεως ἀγαθοῖς die wahre Leſart, die ſich ſchon im Stobäus findet, von Fiſcher angeführt und von Wolf in den Text aufgenommen iſt. Der Hr. Graf legt ſie S. 307. Hrn. Kiſtemaker bey. Man ſieht alſo, daß er nicht einmal die Wolfiſche Ausgabe allenthalben verglichen hat. Nach jener Leſart, die ich auch ohne die Auctorität des Stobäus in den Text aufgenommen haben würde, muß es denn in der Ueberſetzung heißen: günſtig den Guten. — θεατὸς σοφοῖς überſetzt Stolberg: Freude zu ſchauen den Weiſen. Beſſer in der Thalia: geachtet von Weiſen. — Die folgenden Worte ζηλωτὸς ἀμοίροις, κτητὸς εὐμοίροις, haben in beyden Ueberſetzungen durch die Umſchreibung viel verloren. In der Ueberſetzung des Grafen: werth der Eiferſucht aller, die ihn nicht beſitzen, wird er Glücklichen zu Theil, wird auch die Symmetrie der Sätze zerſtört. Freylich iſt aber von dieſer Stelle vielleicht keine Verdeutſchung möglich, welche die Gegenſätze von ζηλωτὸς und κτητὸς, von ἀμοίροις und εὐμοίροις, in dieſer Verbindung ganz erſchöpfte.

Die Worte vom Eros: τρυφῆς, ἁβρότητος, χλιδῆς, χαρίτων, ἱμέρου, πόθου, πατήρ, überſetzt Stolberg: der Zartheit, der Anmuth, des Liebreizes, der Grazie, des Verlangens, der Sehnſucht Vater. Hiebey bemerke ich: Anmuth entſpricht keinem von beyden erſten Worten der Urſchrift. ἁβρότης möchte in gewiſſen Verbin-

dun-

dungen ſich wohl durch Zartheit überſetzen laſſen. Hiernach müßte es dann in der Stolb. Ueberſetzung das zweyte Wort ſeyn, nicht das erſte. Allein hier ſcheinen mir alle jene ſechs Worte nicht etwas Objectives, ſondern etwas Subjectives ausdrücken zu ſollen: nicht Eigenſchaften des geliebten Gegenſtandes, ſondern Modificationen in der Seele des Liebenden. Daher möchte τρυφῆς wohl am beſten gegeben werden: des feinern Genuſſes, wie auch ſchon der Ueberſetzer in der Thalia hat. Für ἁβρότης wäre aber dem Obigen zufolge noch ein ganz entſprechender Ausdruck zu ſuchen. Denn das in der Thalia gebrauchtee der Annehmlichkeit thut nicht Genüge. Etwa der wollüſtigen Zärtlichkeit? wenn dieß nicht etwas zu viel ſagt. χλιδὴ aber iſt gar nicht, was wir Liebreiz nennen; und das in der Thalia dafür gebrauchte der ſüßern Freuden erſchöpft es auch nicht. χλιδῆς würde ich hier geben: der ſchmelzenden Wonne. Denn es kommt her von χλίω, calore ſolvo, mollio; dann deliciis frango. Die Bedeutungen des Griechiſchen Worts findet man am genaueſten angegeben in Timaei Lex. Plat., wo Ruhnken's gelehrte Note in ſeiner zweyten Ausgabe S. 276. zu vergleichen iſt. — Für χαρίτων wäre, wenn meine Vorausſetzung richtig iſt, hier auch ein anderes Wort zu ſuchen, als Stolbergs: der Grazie. Der Ueberſetzer in der Thalia giebt es nicht befriedigend: des höhern Vergnügens. Etwa: der vergeltenden Freuden? Doch vielleicht giebt eine Vergleichung mit Herder's feiner Entwicke-

lung

lung des Begriffs Charis in den Horen 1795. XI. St. S. 18. ff. einen glücklichern Ausdruck an die Hand. — Für *ἱμέρου* iſt das in der Thalia gebrauchte des Schmachtens gut gewählt. *πόθου* iſt allerdings: des Verlangens, oder mit dem Ueberſetzer in der Thalia der Sehnſucht.

S. 228. „ich — war vor Schaam in Begriff — laufend zu entfliehen.“ Durch zu große Wörtlichkeit undeutſch. Die Worte *ἔγωγε — ὑπ' αἰσχύνης ὀλίγου ἀποδρὰς ᾠχόμην* ließen ſich etwa überſetzen: „ich — wäre vor Schaam um ein Haar davon gelaufen.“

S. 228. 229. „Ich fürchtete, daß Agathon zuletzt das Haupt des in der Rede gewaltigen Gorgias gegen meine Rede ſendend, mich verwandeln würd' in einen ſprachloſen Stein.“ Das ſenden iſt hier unpaſſend, wenn gleich im Griechiſchen *πέμψας* ſteht. Die durch eine andere, gewöhnlichere Wortſtellung ſo leicht, als der Hiatus zu vermeidende Eliſion ſcheint hier eben ſo wenig angenehm, als das Vorſetzen des Zeitworts, womit der Satz ſich hätte ſchließen ſollen, wie im Griechiſchen. Treuer ſcheint folgende Ueberſetzung: „Ich fürchtete, am Ende möchte mir Agathon noch während ſeines Vortrags (*ἐν τῷ λόγῳ*) das Haupt des Gorgias, des gewaltigen Redners, gegen meine Rede hin halten, und mich ſelbſt zu einem ſprachloſen Stein machen.“ (*αὐτόν με λίθον τῇ ἀφωνίᾳ ποιήσειε.*)

S. 229. unten. „Schön iſt und ſcheinbar eure Lobpreiſung gerathen.“ *σεμνῶς* iſt ja nicht ſcheinbar. Stattlich war hier ſchon beſſer.

Kap. XXI. §. 7. hätte der Hr. Graf mit Wolf eine Parentheſe anbringen ſollen, wodurch der Text offenbar an Deutlichkeit des Zuſammenhanges gewinnt. Ueberhaupt befremdet es, daß nicht die Wolfiſche Ausgabe, bis jetzt doch unſtreitig die beſte, bey dieſer Ueberſetzung zum Grunde gelegt iſt.

Kap. XXI. §. 9. heißt es: *Εἰπεῖν δὴ τὸν Σωκράτη· Οὐκοῦν δὴ τοῦτό γ' ἐστὶν ἐκείνου ἐρᾶν, ὃ οὔπω ἕτοιμον αὐτῷ ἐστὶν οὐδὲ ἔχει, τὸ εἰς τὸν ἔπειτα χρόνον ταῦτα εἶναι αὐτῷ σωζόμενα τὰ νῦν παρόντα;* — Stolb. S. 233.: „Wir kommen alſo dahin, fuhr Sokrates fort, man liebt auch dann dasjenige, was einem noch nicht eigen geworden iſt, und was man nicht hat, nämlich den künftigen und bleibenden Beſitz des gegenwärtigen.“ Nicht ganz richtig und genau. Der Sinn iſt: „das was man gegenwärtig hat (*τὰ νῦν παρόντα*) auf die Zukunft erhalten wünſchen — heißt dieß nicht eben ſo viel als *ἐρᾶν* [dieſes, wie der Hr. Graf richtig bemerkt, für Agathon verfängliche Wort bedeutet ſo wohl lieben als begehren] was einem noch nicht zu Gebote ſteht, was er noch nicht hat?“

Kap. XXIII. §. 1. *καὶ γὰρ πᾶν τὸ δαιμόνιον μεταξύ ἐστι θεοῦ τε καὶ θνητοῦ.* Stolb.: „Denn das ganze dämoniſche Weſen iſt mittlerer Art,

Digitized by Google

Art, zwiſchen der Gottheit und dem Sterblichen.“ Lieber: „denn alles, was zu den Dämonen gehört, iſt *ein* Mittelweſen zwiſchen der Gottheit und dem Sterblichen.“

In demſelben Kap. iſt die Perſonification Πόρος nicht gut durch Betrieb überſetzt. Sonderbar nimmt ſich zumal das Wort in der Stolb. Ueberſetzung ohne den Artikel aus S. 239.: „Als Aphrodite geboren war, hielten die Götter ein Mahl, zu welchem nebſt den andern auch Betrieb ſich einfand, ein Sohn der Klugheit.“ Und S. 240.: „Ihm nachſtellend, und ihrer Dürftigkeit wegen lüſtern, ein Kind von Betrieb zu gebären, legte ſich die Armuth zu ihm, und empfieng den Eros.“ Dadurch, daß das Wort im Deutſchen ohne Artikel geſetzt worden, iſt das Gepräge der Perſonification eines allgemeinen Begriffs, ganz verwiſcht. Auch iſt Betrieb nicht einmal die Hauptidee des Worts, auf die es hier vornämlich ankam, da Πόρος hier gewiſſermaßen der *Πενία* entgegen geſetzt wird, ihr aber in der von Platon angeführten Erzählung eher als jenem, Betriebſamkeit zukommt. Ich würde die Griechiſchen Worte Poros und Penia beybehalten, und ſie in einer Parentheſe oder Note dem Zuſammenhange gemäß erklärt haben. Dieſem zufolge iſt offenbar Ueberfluß der Hauptbegriff. Sollte aber Penia deutſch gegeben werden, ſo würde ich lieber Dürftigkeit als Armuth geſetzt haben, weil von beyden faſt gleich viel ſagenden Worten das

Digitized by Google

erſtere in dieſem Zuſammenhange doch bedeutſamer iſt.

Kap. XXIV. wird ὦ ξένη, worunter Diotima gemeynt iſt, vom Hrn. Grafen S. 242. überſetzt o Fremdling! Wer redet wohl ein Frauenzimmer ſo an?

Kap. XXV. §. 5. Stolb. S. 246. unten: „So bald das Schwangere dem Schönen nahet, wird es wohlgemuth und ergeußt ſich in Wonne, und gebiert.“ Beſſer, wenn gleich nicht ſo wörtlich, der Ueberſetzer in der Thalia: „Wenn ſich nun ein vom Zeugungstriebe belebtes Weſen mit einem ſchönen Gegenſtande gattet, ſo wird es in Wonne und Entzückung aufgelöſt, und es erfolgt Zeugung und Befruchtung.“

Kap. XXV. §. 6. iſt die kleine Zwiſchenfrage Ἀλλὰ τί μην; „Was denn ſonſt?“ unüberſetzt geblieben. Bey demſelben §. merke ich beyläufig die ſinnreiche Conjectur von Abreſch in ſ. Dilucidd. Thucyd. p. 420. an. Dieſer Holländiſche Kritiker will für πτοίησις an dieſer Stelle πτοίησις leſen, und dieſe Verbeſſerung billigt auch Fiſcher in ſeiner neueſten Ausgabe von Platon's Phädon S. 284., der die Bedeutung dieſes Worts ausführlich erläutert.

Εἶεν, ἦν δ' ἐγὼ heißt nicht, wie es S. 247. überſetzt wird: Sollte das? ſondern: „Gut, das mag ſeyn, ſagte ich.“ Worauf Diotima hinzu fügt Πάνυ μὲν οὖν, und dadurch das vom Sokra-

Digitized by Google

Sokrates in ſchwächerem Tone Zugeſtandene ſtärker bekräftigt.

Am Schluſſe von Kap. XXVI. wo davon die Rede iſt, wie alles Sterbliche dadurch fortdauere, daß es etwas Gleichartiges, Neues zurücklaſſe, iſt *ταύτῃ τῇ μηχανῇ* S. 250. nicht gut überſetzt **durch dieſe Erfindung.** Lieber: **durch dieſe weiſe Einrichtung**, oder, mit dem Ueberſetzer in der Thalia: **durch dieſen Gang der Natur.** Im zunächſt folgenden ſollte die Hauptidee der **Unſterblichkeit wegen**, wie im Griechiſchen, voran geſetzt ſeyn.

Kap. XXVII. *Καὶ ἥ, ὥσπερ οἱ τέλειοι σοφισταὶ, Εὖ ἴσθι, ἔφη, ὦ Σώκρατες.* Dieſe Worte ſcheinen mir zu überſetzen: „Darauf antwortete ſie nach Art vollkommner Sophiſten: Verlaß dich darauf, Sokrates,“ ungefähr wie ſie der Hr. Graf gegeben hat. Der Ueberſetzer in der Thalia giebt die Stelle: „Darauf antwortete ſie mir ganz im Geiſte einer Eingeweihten,“ und macht die Anmerkung, die folgende Rede ſelbſt habe keineswegs das Gepräge einer ſophiſtiſchen Erklärung in dem ſchlimmen Sinne des Wortes u. ſ. w.“ Allein das ſagt jener Zuſatz auch in der wörtlichen Ueberſetzung nicht. Er iſt nämlich nicht auf die folgende ganze Rede zu beziehen, ſondern bloß auf den mit Vertrauen auf eigne Einſicht von Diotima gebrauchten Ausdruck: *Εὖ ἴσθι.* Dieſes Ausdrucks aber bedienten ſich die Sophiſten vorzüglich, wie in Platon's Euthydemos p. 10. T. III. ed. Bip.

Bip. die Sophiſten Euthydemos und Dionyſodoros ſagen: Ἀλλ' εὖ ἴσθι, ὦ Σώκρατες, τοῦτο οὕτως ἔχειν.

Undeutſch iſt wohl folgende Stelle S. 251. „Weſſen Seele von Jugend an ſchwanger gehet mit dieſen Früchten, göttlich ſeyend begehret der, wenn ſeine Zeit herankommt, zu zeugen und zu gebären. Nimmer wird er im Häßlichen!“ (Eine, wenn mein Gefühl mich nicht trügt, ſehr unangenehme Ellipſe, wozu das Griechiſche: ἐν τῷ αἰσχρῷ οὐδέποτε γεννήσει keine Veranlaſſung gab.) Schwanger ſeyend gehet er mehr den ſchönen Leibern nach, als den häßlichen.“

§. 5. ψυχὴ εὐφυής iſt durch reichhaltige Seele nicht genau überſetzt. Lieber fähige Seele. Oder warum nicht allenfalls ganz wörtlich: wohlgeborne Seele? Durch den Gebrauch von Seelenadel könnte man dieß zu einer leeren Titulatur herabgeſunkene Wort ſelbſt wieder adeln.

Im nächſt Folgenden S. 253. am Schluſſe des XXVII. Kap. ſollte es ſtatt „wegen ihrer Kinder“ heißen: wegen ſolcher Kinder (διὰ τοὺς τοιούτους παῖδας.)

Die dürftige Leibesblüte S. 254. möchte auch wohl keinem gefallen.

Die herrliche, unübertrefliche Rede der Diotima hat an vielen Stellen in der Ueberſetzung ſehr verloren, z. B. Kap. XXIX. Ὃς γὰρ ἂν μέχρις ἐνταῦθα πρὸς τὰ ἐρωτικὰ παιδαγωγηθῇ, θεώμενος

Digitized by Google

νος ἐφεξῆς τε καὶ ὀρθῶς τὰ καλὰ, πρὸς τέλος ἤδη ἰὼν τῶν ἐρωτικῶν, ἐξαίφνης κατόψεταί τι θαυμαστὸν τὴν φύσιν καλόν· τοῦτο ἐκεῖνο, ὦ Σώκρατες, οὗ δὴ ἕνεκα καὶ οἱ ἔμπροσθεν πάντες πόνοι ἦσαν. Stolb.: „Denn, wer bis dahin angeleitet worden, das Schöne nach ſeinen Ordnungen und auf rechte Weiſe zu betrachten, der wird, zur Vollendung der Liebeskunde fürder gehend, etwas, das wunderbar ſeiner Natur nach iſt, plötzlich erſchauen. Es iſt dasjenige, o Sokrates! deſſentwegen jene Uebungen alle vorangingen.“ Die Ueberſetzung würde ſchöner, und dem Geiſte der Urſchrift treuer ſeyn, wenn ſie weniger den Worten getreu wäre. Der Ausdruck **nach ſeinen Ordnungen** für ἐφεξῆς iſt etwas ſchleppend und ungewöhnlich, auch das Zeitwort **erſchauen** wohl nicht gebräuchlich, die Participialconſtruction aber mit **fürder gehend**, wenn gleich nicht eigentlich undeutſch, doch hier eben nicht angenehm, und der Zuſatz **Es iſt** offenbar überflüſſig. Beſſer klingt folgende Ueberſetzung in der Thalia, wiewohl dieſe wieder, ohne ſich vom Genius unſrer Sprache zu entfernen, ſich etwas näher an die Worte der Urſchrift hätte halten können: „Wer in den Myſterien der Liebe ſo weit gekommen iſt, daß er eine ſo richtige Philoſophie des Schönen erlangt hat, der iſt der letzten Einweihung nahe. Er ſteht nun an dem Ziele, wohin alle vorhergegangne Bemühungen allein abzweckten; Ihm offenbaret ſich nun mit einem Male der Anblick der ewigen Urſchönheit, jenes außerordentlichen Weſens.“

S. 255. immer ſeyend (ἀεὶ ὄν). Warum nicht ewig? — Wozu iſt doch wohl auf derſelben Seite (Kap. XXIX. §. 2.) das unbeſtimmte ἤ ἐν τῷ ἄλλῳ (oder ſonſt irgendwo) überſetzt: oder in irgend einer Hütte?

Daſ. §. 4. hat der Nachſatz σχεδὸν ἄν τι ἅπτοιτο τοῦ τέλους dadurch, daß die Partikel dann, welche hätte voranſtehn ſollen, die letzte Stelle erhielt, ein gezwungenes Anſehn und zugleich einen für das Ohr unangenehmen Schluß bekommen. Der Hr. Graf ſagt nämlich: „Wenn nun jemand, durch ächte Liebe zu den Jünglingen geleitet, von jenen Schönheiten ſich erhebend, dieſe Urſchöne zu ſchauen beginnet — die Vollendung erreichet er beynahe dann. Beſſer: dann iſt er beynah' am Ziele.

Daſ. §. 5. ἐνταῦθα τοῦ βίου, ὦ φίλε Σώκρατες, ἔφη ἡ Μαντινικὴ ξένη, εἴπερ που ἄλλοθι, βιωτὸν ἀνθρώπῳ, θεωμένῳ αὐτὸ τὸ καλόν. Die Stolb. Ueberſetzung dieſer Periode iſt mir undeutlich. „Wer dieſes erreichet, o geliebter Sokrates! der ſtehet auf einer Höh' allda, wenn irgendwo, dem Menſchen das Leben werth iſt, in der Urſchöne Beſchauung.“ Vielleicht iſt hier ein Druckfehler. Wörtlich würde die Stelle etwa ſo lauten: „Hier, theurer Sokrates, ſprach die Freundin aus Mantinea, hier, wenn irgend ſonſt wo, wird es dem Menſchen Wonne zu leben, im Schauen der Urſchönheit.“ — Im Folgenden ſollte in der Ueberſ. ſtatt nun es heißen jetzt. Beydes iſt nicht ganz einerley.

§. 7.

§. 7. Das veraltete: Schemen der Tugend für εἴδωλα ἀρετῆς würde ich auch hier nicht gebraucht haben, da das Griechiſche dazu keine Veranlaſſung giebt. Warum nicht Schattenbilder der Tugend?

Diotima's Rede endigt ſo; τεκόντι δὲ ἀρετὴν ἀληθῆ, καὶ θρεψαμένῳ, ὑπάρχει θεοφιλεῖ γενέσθαι, καὶ εἴπερ τῳ ἄλλῳ ἀνθρώπῳ, ἀθανάτῳ καὶ ἐκείνῳ. Dieſer ſchöne Schluß iſt durch die harte, undeutſche Wortſtellung im Nachſatze, ganz mißlungen: „Gebiert er aber, und erziehet wahre Tugend, ſo muß er den Göttern werth, und — wofern je ein Menſch es ward — unſterblich werden auch er!“ Lieber: — dann wird er ein Liebling der Götter, und, — wenn das irgend eines Menſchen Loos iſt — der Unſterblichkeit Erbe.

Kap. XXX. §. 1. Εἰπόντος δὲ ταῦτα τοῦ Σωκράτους, τοὺς μὲν ἐπαινεῖν, τὸν δὲ Ἀριστοφάνην λέγειν τὶ ἐπιχειρεῖν κ. τ. λ. Der Hr. Graf giebt dieß: „Da Sokrates ausgeredet hatte, lobten ihn einige, Ariſtophanes aber war in Begriff etwas zu ſagen u. ſ. w.“ Der Ueberſetzer in der Thalia: „Nachdem Sokrates aufgehört hatte zu ſprechen, erſchallten ihm Lobſprüche von allen Seiten. Ariſtophanes — wollte etwas ſagen.“ Die letztere Ueberſetzung drückt ſich viel ſtärker aus, als das Original: nicht gut. Denn Platon iſt viel zu fein, als daß er der Rede, die eigentlich ſeine Meynung, und mit der ganzen Fülle ſeiner ange-

ſtrengteſten Beredſamkeit vorgetragen, enthielt, bey den Zuhörern einen ſo ſtarken Eindruck zuſchreiben ſollte. Dieſen nach Verdienſt zu beſtimmen, überläßt er den Leſern. Er ſagt nur τοὺς μὲν ἐπαινεῖν. Bey der dem Agathon in den Mund gelegten, durchaus in deſſen Charakter gedichteten Rede, welche (wie man aus den Aeußerungen ſeines Sokrates, das iſt aus ſeinen eigenen ſieht) ihm ſelbſt gar nicht genügte, drückt er ſich dagegen ganz anders aus: Εἰπόντος δὲ τοῦ Ἀγάθωνος, πάντας ἔφη ὁ Ἀριστόδημος ἀναθορυβῆσαι τοὺς παρόντας, ὡς πρεπόντως τοῦ νεανίσκου εἰρηκότος καὶ αὑτῷ καὶ τῷ θεῷ. — Auf der andern Seite ſagt die Stolbergiſche Ueberſetzung wohl etwas weniger, als Platon ſagen wollte. Offenbar ſtellt dieſer die übrige Geſellſchaft und den Ariſtophanes gegen einander über (τοὺς μὲν — τὸν δὲ Ἀριστοφάνην). Ich würde alſo überſetzt haben: „Nachdem Sokrates ausgeredet hatte, lobten ihn die Andern, Ariſtophanes aber war im Begriff etwas zu ſagen."

Kap. XXX. S. 257. „Die angeſtoßene Thüre des Vorſaals:" ein undeutlicher Ausdruck. Es ward ſtark an die Thüre gepocht.

S. 258. „Agathon rief den Knechten zu: Knaben, werdet ihr nicht hinſehen?" Stolb. Der Ueberſetzer in der Thalia: „Geſchwind, Sklaven! ſagte Agathon, ſehet zu! u. ſ. w." Beyde verfehlen hier den feinen Ton des humanen Attiſchen Herren; der erſte durch den Ausdruck Knechte, der andere durch den Ausdruck Sklaven und

durch

durch den Imperativ. Im Original ſteht: τὸν οὖν Ἀγάθωνα, Παῖδες, φάναι, οὐ σκέψεσθε; lieber ſo: **Kinder! wollt ihr nicht nachſehn?**

§. 8. iſt ζηλοτυπῶν με überſetzt eiferſüchtelnd mit einem nicht unglücklich geprägtem neuem Worte. Doch liegt zum Diminutiv im Griechiſchen kein Grund.

Kap. XXXI. iſt ὀκτὼ κοτύλας überſetzt acht Maaß. Dieſer unbeſtimmte Ausdruck iſt nicht gut gewählt, weil bey vielen Leſern dadurch leicht die Idee von größern Maaßen erweckt wird, als wovon hier die Rede ſeyn kann, da Alkibiades ein Gefäß, das mehr als acht Kotylen hält, auf Ein Mal austrinkt. Der Griechiſche Ausdruck Kotylen war alſo hier beyzubehalten und in einer Note zu erklären.

S. 261. ſind die Worte **Was du befiehlſt, dir muß man gehorchen**, durch ein Verſehen zu dem Homeriſchen Verſe hinzu geſellt. Im nächſt Folgenden iſt οὖν (alſo, demnach) in der Ueberſetzung vergeſſen.

S. 264. „Biſt du nicht auch als Flötenſpieler bewundernswürdiger als jener?“ Man ſieht, der Ueberſetzer folgt der Interpunction in den ältern Ausgaben. Aber unſtreitig iſt die ſchon von Stephanus vorgeſchlagene und in Wolf's Ausgabe Kap. XXXII. §. 2. aufgenommene Interpunction beſſer: ἀλλ᾽ οὐκ αὐλητής; πολύ γε θαυμασιώτερος ἐκείνου.

Kap.

Kap. XXXIII. §. 8. werden die Worte ἀλλὰ ἰστέον ἤδη, τί ἐστι τὸ πρᾶγμα in den frühern Ausgaben durch ein bloßes Komma von den vorhergehenden Worten getrennt. Hiernach hat der deutſche Ueberſ. die ganze Stelle ſo gefaßt: „Da ich nun auch auf dieſe Weiſe nichts ausrichten konnte, beſchloß ich dem Manne mit Gewalt zuzuſetzen, nicht von ihm abzulaſſen, wenn ich ihn einmal ergriffen hätte [dafür ſollte es heißen: da ich doch einmal den erſten Schritt gethan hatte: ἐπειδήπερ (quandoquidem) ἐγκεχειρήκειν], und endlich zu wiſſen, wie ich mit ihm dran wäre.“ Der Hr. Graf bezieht alſo die letzten Worte, wie die vorigen, auf den Vorſatz des Alkibiades. Allein alsdann würde Platon, dünkt mich, geſchrieben haben, nicht: τί ἐστι τὸ πρᾶγμα —; ſondern τί εἴη τὸ πρᾶγμα. Dieß mag auch Ficino geſehn haben. Dieſer faßte daher jene Worte ſo, als ob ſich Alkibiades hier an die Zuhörer wende. Und darauf ſcheinen mir die Worte zu führen. Audite, überſetzt der angeführte Florentiner, quam vehementer huic inſidiatus ſim. Unter der Vorausſetzung der Richtigkeit dieſes Sinnes ſetzte Wolf ehmals in ſeiner Ausgabe ſtatt des Komma der frühern Editionen ein Punct vor ἀλλά. Mit Recht. Dennoch bleibt die übrige Lesart zweifelhaft. Sehr glücklich und leicht iſt Wyttenbach's Verbeſſerung in der Bibliotheca Critica Vol. I. p. 50.: ἀλλ' ἰτέον ἤδη ἐπὶ τὸ πρᾶγμα: doch endlich zur Sache! (nämlich zur ganz offenen Erzählung der verführeriſchen Nachſtellung).

Kap.

Kap. XXXIV. μηδὲν ποικίλλειν wird S. 270. überſetzt: nicht mehr faſeln. Allein es iſt, wie es auch Wolf S. 109. erklärt: keine Winkelzüge machen.

Kap. XXXVI. im Anfange, S. 275. der Ueberſ. hätte die Anſpielung auf den Homeriſchen Vers in der Odyſſee, Rhapſ. IV. v. 242. oder 271. in der Verdeutſchung angedeutet und in den Noten bemerkt werden ſollen.

Kap. XXXIX. §. 2. ἅτε μακρῶν τῶν νυκτῶν οὐσῶν wird überſetzt: „weil es ſchon tief in der Nacht geweſen." Allein der Sinn iſt: „Da die Nächte damals lang geweſen." Man ſieht daraus, das Gaſtmahl war im Winter. Einen ſolchen Wink läßt Platon nicht vergebens fallen. Er erklärt dadurch ſeinen Leſern die Möglichkeit der langen Geſpräche. So deutet er in den Geſetzen ausdrücklich an, es ſey an einem langen Sommertage und von der Morgenröthe an geweſen, daß der Athener mit Kleinias und Megillos die weitläuftigen Geſpräche auf der gemeinſchaftlichen Reiſe anſtellt. ſ. Legg. lib. III. p. 119. ed. Bip. T. VIII. cf. lib. VII. p. 368. Ebenſo giebt auch Cicero nach Platon's Beyſpiel in ſeinem Werke de Legibus einen Wink, die darin enthaltene Unterhaltung habe an einem Sommertage Statt gefunden. De Legg. II. c. 27. extr.

So wohl der Ueberſetzung des Phaidros als des Sympoſion ſind ausführliche Anmerkungen angehängt. Die erſtern gehn von S. 127—162.

162., die andern von S. 282—324. Es ſind 1) hiſtoriſche, literariſche, antiquariſche; 2) kritiſche über die Lesart; 3) äſthetiſche; 4) endlich vermiſchte, worin zufällige Gedanken mit Seitenblicken auf Philoſophie und Literatur unſers Zeitalters vorkommen, z. B. S. 154. 160. und 161. 288. Die von der erſten Art enthalten meiſt bekannte Sachen. Einige davon wird indeß auch der Kenner des Alterthums gern leſen; beſonders ſolche, wo der Verfaſſer aus eigner, auf ſeiner Reiſe nach Italien und Sicilien gehabten Anſicht manches erläutert; wie z. B. in den Anmerkungen zum Phaidros Not. 67. und 86.; in den Noten zum Gaſtmahle S. 300. und 303. Gelegentlich ſind auch metriſche Ueberſetzungen kleiner Gedichte und poetiſcher Fragmente der Alten eingeſchaltet, die man mit vielem Vergnügen lieſt. So S. 283. eine Inſchrift auf den Tempel der Aphrodite zu Athen; S. 289. ein Fragment aus Heſiodos, S. 293. des Theokritos Inſchrift auf die Bildſäule der Aphrodite Urania; S. 321. ein kleines Fragment aus den Wolken des Ariſtophanes, und S. 136. eine lateiniſche Inſchrift unter der antiken Statue einer ſchlummernden Nymphe, alles überſetzt vom Verfaſſer. Außerdem von ſeinem Bruder S. 146. die bekannte von Longinus aufbehaltene Ode der Sappho und S. 297. das kleine lyriſche Gedicht des Kalliſtratos auf Harmodios und Ariſtogeiton von demſelben; und von Voß ein Fragment Agathon's S. 284. Uebrigens verdient bemerkt zu werden,

daß

Digitized by Google

daß der Hr. Graf die häufig angeführten Stellen der Ilias mit einer edlen Beſcheidenheit überall nicht nach ſeiner eigenen bekannten Ueberſetzung, ſondern alle Mal nach der Voſſiſchen angeführt hat.

Der kritiſchen, den Text der Urſchrift betreffenden Anmerkungen ſind nur ſehr wenige, und dieſe nicht von beſonderer Bedeutung. Wichtiger ſind die Noten äſthetiſchen Inhalts, in welchen einige ſehr artige Bemerkungen über Sokratiſche Delikateſſe und Ironie an einzelnen Stellen, und über manche feinere, leichter zu überſehenden Züge der Platoniſchen Kunſt vorkommen, z. B. beym Phaidros Not. 32. und 26., und beym Gaſtmahle Not. 68. und 95. Dahin kann man auch die Fingerzeige auf Wortſpiele rechnen, wie zum erſten Dialog Not. 22. 34. 51., zum zweyten Not. 6. — Noch finden ſich verſchiedene Anmerkungen gemiſchten Inhalts, die, wenn ſie auch nichts Neues enthalten, ſich doch angenehm leſen, z. B. S. 310. über Euphemie; S. 295. über die Weiber bey den Alten, inſonderheit in den Darſtellungen der Dichter. S. 306. ſteht eine allgemeine philoſophiſch-lexikaliſche Bemerkung, dergleichen man mehrere wünſchte. Es wird nämlich ſehr richtig erinnert, daß weder Griechen noch Römer den Ausdruck ſchaffen hatten. Das Römiſche creare heißt eigentlich zeugen und erzeugen. Nur von chriſtlichen Schriftſtellern ward es für ſchaffen gebraucht. Vorher fehlte Griechen und Römern mit dem Worte der Begriff. — Philo-

ſophi-

ſophiſche Anmerkungen, die Platon's Raiſonnement genauer entwickelten oder prüften, erinnere ich mich nicht gefunden zu haben.

Ich machte eben auf ſolche Stellen in den Noten aufmerkſam, die mir beſonders leſenswerth ſchienen. Jetzt noch von einigen Mängeln derſelben im Einzelnen.

Einige literariſche Anmerkungen ſind verhältnißmäßig wohl zu lang gerathen, wie die Note vom Lyſias S. 127. 128., da das darin enthaltene Bekannte nichts zur Erläuterung Platon's beyträgt. — Daſelbſt werden Cicero's Worte: Fuit Lyſias egregie ſubtilis atque elegans überſetzt: „Außerordentlich fein und elegant war Lyſias." Aber fein heißt ſubtilis nicht, wenn vom genere dicendi die Rede iſt, ſondern ungefähr ſo viel, als tenuis: ſchmucklos, ſimpel. — Die ziemlich ausführliche Anmerkung über den Dämon des Sokrates S. 138. 139. möchte wohl nach allem, was ſchon darüber geſchrieben iſt, ſehr wenig befriedigen. — S. 143. macht der Ueberſetzer, nach Ramſay, aufmerkſam auf die Uebereinſtimmung, die man zwiſchen den Platoniſchen und den Ideen der alten Rabbinen finde. Dieſe Uebereinſtimmung, ſetze ich hinzu, iſt wohl nicht zu verwundern, da die kabbaliſtiſchen Juden Platoniſche Ideen borgten. ſ. Tiedemann's Geiſt der ſpecul. Philoſ. III. B. V. Hauptſtück. — Unter dem Chalkedonier, von welchem Sokrates im Phaidros (S. 365. Zweybr. Ausg.) ſagt, er habe eine vorzügliche

Stärke

Digitized by Google

Stärke darin, Mitleiden für das Alter und für die Dürftigkeit zu erregen, zum Zorne zu reizen u. ſ. w. iſt wohl nicht, wie der Hr. Graf in der 74. Note S. 155. vermuthet, Likymnios gemeynt, ſondern der Sophiſt Thraſymachos, der bekanntlich aus Chalkedon war. — Gegen die hiſtoriſche Wahrheit der in der zunächſt folgenden Note erwähnten bekannten Anekdote von Protagoras und Demokritos ſ. wichtige Zweifel in Meiner's Geſchichte der Wiſſ. in Griechenl. II. B. S. 174. — In den Noten zum Gaſtmahle heißt es S. 290. von den Schriften des Parmenides bloß: „Sie ſcheinen Träume ſeltſamer Philoſophie enthalten zu haben." Enthielten ſie wirklich nicht etwas mehr als Träume? ſ. Fülleborn's Sammlung und Ueberſetzung der Fragmente dieſes Philoſophen. — Auf derſelben Seite heißt es vom Akuſilaos, er habe „proſaiſche Auszüge aus dem Heſiodos geſchrieben." Allein dieſer Mann, einer der älteſten Weiſen, ſcheint nur in den meiſten Dingen, nicht in allen, dem Heſiodos gefolgt zu ſeyn, da manche ſeiner von den Alten angeführten Stellen mit Heſiodos nicht übereinſtimmen, wie z. B. bey Apollodoros B. II. Kap. I. S. 77. in Heyne'ns Ausg.

An vielen Stellen der Ueberſetzung wären für die Klaſſe von Leſern, für welche die Noten vorzüglich beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, zum völligen Verſtändniß des Originals wohl noch Anmerkungen nöthig geweſen. Ich will wenigſtens beym Sym-

poſion noch einiges dahin Gehörige nachweiſen. Zu S. 186. ſind bey dem von einem gelehrten Lobredner des Salzes Geſagten Wolf's Anmerkungen zu ſeiner Ausgabe des Gaſtmahls S. 17. und deſſelben Prolegg. ad Demoſth. Orat. adv. Leptin. p. XXXV. Not. 2. zu vergleichen. — Die in der Rede des Ariſtophanes S. 217. der Ueberſ. erwähnte Begebenheit von der Trennung der Arkadier durch die Lakedaimonier hätte hiſtoriſch erläutert werden ſollen, zumal da Platon bey dieſer Stelle bekanntlich ſich einen Anachronismus erlaubt hat: ſ. Wolf in der Einleitung zum Gaſtmahl S. LV. und S. 53. — Ueber Diotima hätte auf Friedrich Schlegel's ſehr intereſſante Abhandlung in der Berliner Monatsſchrift Jul. u. Aug. 1795, verwieſen werden können. — Erklärungen des Meſſos von dem Poros und der Penia S. 239. der Ueberſ. finden ſich bey Sydenham's Engliſcher Ueberſetzung und in Wolf's Anmerk. S. 75. Außerdem vergl. Plotin. Ennead. III. lib. VI. c. 8. 9. — Bey S. 230. der Ueberſ. Z. 3. 4. (die Griech. Worte ſind: ἡ γλῶττα οὖν ὑπέσχετο· ἡ δὲ φρὴν οὔ) hätte die Anſpielung auf den bekannten Vers in Eurip. Hippolytus v. 616. bemerkt werden ſollen. — S. 253. Z. 4. ff. erwartete man eine Anmerkung über die feyerliche Einweihung zu den Eleuſiniſchen Myſterien: ſ. Wolf's Ausg. S. 89. Aber auch die Anſpielung ſelbſt, die in den Griechiſchen Worten liegt, iſt in der deutſchen Ueberſetzung nicht deutlich ausgedrückt. — S. 320 geſteht der Hr. Graf, ſich keiner Fabel zu erinnern, welche

welche den Ajas unverleßbar vorſtelle. Doch kommt in mehrern Scholiaſten und im Suidas vor, daß dieſer Held am größten Theile ſeines Körpers unverwundbar war; ſ. *Bachet* de *Meziriac* in deſſen Commentaires ſur les Epitres d'Ovide T. I. p. 247. 248. — Ueber die Silenenfiguren, die als Gehäuſe dienten, Bildſäulen darin vor Staub zu verwahren, wäre eine erläuternde Anmerkung nöthig geweſen, da der Umſtand ſonſt wohl nicht leicht vorkommt; ſ. Wolf's Anm. S. 101. und 105. — S. 270. hätte bey der Ueberſeßung der Worte: *καὶ εἴτις ἄλλος ἐστὶ βέβηλός τε καὶ ἄγροικος, πύλας πάνυ μεγάλας τοῖς ὠσὶν ἐπίθεσθε* die Anſpielung auf den Orphiſchen Vers, den Platon hier im Sinne hatte (Fragm. Orph. ed Gesner. p. 357.) bemerkt werden ſollen. — Auf derſelben Seite vermißt man auch eine Note über die abergläubiſche Gewohnheit der von einer Natter Gebiſſenen, zu Zauberformeln und Amuleten ihre Zuflucht zu nehmen. Solcher Mittel gegen Andere, die nicht gebiſſen waren, zu erwähnen, ſchämten ſie ſich. Es iſt darüber vorzüglich nachzuſehn, was Petr. *Petitus* in ſeinen Miſcell. Obſſ. lib. II. c. 15. p. 122—130. (nicht III. 15, wie in Wolf's Ausgabe S. 107 durch einen Schreib- oder Druckfehler ſteht) mit gelehrtem Fleiße geſammelt hat.

Noch darf ich nicht unbemerkt laſſen, daß auch in den Noten, wie in der Ueberſeßung, der Hr. Graf ſich Härten des Ausdrucks erlaubt hat, die

man aus einer ſchönen deutſchen Proſe hinweg wünſcht; z. B. S. 139. „Nachher habe der Mörder einer, wieder Kraniche fliegen ſehend, ausgerufen.“ — S. 127. in den Noten: „Lyſias von Urſprung ein Syrakuſier, iſt auch ungewöhnlich, anſtatt: von Geburt ein Syrakuſier.

Ich bin bey Prüfung der Ueberſetzung der beyden größern Dialogen dieſes Bandes ſo ausführlich geweſen, daß der hier vergönnte Raum vom dritten und kleinſten der überſetzten Geſpräche, Jon, mir nichts mehr hinzu zu ſetzen erlaubt, als daß davon im Ganzen eben das gilt, was bey den beyden andern erinnert iſt. Inſonderheit finden ſich auch hier ungewöhnliche deutſche Ausdrucksarten, z. B. S. 328. „Und ich achte beſſer als irgend einer über Homeros zu reden.“ S. 342. „Viele hangen von Homeros, ergriffen von ihm.“ Die Anmerkungen zu dieſem Dialog hätten ſich ſchon durch den Gebrauch der Ausgabe, die der ehmalige Conrector Müller in Altona beſorgte, leicht vollſtändiger machen laſſen. Hie und da findet man auch in den vom Hrn. Grafen zum Jon gelieferten Anmerkungen einiges, was nicht unmittelbar zum Texte gehört, und zugleich nichts Neues enthält, wie S. 364. eine halbe Seite über Archilochos, deſſen Liebesgeſchichte u. ſ. w., da doch Platon an dieſer Stelle ſeiner nicht einmal erwähnt.

Digitized by Google

Zum Beweiſe der Aufmerkſamkeit, womit ich dieſes Werk geleſen habe, diene noch die Anzeige einiger unbemerkt gelaſſener Schreib- oder Druckfehler. S. 49. „wirſt ihnen Ambroſia vor, und netzet ihn (worauf geht das ihn?) mit Nektar?“ — S. 58. gehört das Komma hinter Ich meine, und iſt nach Homeriden auszulöſchen. — S. 228. wird für eilte, Furcht hegete? wohl zu leſen ſeyn: „eitle Furcht hegte?“

Noch verdient die einen Bogen ſtarke Vorrede Erwähnung. Sie enthält Betrachtungen über das Verhältniß Platon's und Xenophon's zum Sokrates, und der Weisheit deſſelben zur Weisheit der chriſtlichen Offenbarung. Der darin herrſchende Ton iſt Erbauungston eines Mannes von warmem, tiefem Gefühl und einer lebendigen Phantaſie, die ſeine Vorſtellungen in ſchöne Bilder kleidet. Man hört in der Vorrede mehr den begeiſterten Dichter, als den kalt prüfenden Proſaiker. Uebrigens iſt, wie ich glaube, auch hier, wie in ſo vielen andern Schriften, manches auf Rechnung des durch muſterhaftes Leben und Lehren unſterblich verdienten Sokrates geſetzt, was nach genauerer Prüfung mit der größten Wahrſcheinlichkeit als Eigenthum ſeines jüngern Freundes Platon erſcheint. Auch wird der Ton gewiſſer religiöſer Aeußerungen in der Vorrede (z. B. S. XII. XIV.) einen Leſer, der den Werth der Moral der edelſten Weiſen des Alterthums, wie der chriſtlichen Sittenlehre, durch unpartheyliche Prüfung kennt und gern gegen bey-

beyde gerecht iſt, ein kleines gutmüthiges Lächeln abnöthigen, ohne ihn gerade in dem wohlthätigen Gefühl moraliſcher Andacht zu ſtören, worein ihn manche ſchöne Stellen dieſer Vorrede gewiß verſetzten.

II.

Mythologiſche Briefe von Joh. Heinr. Voß. Königsberg bey Nicolovius 1794. Erſter Band XVIII. u. 262 S. Zweyter Band XXII. u. 334 S. gr. 8.

Dieſe Briefe ſind einer ſtrengen Reviſion und Cenſur des herrſchend gewordnen Syſtems der griechiſchen Mythologie gewidmet. Da der berühmte Verf. derſelben das Herrmanniſche Handbuch der Mythologie als das Hauptwerk anſah, worin die Reſultate der neueſten Meynungen und Vorſtellungen über die alte Fabel vorgetragen worden, ſo hat er ſeine Pfeile unmittelbar gegen dieſes, mittelbar aber gegen die ganze Heyniſche Schule und vorzüglich gegen den Stifter derſelben gerichtet. Es iſt in der That für die Wiſſenſchaften nichts erſprießlicher, als daß Männer von Fach, die von keiner Partey eingenommen, von keinen Vorurtheilen geblendet, von kei-

keiner Leidenſchaft irregeleitet ſind, kurz, daß völlig neutrale Männer ein Lehrgebäude, das ſich zum herrſchenden erhoben und nun von der Menge auf Treu und Glauben angenommen wird, der ſorgfältigſten Prüfung von Neuem unterwerfen und die letzten Gründe deſſelben aufſuchen. Die Erſcheinung, daß ein Mann von vielumfaſſender Kenntniß der Alten und von großem Scharfſinn ein ſolches Unternehmen beginnt, konnte denen, die Wahrheit über alles ſchätzen, nicht anders als willkommen ſeyn: wiewohl es ihnen nicht zu verdenken war, wenn ſie mit etwas ungünſtigem Vorurtheil gegen die Unparteylichkeit des Urhebers zum Leſen dieſer Briefe kamen, da ihnen die auffallende Erbitterung bekant war, mit welcher der Verf. alles, was aus der Feder des Göttingiſchen Philologen kommt, ſeit einiger Zeit behandelt. Leider tragen auch dieſe Briefe unverkennbare Spuren aufgeregter Leidenſchaft, die den Verf. ſo oft vom geraden Gange der Unterſuchung abwärts geführt, zu Uebertreibungen und Ungerechtigkeiten veranlaßt, zu kleinlichen Kritteleyen angetrieben und ſelbſt zu der unbilligen Maasregel bewogen hat, aus einem mehrere Jahre alten Hefte der Heyniſchen Vorleſungen über griechiſche Alterthümer Stellen auszuheben und daraus gegen Heyne zu argumentiren. Wer möchte nicht, auch ohne Kephiſch oder Apolliſch geſinnt zu ſeyn, ſolche Flecken aus dieſer Schrift wegwünſchen? Wer kann es gut heißen, ohne ſein eignes Herz dabey verdächtig zu machen, daß ein alter Mann von Heynens Verdienſt, der doch wohl

ſelbſt in ſeinen Fehlern mit Achtung und Schonung behandelt zu werden verdiente, durchaus auf die verächtlichſte, höhniſchſte und entehrendſte Weiſe behandelt und wie ein Schulknabe gehofmeiſtert und gezüchtigt wird! Mit allen den würdigen Männern, die, wie Hr. Voß wohl weiß, den polemiſchen Geiſt dieſer Briefe höchlich mißbilligt haben, wünſchten wir zur wahren Ehre des Verf., daß er es hätte über ſich erhalten können, mit Verleugnung alles perſönlichen Grolls, ſich lediglich an die Sachen zu halten; im kalten, ruhigen Tone der Unterſuchung zu prüfen und die Ergiebniſſe ſeiner Forſchungen der fremden Beurtheilung auszuſtellen. Noch itzt würde das reichhaltige Werk durch eine caſtrirte Ausgabe, worin der polemiſirende Ton in den bloß lehrenden umgeſetzt würde, an Kürze, Anmuth und Ueberzeugungskraft gewinnen, und der Urheber deſſelben würde bey den Nachkommen weniger als ein Mann ſtreitbaren Andenkens genannt werden!

Die erſten Briefe ſind dem allgemeinen Räſonnement über die neueſte Behandlungsart der alten Fabel gewidmet, an welche ſich denn die Unterſuchungen über die äußere Geſtalt der alten Gottheiten und die Umbildungen, welche dieſelben erlitten, anreihen. Das Ganze dreht ſich größtentheils um die Prüfung der beyden Hypotheſen herum, daß die älteſten Gottheiten geflügelt, und daß ſie geſchwänzt und gehörnt geweſen ſeyn ſollen. In dieſe ſind aber eine Menge gehaltvoller Nebenbetrachtungen und Erörterungen eingewebt, ſo daß

dieſe

dieſe Schrift für diejenigen, welchen mythologiſche Aufklärungen wichtig ſind, unentbehrlich iſt.

Im dritten Briefe des I. Bandes erklärt ſich der Verf. vorläufig über die beliebte Art die älteſte Fabel zu behandeln und zu deuten. So viel uns deutlich iſt, ſtimmt er in der Hauptſache ein, weicht nur in einzelnen Punkten ab, warnt vor Spitzfindigkeit, vor Mißbrauch, vor zu weiter Ausdehnung der Idee, nach welcher man die Urfabeln erklärt. Hören wir ſein kurzes Glaubensbekenntniß über Entſtehung der alten Fabel S. 13. f. „Sobald der Menſch von der nährenden Eichel zur Eiche emporſah, und woher die, und er ſelbſt, der eſſende, entſtanden ſey, nachdachte; drängte ſich ihm die ſinnliche Vorſtellung auf: Alles entſtand aus Erde, Waſſer und Luft.“ Zuſammenhang und Folge in dieſen Sätzen iſt nicht ſehr deutlich und bündig. Der Sinn ſcheint der zu ſeyn: „Sobald der Menſch über die Urſachen einzelner Erzeugniſſe der Natur und ſeiner ſelbſt nachzudenken anfing, drängte ſich ihm auch die Vorſtellung auf, daß die ganze ſinnliche Welt eine Urſache haben oder irgend woher entſtanden ſeyn müſſe.“ Alſo glaubt der Verf. daß das Nachdenken über die Urſachen der Dinge erſt durch das Einzelne geweckt und ſo durch einen Vernunftſchluß aufs Ganze übergetragen worden, und daß der Menſch z. B. erſt gefragt habe: Woher bin ich, woher iſt dieſer Baum, ehe er fragte: Woher iſt die ganze Natur? Allein außerdem, daß der Geſchichte nach und aus begreiflichen pſychologiſchen Gründen der Menſch erſt über das

Ganze nachzudenken und zu philoſophiren anfing, ehe er auf das Einzelne und auf das, was ihm gerade zunächſt lag, aufmerkſam ward, ſo ſieht man auch leicht ein, daß der, welcher zuerſt die Frage aufgeworfen hätte, woher der Eichſtamm und woher er, der Menſch, ſelbſt komme, ſich würde geantwortet haben, daß jener von ſeinem Mutterſtamm, dieſer von ſeiner Mutter das Daſeyn habe, und ſo durch einen regreſſum in indefinitum fort; ſo daß er auf dieſem Wege gewiß nicht würde auf die Entdeckung geführt worden ſeyn, daß alles aus Erde, Waſſer und Luft entſtanden. Ueberdem war, um zu dem allgemeinen Urtheile zu gelangen: Alles iſt aus dieſen drey Elementen entſtanden; eine Induction aus einer Menge einzelner Gegenſtände erforderlich, in denen man die gemeinſchaftlichen Merkmale der Zuſammenſetzung aus Waſſer, Erde und Luft (Feuer mit eingeſchloſſen) hätte antreffen müſſen: Dieß ſetzte aber eine geſchärftere und geübtere Denkkraſt voraus, als man Elementarſchülern dieſer Kunſt zutrauen darf; wenn auch nicht die Geſchichte der Meynungen lehrte, daß man ſich in früherer Zeit noch andre Dinge, auch Waſſer allein, als den Grundſtoff aller Dinge gedacht hat. Der Verf. fährt fort: „Woher dieſe denn? (Erde, Waſſer und Luft.) Aus der Sonderung einer unförmlich gewirreten Maſſe von rohen Urſtoffen, um deren Entſtehung er ſo wenig, als um einen anfangsloſen Sonderer, ſich bekümmerte.“ Wie kam es denn, daß der Menſch, welcher in der Erforſchung der Urſachen bis zu den erſten Ur-

ſtoffen hinaufſtieg, hier auf einmal ſtehen blieb und ſich gedankenlos befriedigte? Der Verf. hätte doch wenigſtens antworten können: weil ihm die Sinnenwelt keine andere Gegenſtände darbot, die er als Urſache jener Urſtoffe hätte annehmen können. Indeß fährt der Verf. unerwartet ſo fort: „So wirkſame Weſen (die Urſtoffe), dachte er ferner, müſſen in ſich eine Urkraft und davon abhängige Kräfte enthalten; und dieſe inwohnenden Geiſter bildeten ſich ihm als Perſonen in Menſchengeſtalt.“ Wie konnte denn alſo der Verf. ſagen: er bekümmerte ſich nicht um die Entſtehung der rohen Urſtoffe; da er ihn ja hier ausfindig machen läßt, daß dieſe Urweſen gar keine Entſtehung haben, daß ſie ſelbſtſtändig, ihr Daſeyn von und durch ſich ſelbſt haben, daß ſie alſo weſentlich von allen andern Kräften verſchieden ſind, welche ihnen ihr Daſeyn verdanken, alſo nicht ſelbſtſtändig ſind? Dieſe Urſtoffe haben folglich Urkräfte in ſich, oder, mit andern Worten, inwohnende Geiſter in Menſchengeſtalt, und dieſes ſind die älteſten Götter. Wir fragen nur: Iſt dieſe haarfeine Metaphyſik jener Kinder im Denken wahrſcheinlicher, iſt dieſe Vorſtellungsweiſe einfacher und kunſtloſer als die itzt herrſchende, daß der rohe Menſch noch gar keinen Unterſchied zwiſchen Geiſt und Körper gekannt, daß er keine Gottheit in einem Körper wohnen laſſen, ſondern die Urſtoffe ſelbſt, und nicht bloß dieſe, ſondern alle große, erhebende, außerordentliche, furchtbare Gegenſtände der Natur, als Sonne, Mond, Meer, Felſen ꝛc. belebt und zu Gottheiten d. h. zu Weſen

Weſen von unermeßlicher Kraft und Stärke, gemacht und gar nicht zunächſt oder vorzüglich durch Anwendung des Geſetzes der Cauſalität auf ſeinen Begriff von der Gottheit geleitet worden ſey? „Daher die Gottheiten, ſagt der Verf. weiter, Gäa, Uranos, Pontos, ſamt ihren Zeugungen und Sipſchaften, und der Altvater Chaos: aus deſſen wüſtem Tumult, durch den befreundenden Eros, zuerſt die Erdveſte als eine Scheibe über den Tartaros, ſamt dem inwendigen Erebos und Schattenreiche, ſich formte, dann die Erde von ſelbſt die wölbende Himmelsveſte und die Gebirge erhob, und um die Mitte zu Faſſung des innern Meers ſich ſenkte. Zu dieſen göttlichen Fabelperſonen der Weltentſtehung geſellten ſich andre der Erdkunde und der Sittlichkeit: wie im Weſten am Eingang des Erebos und des Tartaros der Herrſcher des umkreiſenden Weltſtromes Okeanos, und die Begriffe Nacht, Tod und Schlaf, Träume, Schickſale, Krankheiten und Plagen, als Perſonen gedacht; am öſtlichen Ende hinter Kolchis, die Gottheiten des Lichts und der Sonne. Die Kinder des Uranos und der Gäa, von dem Alleinherrſcher Uranos zurückgeſetzt, kamen durch den jüngſten Kronos, der ſeinen Vater zu entmannen ſich erkühnte, zu Aemtern der Weltherrſchaft, und wurden von dem zürnenden Vater Titanen, oder Ausſtrecker, genannt. Aber Kronos, unter welchem die goldene Zeit blühete, ward wiederum, ſeiner Mishandlungen wegen, von dem aufrühriſchen Sohne Zeus überwunden, und mit den meiſten der Titanen in

den Tartaros verſtoßen; nur dem friedlichen Okeanos, dem Helios, der Eos und Selene blieb ihre Würde; in der anderen Aemter theilten ſich Zeus Brüder und Kinder, daß Zeus für Kronos Herrſcher der Luft, Poſeidon ſtatt des Pontos Meerherrſcher, und Aides an des Erebos Stelle König des Schattenreichs ward." Mit dieſer einſichtsvollen Auseinanderſetzung ſind wir ſehr einverſtanden.

So weit wäre des Verf. Art, dieſe Gegenſtände anzuſehn, noch immer nicht weſentlich von der neuern verſchieden: (denn daß er in der Ableitung der erſten Begriffe von der Gottheit abweichende Vorſtellungen hat, thut nichts zur Sache) und wenn er gleich gegen das neuere Wort: *Philoſophem* eine beſondere Abneigung zu erkennen giebt, ſo iſt er doch ſelbſt nicht dagegen, wenn man jene älteſte Erzählungen, weil Gegenſtände der Natur und der Sittlichkeit als handelnde Perſonen auftreten, allegoriſche nennen will. Dagegen dringt er ſtark und ſtandhaft darauf, daß man nicht jede einzelne Handlung, die jene Urgottheiten als Perſonen ausüben, aus den Eigenſchaften des Grundweſens deutele, worin es ſeiner Ueberzeugung nach die neuern Fabelerklärer häufig verſehen haben. Es iſt überhaupt bey der Allegorie eine bekannte Vorſchrift, daß man nicht in jedem Worte einen verſteckten Sinn ſuche und alle einzelne Punkte beſtimmt deute, die aber hier um ſo mehr ſtatt finden muß, wenn, nach des Verf. Behauptung, die urſprünglich perſonifizirten

ten Naturkräfte oder Sinnbilder ſittlicher Vorſtellungen nachher als ſelbſtſtändige Weſen, nicht mehr nach dem Begriffe, der mit ihnen eigentlich und urſprünglich verbunden war, handeln. Ueberdem ließ man gewiß bald den phyſiſchen oder ſittlichen Sinn gewiſſer Nationalfabeln aus der Acht, und ſo reihte Phantaſie, Aberglaube und frommer Betrug an die Urfabeln und an die Thaten der Urgötter eine Menge andrer Geſchichten an, bey denen man keine Wiſſenſchaft vom urſprünglich allegoriſchen Charakter der Fabel nahm. So wichtig und wahr aber auch dieſe Bemerkung im Allgemeinen iſt, ſo ſehr vermißt man noch eine beſtimmte Grenzlinie, wie weit die phyſiſche Deutung gehen dürfe und wo man aufhören müſſe zu deuten. Verwandelte der philoſophirende Verſtand des Menſchen anfangs die Urſtoffe und Naturkräfte in Gottheiten, ſo deutete er gewiß auch die Wirkungen, Veränderungen und Erſchütterungen derſelben durch Handlungen an, die er jenen Gottheiten beylegte. Die dichteriſche Erfindungskraft erlaubte ſich freylich auch Zuſätze, die keine beſondre Deutung zulaſſen; aber wie ſoll man nun Allegorie in jedem gegebnen Falle von dem unterſcheiden, wo keine vorhanden iſt? Wollten wir auch zum Geſetze machen, nur da einen allegoriſchen Sinn anzunehmen, wo er ohne alle Künſteley angenommen werden könnte, ſo würde doch auch dieſer Canon äußerſt unſicher und ſchwankend ſeyn. Sicherer und wenigerm Zweifel ausgeſetzt möchte ſeyn, was der Verf. hierüber weiter ſagt S. 15. „Viel weniger noch iſt ſolches

(die

(die allegoriſche Deutung) bey den jüngern, aus vergötterten Vorfahren der verſchiedenen Stämme allmählich erhöhten, Beſitznehmern der alten Naturwürden erlaubt: um deren Perſönlichkeit ich nicht einen Pfifferling gäbe, wenn ſie keinen Schritt thun könnten, ohne was zu bedeuten. Am allerwenigſten finde der Unfug Statt, daß man Umdeutungen nachhomeriſcher Jahrhunderte einmenge, da Weltweisheit und Prieſterſchaft, mit Wohlwollen jene, dieſe mit Liſt, den altvätriſchen Bildern der Anbetung einen vernunftmäßigeren Sinn unterſchoben, und da vollends die, theils von der Myſtik, theils von der bildenden Kunſt, veränderten Göttergeſtalten, den Grammatikern die willkührlichſten Einfälle entlockten."

Das Mitgetheilte iſt ungefähr das Weſentliche aus dem Räſonnement, das der Verf. über die Deutung der alten Fabeln vorausſchickt; man ſieht, er ſtreift nur über die Oberfläche dieſer Unterſuchungen hin und berührt im Vorbeygehen einige freylich nicht unwichtige Gegenſtände, aber er erſchöpft nicht. Wie gern würde man ſeine Meynung über ſo manche andre Quellen der Fabelerklärung, Hieroglyphe, Myſterien, Local, Etymologie, Dichterſprache, rohe Bilderſprache ꝛc. hier vernommen haben!

Außer den obigen Erinnerungen über die neuere Philoſophie der alten Fabel, beſchäftigt ſich auch der prüfende Geiſt des Verf. mit der neuen, von Herrmann ausgeführten Eintheilung der Fabeln

Digitized by Google

beln nach der Zeit, 2) den Dichtarten und 3) den örtlichen Verhältniſſen. Die Bemerkung, daß man die Fabeln nach dem Zeitalter ſcheiden und anordnen müſſe, hält der Verf. im Ganzen für richtig, aber für ſehr gemein und gar nicht neu, da ſchon der ehrliche Natalis Comes die unverächtlichen Vorräthe ſeines mythologiſchen Speichers nach dem Zeitalter aufzuſchichten geſucht habe (Br. 3. S. 12.), quod erat demonſtrandum; denn wir können wenigſtens in unſrer Ausgabe des Natalis Comes gar wenig Spuren davon wahrnehmen, ausgenommen, daß gewöhnlich die Belege aus dem Homer und Heſiodus vorangeſchickt ſind, worauf ein Heer von Stellen griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller in bunter Reihe durcheinander folgt. Unzufrieden iſt aber der Verf. damit, daß Hermann die älteſte Geſtalt der Fabel blos aus dem Homer und Heſiodus dargeſtellt habe; er verlangt vielmehr (Br. 8. S. 47.) „eine vollſtändige Sammlung, nicht nur aller bekannteren Fabeln von Göttern und Götterſöhnen, die in den vorhandenen Werken jener älteſten Dichter entweder behandelt, oder zufällig berührt und angedeutet; ſondern zugleich aller in allen Bruchſtücken verborgenen, ſo viele man dem Heſiodus und ſo viele man den nächſten Zeitgenoſſen und Nachſchreibern des Heſiodus, einem Kadmus, Akuſilaus, Eumelus, Pherecydes, und anderen, in deren erſter Umänderung die vorige Geſtalt noch zu erkennen iſt, zueignet.“ Bey welcher Vereinigung ſo mancher Werke doch noch immer viel Verſchieden-

arti-

artiges und aus ſehr verſchiednen Zeitaltern zuſammenkommen würde; dahingegen es doch wirklich wichtig und nützlich iſt, das für ſich und abgeſondert beyſammen zu haben und leicht überſehen zu können, was im Homer und Heſiodus die ältere Fabel betrifft, weil aus dieſen Dichtern alle folgenden ſchöpften und die Fabeln nur nach ihren verſchiednen Zwecken motivirten.

Denn, was auch der Verf. Br. 6. 7. gegen die Eintheilung der Fabeln in epiſche, lyriſche und dramatiſche ſagen mag, daß er nicht begreife, wie das Eigenthümliche von irgend einer Dichtart nicht blos den Ton des Geſangs ſtimme, ſondern auch die geſungene Fabel ſelbſt weſentlich umändere; ſo ſcheint uns doch etwas Wahres an jener Idee zu ſeyn. Jede Dichtart hat ihre beſtimmte Sphäre und ihre eigenthümlichen Zwecke, nach welcher ſie gewiſſe Fabeln verſchmähte, andere aufnahm, gewiſſe Züge aus einer fabelhaften Geſchichte aushob und darſtellte, andre übergieng oder verſchleyerte, ſogar Zuſätze, Abänderungen, Ausſchmückungen ſich erlaubte.

Der lyriſche Sänger z. B. verherrlichte in ſeinen Hymnen, in ſeinen Siegesliedern u. ſ. w. inſonderheit die einheimiſchen Gottheiten und Helden einzelner Land- und Ortſchaften: dieß veranlaßte ihn, nicht ſowohl die allgemeinen Fabeln von den Göttern und Heroen zu beſingen, als beſondre Stammſagen, örtliche oder einheimiſch gewordne Fabeln zu berühren, dieſe zum Preiſe ſeiner

Götter und ſeiner Landsleute noch mehr auszuzieren, ins Schönere zu arbeiten, und ihnen ſolche Richtungen und Formen zu geben, wie ſie die beſte Wirkung hervorbringen konnten, ohne ſich darum eine grobe Verfälſchung der Volksfabel zu Schulden kommen zu laſſen.

Von den dramatiſchen Dichtern hat es wohl keinen Zweifel, daß ſie ſich noch mehr Freyheit mit dem ganzen Götterſtaat herausnahmen, daß ſie eine und dieſelbe Fabel bald ernſthaft im Trauerſpiele behandelten, bald im Luſtſpiele oder im ſatyriſchen Drama ins Lächerliche zogen, daß ſie die Keime ſolcher mythiſchen Sujets, im Homer und andern alten Dichtern, die zur dramatiſchen Behandlung geeignet ſchienen, nach eigner Willkühr und eignem Geſchmack entwickelten und ausbildeten, daß ſie die Fabeln dem Geſchmack, der Cultur, der politiſchen Richtung, die ihr Volk und Zeitalter hatte oder bekommen ſollte, anpaßten und die Götter nach Gutdünken dieſe oder jene bürgerliche und ſittliche Rolle ſpielen ließen.

Ueberhaupt, je weiter die Fabel vom altväterligen Glauben zur bloßen Dichtermaſchine herabſank, deſto freyer ſchaltete die Dichtkunſt mit ihr, und ſo mochten allerdings in die verſchiednen Dichtarten verſchiedne und eigenthümliche Neuerungen und Abänderungen kommen, welche genauer anzugeben und auseinanderzuſetzen wohl kein ſo verwerflicher Gedanke wäre.

Die

Die Vertheilung der Fabeln nach ihrem Local hat ihre mehreſten Schwierigkeiten und wird daher vom Verf. (Brief 9.) mit Recht verworfen. Gleichwohl iſt die Beachtung des Locals vieler Fabeln von der äußerſten Wichtigkeit und eine Hauptquelle zur Enthüllung mancher dunkeln Fabel. Ein großer Theil der fabelhaften Sagen gehörte nämlich urſprünglich einer einzigen Gegend an, die nachher anderswohin verpflanzt, umgeſtaltet, ausgebildet, oft in die allgemeine Nationalfabel Griechenlands übergetragen wurden. Ihre erſte Heimath demnach ſowohl als das neue Local, welches ſie in der Folge erhielten, oder überhaupt die Geſchichte ihrer Veränderung, giebt gemeiniglich den Schlüſſel zur Erklärung ihres Sinnes und ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheiten. Freylich verlaſſen uns oft die Zeugniſſe der Alten, um dieß jedesmal auszumitteln, und ſchon darum iſt ein Handbuch der Mythologie nach dieſer Eintheilung nicht auszuführen.

Immer würde ein ſolches mythologiſches Handbuch, das den ganzen Vorrath der Fabeln nach der Zeitfolge ſammelte und dabey überall, wo es thunlich wäre, die vom Local herkommenden Eigenheiten oder auch die Veränderungen, die ſich Dichter ihrer Gattung oder ihrem Zweck zu Liebe verſtattet haben, ſorgfältig angäbe, den Vorzug vor allen andern verdienen.

Vom 13ten Briefe an beginnen die gelehrten Unterſuchungen über die geflügelten Gott-

heiten, in welchen gegen die Winkelmann-Heyniſche Vorſtellung ausgeführt wird, daß den älteſten Griechen alle Gottheiten ohne Flügel, ſowohl zu Fuß als im Wagen, ſich fortſchwingen; und daß deſto neuer ein Dichter ſey, je mehrern Göttern er Flügel, dieſen Nothbehelf der bildenden Kunſt, anheftet. Unſers Dafürhaltens ſtützten ſich viele, welche der urſprünglich Winkelmanniſchen Hypotheſe ergeben waren, eines Theils auf das Daſeyn ſehr alter, vorzüglich ſogenannter Etruriſcher Kunſtdenkmäler, die wohl gar noch über Homers Zeitalter hinauszugehen ſchienen und Flügelgottheiten aufwieſen, andern Theils aber auch auf Gründe, die vom muthmaßlichen Fortgang von der Rohheit zur Cultur hergenommen waren. Daß der rohe Menſch, das Vermögen der Götter, ſich ſchnell von einem Orte zum andern durch die Luft zu bewegen, nicht in ihnen, ſondern in äußern hebenden und tragenden Maſchinen ſuchen und den Gottheiten daher Flügel zuſchreiben würde, ſchien ſo natürlich; daß die bildende Kunſt in der frühern Zeit dieſes Nothbehelfs am wenigſten entbehren konnte, da es ihr an Geſchmeidigkeit und Geſchicklichkeit fehlte, die ſchnelle Fortbewegung der Götter auf andre Weiſe deutlich zu bezeichnen, ſchien einleuchtend. Homer, konnte man ſagen, machte ſeine Götter immer menſchenähnlicher und nahm ihnen daher auch die Flügel ab. Ihre vogelſchnelle Bewegung legte er der ihnen inwohnenden Kraft bey. Die Kunſt trat in ſeine Fußtapfen und entflügelte ebenfalls die Gottheiten,

die

die ſie anderwärts ſchadlos zu halten ſuchte. Spätere Dichter und Künſtler führten nach und nach die früheſte, rohe Vorſtellung der Beflügelung zurück, eben weil es die rohe und uralte war und ſie ſich mithin durch den Anſtrich des Alterthümlichen empfahl. Auf dieſem oder einem ähnlichen Wege gelangte freylich Winkelmann nicht zu ſeiner Meynung von der Beflügelung der älteſten Gottheiten. Sein geſchichtlicher Beweis, daß Nonnus aus einer alten Ueberlieferung beym Sanchoniathon allen Göttern, die vor dem Typhon nach dem Nil flohen, Flügel beylege, daß mithin in den älteſten Zeiten die Flügel allen Göttern gemein geweſen, iſt ſo ſchwach, daß die Entkräftung deſſelben kaum des Aufwandes von Gelehrſamkeit werth war, die der Verf. darauf verwendet hat. Allerdings iſt die Fabel von der Flucht der Götter vor dem Typhon, wie der Verf. ausführt, jüngern Urſprungs und zwar ungefähr aus Pindars Zeitalter. Wenigſtens iſt erſt um dieſe Zeit die urſprüngliche Fabel von der Flucht der ägyptiſchen Götter vor dem Typhon, ſo wie Spuren von ihr im Herodot 2, 156. und Hellanicus S. 41. (S. Sturzens Anmerk. dazu S. 44.) vorkommen, gräciſirt, oder auf griechiſche Götter angewendet worden. Die Einmiſchung des Pan in dieſelbige würden wir nicht gerade mit dem Verf. als Beweiß der Neuheit der Fabel anführen, da dieſer erſt ſpäter in die ältere Fabel verflochten, oder durch Umdeutung des in der Aegyptiſchen Fabel vorkommenden Mendes, vielleicht noch richtiger, des

Esmun, Schmun in Chemmis in Thebais, hineingekommen ſeyn könnte.

Durch eine gelehrte und ziemlich vollſtändige Induction zeigt nun der Verf., daß die älteſten Gottheiten und Götterthiere, vom Homer an, ziemlich tief herunter flügellos gedacht worden. Auch aus den Werken der alten Kunſt wird das nämliche Reſultat herausgebracht, wiewohl in dieſem Stücke die noch mehr würden leiſten können, welchen ein größerer Vorrath von Werken über die alte Kunſt zu Gebote ſtände. Eingeſtreut und durch jene Unterſuchungen herbeygeführt ſind manche ſchätzbare Erörterungen, z. B. über das Alter und den Verf. des homeriſchen Hymnus an den Hermes, wofür der Verf. den Homeriden Cinäthus hält. In der neueſten Ausgabe der homeriſchen Hymnen findet man dieſe Hypotheſe gewürdigt und Gebrauch von den übrigen Bemerkungen des Verf. über einzelne Stellen des Hymnus gemacht.

Wenn der Gang der älteſten Götter nicht durch Flügel unterſtützt wurde, wie konnten ſie denn weite Reiſen durch die Luft und über die Meere machen? Der Verf. antwortet Br. 20. S. 122. „So oft ein homeriſcher Gott einen etwas weiteren Weg vorhat, bindet er entweder goldene Fußſohlen unter, deren geheime Kraft ihn windſchnell über Land und Gewäſſer hinträgt; oder er fährt, wenn ungewöhnliche Weite, oder Gefährlichkeit, oder Pracht es erfordern, in einem ſchwebenden Wagen, welchen luftwandelnde Roſſe mit über-

natür-

Digitized by Google

natürlicher Geſchwindigkeit ziehn." Es iſt eine äußerſt ſcharfſinnige Vermuthung, daß die goldnen ambroſiſchen Sohlen, welche die Götter gewöhnlich bey vorhabenden Reiſen anlegen, eine beſondre Zauberkraft gehabt haben ſollen, welche ihnen Hephäſtos, der, wie allen metallnen Hausrath der Götter, auch dieſe verfertigt haben muß, mitgetheilt habe. Der Verf. zeigt Br. 29. S. 187. f., daß die Werke des Hephäſtos wie von lebendigem Geiſte beſeelt waren, und daß eine beſondre Schwungkraft in ſie gelegt war, wie in die vulcaniſche Rüſtung des Achill, welche den Helden wie Flügel hob, Il. 19, 386. Alſo erleichterten und beförderten höchſt wahrſcheinlich auch dieſe goldnen Fußſohlen die luftigen Reiſen der Himmliſchen, wenn man auch nicht auf den Ausdruck beym Homer rechnen wollte: **die Sohlen trugen die Götter über Land und Meer,** auf welchen Euſtathius einen beſondern Nachdruck legt. Was von den Sohlen gilt, wird Br. 28. auf die Wagen angewendet, die vermuthlich ebenfalls durch Hephäſtos Kunſt in übernatürlicher Leichtigkeit dahin rollten. Einverſtanden mit dieſer ſehr wahrſcheinlich gemachten Hypotheſe glauben wir nur voraus bemerken zu müſſen, daß man nicht faſt alle, oder die meiſte Schwungkraft der Götter in ihren Sohlen ſuche, ſondern den Göttern ſelbſt dieſen Charakter ihrer Göttlichkeit laſſe. An einem leichten, gehobenen, geſchwungenen Gange waren die Gottheiten zu erkennen, wie dieß wahrſcheinlich der Sinn von Il. 13, 71. ff. dem Zuſammenhang nach iſt,

Ihrer Schwungſohlen ungeachtet, können ſie doch nicht gut fortkommen, wenn ſie durch Verwundung oder eine Schwäche der Füße ſelbſt leiden. So war der Gang des hinkenden Hephäſtos langſam und mühſam Il. 20, 36. (Voß S. 142.) und Ares, durch eine Wunde geſchwächt, wird von einer Dunſtwolke in den Olymp geführt Il. 5, 864. (Voß Bd. 2. Br. 21. S. 175. f.). Die Götter und ihre Roſſe werden durch ihre Reiſen ermüdet, wie Here Il. 4, 25. ff. klagt, und Zeus droht Il. 8, 402. die hurtigen Roſſe am Wagen der Here und Pallas zu lähmen, ſie alſo, ungeachtet ſie den göttlich beſchwingten Wagen zogen, und, nach des Verf. Meynung, ſelbſt durch ein magiſches Beſchläge gehoben wurden, zur ätheriſchen Reiſe ungeſchickt zu machen.

Dem Verf. genügt es nicht im Allgemeinen die Hülfsmittel angegeben zu haben, deren ſich die Götter zu ihren Wanderungen bedienten; er verſinnlicht uns noch mehr die Art ihres Luftganges. In Br. 22, 4. verſucht er darzuthun, daß die homeriſchen Götter 1) nicht mit geſchloßnen Füßen ſchweben oder hingleiten, ſondern in ordentlichen Schritten einhergehen, indem ſie einen Fuß nach dem andern ſetzen; 2) daß ſie Schritte von erſtaunenswürdiger Ausdehnung machen.

Wir wollen die Gründe für beydes angeben, oder aus der Zerſtreuung, in der ſie ſich hier finden, ſammlen. Aus der angeführten Stelle Il. 5, 778., wo es von der Here und Athene heißt: ſie wandelten

delten, ſchüchternen Tauben am Schritte gleich, möchte ſich unſers Bedünkens weder das Eine noch das Andre darthun laſſen. Here und Athene hatten, vom Olymp herab, die ſchreckliche Niederlage ihrer geliebten Griechen geſehen und nichts eiliger zu thun, als ihnen beyzuſpringen. In ſtürmender Eile treiben ſie ihre Roſſe durch die Lüfte nach Troja, ſteigen beym Simois aus, und laufen nun in ängſtlicher Haſt die Ebene hinan ins Getümmel der Schlacht. Hier iſt wohl nicht von der gewöhnlichen Art zu gehen, ſondern von einem ängſtlichen Gange, von kurzen, trippelnden Schritten, ähnlich dem trippelnden Laufe (nicht Fluge) der Tauben, die Rede! Gewiſſer ſcheint uns die ſchon einmal von uns angeführte Stelle Il. 13, 71., wo geſagt wird, man erkenne leicht die Götter am Gange ihrer Füße und Schenkel, welches doch offenbar nicht auf ein bloßes Schweben, wobey Füße und Schenkel ruhen, ſondern auf die Bewegung der Füße und Schenkel geht, welche beym gewöhnlichen Gange der Menſchen ſtatt hat. Aber auch außerdem braucht Homer von dem Gange der Götter ganz dieſelben Ausdrücke wie vom Gange der Menſchen; er läßt ſie gehen, laufen, hinauf- herunterſteigen, ſpringen, mit den Füßen vorwärts ſchreiten, (Poſeidon Il. 13, 17. ποσὶ προβιβάς) ſo daß Homer gewiß auch hierin ſeine Götter menſchenähnlich gebildet hat, indem er ſie mit wechſelnden Schritten einhergehen ließ.

Die zweyte Behauptung des Verf. war, daß die Götter mit Leichtigkeit und Kraft anſetzend auf

 feſtes

feſtes Land, auf Waſſer oder Dunſt, in Schritten von ungeheurer Ausdehnung einherfahren, und durch dieſe übermenſchlichen Schwünge des magiſch erhabenen Fußtritts mit wenigen Schritten von einem Ende des Erdkreiſes zum andern gelangen, wie aus mehreren Stellen des Homer dargethan wird. Wir wiederholen hier nicht, was von Heeren im N. T. Merkur gegen dieſe Vorſtellung von Schritten, die über ganze Länder weggingen, eingewandt worden, welches uns auch nicht einmal mehr ganz gegenwärtig iſt; aber auffallend iſt es uns, daß Homer, der doch von ſeinen weitſchreitenden Helden die Ausdrücke braucht: μακρα βιβας, ευ διαβας, ſeinen Göttern nicht ebenfalls und mit noch weit größerm Rechte Prädicate von ihren Rieſenſchritten beygelegt haben ſollte, welches unſers Wiſſens nie geſchieht: denn auch der Ausdruck vom Poſeidon Jl. 14, 361. μεγα προθορων εκελευσε bezieht ſich wohl nicht auf weite Schritte, ſondern auf ein heftiges Aufſpringen. Freylich ſagt Homer ausdrücklich, daß die Götter von einem Berge zum andern in großer Entfernung geſchritten, aber er ſagt uns nicht, ob mittelbar oder unmittelbar. Es findet ſich, ſo viel wir wiſſen, nur eine Stelle Jl. 5, 770. — 2, wo den Gäulen der Here und Athene wirklich außerordentlich weite Sätze beygelegt werden, nämlich, ſo weit als ein Mann von einer Warte herab in die Ferne ſehen könne! Allein ſo groß auch an ſich der Raum iſt, den dieſe dießmal ungewöhnlich angeſtrengten Roſſe mit einmal überſpringen, ſo iſt er doch nur eine Kleinigkeit gegen

gen die über ganze Länder und Meere mit einmal wegſchreitenden Götter, und fällt überdem nicht ſo ſehr bey der Schilderung von flüchtigen Pferden auf, bey denen man ohnedieß weite Sprünge gewohnt iſt! Wir bekennen daher, daß uns jene über Land und Meer in unermeßlicher Weite wegſetzenden Götter der wildeſten nordiſchen Einbildungskraft zwar wohl würdig, aber nicht in Homers Geiſt und Phantaſie zu ſeyn ſcheinen, daß wir daher geneigter ſind, uns folgende Vorſtellung vom Gange der Götter zu machen. Sie ſchreiten mit wechſelnden Füßen auf ihren metallenen Sohlen in gewöhnlichen oder vielleicht etwas weiten Schritten ungefähr ſo auf der Dunſtfläche oder dem Meere fort, wie unſre Schrittſchuhläufer: aber von Zeit zu Zeit machen ſie Ruhepunkte, oder vielmehr, ſie laſſen ſich mit einem Anlauf irgendwo, am liebſten auf Bergen, ſtürmend nieder, um durch die heftige Abſchnellung des beſchuhten Fußes, mit erneuerter und verdoppelter Schwungkraft weiter fortſchreiten zu können. Wenn daher Homer ſagt, daß eine Gottheit in 3—4 Sätzen vom Olymp nach Troja gelangt ſey, ſo zählt er wohl nur die erneuerten Anſätze, wodurch der Fuß jedesmal geſtärkt und von Neuem beſchwingt wurde, nicht aber die einzelnen Schritte, welche die Luft- oder Meerwandelnden Götter machten!

Uebrigens, glaube ich, daß noch folgende Bemerkungen hier an ihrer Stelle ſind. Ein leichter, geſchwungner, raſcher Schritt, eine große Behendigkeit in der Bewegung, war allerdings den Göt-

tern eigen; aber ob auch durchaus der ſtürmende, wilde, furchtbare Gang, den uns die Ilias mehrentheils angiebt, könnte doch noch bezweifelt werden. Die Homeriſchen Beyſpiele ſind von der Art, daß wir bey ihnen jedesmal einen beſondern Grund angeben können, warum die Götter mit ſolcher Eile, Heftigkeit und Ungeſtüm einhergehen. Bald eilen ſie, ihre Lieblinge aus dringender Gefahr im Kampfe zu entreißen; bald treibt ſie Zorn, Wuth und Rachgier; bald haben die Geſandten der Götter ſchleunige Botſchaften zu beſtellen; bald wollen ſie ſonſt einen Zweck erreichen, um deſſen willen ſie alle ihre Kräfte aufbieten, oder ihre Roſſe, wenn ſie fahren, gewaltig antreiben, damit ſie ſo ſchnell als nur möglich ans Ziel kommen. Iſt es ausgemacht, daß die Götter eben ſo ungeſtüm daherſchritten, in eben ſo gewaltigem Sturm Land und Meer durchzogen, wenn die Abſicht ihrer Reiſe war, Freunde zu beſuchen, Opfern der Sterblichen beyzuwohnen, von einem Lieblingsorte zum andern überzugehen, wo ſie keinen beſondern Anlaß zur Beſchleunigung ihres Ganges hatten? Als die Götter beym Homer zu den frommen Aethiopen ziehen und von ihnen zurückkehren, wird wenigſtens nichts vom ſtürmiſchen Gange geſagt.

Wir haben uns zu lange bey der Unterſuchung über den Gang der homeriſchen Götter aufgehalten, als daß wir den Verf. in der Verfolgung dieſes Gegenſtandes durch die nachhomeriſche Zeit begleiten könnten. Nur aus dem 29. Briefe müſſen wir noch ſeine Vermuthung über die Art, wie

die

die Götterroſſe ſo übernatürliche Geſchwindigkeit beſaßen, mittheilen.

Der Verf. tritt hier in die Fußſtapfen ſeines Namensverwandten, J. Voß, der in ſeinem Commentar zum Catull S. 48. den erzfüßigen Roſſen des Homer eherne Hufeiſen giebt. Auch unſer Voß hält die Vermuthung nicht für zu gewagt, daß Hephäſtos, der den Gang der Götter durch goldne Sohlen erleichterte, auch der göttlichen Roſſe natürliche Leichtigkeit durch einen ehernen Beſchlag der Hufe zu unermüdeten Sprüngen auf Waſſer und Dunſtluft erhöht habe. Allein, wenn man im ganzen Alterthume, bis auf das neunte Jahrhundert nach Chr. herab, keine ſichern Spuren vom Gebrauch der Hufeiſen gefunden hat (S. Beckmann Beyträge z. Geſch. der Erfindungen, 3r. B. 1ſtes St. N. 6.), ſo iſt es doch äußerſt gewagt, dem Homeriſchen Zeitalter aus einer ſo unbeſtimmten Angabe die Kenntniß oder Idee von ſolchen Beſchlägen beyzulegen; und der Verf. würde wenigſtens nicht ſo ſehr gegen die Wahrſcheinlichkeit verſtoßen haben, auch der Analogie der Hephäſtiſchen Beſchuhung der Götterfüße näher gekommen ſeyn, wenn er ſtatt des ehernen Beſchlags lieber angenommen hätte, daß Hephäſtos den Götterroſſen eine eherne Beſchuhung verfertigt habe, dergleichen auch ſchon bey den Alten vorkommt (S. Beckmann), die man den Pferden aus und an hätte ziehen können. Aber auch dieſe Erklärungsweiſe würden wir auf keinen Fall zu der unſrigen machen, vielmehr glauben, daß der alles ſo umſtändlich beſchrei-

ſchreibende Homer, der uns ſo oft vorerzählt, wenn ſeine Götter die Schuhe anlegen und ſich zu einer Reiſe zurüſten, auch bey der Beſchreibung der An- oder Abſchirrung der Götterpferde nicht würde verſäumt haben, der Abnahme oder Anlegung der Hephäſtiſchen Erzſchuhe zu gedenken. Dagegen ſtimmen wir der Meynung derer bey, welche unter den erzgehuften Roſſen ſolche verſtehen, die vorzüglich feſte, ſtarke und unverwüſtbare Hufe haben, welche Eigenſchaft zu der Zeit, da man noch weder Beſchuhung noch Beſchlag der Pferde kannte, ſehr geſchätzt wurde, und daher der Götterroſſe am würdigſten, ihnen auch wegen ihrer weiten Reiſen am unentbehrlichſten war. Ohnedem geſteht ja auch der Verf. ſelbſt, daß den raſchfliegenden Götterroſſen eine außerordentliche Behendigkeit angebohren ſey. Wie könnte es einem auch wahrſcheinlich vorkommen, daß alle die auf der Erde zerſtreuten und aus Götterſaamen entſprungnen Roſſe, wie die Roſſe des Achilles, der Pegaſus u. ſ. w. ſämmtlich vom Vulcan beſchlagen worden! Noch eher wäre dieß von denen denkbar, welche im Olymp ſelbſt waren und die Götterwagen zogen.

Die letzten Briefe des 1. Bds. beſchäftigen ſich damit, zu beweiſen, daß auch die Erzeuger dämoniſcher Roſſe, die Harpyien, die Winde, Pegaſus, der goldne Widder, die Eſelein der Götter im Gigantenkampfe, in den älteſten Zeiten unbeflügelt gedacht, ſpäter beflügelt worden. Ueber die Harpyien hat ſich der Verf. umſtändlich verbreitet. Sie waren, nach ihm, bey den älteſten

Dich-

Dichtern, wegraffende Sturmgottheiten in ſchöner weiblicher Geſtalt, die ohne Flügel durch die Lüfte wandelten; gegen die Zeit des Aeſchylus wurden ſie zu häßlichen, geflügelten Jungfrauen umgebildet. In der Geſtalt ſchmutziger Raubvögel oder Halbvögel erſcheinen ſie zuerſt beym Ariſtophanes, dem Komiker Anaxilas, wozu man noch den Euripides Jon 917. fügen kann, hernach beym Apollonius und Virgil. Die ſpätern Dichter haben noch ſcheußlichere Mißgeſtalten aus ihnen geſchaffen. Hiebey wird auch der Antheil auseinandergeſetzt, den ſie an der Argonautenfabel haben.

Bey der Beſtimmung der Geſtalt der Harpyien im Homeriſchen Zeitalter, geräth der Verf. Br. 31. wieder ſtark mit Heyne und Hermann zuſammen. Heyne hält die Harpyie Podarge, welche am Ocean weidete und Füllen gebahr, für ein thierartiges Weſen, und Hermann geradezu für ein Pferd, folglich die Harpyien überhaupt für geflügelte Pferde. Hr. Voß weiß der Podarge ſehr ſinnreich ihre menſchlich weibliche Geſtalt zu retten. „In dem älteren Volksliede, ſagt er S. 199. f., woraus Homer die Fabel als bekannt nur obenhin anführt, müſſen die Umſtände ungefähr alſo gelautet haben. Die ſchönlockige Harpyie Podarge, die mit ihren Schweſtern am Weſtgeſtade des Okeanos wohnte, ward von dem benachbarten Zefyros geliebt. Auf einer blumigen Wieſe überraſcht, verwandelte ſie ſich, der Gewaltſamkeit zu entgehn, in eine weidende Stute. Aber der lüſterne Gott nahm die Geſtalt eines Hengſtes, und erzeugte zwey Füllen,

len, die von ihm, als einem Windbeherrſcher, und von der Mutter, einer Sturmgöttin, übernatürliche Schnelligkeit ererbten.“ Allein für die urſprüngliche Roßgeſtalt der Podarge ſcheinen uns doch folgende Gründe überwiegend: 1) Die Winde ſcheinen ſich überhaupt gern mit Stuten in Liebe vereinigt zu haben; wie denn auch Boreas ſich mit den Stuten des Erichthonius Jl. 20, 223. begattete, indem er ſich in einen Hengſt verwandelte, welches Zephyr bey ſeiner Vereinigung mit der Podarge nach Voſſens Muthmaßung auch gethan hat. Die Veranlaſſung zu dieſer Fabel ſcheint uns einzig Bilder- und Dichterſprache zu ſeyn, in der man die Windſchnelligkeit gewiſſer Roſſe ausdrücken wollte, ſie alſo Erzeugte vom Zephyr oder Boreas nannte; dieß iſt auch Heynens Meynung. Einen ganz andern Urſprung ſcheint das Mährchen von der Empfängniß der Pferde in Luſitanien durch den Favonius zu haben, über welches Voß ſagt: „Heyne miſche die lange nachher gefabelte Windempfängniß in Luſitanien als Veranlaſſung jener homeriſchen Fabel ein;“ da Heyne doch mit klaren Worten nichts weiter ſagt, als, in dem Mährchen von der Windempfängniß in Luſitanien werde auf jene homeriſche Sage angeſpielt! 2) Der Name, Podarge, Schnellfuß, ſtimmt nicht zu einer weiblichen Gottheit, aber wohl zu einem Roſſe. Denn abgeſehen davon, daß das Wort αργος, ſchnell, beym Homer wenigſtens nicht als Prädicat von der Schnelligkeit der Menſchen oder Götter gebraucht, ſondern nur Maulthieren und Hunden Jl. 1, 50.

bey-

beygelegt wird, welche leztre Il. 24, 211 αεγι-ποδες und Il. 18, 578. Od. 17, 62 αεγοι πο-δας heiſsen: ſo kommt der Name Ποδαεγος von einem Pferde des Hector Il. 8, 185 und von ei-nem Pferde des Menelaos Il. 23, 295 vor. 3) Als einen, freylich ſchwachen, Nebengrund darf ich noch anführen, daſs beym Quintus, der den Cyklikern folgt, die Harpyien wirklich als Pferde vorkommen, indem er 1, 165 ff. erzählt, die Pentheſilea habe ein ſchönes und ſchnelles Pferd ge-ritten, welches ſich unter den ſchnellen Harpyien ausgezeichnet und welches ihr des Boreas Gemah-lin, Orithyia, zum Gaſtgeſchenk gegeben habe. Ich möchte daher, nicht die homeriſchen Harpyien über-haupt für Roſſe halten, da von den übrigen nichts geſagt wird, was auf die Natur eines Roſſes füh-ren könnte; ſondern da das Wort Ἁρπυιαι nur ein Appellativum geweſen zu ſeyn ſcheint, welches überall ſtürmende, raubende, wilde Weſen bezeich-nete, wie es denn auch mit θυελλαι vertauſcht wird, ſo können wohl verſchieden geſtaltete und geartete Weſen unter dieſem allgemeinen Namen begriffen worden ſeyn, die nur etwa die ſtürmende Schnellig-keit ꝛc. mit einander gemein hatten. So ſcheinen mir denn die Harpyien, welche nach dem Homer unverſehens Menſchen aus Geſicht und Gehör weg-raffen, jene perſonificirte Sturmwinde zu ſeyn, die im Dienſt der Erinnyen waren und vom Virgil ſelbſt Furiae genannt werden, die nämlichen ver-muthlich, welche Heſiodus Aello und Okypete nennt: dahingegen eine dritte, dem Heſiodus unbekannte,

vielleicht auch in den Homer, der den übrigen Harpyien keine beſondern Namen giebt, aus einem andern Dichter eingeſchobne, Namens Podarge, als ein Sturmpferd gedacht werden zu müſſen ſcheint, deſſen beſondere Beſtimmung wir weiter nicht wiſſen.

Der 56ſte Brief iſt dem Pegaſus gewidmet. Die Flügel deſſelben erkennt der Verf. erſt im Euripides an. Wir glaubten, ſchon Pindars geflügeltes Roß im eigentlichen Sinne verſtehen zu müſſen, weil bey ihm Bellerophon aus der Luft, die Amazonen, die Chimära und die Solymer bekämpft, und es ſich zwar leicht denken läßt, daß ein Pferd mit übernatürlicher Schwungkraft über den Dunſtkreis hineilen und durch erneuertes Anſetzen von Zeit zu Zeit ſeine Kräfte ſtärken, aber nicht ſo gut, daß ein Pferd, ohne das Hülfsmittel der Beflügelung, ſich lange ſchwebend in der Luft erhalten könne. Zu erweiſen, daß des Pegaſus Aufnahme an Zeus Krippen beym Pindar auf die Verſetzung unter die Geſtirne gehe, überlaſſen wir dem Verfaſſer ſelbſt. Uns ſcheint Pegaſus überall vor dem Aratus nicht als Sternbild vorzukommen. Wo ſagt Hygin, wie S. 251 angeführt wird, daß Pegaſus, nach Abſchüttlung des Bellerophon, auf dem Helicon die Hippokrene eröffnet habe?

Den Beſchluß des erſten Bandes macht die Bemerkung, die ſich aus den vorhergegangenen Unterſuchungen ergeben hatte, daß alle maleriſche

Beflü-

Digitized by Google

Beflügelung bey den Dichtern um den Anfang der Tragödie allmählig Eingang gefunden habe. Zur deutlichern Ueberſicht davon ſtellt der Verf. in den erſten Briefen des zweyten Bandes eine reiche Gallerie von Flügelgöttern auf, die er nach gewiſſen Claſſen ordnet, nemlich 1) ſolche, bey denen die Flügel ſchwebende Gewandtheit 2) ſittliche Flüchtigkeit und 3) bey denen ſie Geiſteserhebung bezeichnen. Es iſt äußerſt lehrreich, dieſe Gallerie zu durchwandeln, weil man zugleich eine Menge neuer und anziehender Bemerkungen über die ausgeſtellten Gottheiten obenein bekommt. An die geflügelten Gottheiten ſchließen ſich die Reit- und Zugthiere der Götter, die Göttervögel, die Göttertragenden Meerungeheuer, Bemerkungen über die Beförderung des Luftganges durch Winde, das Tragen durch Wolken, an, abermals mit einer Menge beyläufiger Aufklärungen. Nur eine von dieſen eingeſtreuten Erörterungen heben wir aus Br. 8. 9. aus.

Hier wird die Bedeutung der Eos und ihr Lauf, genauer als bisher geſchehen, beſtimmt. Zwar bemerkt ſchon Villoiſons Schol. B. zu Il. 7, 433, daß die Eos bald von der Zeit kurz vor Sonnenaufgang, bald von der Zeit vom Sonnenaufgang bis Mittag, bald vom ganzen Tage gebraucht werde; aber viel deutlicher und überzeugender iſt es hier auseinandergeſetzt, daß der Begriff der Eos oder Aurora weit mehr als unſre Morgenröthe in ſich faſſe und überhaupt Helle, Tag, anzeige, daß folglich die Eos die Licht- oder Tagesgöttin ſey,

daß ſie vor dem Helios des Morgens aufgehe, vor dem Sonnenwagen her die Bahn des gewölbten Himmels vom Morgen zum Abend durchlaufe und ſich am Abend durch das weſtliche Himmelsthor in den Ocean ſenke. Alles dieß hat in den vom Verf. angezognen Stellen keinen Zweifel; nur ſtießen wir beym Durchgang der Eos durch das weſtliche Himmelsthor an und erinnerten uns dabey einer uns auch nicht ganz deutlich gewordnen Stelle Bd. I. Br. 27. S. 172 von den weſtlichen und öſtlichen Himmelspforten, aus welchen die Götter vom Himmelsgewölbe auf unſre Erde herabkommen können, und von denen der Verf. dort ſagt: „Der Sonnengott und die Nacht mit ihrem Gefolge ſteigen durch die öſtliche aus dem Ocean in den Himmel auf und gehen durch die weſtliche wieder im Ocean unter.“ Wenn der Helios des Morgens aus dem Ocean durch die Himmelspforte auf das eherne Himmelsgewölbe hinanſtieg, ſo würde er ja über das Himmelsgewölbe hinwandeln, und ſeine Strahlen würden der Erde nicht leuchten; allein er betritt nicht den eigentlichen Himmel, ſondern wandelt unter ihm über den Dunſtkreis, höchſtens über den Aether hin; wie kann er alſo durch die Himmelspforte fahren, wovon wir uns auch keiner Stelle erinnern als Ovid Met. 2, 155. ff. und Lactanz de Phoenice 43, wo es doch ungewiß iſt, ob das Thor dem Himmel oder dem Pallaſt des Helios in Oſten angehört. In der vom Verf. angezognen Stelle des Apollonius ſteht nicht, daß Helios durch das Thor des Olymp fahre.

Steigt

Steigt Helios wirklich in jenen beyden Stellen durch die Himmelspforte an den Himmel hinan, ſo darf man ſich dieſen nicht mehr nach alter Art als eine metallne Fläche denken.

Der Verf. wendet das, was er über den Lauf der Eos herausgebracht hat, auf eine Stelle der Aeneide an, bey der er ſich in Spott und Hohn über Heynen ergießt. Wir wollen dieſes Räſonnement etwas näher beleuchten, um an einem Beyſpiele zu zeigen, daß Leidenſchaftlichkeit den Verf. oft bethört und irre leitet, wenn er mit ſeinem Gegner zuſammentrifft. Die Stelle betrifft die Zeit, wenn Aeneas in die Unterwelt ging und wieder herauskam. Ueber Heynens Erklärung der Worte Virgils Aen. 6, 255, Aeneas habe gleich vor ſeinem Eingang in die Unterwelt geopfert, und Hekate ſey erſchienen primi ſub lumina ſolis et ortus, drückt ſich der Verf. S. 81. ſo aus: „Bey jener deutlichen Angabe des erſten Morgenlichtes (Aen. 6, 255.), da die Höllenfahrt [ſo drückt ſich der Verf. aus] anfängt, verſichert Heyne, man müſſe die Zeit nach Mitternacht denken, tempus a media nocte intelligendum eſſe; und beruft ſich wegen der Mitternacht auf Servius, der durch den hellwerdenden Aufgang nur des altrömiſchen Tages Anfang vor Mitternacht angezeigt findet, ingleichen auf Cerdas Beweisſtellen, daß den Unterirdiſchen nach Mitternacht pflegte geopfert zu werden. Alſo iſt der Morgen hier Mitternacht! [Dieß ſagt Heyne keinesweges, ſondern er verſteht ja

ja die Zeit nach Mitternacht, *ſub* lum. ſolis et ortus, gegen den Morgen zu, wo bald der Morgen anbricht, der Tag zu grauen anfängt. Ein bekannter Sprachgebrauch!] Nein das iſt er doch wiederum nicht. Denn oben bey den Varianten ſchreibt Hr. H. einen anderen ab, ſeinen Burmannus, der den wahren Anbruch des Lichts erkennt, und V. 535 jener mitternächtlichen Aurora ſpottet. [Das nun eben nicht, vielmehr bekennt er ſelbſt, ſich nicht herausfinden zu können, wenn er nicht annehme, Auroram de nocte jam curſum ſuum inſtituere verſus initium diei, quo demum apparet mortalibus.] Nun iſt alſo der Morgen ein wirklicher Morgen! Ein Beyſpiel zu den vielen, wo Hr. H. unten etwas anders ſagt als Hr. H. oben." [Dieſer Widerſpruch iſt hier wie an einigen andern Stellen des Commentars zum Virgil, wo ihn der Verf. entdeckt, bloß in ſeinem Kopfe. H. hat in den Varianten den Burmann nicht abgeſchrieben, ſondern er erwähnt mit Billigung der Burmanniſchen Bemerkung, daß hier die Lesart Einiger ſub limina ſolis nicht paſſe, weil dieſes ſich auf den Ort des Sonnenaufgangs, ſondern ſub lumina, weil dieſes ſich auf die Zeit deſſelbigen beziehe. Lumen ſolis iſt alſo freylich der Sonnenaufgang, aber ſub lumina ſolis iſt und bleibt die Zeit nach Morgen hin, und wird von Heyne weder von der Mitternacht, noch von der Zeit des Sonnenaufgangs, ſondern von der zwiſchen beyden liegenden Zeit erklärt. Statt dieſes vermeinten Widerſpruchs bey H., worüber

der

Digitized by Google

der Verf. ſo ſehr triumphirt, können wir einen wirklichen bey Voß angeben, indem er ſelbſt ſub lumina ſolis erſt vom **Morgen**, dann wieder von der **Nacht** nimmt. Das Erſtre haben wir ſchon geſehen, das letztere kommt S. 77 vor, wo er ſeinem Freunde, der lieber annehmen wollte, es ſey während des Beſuchs in der Unterwelt Nacht geweſen, zuruft: „Wie? **Abfahrt in der Nacht** und Wiederkehr, worauf es allein ankommt, haben Sie ja.“ Alſo hier iſt ſub lumina ſolis von der Nachtzeit erklärt und Hr. V. hinten ſagt etwas anders als Hr. V. vorn. Daß man übrigens nicht gerade zur Nachtzeit in die Unterwelt zu gehen brauchte, lehrt Aen. 6, 127. Noctes atque dies patet atri janua Ditis.] Aber wir ſind mit dieſer Stelle noch nicht aufs Reine. Die Erſcheinung der Hekate ſpricht doch wohl mehr für H. als für V.; denn unſers Wiſſens wird dieſe nie bey Tage aus der Unterwelt hervorgerufen. Daß dieſes Opfer aber **gleich nach Mitternacht** gebracht wurde, dafür zeugen auch die Stellen des Silius und Apollonius, welche der Verf. S. 78 für die entgegengeſetzte Meynung zu benutzen ſucht. Virgil weiche von Homers nächtlichem Todtenopfer bey den Kimmeriern ab und folge einer eignen Sitte der Averniſchen Todtenbeſchwörung, wo das Opfer des Morgens dargebracht worden, wie man aus dem Silius 13, 404 erſehe. Wie ſonderbar, daß man aus dem Silius die beſondern Einrichtungen der Averniſchen Todtenbeſchwörung beſſer als aus dem Virgil erkennen ſoll, da Silius offenbar die

Kimmeriſche Todtenbeſchwörung nachbildet und der jüngere Scipio bey ihm, wie Ulyß beym Homer, nicht die Unterwelt ſelbſt durchwandert, ſondern die Schatten an die Schwelle derſelben hervorruft und die Unterwelt von da aus überſchaut, dahingegen Aeneas beym Virgil wirklich in die Unterwelt hinabſteigt und alle Gegenden derſelben durchirrt! Der ganze Beweis aus dem Silius gründet ſich aber eben auf den ſtreitigen Ausdruck v. 404 ſub lucem, den dieſer aus dem Virgil entlehnt hat, und der bey ihm ſo zuverläßig als beym Virgil von der Zeit unmittelbar nach Mitternacht und vor dem Morgen zu verſtehen iſt, wie ſchon die Vergleichung mit v. 413. 41. f. zeigt. Wäre die Todtenbeſchwörung im eigentlichen Sinne gegen Morgen geſchehen, ſo wären ja die Schatten, die ſich doch nach altem Glauben nach Mitternacht in die Unterwelt zurückziehen mußten, (S. Aen. 5, 739. f.) am Morgen aus dem Erebos herausgeſtiegen und hätten wenigſtens bis zum Anbruche des vollen Tages oben bleiben müſſen, weil ſie lange Unterredungen mit dem Scipio hielten. Beym Apollonius 3, 1195. vergl. 1029. wird ſogleich nach Mitternacht Anſtalt zum Todtenopfer gemacht; nachdem es vollendet iſt, ſteigt Hekate hervor, Jaſon zieht ſich zurück, und als er zu ſeinen Gefährten zurückgekehrt iſt, geht die Eos erſt auf. Noch zum Ueberfluſſe führe ich eine Stelle an, wo die Annäherung des Morgens unmittelbar nach Mitternacht geſetzt wird Aen. 5, 738. f. torquet medios Nox humida curſus; Et me ſaevus equis

equis Oriens (der Orthros, Aufgang) adflavit anhelis.

Doch wir müſſen zum V. 535 über die Eos eilen, die eigentlich des Verf. Excurs herbeygeführt hat. Nachdem Aeneas das Todtenreich durchwandelt und ſich mit den Schatten ſeiner Freunde unterredet hat, roſeis Aurora quadrigis Jam medium aetherio curſu trajecerat axem. H. hält dieß für Angabe der nun endenden Nacht. Aurora, die von Oſten nach Weſten zwiſchen der Dämmerung und dem Aufgange der Sonne fahre, habe ſchon die Hälfte oder einen großen Theil ihres Laufes zurückgelegt, folglich ſey der Anbruch des Tages ganz nahe. Man wird begreifen, daß V., nach ſeiner gutgegründeten Behauptung, daß die Aurora ſowohl wie die Sonne den ganzen Tag die Himmelsbahn durchfahre und ſich erſt am Abend in den Ocean ſenke, dieſer Heyniſchen Erklärung ſeinen Beyfall verſagen müſſe, und die Stelle von der Zeit verſtehe, wo Aurora bereits die Mittagshöhe erreicht hat, folglich die Hälfte des Tages ſchon verfloſſen iſt. Dieſe Meynung unterſtützt er noch durch andre, aus dem Zuſammenhang gezogne Gründe, von denen hernach. Itzt nur ſoviel. Auch ohne die Voſſiſche Lehre vom Tageslauf der Aurora anzufechten, ließe ſich doch vielleicht Heynens Erklärung dieſer Stelle retten, wenn man medium axem, wie auch H. erinnert, nur nicht zu ſehr nach dem Buchſtaben nimmt, ſondern, wie es der Sprachgebrauch zuläßt, von der Höhe des Himmels in Oſten verſteht. Aurora hat unſtreitig

 ſchon

ſchon die Höhe des Himmels erreicht und einen Theil der Himmelsbahn durchlaufen, ehe die Sonne mit ihrem Wagen am Himmel hinauffährt. Vgl. eine ähnliche Stelle, die offenbar vom frühen Morgen handelt, Aen. 7, 25. f. Jamque rubeſcebat radiis mare et *aethere ab alto* Aurora in roſeis fulgebat lutea bigis. Zwar leugnet der Verf., daß Nox ruit, welche Worte die Sibylle dem Aeneas zuruft, und die H. von der ſinkenden Nacht erklärt, anders als von der einbrechenden Nacht, wie Aen. 2, 250. 8, 369., verſtanden werden können, und überſetzt deswegen S. 77 die Nacht ſtürzt daher. Allein, ſo wie dieſe Worte im Deutſchen, oder: die Nacht eilt, zweydeutig ſind und vom Heraneilen und Davoneilen der Nacht geſagt werden können, ſo ſcheint auch das Nox ruit ein allgemeiner Ausdruck zu ſeyn, der eben ſowohl auf das Herabeilen in den Ocean als das Herauseilen aus demſelben bezogen werden kann.

Aber noch iſt ein trifftiger Grund für des Vf. Erklärung übrig, von dem er auch mit aller der ihm eignen Derbheit gegen H. S. 83 f. Gebrauch macht. „Rechnen Sie einmal nach. Die Zeit zwiſchen Dämmerung und Aufgang, da Aurora den Umlauf macht, ſoll eine Stunde dauern. In Italien dauert ſie keine halbe; aber wir wollen nicht kargen. Kurz vor der Dämmrung ſtiegen ſie hinab; und jetzt, nach ſo vielen Begegniſſen und Geſprächen, hatte Aurora einen Theil der Stunde verbraucht. Es war alſo ungefähr eine halbe Stunde

ver-

verſtrichen. Hätte Aeneas Flügel an den Ferſen und geflügelte Worte gehabt; in einer halben Stunde ſo viel zu wandern und zu plaudern, war unmöglich. Mehr Zeit erfoderte die einzige Unterhandlung mit Charon und die Ueberfahrt. Doch habe Aeneas in ſo kurzer Zeit ſo vieles beſchaft, was treibt ihn die grämliche Sibylle? Sie haben ja für Elyſium noch den langen lieben Tag vor ſich. Oder wann müſſen ſie zurück! Hr. H. will mit der Sprache nicht recht heraus: „Von der Zeit der Rückkehr melde der Dichter nichts, alſo brauche man ſich darum nicht zu bekümmern.“ — Bravo! — „Indeß nach der Weiſe der Todtenopfer müſſe Aeneas wohl mit anbrechendem Tage die Unterwelt wieder verlaſſen.“ — Dann freylich! Aber gleichwohl, in der übrigen halben Stunde wird er nicht weniger leiſten als in der vergangenen. Was erlebte jener arabiſche Prinz nicht alles in dem Augenblick, da er den Kopf ins Waſſer ſteckte!“ So viel Schein der Verf. auch für ſich haben mag, ſo läßt ſich ihm doch folgendes entgegenſtellen: 1) Aeneas ſteigt nach Heynens Erklärung **kurz nach Mitternacht** in die Unterwelt; von da, bis zum **Sonnenaufgang** kann man doch gewiß einige Stunden rechnen, alſo kommt eine beträchtlichere Zeit heraus als der Verf. annimmt. 2) Es giebt eine **poetiſche** von der **wahren** verſchiedene Zeit, bey der man nicht ängſtlich nachrechnen darf. Sie kann einem des Homer ſo kundigen Gelehrten, wie der Ueberſetzer der Ilias und Odyſſee iſt, unmöglich dort entgangen ſeyn. Nur ein Beyſpiel aus dem

dem Homer, welches meine Behauptung hinlänglich ins Licht ſtellen wird. Der Herold Idäos geht Il. 7, 381 gegen Morgen (ἠῶθεν) aus Troja hinab zu den Schiffen der Griechen, trägt der Verſammlung ſeinen Auftrag vor; es wird darüber geſtimmt; er erhält Beſcheid, kehrt nach Troja zurück und überbringt die Antwort. Und nun erſt geht V. 421 die Sonne auf. Wenn man gewöhnlich von Troja bis ans Geſtade des Meeres eine Entfernung von 3 — 4 Stunden annimmt, ſo erhellt daraus, wie viel Stunden auch ein guter Läufer zum Hin- und Hergehen müſſe gebraucht haben, zumal da er doch auch in der Verſammlung der Griechen aufgehalten wurde, und daß dieß alles wohl nicht in der wirklichen Zeit von der Eos bis zum Sonnenaufgang abgethan werden konnte, zumal wenn man mit dem Verf. annimmt, daß die Zeit zwiſchen der Morgendämmerung und dem Aufgang der Sonne nur eine halbe, höchſtens eine volle Stunde in jenen Gegenden betrage! — Nach allem, was hier ausgeführt worden, finden wir alſo weder Widerſprüche noch Ungereimtheiten in Heynens Erklärung. Wir ſind zwar darin noch ungewiß, ob wir mit ihm glauben ſollen, daß die ganze Reiſe innerhalb der Zeit nach Mitternacht bis zum Sonnenaufgang vollendet worden, oder ob wir in dieſem Stücke der Voſſiſchen Meynung beytreten ſollen: allein darin ſind wir völlig Heynens Meynung, daß unter den Worten ſub lumina ſolis die Zeit nach Mitternacht zu verſtehen iſt.

Sehr

Digitized by Google

Sehr beherzigungswerth, aber auch einer umſtändlicheren Prüfung, die wir hier nicht anſtellen können, bedürftig ſind die Briefe 29. 37. über die Behauptung neuerer Mythologen, daß in den älteſten Zeiten Griechenlands Gottheiten gehörnt und geſchwänzt geweſen, worin gezeigt wird, daß die für uralt gehaltnen halbthieriſchen und übrigen Gottheiten des Waldes und Feldes, als Pan, die Satyrn, Silenus, auch Priapus, jüngern Urſprungs ſind. So viel ſcheint allerdings zu erhellen, daß dieſe Götter ſämmtlich erſt nach dem Homer von den Griechen aufgenommen und in ſo fern neu ſind; daß ſie aber zum Theil aus dem frühern Alterthum und zwar aus den Morgenländern abſtammen und nur nach Griechenland mit Wechſelung der Namen und Anpaſſung ihrer Individualität an die Nationalfabeln verpflanzt worden, läßt ſich von Einigen ziemlich wahrſcheinlich machen. Die Satyrn ſcheinen vorzüglich durch die Spiele bey den Bacchusfeſten, am meiſten durch das ſatyriſche Drama in allgemeinen Umlauf gebracht und mannichfaltig umgeſtaltet worden zu ſeyn; auch Pan ſcheint ſehr früh in dieſen eine Rolle geſpielt zu haben, und nicht erſt, wie eine andre Sage will, kurz vor der Marathoniſchen Schlacht den Athenern bekannt geworden zu ſeyn, (Voß Briefe Bd. 1. Br. 13. S. 78.) wenn anders die Verſe des Theſpis beym Clemens von Alexandrien, (Strom. 5. S. 570 C.) ächt ſind, worin der Παν δικερως angerufen und auf ſeinem Altar Käſe und Honig geopfert wird. Indem der Verf. zeigt, daß unter

Ho-

Homers Gottheiten noch gar keine halbthieriſche Geſtalt und daß der gewöhnliche Gang der Kunſtbildung allmählige Entedelung der Menſchengeſtalt zur thieriſchen ſey, erläutert er dieſes auch am Beyſpiele der Fabel von den Centauren, die erſt im Zeitalter Pindars roßleibig geworden. Gleichwohl habe man die Centaurinnen mit Roßgliedern verſchont, wovon doch der Verf. das Gegentheil beym Ovid Met. 12, 405 ff. ſehen kann. Das Zwittergeſchlecht mehrerer Gottheiten, die man dem rohen Alterthume beyzählen zu müſſen geglaubt hatte, ſetzt der Verf. weit herunter in die Zeiten der ſpätern Orphiker und überhaupt der myſtiſchen Philoſophie.

Eine gelehrte Erörterung über das Knochenopfer beym Heſiodus Theog. 535 ff. beſchließt die mythologiſchen Unterſuchungen dieſes Bandes im 38—40. Briefe. Ein wichtiger Beytrag zur Erläuterung der dunkeln Opfergebräuche! Bittre Ausfälle auf ſeine Gegner ſind in dieſem Abſchnitt nicht geſpart. Der Verf. verwechſelt gleich anfangs mit Villoiſons Scholiaſten zu Il. 15, 187 ff. die Theilung des Himmels, des Meeres und der Unterwelt beym Homer und andern, wobey die Erde noch ungetheilt blieb, mit der ſpätern Vertheilung der Erde in Sicyon oder Mekone, welche Heſiodus berichtet und auf welche ſich auch Pindar Ol. 7, 100. zu beziehen ſcheint. „Bey jener heiligen Ausgleichung nun, ſagt der Verf., vertrat Prometheus ſeine Menſchen als Anwald, damit nicht die Götter für die übernommenen Schutzämter

ihnen zu läſtige Pflichten und Gebühren auflegten.“ Woher es doch wohl der Verf. geſchöpft haben mag, daß Prometheus hier als Anwald der Menſchenrechte auftrat? Will er dieſe Vertretung der Menſchen vielleicht nur auf die Opfer bezogen wiſſen, da Hygin (bey Voß S. 323.) erzählt, Prometheus habe, um ſeinen Menſchen die Koſtbarkeit ganzer Opfer zu erſparen, von zwey geſchlachteten Stieren das Fleiſch in das eine Fell, und die Knochen in das andre gehüllt und dem Jupiter die Wahl gelaſſen? Aber dieſe Sage iſt ja ganz von der Heſiodiſchen verſchieden, aus welcher nicht erhellet, ob Prometheus die menſchenfreundliche Abſicht hatte, den Menſchen auf immer das Opferfleiſch zu retten und den Göttern die Knochen zu überlaſſen, ſondern nur der Kitzel, den Zeus zu überliſten. Nach dem Lucian Prometh. 3. und dem Scholiaſten des Aeſchylus, beſtellten die Götter den Prometheus ſelbſt zum Austheilen des Opferfleiſches. Seitdem Zeus, fügt Heſiodus ſeiner Erzählung bey, ſich vom Prometheus überliſten laſſen, opfern die Menſchen den Göttern weißes Gebein. Heyne und Wolf waren beym Heſiodus über die Sitte des Knochenopfers befremdet, die nun der Verf. aus mehreren Stellen der Alten beſtätigt hat. Fürs erſte glaubt er ſie in allen homeriſchen Stellen zu finden, wo *μηρια* verbrannt werden, (S. Jl. 1, 459 ff. 2, 413 ff. Od. 3, 456 ff. 14, 427 f. Jl. 8, 240. 15, 373. 22, 170. 24, 34.) indem er dieſes Wort nicht von den Schenkeln, wie gemeinhin, nimmt; ſondern, nach Anleitung der

der Grammatiker, von den Schenkelknochen. Μηροι, lehrt er, nach dieſen, ſind beym Homer, Schenkel, die aber bey ihm nur ausgeſchnitten, niemals verbrannt werden. Μηρια oder zuſammengezogen μηρα, iſt das Verkleinerungswort von jenem und bedeutet das, was aus den Schenkeln, μηροι, ausgeſchnitten wird, alſo die Schenkelknochen. (Demungeachtet überträgt der Verf. in ſeiner Ueberſetzung des Homer μηροι und μηρια ohne Unterſchied Schenkel). Etwas Willkührliches ſcheint allerdings in dieſen Deutungen der Grammatiker zu liegen und ich hätte Luſt zu glauben, daß ſie auf dieſe Deutung der μηρια erſt durch Heſiods Zeugniß von den Knochenopfern geleitet worden, auf welches ſich auch Apollonius im homeriſchen Wörterbuche beruft. Im Homer ſehe ich nicht, was dieſe Erklärung nothwendig machen ſollte. Dagegen ſcheinen bey den nachhomeriſchen Schriftſtellern μηροι und μηρια als gleichbedeutend mit einander verwechſelt zu werden; ſo beym Sophokles Antigone 1006 ff., den der Verf. S. 312. anführt; ſo beym Bion Klage um Adonis (Voß S. 311.); ſo ſagt auch Apollonius 1, 433. ιερα μηρ' εταμοντο, welches gewiß zerſchneiden, nicht herausſchneiden heißt. Demnach bleibt es noch zweifelhaft, ob die Knochenopfer wirklich bereits im Homer vorkommen. Mit gewiſſerm Erfolg hat der Verf. die Sitte derſelben aus ſpätern Dichtern dargethan. Auf Heſiods Erzählung, von der Veranlaſſung derſelben, berufen ſich Clemens und Apollonius im Homeriſchen Wörterbuche, und jener führt Stellen aus mehre-

mehreren griechiſchen Luſtſpieldichtern an, worin die Sitte, Schenkel- und andre Knochen den Göttern zu opfern lächerlich gemacht wird. Man vergleiche mit ihnen eine Stelle aus der kleinen Thebais und aus einem Comiker oder Verf. eines Satyrſpiels auf den Oedipus, bey Bruncks Scholiaſten des Sophokles, Oedipus Kol. 1375. Den wahrſcheinlich ſpätern Gebrauch, den Göttern auch Eingeweide zu opfern, hat der Verf. S. 315 durch Beyſpiele erhärtet, mit denen man noch ein ziemlich altes Beyſpiel in einem kleinen Bruchſtücke des Antimachus N. 73 S. 107 der Schellenbergiſchen Sammlung verbinden kann.

Zum Beſchluß ladet der Verf. freundliche Gehülfen zum Anbau des unermeßlichen Fabelgefildes ein. Er ſelbſt wird noch einen Band von Briefen, der aber noch nicht erſchienen iſt, dem Apollo und der Artemis widmen, worin die urſprüngliche Verſchiedenheit des Apollo und Helios, der Artemis und der Selene, und die nachherigen Umbildungen dieſer Gottheiten, gezeigt werden ſollen.

Um das ganze Werk des Verf. in allen ſeinen Theilen und Unterſuchungen zu verfolgen, müßte man ein eignes Werk ſchreiben. In einer Rez. konnten wir nur einzelne Parthieen ausheben, um das Ganze zu charakteriſiren, um den Werth der Unterſuchungen darzuthun, um durch etwanige Gegenerinnerungen fernere Uuterſuchungen zu veranlaſſen. Es ſchien um ſo weniger nöthig, den Inhalt aller Briefe vollſtändig anzugeben, da wir das

Werk längſt in den Händen der Liebhaber ſolcher Unterſuchungen wußten, und da überdieß jedermann, vor beyden Theilen, eine ganz ins Einzelne gehende Inhaltsanzeige der Briefe finden und nachleſen kann. Wenn wir uns erlauben zu ſagen, daß den Verf. ſein Eifer für die gute Sache und ſein ungünſtiges Vorurtheil gegen die Heyniſche Schule, die er, wie Hans Jacob weiland die Encyklopädiſten, als einen Bund von Leuten, die ſich gegen ihn und gegen alles, was nicht von ihnen ausgeht, verſchworen haben, anſieht, zuweilen über die Gränzen des Anſtandes, der Billigkeit, der Humanität hinausgeführt hat, ſo hoffen wir darum nicht, daß er uns zu denen rechnen werde, die er in der pathetiſchen Vorrede zu brandmarken und dem Richtſtuhle der Nachwelt zu übergeben droht, weil ſie von dem Urheber der Briefe als Menſchen zu reden ſich herausgenommen haben. Wir kennen den Verf. dieſer Briefe aus dem Gerücht und aus vielen ſeiner Gedichte, die Abdrücke eines edlen Herzens ſind, als einen achtungs- und liebenswürdigen Mann; um ſo viel weher that es uns, ſeit einigen Jahren, ein Betragen von ihm angenommen zu ſehen, durch welches mancher ſeiner Verehrer an der Güte ſeines Charakters irre geworden iſt.

III. *Hym-*

Digitized by Google

III.

Hymni Homerici cum reliquis carminibus minoribus Homero tribui ſolitis et Batrachomyomachia. Addita eſt Demetrii Zeni verſio Batrachomyomachiae dialecto vulgari et Theodori Prodromi Galeomyomachia. Textum recenſuit et animadverſionibus criticis illuſtravit Car. Dav. *Ilgen*, Philoſ. et LL. OO. Prof. P. O. in Acad. Jenenſi. Halle b. Hemmerde 1796. XXXVI. u. 674 S. gr. 8.

Man wird für dieſe Ausgabe im voraus gewonnen, wenn man die fruchtbaren, in einen lebhaften und unterhaltenden Vortrag eingekleideten Betrachtungen der Vorrede und die Erzählung von dem lieſt, was der Verf. durch dieſe Ausgabe leiſten wollen und geleiſtet zu haben glaubt.

Der Verf. unternimmt es, das hohe Alterthum gegen den Vorwurf der Undankbarkeit zu rechtfertigen, den es ſich oft dadurch zugezogen, daß es ſo wenig Kenntniß von dem Leben und den Schickſalen ſeiner älteſten Barden nahm, ja deren

Namen kaum auf die Nachwelt fortpflanzte. Die Erhaltung ſo vieler alten Geſänge durchs Gedächtniß bezeugt ſchon den Werth, den ſie auf ihre Nazionalgeſänge legten. Allein die Namen, die Geſchichte der einzelnen Sänger waren ihnen gleichgültiger, weil ſie den ſingenden Individuen keinen beſondern Werth beylegten, ſondern den Geſang überhaupt für eine göttliche Kunſt hielten, und der Meynung waren, daß ſich die Götter durch den Mund der Barden vernehmen ließen: daher nicht dieſen, ſondern einzig den Göttern der Ruhm und Preis dafür gebühre. Wurden gleich dieſe Barden bey ihrem Leben als Gottbegeiſterte Männer geehrt und vorgezogen, ſo ehrte man doch nur die Gottheit in ihrer Perſon, und ſie hörten auf der Gegenſtand beſondrer Achtung und des Andenkens zu ſeyn, ſobald ihre Muſe verſtummt war. Die große Aehnlichkeit, die ſich bey der Einfalt jener Zeiten unter den Dichtern und Gedichten finden mußte, beſtätigte den Wahn, daß eine und ebendieſelbe göttliche Kraft in allen Barden lebe und webe. Man bediente ſich daher, wenn man von alten Liedern und ihren Sängern ſprach, des Collectionamens: der göttliche Sänger, ohne die Sänger genauer mit Namen zu bezeichnen und von einander zu ſondern. Die einzige Art der Auszeichnung, die man früh wahrnimmt, ſcheint, nach dem Verf., die zu ſeyn, daß man gewiſſe Claſſen der Sänger mit beſondern Namen benennte, welche Appellativa nachher fälſchlich für Namen einzelner Sänger gehalten wurden. So will der Verf.

ſcharf-

ſcharfſinnig die alten Bardennamen: Linus, Muſäus, Orpheus, Homer, gedeutet wiſſen. Er konnte auch die Namen der Muſen, die auf die verſchiednen Gattungen der Dichtkunſt und Muſik Beziehung haben, für dieſe Meynung anführen. Dennoch, ſo wie die Namen der Muſen weit jünger als Homer ſind, ſo ſcheint auch jener Klaſſenname nicht recht in ein Zeitalter zu paſſen, das vielleicht noch keine verſchiedne Dichtarten anerkannte. Auch ſcheint in der Wortableitung jener Namen, zu denen man auch den Phemius rechnen kann, nichts vorzukommen, was auf beſtimmte, einzelne Klaſſen der Dichtkunſt führen könnte: dagegen kommt es uns wahrſcheinlicher vor, daß jene meiſt gleichbedeutende und überhaupt einen Sänger bezeichnende Namen großentheils örtlich waren, und daß z. B. die Jonier alles, was ſie von alten Geſängen kannten, den Homer, die Thebaner den Linus, die Thrazier den Orpheus, die Athener den Muſäus zuſchrieben. Die richtige Bemerkung des Vſ., daß jene Dichternamen als bloße Appellativa anzuſehen, leidet eine weitere Ausdehnung und erhält eine wechſelſeitige Erläuterung durch die Namen, die wir von den älteſten Künſtlern verſchiedner Gattungen finden. Dädalus war der Collectivname, den man den unbekannten Urhebern der älteſten Kunſtwerke bey den Griechen beylegte; was Er bey den Griechen war, war Mamurius Veturius d. h. artifex memoriae veteris bey den älteſten Römern. Tekton, ein Sohn des Harmon, iſt ein ähnlicher bedeutender Name beym Homer

Il. 5, 59 ff., bey welcher Stelle Villoiſons Scholiaſt den Namen eines Sängers Terpiades aus der Odyſſee anführt. Eben ſo verhält es ſich wohl mit dem Namen des von der Minerva gelehrten Künſtlers Argus (von ἄεργος mit dem verſtärkenden α), der den betriebſamen Kunſtarbeiter bezeichnet.

Aus jenem Glauben des Alterthums an den göttlichen Urſprung der Geſänge leitet der Verf. auch die wichtige Folge her, daß die Sänger jener Zeit ohne Bedenken an fremde Lieder die ihrigen anreihten, wenn ſie ſich zur Fortſetzung und weitern Ausführung eines von einem frühern Barden gefeyerten Gegenſtandes gedrungen fühlten, und daß ſie ſo ihre Geſänge mit fremden vermiſchten. Es war ja dieſelbe Gottheit, die durch den Mund jener ältern Dichter geredet hatte, von der auch ſie begeiſtert wurden, und ſo verſchieden die Sänger und die Zeiten waren, deren Lieder in Eins verſchmolzen wurden, ſo galten doch alle dieſe Erzeugniſſe der Dichterbegeiſterung für Werke der nämlichen göttlichen Kraft.

Spätere Jahrhunderte, noch nicht durch die Fackel der Kritik erleuchtet, nahmen auf Treue und Glauben an, was ihnen die Ueberlieferung für Werke Eines Dichters ausgab, hielten jene uralten Collectionamen für eigne Namen einzelner Sänger und vermehrten die Verwirrung in hohem Grade, indem ſie noch manche namenloſe Geſänge derſelben Gattung und von ähnlicher Manier denſelben alten Dich-

Digitized by Google

Dichtern zuzählten. So kam es denn, daß einem Homer ein zahlloſes Heer von Geſängen zugeſchrieben wurde, zu denen auch die **Homeriſchen Hymnen** gehören. Von dieſen kann nur der Hymne an den Deliſchen Apoll Anſpruch auf Homers Namen, in ſo fern er eine beſtimmte Gattung und Weiſe uralter Dichter in ſich begreift, machen; von den übrigen größern und ganzen Hymnen gehört der auf den Pythiſchen Apoll und die Aphrodite zur neuern Homeriſchen Schule der Nachahmer, und der Hymne an den Hermes und die Demeter zu einer von der Homeriſchen Schule ganz verſchiednen Gattung. Dieß wenige ſagt der Verf. hier zur allgemeinen Charakterſchilderung der vorzüglichſten Homeriſchen Hymnen; doch finden ſich in einzelnen Anmerkungen zu den Hymnen Gründe und weitere Ausführungen des hier angedeuteten.

Von S. XVII. an werden die Verdienſte verſchiedner Gelehrten um dieſe Hymnen, eines Martin, Barnes, Clark, Pierſon, Rhunken, Erneſti, Groddeck, Mitſcherlich, Matthiä, gewürdigt, an deren Vorarbeiten ſich der neue Herausgeber anſchließt. Er iſt mit dieſer Ausgabe zweyen Gelehrten zuvorgekommen, die mit ähnlichen Gedanken umgingen. Der Eine derſelben, Hr. Prof. Mitſcherlich in Göttingen, ſcheint allerdings durch andre wichtige literäriſche Unternehmungen für itzt ganz von dieſem Vorhaben abgekommen zu ſeyn; allein Hr. Auguſt Matthiä in Holland hat ſeinen Plan ſo wenig aufgegeben, daß er vielmehr, auch nach der Erſcheinung der Il-

Digitized by Google

genſchen Ausgabe, wie Amſterdammer Briefe ſagen, ernſtlich an die Ausführung deſſelben denkt, um ſo mehr, da er ſich ein ausgedehnteres Ziel geſteckt hat, und außer der Kritik auch Wort- und Sacherklärungen in ſeinen Plan aufnehmen wird.

Der Verf. hat mit Sorgfalt und Geſchicklichkeit die bekannten kritiſchen Hülfsmittel und Vorarbeiten benutzt, und theils aus ihnen, theils aus eignem ſehr glücklichen kritiſchen Genie die Homeriſchen Hymnen in einer ganz neuen, auf jeder Seite verbeſſerten und ihrer urſprünglichen Reinigkeit näher gebrachten Geſtalt auftreten laſſen. Die freye Weiſe, mit der er dabey zu Werke gegangen, wird freylich, wie er ſelbſt ahndet, nicht Jedermanns Beyfall erhalten; allein ſeine kritiſche Kühnheit entfernt ſich doch weit von der Willkühr der Brunckiſchen Kritik, und wird von ihm in den umſtändlichen Anmerkungen jedesmal mit Gründen der Wahrſcheinlichkeit oder Gewißheit unterſtützt. Außer den Hymnen findet man in dieſer Ausgabe auch die übrigen kleinen dem Herkommen gemäß mit Homers Namen prangenden Poeſien. Der Batrachomyomachie, die durch den alten Froſchmäusler, der neulich wieder in einem neumodigen Gewand erſchienen, auch zu einem deutſchen komiſchen Volksgedicht geworden iſt, hat der Verf. aus guten Gründen die neugriechiſche Ueberſetzung des Demetrius Zenus (nebſt Cruſius lateiniſcher Ueberſetzung und griechiſchen Scholien) zur Begleitung mitgegeben, überzeugt, daß die neugriechiſche Sprache aus der altgriechiſchen Land-

und

und Bauerſprache entſtanden und in vielen Stücken ſogar mit der Sprache des gemeinen Lebens, ſo wie ſie zu Homers Zeiten geredet wurde, übereingekommen ſey.

Wir kommen zu den Anmerkungen, die von S. 187—668 hinter dem Texte fortlaufen und zu dem Gelehrteſten und Scharfſinnigſten gehören, was die deutſche Kritik hervorgebracht hat. Der Verf. giebt die Verſchiedenheit der Lesarten an und beurtheilt ſie, rechtfertigt die im Text befolgte Lesart, theilt ſeine Vermuthungen und Verbeſſerungen mit, geht die Meynungen und Verbeſſerungs-Verſuche der andern Gelehrten durch, und liefert überhaupt einen ſehr vollſtändigen kritiſchen Apparat. Obgleich ſein Hauptzweck Einſchränkung auf die Kritik war, ſo führt doch ſelbſt dieſer eine Menge vortrefflicher, ſehr gelehrter Sprach- und Sachunterſuchungen herbey, von denen Einige zu kleinen Abhandlungen angewachſen ſind, und man kann bey einigen Vorkenntniſſen ſchon mit dieſer Ausgabe zum Verſtändniſſe der Hymnen ausreichen, zumal da der Text von unzähligen verdorbnen Stellen gereinigt und dadurch eine Menge Schwierigkeiten und Dunkelheiten verſchwunden iſt.

Am ausführlichſten und reichhaltigſten iſt des Verf. Commentar über die Hymnen an den Deliſchen und Pythiſchen Apoll, den Hermes, die Aphrodite und die Demeter; unter dieſen ſind aber die Anmerkungen zum Hymne an die Aphrodite verhältnißmäßig die kürzeſten. Die übrigen Hymnen

nen ſind noch kürzer abgefertigt. Der Commentar zur Batrachomyomachie iſt dagegen wieder ausführlicher und enthält die genau auseinandergeſetzten Gründe von vielen Hauptverbeſſerungen, welche dieſes verdorbne Gedicht unter den Händen des Verf. erhalten hat. Schade iſt es indeſſen doch, daß der Verf. keinen Gebrauch von Goeß Batrachomyomachia Homero vulgo adſcripta und von Seidenſtückers Abh. die Batrachomyomachie aus innern Gründen dem Homer abgeſprochen in den Aufſätzen pädag. und philolog. Inhalts S. 63 ff. gemacht hat. Eben ſo vermißt man in den Anmerkungen zum Hymne an die Aphrodite die Benutzung des doppelten Specimen annotationum in Hom. Hymnum in Venerem von Aug. Matthiä, welches in Ruperti's Neuem Schulmagazine ſteht.

Da es nicht möglich iſt, den Verf. durch dieſes ganze Werk Schritt für Schritt zu begleiten, ſo wollen wir ihn wenigſtens ein Stück Weges, nämlich durch den Hymne an die Demeter, verfolgen, den wir als eines der merkwürdigſten Stücke, das auch vom Verf. mit ganz beſonderem Fleiße, nach dem Vorgange mehrerer vortrefflichen Köpfe, hauptſächlich eines Ruhnken und Mitſcherlich, bearbeitet worden iſt, hier vorzugsweiſe ausheben.

Der Verfaſſer ſchickt eine Einleitung voraus, worin er die Meynungen vom Ruhnken und Ignarra über den Hymne entkräftet und ſeine eigne mittheilt. Zu den auch hier angezognen vier Stel-

len

len des Pauſanias, in denen des Homer. Geſanges an die Demeter gedacht wird, kann, um der Vollſtändigkeit willen, eine fünfte geſetzt werden 8, 37. S. 677, wo die Zuſammenſtellung des Homer mit dem Pamphus verräth, daß vom Homeriſchen Hymne die Rede iſt. Der Verf. hebt Ignarra's Zweifel gegen die Aechtheit des noch vorhandnen Homeriſchen Hymne, die aus der Stelle des Pauſanias, worin er das Alterthum der Narziſſe aus dem Pamphus, nicht aber aus dem Homer, beurkundet, gezogen iſt, eben ſo wie Mitſcherlich dadurch, daß es dem Pauſanias hier nicht um mehrere Autoritäten, ſondern um ein Zeugniß des höchſten Alterthums zu thun ſey, wozu der vorhomeriſche Pamphus hinreichte. Aber eine andre Stelle des Pauſanias 1, 38., worin geſagt wird, Homer ſowohl als Pamphus haben die Töchter des Keleus, Diogeneia, Pammerope und Säſara genannt, da doch unſer Hymne vier Töchter und zwar mit ganz andern Namen angiebt, beſtimmt den Verf. zu folgendem Urtheil: unſer Hymne ſey nicht der vom Pauſanias unter Homers Namen angeführte, ſondern ein andrer alter Hymne, der dem Pamphus und Homer, vielleicht auch dem Muſäus, nachgebildet worden. Allerdings gab es im Alterthum mehrere berühmte Hymnen an die Ceres, aus denen unſtreitig die ſpätern Nachahmer immer wieder neue bildeten und zuſammenſetzten. Ein Verzeichniß der hie und da erwähnten Hymnen an die Ceres wird hier anzuführen nicht unzweckmäßig ſeyn. 1) Pamphus beym Pauſan.

2) Mu-

2) Muſäus Pauſan. 1, 22. S. 53. 4, 1. S. 281. 3) Eumolpus Weihungen der Demeter, Beſuch derſelben beym Keleus und die Uebergabe der Myſterien an die Töchter des Keleus erwähnt Suidas. 4) Erechtheus ſoll nach dem Nonnus 19, 78 zuerſt in einem vaterländiſchen Hymne geſungen haben, daß Keleus mit der Metaneira und ſeinem Sohne Triptolemus die Ceres zu Athen bewirthet. 5) Laſus von Hermione, von deſſen Hymne ſich der Anfang erhalten hat, Athenäus 10, 21. S. 455 C. 14, 5. S. 624 E. 6) Archilochus beſang in den Ἰοβάκχοις das Feſt der Demeter und ihrer Tochter nach dem Hephäſt. S. 55. 7) Pindar. S. Schneider Fragmenta S. 33. und Verſuch über den Pindar S. 48. 8) Bakchylides. Vermuthlich iſt er Verf. eines Hymne auf die Ceres, denn der Scholiaſt des Ariſtophanes Acharn. 47 ſagt, er erwähne des Keleus in ſeinen Hymnen, und der Scholiaſt des Heſiod Theog. 913., die Proſerpina ſey, nach dem Bakchylides, aus Kreta entführt worden. 9) Ariſtokles, deſſen kleiner Hymne an die Demeter zu Hermione beym Aelian Thiergeſch. 11, 4 ſteht. Der ſpätern Orphiſchen Hymnen, die ſich erhalten haben, nicht einmal zu gedenken. Menander (de encomiis S. 1. c. 6.) rechnet unter die Gegenſtände der mythiſchen Hymnen den, daß die Demeter vom Keleus aufgenommen worden.— Was nun jene Bedenklichkeit des Verf. anlangt, die von der Namen-Verſchiedenheit der Töchter des Keleus in unſerm Hymne und in Pauſanias Homeriſchen Hymne

ne hergenommen iſt, ſo würde uns dieſe doch nicht allein beſtimmen ſeiner darauf gegründeten Muthmaßung beyzupflichten. Pauſanias konnte aus einem Fehler des Gedächtniſſes dem Homer und Pamphus zuſchreiben, was er bloß in dieſem geleſen hatte: oder die vom Pauſanias erwähnten Namen könnten vielleicht, wie Ruhnken vermuthet, nach V. 476. ausgefallen ſeyn, welche Lücke nach Wegwerfung des von Mitſcherlich und Ilgen mit Recht für eine Gloſſe erklärten V. 476. etwa ſo zu ergänzen wäre. Ceres zeigte:

Εὐμόλπου τε βίῃ, Κελεῷ θ', ἡγήτορι λαῶν,
δρησμοσύνην θ' ἱερῶν, τοῦ τ' ἔφραδεν ὄργια παισὶ,
Παμμερόπῃ καὶ Σαισάρῃ καὶ Διογενείᾳ.

Allein damit iſt die Schwierigkeit noch nicht ganz gehoben; denn immer bleibt es ſonderbar, warum die Ceres drey andre Töchter des Keleus ſollte eingeweiht haben und nicht vielmehr die Viere, welche V. 109 f. genannt werden und die ihr weſentliche Dienſte geleiſtet hatten. Darum und aus andern Gründen, welche die Beſchaffenheit des Hymne an die Hand giebt und von denen beym Durchgehn des Hymne Beyſpiele vorkommen werden, ſind wir in ſo weit mit dem Verf. einverſtanden, daß wir den Hymne nicht in ſeiner urſprünglichen Geſtalt haben; doch ſcheint der unſrige nicht ſowohl eine Nachahmung des Pamphus und Homer, als vielmehr der Homeriſche Hymne ſelbſt zu ſeyn, der aber unter den Händen der Rhapſoden allmählig ſo viele Zuſätze,

Digitized by Google

ſätze, Erweiterungen und Einſchiebſel theils aus dem eignen Genie der Rhapſoden erhalten, daß er dadurch eine ganz neue Geſtalt gewonnen hat. Vermuthlich iſt alles, was ſich auf die Eleuſiniſchen Myſterien bezieht, aus dem Hymne des Muſäus, Eumolpus, oder aus irgend einem alten Orphiſchen Weihgeſang zum Homer hinzugekommen; andre Stellen z. B. 489—94. verdanken einem Rhapſoden ihr Daſeyn. Auf dieſe Weiſe konnte Pauſanias wirklich die Namen der drey Töchter in dem zu ſeiner Zeit längſt interpolirten homeriſchen Hymne V. 476 finden, wiewohl ſie nicht eigentlich dem Homer, der vier Töchter des Keleus mit andern Namen anerkannt hatte, zugehörten, ſondern einem andern Sänger, aus deſſen Hymne der Homeriſche bereichert worden, und von dem auch die Verſe 284—91 herrühren müſſen, worin ebenfalls nur dreyer Töchter des Keleus gedacht wird. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, würde nun der Homeriſche Hymne an die Demeter nicht mehr, wie der Verf. in der Vorrede ſagt, ganz, ſondern nur zum Theil und in Rückſicht der fremdartigen, ihm aufgedrungnen Zuſätze für unhomeriſch zu halten ſeyn.

Gleich bey V. 4. treffen wir auf eine gelehrte Unterſuchung über die Ableitung und Bedeutung des Wortes Χρυσάορος, welches häufig als Beyname von Göttern vorkommt. Zu den angezogenen Beyſpielen fügen wir einen Tempel des Zeus χρυσάορος in Karien beym Strabo 14 S. 454, 29. Gegen Mitſcherlichs Erklärung, der Homeriſche

riſche Hymne bezeichne damit die Ceres mit goldnem Schwerte, welche von ihm gelehrt unterſtützt wird, macht der Verf. die gegründete Einwendung, daß Ceres wohl nur in jüngern Kunſtwerken und Schriftſtellern mit dieſer Bewaffnung vorkomme, und ſucht es überhaupt wahrſcheinlich zu machen, daß χρυσάορος nach der Sprachähnlichkeit von συνάορος, τετράορος u. ſ. w, von ἀείρω, ἄειρω, ich verbinde, abzuleiten ſey, mithin die Göttin mit goldnem Güntel bezeichne, welches Beywort ihr ſehr angemeſſen ſey. Uebrigens hat der Verf. aus Δήμητρος zwey Worte δὴ μητρὸς gemacht, damit nicht in einem Satze der Name der Göttin (vergl. v. 1.) zweymal vorkäme.

Die Gegend, aus welcher Proſerpina entführt wurde, glaubte Ruhnken in V. 17 genau bezeichnet und erklärte das Nyſiſche Gefilde von Nyſa in Karien, wahrſcheinlich irre geleitet durch eine Anmerkung Spanheims zum Callimachus (H. Cer. 9.), in welcher aus einer Stelle des Strabo weit mehr gefolgert wird als darin liegt. Ohnedem iſt jener Name der Kariſchen Stadt vielleicht jünger als der Homeriſche Hymne, indem Stephanus von Byzanz, Athymbra und Pythopolis als die ältern Namen, Nyſa als den neuern angiebt. Hr. Ilgen hätte alſo hier die Ruhnkenſche Meynung verlaſſen müſſen. Heſychius erwähnt allein funfzehn Oerter Namens Nyſa, und in der Fabel des Dionyſius wird Nyſa bald da, bald dorthin gerückt, ſo daß man es nicht leicht feſthalten,

noch

noch überall, wie hier, die geographiſche Lage genau beſtimmen kann.

Bey V. 24 geht der Verf. die Verſuche der Gelehrten durch, die ἐλαῖαι der Moskauer Handſchrift zu verbeſſern, welche wir noch durch eine Conjectur von Huſchke, die in den Jen. gel. Zeitungen ſtand: ἀγλαόκαρπος Ἰουλώ, bereichern können. Hr. J. nimmt Ruhnkens Verbeſſerung in den Text: ἑταῖραι; doch ſchlägt er noch ein andres Wort, das den Zügen der Handſchrift weit näher kommt, vor: Ἑλεῖαι, von ἕλος, als Beyname der Nymphen der Flüſſe und Seen, welchen die Töchter des Ozeans, die hier gemeint ſind, ebenfalls vorſtehen. Das Beywort dieſer Oceaniden, ἀγλαόκαρποι, erklärt er wie Mitſcherlich von den ſchönen Händen. Orpheus (H. 50, 11) giebt es auch den Nymphen, und eben ſo wie es der Homeriſche Hymne V. 4 der Demeter beylegt, kommt es auch zweymal im Orpheus (Hymn. prooem. 6 und Fragm. p. 383) von dieſer Göttin vor.

In V. 20—39 ſtellen ſich uns Bedenken dar, die wir von den Auslegern kaum berührt, noch weniger befriedigend aufgelöſt finden. Proſerpina ſchreyt laut zu ihrem Vater Jupiter auf, als ſie von der Wieſe, auf der ſie mit ihren Geſpielinnen Blumen gepflückt hatte, entführt wird; aber keiner der Götter noch der Menſchen hören ihr Geſchrey. Und wie kam das! Selbſt ihre Geſpielinnen hörten es nicht, die doch in der

Nähe

Nähe waren. Nur Hekate und Helios vernahmen ihre Stimme. Und warum wurde ſie gerade von dieſen beyden und nur von ihnen gehört? Was Hr. J. darauf antwortet, daß Hekate das Klaggeſchrey vernommen, möchte ſchwerlich befriedigen. Endlich vernimmt doch die Mutter das Geſchrey ihrer Tochter! Auch das erregt Verwunderung, daß Helios nach V. 27 ff. beym Schmauſe im Tempel ſitzend die Stimme der Entführten hört, die er doch nach V. 69—81 während ſeines Taglaufes mit ihrem Räuber geſehen zu haben ſcheint. Vergl. V. 35, wo die Entführte die Stralen der Sonne erblickt. Uns ſcheint hier das erſte große Einſchiebſel eines Rhapſoden vorzukommen. Der Homeriſche Hymne hört nach unſrer Vorſtellung mit dem 21ſten Verſe auf und fängt wieder mit dem 33ſten an. Nach ſeiner Erzählung wurde Proſerpina in ziemlicher Entfernung von der Unterwelt entführt; denn ſie ſieht noch lange, während ihr Räuber mit ſeiner Beute davon eilt, Erde, Himmel, Sonne und Meer. Sie ſchreyt laut auf; die Berge und Meere hallen ihr Geſchrey wieder, und ihre abweſende Mutter vernimmt es. Auch Hekate hatte es gehört und Helios hatte geſehen, wie ſie vom Pluto geraubt wurde. Eingeſchoben aus einem andern Hymne des Muſäus oder Orpheus ſind dagegen V. 22—31. Nach dieſem muß wahrſcheinlich Proſerpina am weſtlichen Ozean, wie es auch in Orpheus Argonautengedicht vorgeſtellt wird, nahe am Eingang in die Unterwelt entführt worden ſeyn, ſo daß Pluto ſogleich

mit der Entführten in den Abgrund fuhr und Niemand folglich weder im Himmel noch auf Erden ihre Stimme vernahm, außer der Hekate, die ſich der Dichter am Eingang der Unterwelt wohnend dachte, und dem Helios, der von ſeinem Tagewerk ausruhend am weſtlichen Ozean, alſo an der Gränze der Unterwelt, vermuthlich bey den frommen Aethiopen ſchmauſte. Die ſo äußerſt müßigen Verſe 30—2, welche daſſelbe ſagen, was V. 17—20 dageweſen iſt, hat der Rhapſode aus den letztern zuſammengeſetzt, um den durch die eingeſchobenen Verſe zerriſſenen Zuſammenhang wieder aufzunehmen: „Dieſe ſich ſträubende, ſage ich, entführte Polydegmon," u. ſ. w. Vergl. Ilgens Anmerkung.

Auch bey V. 25 hätte der Herausg. Ruhnkens Anmerkung von der Grotte der Hekate in Samothrake weglaſſen können, da nach ſeinem eignen richtigen Urtheil hier kein beſtimmter Ort angegeben werden ſoll. Dagegen verdient es angemerkt zu werden, daß Hekate gar nicht beym Homer, ſondern erſt im Heſiod und nachher häufig in der Orphiſchen Theologie vorkommt. Merkwürdig aber iſt es, daß ſie in unſerm Hymne nicht die wichtige Rolle wie beym Heſiod ſpielt, ſondern als untergeordnete Dienerin und Begleiterin der Demeter erſcheint. Wirklich war ſie nach dem Orpheus eine Tochter der Ceres und nach andern Dienerin derſelben. S. Bruchſtück des Orpheus S. 404, 6 beym Gesner, Schol. Appollon 3, 467 u. Schol. Theokrit 2, 12. Ἀϊῶν hat in unſerm Hymne hier und

und V. 250 die erſte Sylbe lang, gegen Homers Gewohnheit, bey dem ſie, ausgenommen Il. 21, 388, kurz iſt.

V. 35—7 erklärt der Verf. mit Mitſcherlich ἔλπισθαι durch hoffen, weil gleich darauf ἔλπις in derſelben Bedeutung vorkomme, in guten Schriftſtellern aber nicht leicht verwandte Wörter in verſchiednen Bedeutungen kurz nach einander gebraucht würden. Wir theilen eine auf dieſe Behauptung ſich beziehende Stelle aus einem Briefe des Herren Groddeck in Polen zur Beherzigung mit: „In einem gnomiſchen Fragment des Solon heißt es unter andern: *Χρήματα δ᾽ ἱμείρω μὲν ἔχειν, ἀδίκως δὲ πεπᾶσθαι οὐκ ἐθέλω· πάντως ὕστερον ἦλθε δίκη*; wo *δίκη* offenbar nach dem ganzen Zuſammenhang für *τίσις*, poena, ſteht, obgleich das unmittelbar vorhergehende *ἀδίκως*, was doch wohl ein verwandtes Wort von *δίκη* iſt, in ſeiner gewöhnlichen Bedeutung genommen werden muß. Ein andres Beyſpiel finde ich beym Homer Il. 1, 558 und 561, wo das beym Homer ſo vieldeutige *ὀΐω* einmal fürchten, argwohnen und hernach errathen überſetzt werden muß, welches mir aus dem Beyſatz: *οὐδέ σε λήθω* zu erhellen ſcheint: Immer erräthſt du meine Gedanken, Abſichten, Handlungen und ich kann nichts vor dir verbergen.“ Die Aechtheit des 37ſten Verſes hat der Verf. gut gegen Mitſcherlich vertheidigt.

In V. 49. 50 iſt χρό' ἀτάλλετο eine leichte und glückliche Verbeſſerung für χρόα βάλλετο. Die vorhergehenden Worte ſind nach Ruhnkens Aenderung abgedruckt: νέκταρος ἡδυπότοιο πάσσατ' ἀκηχεμένη, für die Lesart der Handſchrift: νέκτ., ἠδὲ πότοιο πᾶσα τά. Uns ſcheint die Stelle aus dem Heſiod, deſſen Theog. 912 ff. auch genau mit unſerm Hymne v. 2 ff. übereinkommt, Theog. 796 f. οὐδέ ποτ' ἀμβροσίης καὶ νέκταρος ἔρχεται ἄσσον βρώσιος entweder vom Verf. des Hymne oder von einem Rhapſoden entlehnt zu ſeyn und aus ihm ſo verbeſſert werden zu müſſen: Οὐδέ ποτ' ἀμβρ. κ. νέκταρος ἦλθε ποτοῖο Ἄσσον.

In einer ſehr gelehrten Anmerkung zu V. 58 beſtreitet der Verf. Mitſcherlichs Behauptung, daß ἄναξ für Königinn ſtehen könne und erklärt die gemeine Lesart: σοὶ δ' ὦκα λέγω, ich will es dir gerade heraus, ohne Umſchweif ſagen.

Eine ſchätzbare Verbeſſerung hat V. 64. erhalten. Statt des Sinnloſen: Ἠέλι', αἴδεσσαί με θεάς ὕπερ lieſt der Verf. αἴδ. με Θέης ὕπερ. Ich beſchwöre dich, o Helios, bey deiner Mutter Thea; ſetze dich an ihre Stelle, wie ihr zu Muthe ſeyn würde, wenn ſie ihren Sohn verloren hätte.

Sollte V. 77 f. ſtatt: οὐδέ τις ἄλλος αἴτιος ἀθανάτων nicht Homeriſcher ſeyn: οὐδέ τοι ἄλλος? Il. 3, 164 οὔτι μοι αἰτίη ἐσσί ꝛc. Vgl. Od. 2, 87.

Digitized by Google

V. 87 vertheidigt der Verf. durch folgende Erklärung: Quibuscum habitat, horum dominus ſorte factus eſt. Im Anfang des Verſes lieſt er ναιεταει um des Metrums willen.

Wir zweifeln, ob der Verf. mit Recht aus V. 97 vergl. mit V. 153 ff. ſchließt, die Eleuſinier hätten damals eine ariſtokratiſche Regierungsverfaſſung gehabt, kraft deren die Großen abwechſelnd regiert hätten. Es war wohl hier die gewöhnliche Verfaſſung jener Zeiten; der König regierte mit den Aelteſten und Vornehmſten zugleich.

Den Brunnen Parthenius bey Eleuſis, an dem ſich Ceres nach ihren Irrſalen niedergelaſſen haben ſoll, hat der Verf. zum V. 99 ganz wegdisputirt. Der Sprachgebrauch leidet erſtlich nicht, zu ſagen: ἕζεσθαι Παρθενίῳ mit Weglaſſung des Vorwortes παρά. Zweytens wird von keinem Schriftſteller des Parthenius bey Eleuſis erwähnt, dagegen andre den Brunnen Kallichorus nennen, bey dem auch nach unſerm Hymne hernach der Ceres ein Tempel erbaut wurde, in welchem ſie ſich aufhielt. Zwar will Mitſcherlich die Einerleyheit des Namens Parthenius und Kallichorus unter andern daraus wahrſcheinlich machen, daß auch in Paphlagonien ein und derſelbe Fluß beyde Namen geführt habe: allein der Verf. zeigt das Ungegründete dieſer Behauptung, die Mitſcherlich mit Brunck zum Apollon 2, 904 gemein hat. Sie ſcheint ſich vorzüglich auf eine Stelle in Orpheus Argonautikon 729 f. zu gründen, die aber mit Recht vom

Ruhnken ep. cr. 2 S. 254 für unächt erklärt wird. Beym Apollonius kommen die Argonauten eher zum Kallichorus als zum Parthenius, und jener war in Bithynien, dieſer an der Gränze zwiſchen Bithynien und Paphlagonien. Vergl. Schönemann Geographia Argonautarum S. 10 An die Stelle der Lesart der Handſchrift: Παρθενίῳ Φρεάτι hat daher der Verf. eine ihm vom Prof. Wolf mitgetheilte glückliche Verbeſſerung geſetzt: πὰρ θείῳ Φρέατι, der alſo vom Dichter vorzugsweiſe der göttliche genannt wird, ſo wie anderwärts dem Kallichorus ehrende Beynamen gegeben werden, wie in Euripides Supplices 392 Καλλίχορος σεμνὸς und V. 619 Καλλίχορον θεᾶς ὕδωρ.

Bey der Angabe der Ceres V. 123, ſie komme aus Kreta, hätten die Ausleger bemerken ſollen, daß dieſe Erdichtung wahrſcheinlich dem Homer abgeborgt ſey, bey welchem Odyſſeus mehrmals ſich für einen Kreter ausgiebt. Wie die Ceres V. 126. ſagen konnte, die Seeräuber wären mit ihr bey Thorikum gelandet, da ſie doch V. 133 f. verſichert, ſie wiſſe nicht, in welchem Lande und unter welchen Menſchen ſie ſich befinde, iſt uns dunkel, wenn wir nicht V. 126 für eine Gloſſe oder einen Zuſatz aus einem andern Hymne erklären und V. 125 u. 127 ſo aneinander knüpfen: οἱ μὲν ἔπειτα ἠπείρου ἐπέβησαν ἀολλέες, ἠδὲ καὶ αὐτοῦ (ibi) δεῖπνον ἐπηρτύνοντο.

In V. 153 ergänzt der Verf. mit Ruhnken οἰκία zu ἡ μὲν Τριπτολέμου. Weniger hart wird die

die Verbindung durch eine einfache Verbeſſerung, welche Heyne in den Gött. gel. Anzeigen vorgeſchlagen hat: ἢ μὲν — ἢ δὲ, wozu aus V. 156 ἄλοχος herausgenommen werden muß. Wirklich hat die Handſchrift: ἠδέ.

Bey V. 176 iſt eine Vermuthung vom Brunck, Anhang zum Apollon 3, 875, welcher für ἐπισχόμεναι vorſchlägt ἀνασχόμεναι, übergangen. V. 203 behält der Verf. παρασκώπτουσα bey und erklärt es: Scherze mituntermiſchend.

Befremdet hat es uns, zu ſehen, daß auch dieſer ſcharfſichtige Kritiker, wie ſeine Vorgänger, ohne Anſtoß bey V. 188. 9. vorbeygegangen iſt. Wie? Ceres ſollte, als ſie ins Haus der Metaneira tritt, die Schwelle mit den Füßen, die Decke mit ihrem Haupte berührt und die Thüre mit göttlichem Glanze erfüllt haben? Und nachdem ſie ſich ſo in ihrer göttlichen Hoheit gezeigt, ſollte Jambe es gewagt haben, mit ihr allerhand Kurzweil zu treiben? Metaneira hätte ſagen können: Weib, du ſcheinſt mir nicht von niedriger, ſondern von vornehmer, königlicher Geburt zu ſeyn; ſie hätte das Mütterchen zur Pflegerin ihres Kindes angenommen und ihr großen Lohn für treue Dienſte verſprochen? Der Dichter hätte V. 275 ff. ſagen können: Die Göttin habe erſt beym Weggehn aus dem Hauſe der Metaneira, nachdem ſie ſich zu erkennen gegeben, die Geſtalt eines alten Weibes abgelegt und ſich in göttlicher Hoheit, Größe und Glanz, der das ganze Haus erleuchtet, gezeigt? Dieß alles

widerſpricht dem erſteren gänzlich. Uns ſcheint V. 189 eine Gloſſe zu ſeyn, deren muthmaßliche Veranlaſſung wir gleich angeben wollen. Den vorhergehenden Vers leſen wir aber ſo: ἡ δ᾽ ἄρ᾽ ἐπ᾽ οὐδὸν ἔβη ποσὶ γραῖα (für καί ῥα) μελάθρου. Sie blieb an der Schwelle ſtehen und wollte aus Kummer nicht in den Saal gehen, noch weniger ſich niederſetzen. Die Stelle erhält ihre Erläuterung aus Od. 4, 716 ff., die der Hymnendichter wahrſcheinlich vor Augen hatte, von der Penelope: Τὴν δ᾽ ἄχος ἀμφιχύθη θυμοφθόρον, οὐδ᾽ ἄρ᾽ ἔτ᾽ ἔτλη δίφρῳ ἐφέζεσθαι — ἀλλ᾽ ἄρ᾽ ἐπ᾽ οὐδοῦ ἷζε πολυκμήτου θαλάμοιο, οἰκτρ᾽ ὀλοφυρομένη. Ein Grammatiker, der den Sinn dieſer Worte nicht recht faſſen und gewiſſe Verſe im Homer oder auch ſelbſt die Stelle des Kallimachus Hymne an die Ceres V. 59 f., wo Ceres den Erdboden mit den Füßen, den Olymp mit dem Scheitel berührt, in Gedanken haben mochte, ſuchte auch hier dieſes erhabene Bild in dem hinzugefügten Verſe anzubringen, in welchen er auch den die Gottheit umgebenden Glanz aus V. 278—80 aufnahm. Der 190ſte Vers iſt keine Einwendung gegen dieſe Vermuthung der Verfälſchung. Ceres behielt auch in der Geſtalt eines abgelebten Weibes Spuren ehmaliger Schönheit und Würde, ein königliches Anſehen. Vergl. 214 f. Darum ſagte auch eine von Keleus Töchtern, von welchen ſie doch mitnichten für das, was ſie war, erkannt wurde, (V. 111) ſie werde überall als Pflegerin aufgenommen werden, weil ſie ein Gottähnliches Anſehen habe V. 159.

Digitized by Google

V. 159. Dieſe Züge und Spuren hoher Geburt und königlicher Würde alſo, nicht aber gefliſſentlich von der Ceres gegebene Zeichen der Göttlichkeit waren es, welche die Metaneira beym Anblick der Alten mit Ehrfurcht, Verwunderung und Schüchternheit erfüllten.

Der Verf. ſchützt V. 204 ἵλαον σχεῖν θυμὸν gegen die Anfechtungen der Kritiker, erklärt aber ἵλαος nicht mit Voß von einem heitern, ſondern richtiger von einem verſöhnten Gemüth. Im Vers 228 rechtfertigt er nach Mitſcherlich aus guten Gründen das Wort ὑποταμνόν; nur kommt es uns wegen des im folgenden Verſe ſtehenden ὑλότομον, das jenem entſpricht, vor, als wenn auch dort ὑλοταμνόν geleſen werden müſſe. V. 253 lieſt A. Matthiä im zweyten Probeſtück der Anmerkungen zum Hymne an die Venus: ἀπὸ ἕο γ' ἧκε πέδονδε nach Il. 12, 295. Vergl. Il. 5, 343. In V. 262. muß man wohl θάνατον καὶ γῆρας für κῆρας leſen, wegen der Beziehung dieſer Worte auf ἀθάνατον καὶ ἀγήραον V. 260. Der Verf. hält V. 265—7 für eingeſchoben aus einer alten Sage von einem bürgerlichen Kriege in Eleuſis zur Zeit des Demophon. V. 289 lautet itzt alſo: ἐλούεν ἀπ' ἀσπαίροντα. Des eingeſchobnen Vorwortes hätte es zur Ausfüllung des Verſes nicht bedurft, wenn auch die Lesart der Handſchrift: ἐλούεον verwerflich wäre, was ſie doch nicht iſt. S. Hermann de metris S. 72. Eine Stelle, welche viele Kritiker beſchäftigt hat, V. 344 f. iſt nun auch ſehr lesbar durch eine nicht

allzu kühne Verbeſſerung geworden: πολλ' ἀκαχιζομένη μητρὸς πόθῳ· ἡ δ' ἔτ' ἄπλητον ἔργοις θεῶν μακάρων ὀλοὴν μητίετο βουλήν, d. h. mater vero indeſinenter adhuc pernicioſum rebus deorum beatorum meditabatur conſilium. V. 365 hätten die Ausleger wohl ein paar Worte zur Erklärung beyfügen ſollen, in wiefern Perſephone nicht nur über die Todten, ſondern auch über die Lebenden herrſche, nämlich in ſo fern als ſie auf das Thun und Laſſen der Menſchen achtet und einſt in der Unterwelt das Böſe an den Todten beſtraft. S. Orpheus Hymne 69, 3 f. Der Ausdruck δεσπόζειν ſpielt vielleicht auf den Beynamen Δέσποινα an, welchen Perſephone führte. S. Pauſan 8, 37. In V. 372 f. verbindet der Verf. λάθρη ἀμφὶ ἑ νωμήσας und erklärt es: hinterliſtig bey ſich nachdenkend, wie er nemlich verhindern möchte, daß Perſephone nicht ſtets bey ihrer Mutter bleibe. In V. 386 wird die verdrängte Lesart der Handſchrift zurückgerufen. Bey der großen Lücke der Moskauer Handſchrift von V. 387—400, von welchen nur halbe Zeilen, einzelne Wörter und Buchſtaben übrig geblieben ſind, iſt es ein wahres Wagſtück, daß der Verf. alle dieſe Verſe ex ingenio ergänzt und die Lücke ſo ausgefüllt hat, daß man beym Leſen nicht mehr ſo unangenehm wie bisher unterbrochen wird. Man wird das Scharfſinnige und Glückliche dieſes Verſuches nicht verkennen, über welchen ſich der Verf. ſowohl in einer dem Texte untergeſetzten Note, welche auch die verſtümmelten Verſe, ſo wie ſie in der Hand-

ſchrift

ſchrift befindlich waren, angiebt, als in den hinten befindlichen kritiſchen Anmerkungen erklärt und rechtfertigt. V. 413. verdammt Mitſcherlich, weil nicht abzuſehen ſey, warum ſich Perſephone zum Eſſen des Granatapfels habe zwingen laſſen, da ſie ja die Wirkung deſſelben nicht vorher gewußt habe. Die Art, wie der Verf. dieſen Vers rechtfertigt, ſie habe aus Freude und heftiger Gemüthsbewegung nicht eſſen mögen, und habe darum dazu genöthigt werden müſſen, möchte manchem auch etwas gezwungen vorkommen. Es wundert uns, daß es keinem Ausleger aufgefallen iſt, unter den Namen der Geſpielinnen der Perſephone V. 424 auch die Pallas und Diana zu finden. Denn obgleich verſchiedne Schriftſteller berichten, daß dieſe beyden Göttinnen damals mit unter den Blumenſammlerinnen geweſen, ſo erwartet man doch nach V. 5 bloß Töchter des Ozeans in Perſephonens Gefolge. Das Verzeichniß der Nymphen V. 417 ff., hinter welchen auch Pallas und Artemis ſtehen, iſt alſo entweder aus einem andern Hymne in den Homeriſchen aufgenommen worden, oder wenigſtens iſt V. 424 aus irgend einem andern Dichter hier eingeſchoben.

Unter die ſchönſten Verbeſſerungen rechnen wir die der Verſe 428. 9, wo Perſephone nach der leichten Abänderung eines Wortes und der Interpunktion ſagt: *νάρκισσον δ', ὃν ἔφυσ', ὥσπερ κρόκον, εὐρεῖα χθὼν, αὐτὴ ἐγὼ δρεπόμην περὶ χάρματι.* Die Narziſſe aber, welche die Erde an Menge dem Krokus gleich hervorbrachte, pflückte

ich

ich vor Freude. Dennoch ſcheint uns noch nicht reine Bahn hiermit gemacht zu ſeyn. Wir wollen auf gutes Glück eine Conjektur mittheilen, und die Gründe, die uns zur Aendrung bewogen haben, beyfügen: *θαῦμα τ' ἰδέσθαι, Νάρκισσον, ὃν ἔφυσε δόλον χθὼν εὐρυάγυια, αὐτὴ* u. ſ. w. Nach der gemeinen Lesart gehörte *θαῦμα ἰδέσθαι* zu den unmittelbar vorhergehenden Blumen; allein man erwartete dieſen Ausdruck vielmehr von der wunderſchönen Narziſſe, und ich habe es daher durch eine ganz kleine Verändrung als Appoſition zu dieſer gezogen, welches vollkommen mit V. 10 übereinſtimmt. Die Erde brachte die Narziſſe hervor *θαυμαστὸν γανοῶντα, σέβας τότε πᾶσιν ἰδέσθαι* ꝛc. Die Worte *ὥσπερ κρόκον* haben, theils wegen des kurz vorher ſchon genannten Krokus, theils wegen der Härte des Ausdrucks: Die Narciſſe wuchs wie Saffran d. h. mit ſo vielen Schößlingen und Häuptern hervor, etwas Mißfälliges: überdem ſcheint V. 10 der offenbar hier wiederkehren ſoll, unſre Verändrung zu verlangen. Daß die letzte Sylbe in *Νάρκισσον* in dieſer Verbindung lang gebraucht werden könne, braucht wohl keines Beweiſes.

V. 437 ſcheint uns eine Gloſſe von Vers 435 zu ſeyn. V. 440 lieſt der Verf. *ἐκ τοῦ οἱ πρόπολος καὶ ὀπάων ἔπλετ' ἀνάσσῃ*, welches, wenn wir ihn anders richtig faſſen, dieſen Sinn giebt: Seit dieſer Zeit war ihr (der Ceres, zu Gute) Hekate Dienerin und Begleiterin der Königin Perſephone. V. 445 denkt der Verf. mit

Ruhnken zu νεῦσε ein ausgelaßnes Zeitwort etwa δωσέμεν aus V. 444 oder beſſer ἔσεσθαι, und führt Beyſpiele ähnlicher Auslaſſungen aus dem Homer an. Dieſe ſind aber von ganz andrer Art, und die Verbindung; νεῦσε οἱ κούρην—τὴν μοῖραν ὑπὸ ζόφον möchte nicht ganz von Härte zu befreyen ſeyn, wenn man nicht etwa zu einer Vermuthung, wie folgende ſeine Zuflucht nehmen will. V. 443. ὑπέδεκτο δὲ τιμὰς Δωσέμεν, ἅς κεν ἕλοιτο μετ' ἀθανάτοισι θεοῖσι, Ναιετάειν δὲ κόρην ꝛc. ſcil. ὑπέδεκτο aus dem unmittelbar vorhergehenden. Vergl. V. 396. 399. Nach V. 450 ff. war ſchon vor jener Zeit im Rhariſchen Gefilde Getraidebau gewöhnlich, welche nicht gemeine Sage bemerkt zu werden verdient. In V. 456 ſetzt der Verf. ſtatt ἀσταχύων, welches Wort gleich vorher da war, das ſehr paſſende: ἀγκαλίδων, Gelage, Geſchwater. Paßt in V. 457 ἔνθ' ἐπέβη πρώτιστα; da die vom Zeus geſandte Rhea nicht weiter als hieher d. h. nach Rharium zur Demeter zu gehen hatte, oder wäre angemeßner: ἔ. ἐπ. τάχιστα? V. 475 lieſt Jacobs exercitationes crit. Th. 1 S. 96 f. ὄργι' ἀγαστά. Der Verf. vermuthet mit Recht, daß V. 477—81 und V. 485—8, welche den Zuſammenhang der Erzählung unterbrechen, mit einer höhern Salbung abgefaßt ſind und die Glückſeligkeit der Eingeweihten preiſen, aus einem andern Weihgeſange hieher verſetzt worden. Die letzten Verſe unſers Hymne waren nach dem Verf. V. 475. 482—4. Das Uebrige gehört einem fremden Hymne und Rhapſoden an.

Nach

Nach ſo vielen gegebenen Proben bedarf es unſrer Verſicherung nicht, daß der Hymne an die Demeter an ſehr vielen Stellen, wo er es etwa noch bedurfte, berichtigt und aufgeklärt worden; auch das, was wir oben ſagten, es ſey außer der Kritik noch manches für die Erklärung geleiſtet worden, bezeugen die von uns aufgeſtellten Beyſpiele. Wir haben, durch des Verf. Beyſpiel gereizt, unſre eignen Gedanken und Einfälle vielleicht weniger ſparſam mitgetheilt als es der Zweck erfordert hätte. Sehr viel zieht uns noch in dem überaus reichhaltigen Commentar zu den Hymnen an den Deliſchen und Pythiſchen Apoll an; aber wir wüßten nicht, wenn wir aus dieſem Reichthum das einzelne Merkwürdigere auszeichnen wollten, wo wir anfangen oder aufhören ſollten. Nur mit einigen Bemerkungen, die der nicht weniger gelehrte Commentar zum Hymne an den Hermes veranlaßt, wollen wir die Anzeige dieſes Werkes beſchließen.

In einer gelehrten Einleitung wird gezeigt, daß der Hymne alle Eigenſchaften einer Epopöe, wie die Ilias, an ſich trage, und der Inhalt dieſes Epyllion ſo angegeben: Dolus Mercurii in acquirendis honoribus. Der Verf. entwickelt dieſen und zieht auch das Reſultat, daß der Hymne des Homer würdig, ihm wenigſtens nicht weit nachſtehen würde, wenn ſich nicht die Sprache ſo gar weit von der Homeriſchen entfernte, wie dieß Voß in den mythologiſchen Briefen gründlich gezeigt habe. Mit Recht verwirft aber der Verf. Voſſens Vermuthung, daß der Rhapſode Cynäthus

thus der Verſ. des Hymne geweſen ſeyn möchte. Denn ein Homeride, wie jener war, mußte ſich die Art und Sprache Homers ganz anders zu eigen gemacht haben, als man dem Verſ. des Hymne nachſagen kann. Indeß dächten wir, daß das ganze Gedicht, auch außer der augenſcheinlichen Verſchiedenheit der Sprache, einen Charakter und Anſtrich habe, der nicht in das homeriſche Zeitalter paſſe. Nicht allein iſt in der Hauptfabel, die zum Grunde liegt, etwas Komiſches, ſondern in der ganzen Ausführung ſind ſo viele komiſche Züge angebracht, die kaum der Würde und dem Ernſt der homeriſchen Muſe anſtehen würden und eher auf ein Zeitalter hinweiſen, wo das Komiſche ein Gegenſtand der Dichtkunſt wurde. Von dieſer Art ſind, um nur Einiges auszuheben, das neugeborne Knäblein, das aus ſeiner Wiege auf Beute ausſchleicht; die lächerliche Weiſe, wie der Knabe rücklings mit ſeiner Heerde aus Pierien nach dem Peloponnes wandert; die kindiſch drollichte Nachahmung der Opferfeyerlichkeiten; ſeine Lüſternheit nach Fleiſch; ſein Durchgang durch das Schlüſſelloch; ſogar der Wind, den er — ſtreichen läßt u. ſ. w.

V. 75—8 iſt die ſonderbare Art, wie Hermes mit der Rinderheerde die Reiſe nach dem Peloponnes macht, von manchem, auch, wie wir glauben, von Voß (mythol. Briefen 1, 107) falſch gefaßt worden. Er hat, muß man ſich denken, alle Kühe mit Stricken zuſammengebunden und zieht ſie bey dieſen (ſ. Ilgen zu V. 409 S. 449) rückwärts ſo, daß ihre Köpfe nach der Gegend gerichtet

richtet ſind, von welcher ſie herkommen, indem er vor ihnen vorausgeht, gleichfalls rückwärts, mithin ſo, daß er den Kopf nach ihnen richtet, auf welche Weiſe er ſie am beſten regieren kann und denſelben Zweck zugleich erreicht, um deſſen willen ſie rückwärts getrieben wärden, nämlich, damit Phöbus nicht merke, daß Hirte und Heerde von ſeiner Wieſe abwärts gegangen. Da der Zweck durch dieſen Kunſtgriff erreicht ſchien, ſo iſt es nicht ganz deutlich, warum Hermes ſeine Sandalen wegwirft und ſich eine andre Beſchuhung von Zweigen verfertigt. War dieß freylich ein gewöhnliches Fußwerk, deſſen ſich Hirten bedienten, wenn ſie etwa einen langen beſchwerlichen Weg zu machen hatten, um etwas Weiches unter den Füßen zu haben, wie der Verf. behauptet, der V. 82 ſinnreich, aber unſers Dafürhaltens unnöthiger Weiſe emendirt, ſo könnte man denſelben Zweck bey dem Kinde mit zarten Füßen vorausſetzen: allein wenn man die Schilderung dieſer Beſchuhung V. 80 ff. 222 ff. 342 ff. lieſt, ſo ſieht man ſonnenklar, daß ſie von ganz außerordentlicher Art war, wirkliche Gebunde von Tamarisken und Myrtenreißern, die Hermes unter den Füßen befeſtigte und wodurch er die Fußſtapfen wahrſcheinlich ſo verwirren oder ſo ſonderbar geſtaltet machen wollte, daß man gar nicht wußte, ob ein Menſch des Weges gekommen ſey, oder daß man ſie für Fußſtapfen eines Ungeheuers anſehen mußte, wie ſie Phöbus ſelbſt V. 222 ff. beſchreibt. Auf eine ähnliche Weiſe erzählen andre Schriftſteller, Hermes habe Gebunde von Zweigen

gen an den Schwänzen der Kühe befeſtigt. Freylich ſagt Hr. Ilgen mit Recht, ein ſo unbehülfliches und plumpes Fußwerk müſſe das Wandern eher aufgehalten als beſchleunigt haben, da Hermes doch nach V. 85 ſeine Schritte dadurch beſchleunigen wollen. Allein dieß können wir nicht für Hermes Abſicht halten, der als Gott auch mit der unbehülflichſten Beſchuhung ſchnell fortkommen konnte; Vielmehr ſcheint uns V. 86, ſo wie die beyden vorhergehenden, die der Verf. umklammert, das Werk eines Grammatikers zu ſeyn, der ſich die Art und Urſache zu erklären ſuchte, warum Hermes ſich ſelbſt ein paar Schuhe von Baumzweigen in der Eil verfertigte: man mag nun übrigens für αὐτοπρεπὴς leſen wie man will.

Der Verf. macht ſich große Schwierigkeiten bey V. 97. 8 ὀρφναίη δ' ἐπίκουρος ἐπαύετο δαιμονίη Νὺξ ἡ πλείων, τάχα δ' ὄρθρος ἐγίγνετο δημιοεργός und erklärt den letztern Vers für Gloſſe eines querköpfigen Grammatikers. Uns dünkt dieß nicht. Der größere Theil der Nacht, (ſagt der Dichter,) welcher dunkel war, war vorüber, und der Morgen fing bald an zu grauen. Da ging der Mond erſt auf. Es iſt den Dichtern gewöhnlich, der nahen Rückkehr des Orthros, Oriens, Morgens, gleich nach Mitternacht zu denken. S. die Parallelſtelle Il. 10, 251 und Virgil Aen. 5, 738 f. Dawider ſtreitet nicht, wie der Verf. meynt, V. 140 ff., daß Hermes παννύχιος geopfert habe: denn dieſes Wort muß man nicht zu ſehr nach dem Buchſtaben nehmen. Es bezeichnet

hier einen, den übrigen, Theil der Nacht, ſo wie einmal in der Iliade geſagt wird: ſie ſtritten παν-ημέριοι, den übrigen Theil des Tages. Welches Verhältniß wäre auch dieß: Hermes verließ gegen Abend Arkadien; kam nach Sonnenuntergang nach Pierien, trieb die Heerde von da nach Elis, und alles dieß wäre ungefähr vom Abend bis zur Mitternacht geſchehen, und Merkur hätte beynahe die ganze Nacht mit dem Opfern zugebracht? Konnte er in ſo kurzer Zeit die weite Hin- und Herreiſe zurücklegen; ſo brauchte er gewiß noch viel weniger Zeit zum Schlachten und Opfern. Es bleibt alſo dabey, als er nach Elis kommt, iſt der größere Theil der Nacht vorüber. Der Anbruch des Orthros V. 98 iſt nahe. Als er aber nach vollbrachtem Opfer nach Arkadien zurückkommt, geht der Orthros auf V. 143. Der Verf. macht ſich vergebliche Schwierigkeit, wie das alles ſo geſchwind habe geſchehen können. Warum fiel ihm nicht die weit größere Schwierigkeit ein, wie Hermes vom Sonnenuntergang bis in die Nacht eine ſo weite Reiſe nach Thrazien und von da zurück habe machen können? Wir wagen es nicht zu beſtimmen, ob der Dichter geglaubt habe, daß dieſe Schwierigkeit durch die bekannte Behendigkeit der Götter gehoben ſey, und daß Hermes ſo gut wie die nicht zu ermüdenden Götterkühe, (V. 103) eine ſo weite Strecke in ſo kurzer Zeit zurücklegen können: ja wir finden nicht allein nichts von dieſem Geſichtspunkte angedeutet, ſondern die Art, wie der Gott mit den Rindern nicht über Berge und Klüfte wegſchreitet,

tet, ſondern über den feſten Boden hinwandelt, ferner ſein und ſeiner Heerde umgekehrter Gang, laſſen doch gar nicht auf einen beſonders ſchnellen Lauf ſchließen. Wir möchten daher die Auflöſung jener Schwierigkeit nicht in dem ſchnellen Laufe des Hermes, ſondern eher in der Langſamkeit der poetiſchen Zeit aufſuchen, nach welcher, wie auf dem Theater, ſo vieles in einem Tage oder in einer Nacht verrichtet werden kann als in unſrer proſaiſchen oder wirklichen Zeit nimmermehr. Bey Gelegenheit jenes Opfers, das der Knabe Hermes bringt, wünſchten wir wohl vom Verf. angemerkt zu ſehen, warum Hermes V. 128 f. das Opferfleiſch in zwölf Theile zerlegte. Hatte er dabey etwa die zwölf großen oder Olympiſchen Götter im Sinne, ſo dürfte dieß vielleicht die erſte Stelle ſeyn, wo auf dieſe beſtimmte Anzahl angeſpielt wird.

Noch einer Stelle, in welcher einige Dunkelheit zu zerſtreuen ſeyn möchte, wollen wir hier gedenken. Apollo ließ ſich nicht durch die umgekehrten und verwirrenden Fußſtapfen täuſchen, ſondern verfolgte den Räuber ſeiner Heerde, ſo lange ihm die ſandige Gegend die Spuren zeigte (Vers 340 f.). Da ihn aber die Spur auf härterem Boden verließ, kam er ungewiß nach Oncheſtus in Böotien, wo er durch einen Weinbergsarbeiter erfuhr, ein kleiner Knabe habe auf eine ſchlaue Weiſe die Rinder vorbeygetrieben. Auf dieſen erhaltnen Wink ſetzte er ſeinen Weg fort und erhielt nun durch einen Vogel ein Zeichen, aus dem er erkannte, daß der Knabe Hermes der Dieb ſey,

V. 212 ff. Wie konnte der bedeutende Vogel ihm zu dieſer Entdeckung verhelfen? Jch weiß dieß nicht anders als dadurch zu erklären, daß Apoll folgende Umſtände combinirte: Daß der Räuber ein Knabe ſey, hatte er gehört; daß es mehr als ein gemeiner, ſterblicher Knabe ſey, konnte er aus der liſtenreichen Ausführung der That ſchließen. Jtzt ſah er einen Vogel vor ihm her nach dem Peloponnes zu fliegen, wo Hermes, wie er vermuthlich wußte, kurz vorher gebohren war. Dieß zuſammengenommen überzeugte ihn, kein andrer als dieſer könne der Räuber ſeyn. Befremdend bleibt es freylich dabey noch immer, wie Apollo mit ſeiner prophetiſchen Gabe zwar die Geburt des Hermes gewußt, aber, daß er der Räuber ſey, vorher nicht gewußt haben ſollte. Jener bedeutende Vogel flog vermuthlich vor dem Apoll her und zeigte ihm den Weg, den er gehen müßte, bis in die Gegend von Pylos, wo er wieder Spuren des Räubers und ſeiner Heerde antraf, die ihn ſicher ans Ziel führten.

Wir beſchließen hier ungern die Anzeige eines Buches, das, außer einer ausgebreiteten kritiſch-philologiſchen Gelehrſamkeit, auch die vorzügliche Eigenſchaft beſitzt, durch den ihm inwohnenden, unterſuchenden und entwickelnden Geiſt, das eigne Nachdenken zu reizen und die Hervorbringung neuer Ideen zu befördern. Es verdient darum auch beſonders in den Händen junger Freunde eines geiſtvollen Studiums der Alten zu ſeyn.

IV. Die

IV.

Die heiligen Gräber zu Rom, und die Gebete. Zwey ſatyriſche Gedichte von J. D. Falk. Leipzig in der Sommeriſchen Buchhandlung. 1796. 272 S. 12.

Mit Vergnügen zeigen wir unſern Leſern die Erſcheinung eines Gedichtes an, das theils um ſeines eigenthümlichen Verdienſtes, theils um der Hoffnungen willen, zu denen es berechtigt, die Aufmerkſamkeit des Publikums in einem vorzüglichen Grade verdient.

Ein Dichter, welcher ſeinen Eintritt in die Welt mit einem ſatyriſchen Gedichte macht, zeigt einen mehr als gewöhnlichen Muth, ein mehr als gewöhnliches Vertrauen auf ſeinen poetiſchen Beruf. Er erregt Erwartungen, welche man ſich bey einer andern Gattung nicht leicht erlauben wird. Ein Lied, eine Ode, eine Idylle ſetzt eine blühende Einbildungskraft, einen gebildeten Geſchmack voraus; die Satyre ſetzt daſſelbe voraus und noch etwas mehr. Bringt der, welcher ſich dieſer Gattung widmet, nicht einen mehr als gewöhnlichen Beobachtungsgeiſt, einen Vorrath wiſſenſchaftli-

cher Kenntniſſe, Philoſophie und Laune hinzu, ſo wird er umſonſt nach der Vollkommenheit in einer Gattung ſtreben, die mehr den Mann als den Jüngling an ſich zieht, aber auch recht eigentlich geſchickt iſt, das Alter des Verſtandes mit den Spielen der Einbildungskraft auszuſöhnen. Denn wenn den Jüngling das Weib und die Poeſie zuerſt durch die Schönheit ihrer Geſtalt reizt, ehe er den die Geſtalt beſeelenden Geiſt bemerkt, ſo achtet der Mann oft nur erſt dann auf jene, wenn ſeine Aufmerkſamkeit durch die Aeußerungen des Geiſtes erregt worden iſt. Der ſatyriſche Dichter verſpricht Unterhaltung des Verſtandes und der Einbildungskraft; dieß hat er mit dem didactiſchen Dichter überhaupt gemein: will er uns aber noch insbeſondre mit ſeinem bedenklichen Geſchäfte ausſöhnen, ſo muß er mit allen den oben erwähnten Eigenſchaften ein lebhafte. und inniges Gefühl für das moraliſch Gute verbinden, das ſeinen Darſtellungen wie eine Folie zum Grunde liegen und ſie mit ihrer ganzen Wärme durchſcheinen muß. Nichts ermüdet ſo leicht, nichts iſt ſo verhaßt, als der kalte Spott des bloß witzigen Kopfes, der ſich über die Gebrechen der Menſchheit freut, wie ſich Kritiker über die Verdorbenheiten alter Schriftſteller freuen, weil ſie ihnen Gelegenheit verſchaffen, ihren Scharfſinn zu zeigen. Was anders, als dieſes Gefühl für das Gute und Edle, liegt der verſchiedenen Empfindung zum Grunde, mit welcher das Gemüth bey der Lectüre der Satyren eines Horaz und Boileau erfüllt wird? von denen der erſte den Werth

der

der Tugend, deren Geſetze er vielleicht bisweilen übertrat, immer auf das innigſte fühlte; der andere die Geſetze derſelben zur Nothdurft erfüllte, ohne je ihren Werth zu fühlen. Daher bleibt der Leſer bey dem erſtern oft ungewiß, ob er mehr den Dichter lieben, oder mehr ſein Werk bewundern ſoll; während er bey dem andern ungewiß iſt, ob er ein Werk bewundern ſoll, deſſen Verfaſſer er durchaus nicht lieben kann.

Jene Achtung für die Tugend und das ihr verwandte Wohlwollen gegen das menſchliche Geſchlecht, (eine Eigenſchaft, die wir dem ſatyriſchen Dichter durchaus nicht erlaſſen können, wenn er uns anhaltend vergnügen ſoll, und deren Mangel allein ſchon hinreichen würde, die Satyren Juvenals hinter die Horaziſchen zu ſetzen) wird ſich bey moraliſchen Gegenſtänden, bey der Betrachtung der herrſchenden Sitten am beſten entwickeln. Der ſatyriſche Dichter muß ein aufmerkſamer Beobachter ſeyn. Auf ſein Vaterland, auf ſeine Zeitgenoſſen muß er zunächſt wirken; aber um dieſes nähere Ziel ſicher zu erreichen, muß er ſich ein weiteres ſtecken, und ſeine Blicke von dem Menſchen zu der menſchlichen Natur erheben. Nicht bloß die äußere Geſtalt der menſchlichen Thorheiten muß er faſſen, obſchon auch dieſe mit der vollen Kraft der Phantaſie zu faſſen ein großes Verdienſt iſt; auch ihren Quellen muß er nachſpüren, die ſich unter jedem Himmel ergießen, wenn ſchon die verſchiedene Natur des Bodens, auf dem ſie entſpringen, ihnen eine mannichfaltige Richtung giebt.

Ob der Gegenſtand übrigens von großer oder geringer Wichtigkeit ſey, iſt in Rückſicht auf das poetiſche Verdienſt gleichgültig; aber dennoch kehren wir am liebſten zu dem Gedichte zurück, das, alles übrige gleichgeſetzt, ſich mit dem beſchäftigt — quod magis ad nos pertinet et neſcire malum eſt; das uns am lebhafteſten mit dem Gefühle des Guten und Edeln erfüllt.

Die beyden vor uns liegenden Gedichte behandeln unter verſchiedener Form Einen Hauptgedanken. Die Anmuthungen, welche die Menſchen in ihren Wünſchen und Gebeten der Gottheit machen, müſſen, eben ſowohl wie die Klagen über die Ungerechtigkeiten des Himmels, einer Vernunft, welche die Welt als ein Ganzes betrachtet, in einem hohen Grade aberwitzig ſcheinen, ſo leicht ſie auch ſonſt der Kurzſichtigkeit des Verſtandes verziehen werden können. Der Zuſammenhang der irdiſchen Dinge, aus einem höhern Geſichtspunkte oder von dem Grabe her betrachtet, zeigt die Weisheit der Weltregierung in einem ganz andern Lichte, als ſie uns in dem beſchränkten Geſichtskreiſe des phyſiſchen Auges erſcheint; obgleich ſelbſt auf der Erde ſchon dem aufmerkſamen Beobachter häufig Beyſpiele entgegentreten, die ihn auf eine überzeugende Weiſe belehren, daß gar oft das, was der blödſichtige Wunſch der Zukunft abforderte, in ſeiner Verkettung mit andern Dingen, zum Unglück, das, was die eben ſo blödſichtige Furchtſamkeit floh, zum Glücke führte. So oft auch dieſe Ideen vorgetragen, erwieſen und verſinnlicht worden ſind, ſo

bieten

bieten ſie dennoch dem Dichter noch immer neue Seiten und eine unerſchöpfliche Mannichfaltigkeit von Verknüpfungen dar. Kann man aber wohl das Gemüth oft genug reizen, ſich über die Gegenwart in Regionen zu erheben, wo ſich die Mislaute getäuſchter Hoffnungen und Wünſche in der Harmonie des Ganzen auflöſen, und unſre Blicke auf den, wenn gleich nur idealiſchen, Zuſammenhang der Dinge zu richten, deſſen Betrachtung das bewegte Herz beruhigt und es mit einer ſtillen genügſamen Heiterkeit erfüllt? Jedes Beyſpiel von Verkettung unerwarteter Peripetien, welche die Erfindungskraft des Dichters wahrſcheinlich zu machen und ſeine Phantaſie lebhaft darzuſtellen weiß, kann als ein Glied der Induction gelten, durch welche jene viel umfaſſende Idee dem Verſtande faßlich gemacht und dem Herzen nah gelegt werden kann. Das Ganze ſpiegelt ſich in dem Einzelnen, und indem die Einbildungskraft durch die fruchtbarſte Darſtellung dieſes Einzelnen bis zu den Gränzen ihrer Kraft getrieben wird, bewegt ſie den Geiſt, ſich über die Untiefen der ſinnlichen Welt zu erheben, und in der Betrachtung des Ganzen ſeine eigne höhere Beſtimmung fühlen zu lernen.

Wenn Hr. Falk in dem erſten ſeiner beyden Gedichte nicht allen Vortheil aus dieſem Stoffe zog, den er ihm darbot, und den ſeine Talente ihm daraus zu ziehen verſtattet hätten, ſo liegt dieſes vielleicht hauptſächlich daran, daß er an den Faden der Hauptidee einiges anknüpfte, welches ihn allzuweit von jener entfernte, und deſſen Bearbeitung ihn faſt

mehr beſchäftigte als die Bearbeitung deſſen, was den vornehmſten Gegenſtand des Gedichtes ausmachen ſollte. Wir werden auf dieſen Punkt zurückkommen, wenn wir einige andere Bemerkungen vorausgeſchickt haben.

Der Verfaſſer hat dem erſten Gedichte die epiſche Form gegeben und die allgemeinen Wahrheiten, welche das Ziel und der Zweck deſſelben ſeyn ſollten, in einer Reihe von Begebenheiten dargeſtellt, die ſich zu einem nicht unintereſſanten Ganzen vereinigen. Die Scene der Handlung iſt in Aſien. Unter dem dünnen Schleyer eines fremden Coſtum zeigt uns der Dichter die Sitten und Thorheiten unſers Vaterlandes; und es iſt ihm durch dieſes, der ſatyriſchen Gattung nicht ungewöhnliche Mittel ſehr gut gelungen, mehrere alltägliche, und eben darum nicht beachtete Vorurtheile mit Erfolg anzugreifen. Die Thorheiten, der Aberglaube und die Vorurtheile verſchiedner Nationen unterſcheiden ſich nur durch ihre Namen; und oft finden wir uns überraſcht, wenn wir bemerken, unter einem fremden Namen unſere eigne Thorheit verlacht zu haben. Wir dünken uns weiſe aus eben dem Grunde, aus welchem uns das kleinſte Inſekt groß erſcheint, wenn es unmittelbar vor unſern Augen vorüberfliegt. Wie ſo manches das uns in unſrer Heymath groß oder wichtig, oder wohl gar heilig und ehrwürdig dünkt, erſcheint uns, einen halben Erddiameter weit von uns weggerückt, klein, unbedeutend und lächerlich!

Digitized by Google

Einige Proben mögen zeigen, mit welchem Erfolge der Witz des Verfaſſers die Lächerlichkeiten unſers Zeitalters angreift. In dem zweyten Geſange wird in das Audienz-Zimmer des Sultan Achmet, in welchem ein künſtlicher Hahn aufgeſtellt iſt, welcher jede, auch die kleinſte Unwahrheit durch Krähen anzeigt, ein Bote mit Nachrichten von dem Heere eingeführt. Er hebt mit folgenden Worten an:

»Lang' herrſch' Achmet über ſeine Knechte!
Bis der Mond nicht mehr erhellt die Nächte,
Bis die Sonn' erliſcht am Firmament.«
Giaur, du närrſt mich, glaub' ich? — Immer beſſer!
Da begönne ja mein Thronſucceſſer
Bey Laternenſchein ſein Regiment.

»Herr ich komm!« Nun gut! das ſeh ich! Weiter!
»Aus dem Lager deiner tapfern Streiter
Komm' ich; eine Schlacht gewannen wir.
Perſer blieben tauſend: Unſer hundert.«
Plötzlich ſtockt der Bothe hier verwundert;
Denn es überkräht der Hahn ihn ſchier.

Kaum war, fuhr er fort, die Schlacht gewonnen;
Sultan, ſo nahm die Armee beſonnen
Etwas rückwärts die Poſition;
Paniſch ſich verbreitend herrſcht das Schrecken
Bey dem Perſerheer; denn wir entdecken
Wohl auf funfzehn Meilen nichts davon.

Jetzt, jetzt darf die Taktik offenbaren,
Welch ein Vorzug kriegsgeübten Schaaren
Vor Geſindel in der Schlacht gebühr'.
Achtlos auf des Feldherrn Wink vom Hügel
Retirirte unſer linker Flügel
Meiſterhaft aus eigner Wahl und Kühr.

Zwar ein Regiment, nebſt dem Geſtücke,
Iſt zur Zeit vom Rückzug noch zurücke,
Doch — das hält uns wohl den Rücken frey —
Hundert Stück Kanonen, funfzig Mörſer
Ließ uns der total geſchlagne Perſer.
Jeglicher von uns ſchlug ihrer drey.«

Kaſamut, laß dich nicht unterbrechen! —
»Der Soldat brennt Nadirs Tod zu rächen,
Seinen« — Nun, ſchon wieder hältſt du an?
»Herr, willſt du, daß ich den Hahn entferne?«
Laß nur', Kaſamut, ich hör' ihn gerne. —
»Seinen Schutzgott nennt dich Iſpahan.«

So treffend iſt die Satyre an mehrern Stellen dieſes Gedichtes. In dem zweyten Geſange hält der Dichter den Regenten, in dem dritten dem Volke einen Spiegel vor, indem er dort den Nimbus ihrer falſchen Größe vor dem Hauche der Wahrheit zerfließen läßt, hier die Symptomen der Volksregierung mit Farben, welche größtentheils von den neuſten Begebenheiten entlehnt ſind, ſchildert. Wir heben einige Stellen aus der Rede eines perſiſchen Egaliſeurs aus, in welcher die Entbehrlichkeit der Wiſſenſchaften gezeigt wird:

Digitized by Google

Sucht von Metaphyſik das zu faſſen,
Was die Vorſicht den Pythagoraſſen,
Platon offenbart und Epiktet!
Was durch Abſtraction in allen Landen
Große Köpfe wußten und verſtanden:
Daß der Menſch nichts weiß und nichts verſteht.

Statt das Elend thätig abzuwenden,
Schreiben Philoſophen, in ſechs Bänden,
Von dem Uebel, das uns drückt, ein Werk.
Beſſert das uns arme Menſchenkinder?
Ach! wir hätten gleich ſechs Uebel minder,
Schriebt, ihr Herrn, uns keinen E...sb...g.

— — — — — —

Lernt man Sprachen nur um ſie zu ſprechen;
Wozu todte Sprachen? Was zerbrechen
Wir uns da den Kopf erſt mit Latein?
Wie viel Sprachen, glaubt ihr, ſprach wohl Abel?
Die Philologie entſtand in Babel;
Kann ſie Alla wohlgefällig ſeyn?

Von den ſchönen Künſten muß vor allen
Dir das erſte Loos, o Kochkunſt, fallen!
Du bleibſt aller Künſte Königin!
Wollen unſre Damen, wie ſie pflegen,
Auf die Mahlerey beyher ſich legen,
In den Morgenſtunden — immerhin!

— — — —

Laßt uns die Prozeſſe ſelber führen!
So erſpart man die Gerichtsgebühren.
Schwatzt mir ja vom Eigenthum nichts vor!
Dieſer Pelz, der jetzt den Fürſten wärmet,
Wärmte Bären einſt und ihr, ihr lärmet,
Zieht der Bär das Fell euch über's Ohr?

Sagt,

Sagt, was giebts da viel zu prozeſſiren?
Statt auf zweyen, geht der Bär auf Vieren;
Statt Vernunft gab ihm Natur Inſtinkt;
Seinen Pelz verdankt ihr der Diane;
Euer Fleiſch verdankt Er ſeinem Zahne,
Und unleugbar jure, wie mich dünkt u. ſ. w.

Es würde überflüßig ſeyn, den Inhalt der Handlung darzulegen. Ein Auszug der Begebenheiten würde nur eine undeutliche, vielleicht eine falſche Vorſtellung von dem Ganzen geben; und ſo werden einige Worte hinreichen, um unſre Bemerkungen denen verſtändlich zu machen, die noch nicht mit dem Gedichte bekannt ſeyn dürften. Die Hauptperſon der Handlung iſt Iſmael. Sein grauſamer Tod iſt das Mittel, durch welchen Perſien von dem Joche der Tyranney befreyt wird. Ein Seraph entführt den Todten in höhere Regionen. Um ihn von der Kurzſichtigkeit der Sterblichen und der Thorheit ihrer Wünſche zu überzeugen, ertheilt er ihm die Macht, drey Gebete zu erhören, die ſo eben von der Erde zum Himmel emporſteigen. Nach Verlauf einer kurzen Zeit kehrt er mit ſeinem Schützling auf die Erde herab. Die Folgen von der Erhörung jener Gebete entwickeln ſich und mit ihnen enthüllt ſich Iſmaels Augen die Weisheit der Weltregierung in der Verkettung der menſchlichen Schickſale.

In der Erfindung des Zuſammenhanges der Begebenheiten, und in der Beziehung der einzelnen Theils auf das Ganze und die dem Ganzen zum Grun-

Grunde liegende Idee, hat uns der Verfaſſer nicht vollkommen Genüge geleiſtet.

Daß in den Begebenheiten, welche als Beyſpiele einer wunderbaren Verknüpfung der unerwarteteſten Ereigniſſe angeführt werden, die Wirkungen der Urſache ſo nahe liegen, war vielleicht nothwendig, wenn der Dichter ſeinen Plan nicht allzuweit ausſpinnen wollte; aber unvermeidlich wurde es durch die Einſchaltung ſehr ausführlicher Epiſoden, deren einige die Haupthandlung ſo weit zurückdrängen, daß ſie ſich faſt ganz den Augen des Leſers entzieht. Der Mangel des Verhältniſſes der untergeordneten Theile zu dem Ganzen, und eine gewiſſe Härte und Gewaltſamkeit in der Verbindung derſelben, machen den Leſer bisweilen geneigt zu glauben, daß der Dichter die Epiſoden nicht ſowohl aus der Handlung herausgeſponnen, ſondern vielmehr zu einem ſchon vorhandenen Vorrathe ſatyriſcher Gemählde eine Handlung geſucht habe, durch die er dieſelben zu einer Art von Ganzen vereinigen könne. In der That aber ſind dieſe Gemählde nicht ſorgfältig genug in den Rahmen eingepaßt.

Eine gewiſſe Eilfertigkeit, die Handlung zu den einmal feſtgeſetzten Punkten hinzuführen, bemerken wir, in dem erſten Geſang, in der Rede des Seraphs an Iſmael. Der letztere erblickt in dem Tempel des Verhängniſſes die ſo eben verlaſſene Erde — eine Dichtung, welche mit dem Vorhergehenden nicht ſonderlich zuſammenhängt und ebenfalls die Abſicht, das folgende herbeyzuführen,

ver-

verräth — er ſieht eine Wolke von Weihrauch aus den Moſcheen und Synagogen emporſteigen und ruft den Betenden mitleidsvoll zu:

— o Thoren,
Ihr betäubt umſonſt der Götter Ohren!
Nimmer horchen ſie auf Euer Flehn.

Als ich geſtern an den Altarsſtufen
Inbrunſtvoll zu Rom ſie angerufen:
Zeigt mir meinen Retter, meinen Freund!
Warf mich unter Nadirs Elephanten
Mein Verhängniß, und zum Troſte ſandten
Mir die Götter — meinen Todesfeind.

Iſmaels Klagen ſind ungegründet; ſein Gebet war, ohne daß er es wußte, erhört worden, und der Mann, den er in dem Augenblicke ſeines Todes geſehen hatte, war allerdings der Freund und Retter, um deſſen Erſcheinung er die Götter angefleht hatte. Dieß hätte ihm der Seraph zeigen, oder, da der Dichter einmal die Auflöſung des Geheimniſſes bis an das Ende des Gedichtes aufſparen wollte, ihn erinnern ſollen, ſeinen Wahn nicht für Wahrheit zu halten und die Enthüllung des Verborgenen und Räthſelhaften von der Zeit zu erwarten. Was aber hier dem Seraph in den Mund gelegt wird, iſt durch das Vorhergehende ſchwerlich herbeygeführt worden:

Jüngling, nachtvoll ſind des Ew'gen Pfade,
Sprach der Seraph, groß iſt ſeine Gnade,
Bete, ſchweig' in dieſem Labyrinth!

Jene

Jene Kett' iſt Glied in Glied verſchlungen;
Wiß' daß Glück und Zufall Läſterungen
Seiner gränzenloſen Weisheit ſind.

Wenn zwiſchen dieſen Worten des Seraph und der Rede Iſmaels ein innerer Zuſammenhang iſt, ſo hat der Dichter wenigſtens nicht genug Sorge getragen, ihn in das gehörige Licht zu ſetzen. Der Zuſammenhang der folgenden Stanze mit der vorhergehenden iſt, wo möglich, noch dunkler:

Laß uns dort vor jene Spiegel treten,
Und erhöre drey von den Gebeten,
Allmachtsvoll ertheil' ich dir die Kraft.
Wenig Zeit nach des Gebets Erhörung
Laß erkunden uns, was durch Gewährung
Für ein Gut dem Beter du verſchafft.

Der Dichter ſcheint hier, um zu ſeinem Ziele zu gelangen, eine Kluft zu überſpringen, über welche der bedachtſamere Leſer ſelbſt einen Uebergang zu ſuchen gezwungen iſt.

Der zweyte Geſang, ohne Zweifel der glänzendeſte Theil des Ganzen, in welchem ſich der Witz des Verf. und ſein Talent zur Satyre am vollkommenſten entwickelt, hängt mit der Haupthandlung durch allzu ſchwache Fäden zuſammen, um nicht als eine unverhältnißmäßig ausgeſponnene Epiſode betrachtet zu werden. Der Verfertiger des künſtlichen Hahns, welcher hier ſeine Rolle ſpielt, iſt einer von den drey Betenden, deren

Wünſche Iſmael erhört hat. Das Automat iſt gelungen; der Sultan hört davon, kauft es dem Künſtler ab und läßt ihm, damit er kein ähnliches Kunſtwerk mache, beyde Hände abhauen. Man ſieht den Grund dieſer Grauſamkeit nicht recht ein. Was uns aber bey dieſer Begebenheit in Verwunderung ſetzt, iſt, daß es der Seraph unternimmt, auch hier die Wege der Vorſehung zu rechtfertigen und, was noch mehr iſt, darzuthun, daß hierdurch das Beſte des Künſtlers befördert worden ſey:

Hungers wäre Otſchakey geſtorben,
Trotz dem Künſtlerruhm, den er erworben,
Ließ ihm ſeine Hand der Großſultan.
Jetzt verpflegt ihn bis ans Lebensende
Achmet mitleidsvoll — —

Nicht ungefällig hat der Dichter Euphroſynens Geſchichte mit der Epiſode im zweyten Buche verknüpft. Warum aber beſchenkt Achmet das Mädchen, das ihn belügt, wenn nicht vielleicht der Seraph unvermerkt das Herz des Sultans gelenkt hat, um ſeinem Iſmel zu beweiſen, daß aus Böſem Gutes komme? Warum muß ferner Euphroſyne entehrt, und zwar, wie es ſcheint, mit ihrem guten Willen, in die Arme ihres Geliebten zurückkehren? Warum muß ſie ihre Keuſchheit für Geld verkauft haben? Warum muß ſie überhaupt vor dem Sultan eine ſo unedle Rolle ſpielen? Wir müſſen geſtehn, daß uns dieſer Theil des Gedichts keine angenehme Empfindung gemacht hat. Der

Dich-

Dichter hat einen Charakter, welchen er edel hätte halten können, ohne hinlänglichen Grund herabgeſetzt; oder vielmehr, er hat die Herabwürdigung deſſelben noch überdieß durch einen unmoraliſchen Grund zu rechtfertigen verſucht:

— gebricht's an Tugend Euphroſiben,
Deſto treuer wird ſie Lindor'n lieben,
Im Bewußtſeyn der geheimen Schuld.

Niemals, dünkt uns, ſollten freye unmoraliſche Handlungen als eine Quelle des moraliſch Guten vorgeſtellt werden; niemals ſollte aus ihnen der Troſt fließen, welcher das nothwendige Uebel begleiten darf, daß es vielleicht zum Glücke führe. Und iſt es überhaupt auch nur wahrſcheinlich, daß ein Mädchen, welches ſich ſeine Tugend abkaufen ließ, ſeinem Gatten eine deſto treuere Liebe zubringen werde?

Eine auffallende Unwahrſcheinlichkeit enthält der Anfang des Gedichtes und wird gegen das Ende deſſelben wiederholt. Ibrahim, Iſmaels Todfeind, aber ein edler Mann, rettet ihn und Thirza, Iſmaels Gattin, mit Gefahr ſeines eignen Lebens gegen den Angriff einer Schlange. Iſmael erkennt ihn nicht, und als er verſchwunden iſt, ſucht er dankbar den unbekannten Retter unermüdlich, aber immer vergebens auf; und als er ihn endlich in dem Augenblicke ſeines Todes wieder erblickt, erkennt er in ihm ſeinen Todfeind, aber nicht ſeinen Retter. Wie dieſes zugehe iſt nicht erklärt. — Wenn

uns aber dieſer ſonderbare Gedächtnißfehler hier in Verwundrung ſetzt, ſo muß er dieſes noch mehr im dritten Geſange thun, wo er unter noch auffallenderen Umſtänden wiederholt wird. Nach Iſmaels Tode kömmt Ibrahim zu Thirza, die ihn vor ihrer Verbindung mit Iſmael geliebt hatte. Als er in ihr Haus tritt, erkennt ſie in ihm den Mann, der ſie gegen die Schlange vertheidigt hat; aber weder damals hatte ſie in dieſem Manne ihren Geliebten erkannt, noch erkennt ſie ihn auch jetzt, bis ſie ſeinen Namen auf dem Gürtel geleſen hat. Wenn dieſes nicht in einem ſehr hohen Grade unwahrſcheinlich iſt, ſo muß man wenigſtens geſtehn, daß es der Dichter an der ausführlichen Entwickelung der Umſtände habe fehlen laſſen, unter denen ein ſolches Erkennen und Nichterkennen als möglich gedacht werden könnte.

Wenn wir den Umriß dieſes Gedichtes, die einzelnen Glieder deſſelben, ihre Verbindung unter einander und ihre Beziehung auf den Zweck des Gedankens betrachten, ohne Rückſicht auf das größtentheils wohlgerathene Detail, ſo ſcheint es uns nicht, als ob der Dichter von einem feſten Plane ausgegangen ſey, oder als ob er immer hinlänglich der Verſuchung widerſtanden habe, zu den einladenden Gegenden, die er neben ſeinem Wege erblickte, hinzueilen und, ſtatt ſeine Reiſe fortzuſetzen, in dem Genuſſe des Reizenden zu ſchwelgen. Dieſe Nachgiebigkeit gegen Verſuchung — welche der Verf. mit vielen und vortreflichen Dichtern gemein hat — verbunden mit dem Umſtande, daß er

ſelbſt bey dieſen Spatziergängen wiederum auf neue Abwege geräth, hat unter den Theilen des Ganzen ein Misverhältniß hervorgebracht, welches alle Schönheiten des Details, aller Reichthum des Witzes und der Laune nicht ganz verbergen kann. Offenbar iſt in Achmets Zimmer Daniſchmendens Rede über den Aberglauben (31—53 St.) nur um ihres reichhaltigen Stoffes und ihrer vielfältigen Beziehungen willen ſo lang, und die Beyſpiele getäuſchten Wunderglaubens in derſelben um ihrer komiſchen Kraft willen ſo gehäuft. In dem dritten Geſange iſt aus ähnlichen Gründen die Rede des perſiſchen Revolutionärs und die Beſchreibung von Tſinks Schickſalen ſo unverhältnißmäßig ausgeſponnen. In der erſtern iſt der Gedanke zu weit verfolgt und der Charakter des Redenden ſcheint bisweilen dem Witze des Dichters aufgeopfert. Auch an andern Stellen iſt dieſes geſchehn. Den Witz in der Antwort, welche im zweyten Geſange ein Poet dem reizbarſten aller Sultane giebt, der ihm die Hyperbeln ſeines Lobgedichtes vorrückte, hätte ihr Autor zuverläßig mit nichts geringerm als ſeinem Kopfe bezahlen müſſen:

Sultan, in dergleichen Epitheten
Herrſcht licentia poetica;
Hier gilt nicht die Logik ſtrenger Denker,
Wie in Proſa. — Schrieb auch ſonſt der Henker
Für gekrönte Häupter Carmina.

Des Ueberfluſſes im Einzelnen, der zum Theil aus einer nicht recht zweckmäßigen Gelehrſamkeit, (wie

 in

in der 2ten St. des 1ſten Geſ.) zum Theil aus dem allzu langen Verweilen bey einem glücklichen Gedanken entſpringt, dürfen wir hier nur mit einem Worte Erwähnung thun.

Bey einem Dichter von entſchiedenen Talenten darf ein Kunſtrichter hoffen, ſeinen Tadel ſehr bald entkräftet zu ſehn; und meiſtentheils eilen die Einſichten eifriger Schüler der Kunſt dem öffentlichen Urtheile vor. Milton ſagt irgendwo, um ein Werk von dauerndem Werthe zu ſchreiben, bedürfe ein Dichter des göttlichen Beyſtandes und des heiligen Geiſtes; einer ausgebreiteten und auserleſenen Lectüre, einer großen Beharrlichkeit und einer gewiſſen Kenntniß aller edeln Künſte. Wenn es mit dieſer Behauptung ſeine Richtigkeit hat und ſich der Beyſtand des Himmels in der Kraft des Genies offenbart, ſo zweifeln wir nicht, daß Hr. Falk alles beſitze, was zur Hervorbringung eines Werkes von dauerndem Werthe, eines Werkes, das ihm ſelbſt genüge, erforderlich iſt. Das einzige, was ſeinen Arbeiten mangelt, wird eine größere Uebung erſetzen können; das, was keine Uebung erſetzen kann, mangelt ihnen nicht.

Daß dieſer Dichter das Bedürfniß der Vollkommenheit hat, das einen entſchiednen Beruf jederzeit begleitet, lehrt ſchon eine flüchtige Vergleichung der gegenwärtigen Gedichte mit ſeinen frühern Verſuchen. Die Verſification iſt geſchmeidiger, der Ausdruck freyer und leichter geworden. Indeſſen ſind hier, wie zum Theil ſchon die von uns angeführ-

führten Stellen zeigen, noch nicht alle Schwierigkeiten gänzlich beſiegt. Noch ſcheinen ſich die Worte bisweilen unwillig in das Sylbenmaaß gefügt zu haben; die Reime ſind nicht immer gefunden, ſondern bisweilen geſucht, bisweilen hart. Azurnen und Urnen (S. 54. St. 107.) reimt nicht, ſo wenig als Werk und Carlsberg (S. 151. St. 56.). Auch minder empfindliche Ohren werden ſich nicht mit Verſen vertragen, wie folgende ſind:

Durch des Lebenspfades Labyrinth.
Ueber einen Hahn ſein Mund ausſtieß.
Und ſprach laß den Hahn mir, Otſchakey.
Und weint dem Gott Jakobs Dank und Preis.
Bloß an einen Fliegenfuß aufhing.

Der Ausdruck ſelbſt iſt nicht immer richtig, nicht immer klar genug; aber auch da, wo er richtig iſt, ſcheinen die Worte bisweilen zu ihrer Pflicht gezwungen zu ſeyn. Im Ganzen fehlt der Sprache unſers Dichters jenes Anſehn der Sorgloſigkeit, welches die höchſte Belohnung des Fleißes iſt, jene leichte, zwangloſe Anmuth, die mit dem Scheine einer mühloſen Geburt in einem glücklichen Augenblicke täuſcht.

Das zweyte Gedicht, die Gebete, welches zuerſt im Göttingiſchen Muſenalmanach von 1796. abgedruckt worden iſt, erſcheint hier mit einigen Zuſätzen. Es iſt voll von ſtarken Gemählden und

Digitized by Google

nachdrucksvollen Verſen, und giebt von der Energie des Dichters einen noch vortheilhaftern Begriff, als die heiligen Gräber. Da erſt ganz vor kurzem ein anderer Rezenſent in dieſer Bibliothek ſeine Meynung über dieſes Gedicht geſagt hat, ſo erlauben wir uns nicht, von neuem darüber zu urtheilen.

V.

Vermiſchte Nachrichten.

Deutſche Litteratur.

Attiſches Muſeum; herausgegeben von C. M. Wieland. Erſten Bandes erſtes Heft. Im Verlag Heinrich Geßners Buchh. in Zürich. 1796. 8. 152 S. Nicht leicht hätte der berühmte Herausgeber des attiſchen Muſeum ſeine hohe und gefühlte Achtung für das griechiſche Alterthum auf eine gültigere Weiſe bewähren können, als durch die Unternehmung dieſer Zeitſchrift, die, wenn ſie, wie wir nicht zweifeln, ihre Verheißungen erfüllt, wenn ſie den Geiſt erhält, mit dem ſie ſich ankündigt, ſehr viel dazu beytragen kann, eine

der

der merkwürdigſten Nationen der Welt, deren Sitten und Denkungsart Wieland ſo oft in dem zauberiſchen Lichte der Dichtkunſt gezeigt hat, theils durch ihre eignen, zweckmäßig bearbeiteten Schriften, theils durch Abhandlungen, ſoviel bey einer ſolchen Entfernung der Zeit möglich iſt, auch in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen. Der erſte Platz in dieſem Muſeum iſt, dem in der Ankündigung gegebenen Verſprechen zu folge, neuen und mit dem äußerſten Fleiße ausgearbeiteten Ueberſetzungen der vorzüglichſten Werke attiſcher Schriftſteller aus dem Jahrhunderte des Perikles und Alexander, beſonders der Redner Iſokrates, Lyſias, Demoſthenes und Aeſchines, der ſokratiſchen Philoſophen Xenophon und Plato, und der Dichter Aeſchylus, Sophokles, Euripides und Ariſtophanes gewidmet, ohne doch die ſpätern Schriftſteller, welche ſich nach den Attikern der blühendeſten Zeiten gebildet haben, einen Julian und Libanius, einen Alciphron, Ariſtänet und Longus ganz zu vernachläſſigen. Jeder Schriftſteller wird durch kleine hiſtoriſche Abhandlungen über ſein Leben und ſeinen Charakter theils eingeführt, theils begleitet, und jeder Ueberſetzung werden die, zu beſſerm Verſtändniß und Genuß des Originals nöthigen oder dienlichen hiſtoriſchen, erläuternden, beurtheilenden und berichtigenden Anmerkungen beygefügt. Außer dieſen Ueberſetzungen aber wird es auch eigne Aufſätze von verſchiedener Art und Form enthalten, welche die Aufklärung, Darſtellung und Berichtigung intereſſanter Materien, Mythologie, Ge-

ſchichte, politiſche Verfaſſung, Litteratur und Kunſt, Philoſophie, Sitten und häusliches Leben der Griechen überhaupt und der Athener insonderheit betreffend, zum Gegenſtand haben werden.

Den größten Theil des vor uns liegenden erſten Stückes nimmt die Ueberſetzung des Panegyricus von Jſokrates ein. Dieſe berühmte Rede ſchien in einer doppelten Rückſicht zur Eröffnung des Muſeum geſchickt; erſtlich, weil ſie die Gründe, auf welche Athen ſeine Anſprüche an einen gewiſſen Vorrang unter den griechiſchen Staaten ſtützte, mit eben ſo viel Kraft als Genauigkeit auseinander ſetzt; zweytens, weil ſie als eines der vorzüglichſten Werke des Mannes, welchen Cicero den Vater der Beredſamkeit nennt, am beſten im Stande war, denen, welche mit der Beredſamkeit Athens noch unbekannt ſind, einen Begriff und Vorgeſchmack deſſen zu geben, was ſie davon zu erwarten haben. Auf den Panegyricus ſollen mit der Zeit noch einige andere der intereſſanteſten Werke dieſes Redners, und auf dieſe eine ausführliche Nachricht von dem Leben und den Schriften deſſelben, eine Entwickelung des beſondern Charakters ſeiner Beredſamkeit und die genauere Prüfung der Urtheile, welche berühmte Männer alter und neuer Zeit über ihn gefällt haben, folgen. Dem Panegyricus iſt nur dasjenige vorausgeſchickt, was zum beſſern Verſtändniſſe deſſelben erforderlich ſchien; aber auch in dieſer, nur für einen beſchränkteren Zweck gearbeiteten Abhandlung iſt der fruchtbare Saame deſſen, was künftig um-

ſtänd-

ſtändlicher auseinander geſetzt werden ſoll, reichlich ausgeſtreut.

In dieſer Einleitung erkennt der Verf. dem Panegyricus, in Anſehung der an die Ausführung eines für ſich ſchon wichtigen Gegenſtandes verſchwendeten Kunſt, der prächtigen Compoſition, der meiſterhaften Haltung und Vertheilung der Lichter und Schatten, des weislich gebrauchten Reichthums ſchöner, großer und erhabner Gedanken, und der Vereinigung aller Eigenſchaften, welche den Styl und die Manier des Iſokrates auszeichnen, unter den übrigen Werken dieſes Redners den oberſten Rang zu; daß er aber, wie Plutarch, Quintilian und Longin ſagen, zehn oder funfzehn Jahre auf die Ausarbeitung deſſelben gewendet habe, erklärt er für ein grundloſes Vorgeben, welches keine Widerlegung verdiene. Nimmt man dieſe Sage freylich in dem Sinne, in welchem Plutarch (T. II. p. 350. F.) ſie, wie es ſcheint, einer Tirade zu gefallen, verſtanden hat, als habe Iſokrates zwey oder drey Olympiaden einzig und allein an die Bearbeitung dieſer Rede verſchwendet, ſo verdient ſie allerdings mit Verachtung verworfen zu werden; daß aber dieſer ſorgfältige Schriftſteller ſie eine ziemliche Reihe von Jahren in ſeinen Händen behalten, ſie zu wiederholten malen ausgefeilt, und zu ganz verſchiedenen Zeiten Zuſätze zu derſelben gemacht habe, leugnet auch Hr. W. nicht, und es erhellt ſchon aus dem Umſtande, deſſen Erörterung ein Theil dieſer Einleitung gewidmet iſt. Das 39. Cap. nämlich iſt,

den

den ausdrücklichen Worten des Redners zufolge, in dem ſiebenten Jahre des Krieges geſchrieben, welchen der König von Perſien mit dem Könige von Salamine, Evagoras, führte, und zehn Jahre lang (bis Ol. XCVIII. 4.) dauerte. Die Zeit, in welcher Iſokrates jenen Theil ſeiner Rede ſchrieb, muß in das erſte Jahr der XCVIII. Ol. gefallen ſeyn. Gleichwohl ſind diejenigen Thatſachen, welche Iſokrates in derſelben Rede den Spartanern zur Laſt legt, aus einer ſpätern Epoche. Es ſind die Folgen des berüchtigten Friedens des Antalcidas, welcher im zweyten Jahr der XCVIII. Ol. geſchloſſen wurde, und die bis auf das 2te und 3te des XCIX Ol. hinaufgingen. Dieß giebt alſo wenigſtens einen Zeitraum von fünf Jahren, binnen denen ſich Iſokrates mit dieſem Werke beſchäftigt habe. Uebrigens hat der ſonderbare Widerſpruch, welcher ſich hier in der Zeitrechnung findet und von Morus (in deſſen Ausgabe des Panegyricus S. XVII. ff.) genau auseinandergeſetzt worden iſt, dieſen Gelehrten auf die Vermuthung einer Interpolation, oder einer Vermiſchung zweyer verſchiednen Rezenſionen, oder endlich einer ſonderbaren Nachläſſigkeit von Seiten des Redners geführt. Hr. Hofr. Wieland iſt andrer Meynung. Er glaubt, Iſokrates habe die Worte im 39. Cap., denen zufolge der Panegyricus Ol. XCVIII. 1. geſchrieben ſeyn mußte, abſichtlich ſtehen laſſen, obſchon der Krieg zu der Zeit, als er die Rede herausgab, wirklich geendigt war, weil es ſeiner Abſicht, die perſiſche Macht ſo klein und verächtlich als möglich vorzuſtellen, ange-

angemeſſen war, ſich zu ſtellen, als ob ihm der Ausgang des cypriſchen Krieges unbekannt ſey, und ſich bloß bey dem Umſtande aufzuhalten, daß er, aller Anſtrengungen des perſiſchen Monarchen ungeachtet, ſchon ſechs Jahre gedauert und noch immer nicht das Anſehn habe, zum Nachtheil des Evagoras auszufallen. Dieſe Vermuthung zu unterſtützen, zeigt der Verf. an einigen in der That ſehr auffallenden Beyſpielen, welche Freyheiten ſich die griechiſchen Redner und namentlich Iſokrates in der Behandlung hiſtoriſcher Thatſachen erlaubt hielten, wenn es darauf ankam, ſie ihren redneriſchen Abſichten anzupaſſen. Nach ſeinen Vorſtellungen von den Rechten eines Redners, hatte er alſo nicht nöthig, jener den Evagoras betreffenden Stelle, die er zu einer Zeit geſchrieben hatte, als der Krieg noch fortdauerte, bey der Herausgabe ſeiner Rede, wo derſelbe geendigt war, eine andere Wendung zu geben, da die von ihm gewählte unter allen, die er hätte gebrauchen können, wohl diejenige ſeyn mochte, die, mit der wenigſten Abweichung von der Wahrheit, zu ſeiner Abſicht, die perſiſche Macht in den Augen ſeiner Mitbürger zu verkleinern, am beſten paßte.

Die Abſicht des Iſokrates bey Verfertigung dieſer Rede, und der Geiſt, der ſie, ſo wie mehrere ſeiner Werke in Rückſicht auf ſein Vaterland beſeelt, iſt, wie es uns ſcheint, in dem letzten Theile der Einleitung eben ſo richtig gefaßt, als vortreflich dargeſtellt. Die Tugend und Weisheit der ältern Zeiten, der Gemeingeiſt, welcher die Ein-

woh-

wohner von Attica und dem übrigen Griechenland, in einigen Unternehmungen, wenn gleich nur auf eine kurze Zeit, beſeelt hatte, ſchien ganz dem Geiſte des Egoiſmus, der Ungerechtigkeit und des Eigennutzes gewichen zu ſeyn. Iſokrates hofte, durch Anſtrengung aller ſeiner Talente, dieſen verbannen, und jenen zurückführen zu können, und alle ſeine Reden athmen die allein wahren Grundſätze einer Staatskunſt, die in bloßer Anwendung der Moral auf die bürgerliche Geſellſchaft und die Verwaltung eines gemeinen Weſens beſteht. Der Erfolg hat gezeigt, daß die ganze Kraft der Gründe, mit denen er ſeiner Nation das einzige Mittel ihrer Erhaltung empfahl, und die ganze Fülle der Beredſamkeit, mit welcher er ſie zu unterſtützen wußte, ohne Wirkung geblieben iſt, und daß auch hier, wie in ähnlichen Fällen faſt immer geſchieht, das augenblickliche Intereſſe und die ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften einen entſchiednen Sieg über die Wahrheit erhalten haben. Worinne dieſes Intereſſe beſtand, wird ſehr befriedigend gezeigt. Auch war es in der That, wie S. XXV. bemerkt wird, keine geringe Selbſttäuſchung des Redners, wenn er zu den Athenienſern, die er vor ſich hatte, von den Tugenden und großen Thaten ihrer Vorfahren ſprach, da die meiſten von ihnen Fremdlinge oder Söhne freygelaſſner Sklaven waren, mit denen man die durch den peloponneſiſchen Krieg und andere Unfälle ſo ſehr verminderte Zahl der Bürger vollſtändig zu machen geſucht hatte. Von einem Volke, wie dieſes war, konnte man ſich, der Natur

der

der Sache nach, nicht viel verſprechen, und man hat, bey einer kaltblütigen Betrachtung der Umſtände, keine Urſache ſich zu verwundern, daß ein Unternehmen, welches man bey der Lectüre des Panegyricus eben ſo leicht als glorreich und vortheilhaft findet, unausgeführt blieb. Iſokrates war indeß von ſeinem Vorſchlage ſo voll, daß er in der Folge noch mehr als einmal, und ſogar noch in ſeinem 90. Jahre in ſeiner Rede an den König Philipp von Macedonien, mit allem möglichen Ernſt und Eifer, auf denſelben zurückkömmt.

Auf dieſe Einleitung folgt der Grundriß der Rede, in welchem die Gedankenfolge und der Zuſammenhang der Materie mit großer Genauigkeit und Ausführlichkeit dargelegt wird. Zur Beurtheilung der Kunſt des Redners iſt dieſe Arbeit unentbehrlich, und ſie iſt auch denen, welche den Panegyricus im Originale leſen wollen, um deſto mehr zu empfehlen, da ſich in der Ausgabe von Morus kein anderes Argument, als das griechiſche, von Hieronymus Wolf, findet.

Die Ueberſetzung ſelbſt iſt ſowohl des Originals als ihres Verfaſſers würdig. Daß ſie mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt und einer Anſtrengung gearbeitet ſey, wie ein ſolches Werk des eigenſinnigſten Fleißes forderte, dafür könnte ſchon die Verſicherung des Ueberſetzers bürgen; aber auch bey eigener Prüfung wird man in ihr die Treue und Richtigkeit, die Gewandheit und Leichtigkeit finden, durch welche ſich eine Ueberſetzung zu dem Range

eines

eines Originals erhebt. So wie aber auf der einen Seite bey der großen Verſchiedenheit des Genius der griechiſchen und deutſchen Sprache, die zwangloſe Annäherung der Ueberſetzung an die Urſchrift, zu der größten Bewunderung auffordert, ſo muß jener Umſtand auf der andern Seite dem Ueberſetzer zur Entſchuldigung gereichen, wenn er die künſtliche und durch den freyen Gebrauch der Partizipien ſo ſehr erleichterte Verſchlingung des griechiſchen Perioden, wo ſie nur mit Hintanſetzung der Deutlichkeit erreicht werden konnte, dem Genius ſeiner Sprache aufgeopfert hat. Indeſſen hat er ſich doch, ſo viel wir haben bemerken können, die Freyheit, Einen Perioden in mehrere aufzulöſen, und die Ordnung der Sätze in ihnen zu verändern, ſo ſelten als möglich, und nur da, wo es die Noth erheiſchte, genommen. Wir können dieſes Urtheil nicht beſſer rechtfertigen, als wenn wir eine Stelle zur Probe ausheben, die den Leſer nicht nur durch ihren Inhalt, der ſo lebhaft an Begebenheiten der neuſten Zeit erinnert, ſondern auch durch die in ihr herrſchende feurige Beredſamkeit mit ſich fortreißt. „Und nach ſo vielen Verdienſten, heißt es im XXXII. Abſchnitt, um das gemeine, (gemeinſchaftliche) Vaterland, nach ſo großen Beweiſen, wie entfernt wir ſind uns (nach) fremden Eigenthums (e) gelüſten zu laſſen, unterſteht man ſich noch, uns Vorwürfe dieſer Art zu machen? Und wer ſind unſre Ankläger? Eben diejenigen, die an den berüchtigten Decemviraten Theil genommen, ihre eigne Vaterſtädte zu Grunde gerichtet, und ſo unge-

ungeheure Greuel verübt haben, daß die Uebeltha- ten ihrer Vorgänger klein dagegen ſcheinen, und künftigen Böſewichtern keine Möglichkeit, es ihnen zuvorzuthun übrig bleibt; die immer die alten Maximen und Tugenden der Spartaner im Munde führen, während ihre Handlungen mit beyden im offenbarſten Widerſpruch ſtehn, und die das Schickſal der Melier gar mächtig zu Herzen nehmen, wiewohl ſie ſelbſt nie wieder gut zu machende Ungerechtigkeiten an ihren eignen Mitbürgern zu begehen fähig waren. (Vielleicht getreuer und nachdrücklicher: Die das Schickſal der Melier laut beklagen, ſelbſt aber an ihren eignen Mitbürgern die gröbſten Ungerechtigkeiten zu begehen Muth hatten). Denn was für ein Frevel könnte genannt werden, den ſie auszuüben vergeſſen hätten? oder wo iſt unter allen möglichen Schandthaten eine, die für ſie zu ungeheuer geweſen wäre? Sie, die, ſo lange ſie die Gewalt in Händen hatten, alle Stellen mit den unverſtändigſten Leuten beſetzten, weil ſie nur auf ſolche ſich völlig verlaſſen zu können glaubten, Verräthern als Männern von großen Verdienſten mit der höchſten Achtung begegneten, und, um ihr eignes Vaterland ungeſtraft mishandeln zu können, ſich nicht ſchämten, ſogar vor Heloten wie Sklaven zu kriechen! Sie, die den eigenhändigen Mördern ihrer Mitbürger mehr Ehre bewieſen als ihren leiblichen Eltern, und uns alle in einen ſolchen Grad von wilder Gefühlloſigkeit hineingeſchreckt haben, daß wir, die in den Tagen unſrer vormaligen Glückſeligkeit auch für unſre kleine Leiden oder Unglücksfälle bey Vielen Mitleiden zu finden gewiß

ren, itzt, wegen (der) Menge der Uebel, die uns ſelbſt zu Boden drücken, für fremdes Elend kein Gefühl mehr haben. Denn dieſe Unmenſchen ließen niemanden ſo viel Zeit, daß er mit einem andern hätte trauern können. Wen haben ſie nicht angefallen? Wer konnte ſich weit genug von allen politiſchen Geſchäften entfernt halten, daß er nicht demungeachtet mit Gewalt in den Jammer hineingezogen wurde, den dieſe übelthätige Weſen über uns gebracht? Und ſolche Leute, die ihren eignen Städten ſo ſchändlich mitgeſpielt haben, ſchämen ſich nicht der unſrigen unverdiente Vorwürfe zu machen? Unterſtehen ſich, uns Urtheile, die in öffentlichen und beſondern Händeln vormals bey uns gefällt worden, vorzurücken, ſie, die in drey Monaten mehr Menſchen ohne gerichtliche Unterſuchung umgebracht haben, als unſre Republik in der ganzen Zeit ihrer Regierung geſetzmäßig verurtheilt hat! Und wer vermöchte erſt die Landesverweiſungen, die Staatsumkehrungen, die räuberiſchen Confiscationen, die an Jünglingen und Frauen verübten Gewaltthätigkeiten aufzuzählen, die dieſe Ungeheuer zu verantworten haben? Doch es iſt genug, wenn ich überhaupt ſage, daß das ärgſte, was man uns zur Laſt legen kann, durch einen einzigen Volks-Beſchluß hätte gehoben werden können: da hingegen die von dieſen Menſchen verübte Mordthaten und Abſcheulichkeiten niemand jemals zu vergüten im Stande ſeyn wird.“

Die zahlreichen, dieſer Rede beygefügten Anmerkungen enthalten nicht nur alles das, was

dem

dem Dilettanten in der alten Geſchichte und Litteratur zur Aufklärung aller in den Sachen liegenden Schwierigkeiten nöthig seyn dürfte, ſondern auch noch überdieß manchen feinen Wink über die Kunſt des Redners und die von ihm gewählten Anſichten der Begebenheiten. Wer Wielands Anmerkungen zu den Briefen und Satyren des Horaz kennt, wird ſchon erwarten, daß er ſich auch hier nicht auf das nothdürftige eingeſchränkt habe. In der That machen ſo manche eingeſtreute Züge von Laune, und der philoſophiſche belebende Geiſt, der dieſen Anmerkungen eingehaucht iſt, den größten Theil derſelben zu einer eben ſo anziehenden als unterrichtenden Lectüre.

Den übrigen Theil dieſes Heftes füllt das erſte Buch des **Agathodämon**, einer Geſchichte, die, wie es ſcheint, die Abſicht hat, unter dem Gewand der Erdichtung das Gemälde eines zwar nicht glücklichen, aber darum nicht minder intereſſanten Zeitraumes der Geſchichte zu geben. Da dieſes erſte Buch nur die Einleitung enthält, ſo verſchieben wir unſer Urtheil ſo lange, bis die Fortſetzung den Schleyer von den Geheimniſſen, welche der Anfang verſpricht, etwas weiter zurückgeſchoben haben wird.

Nekrolog auf das Jahr 1794. Enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in dieſem Jahre verſtorbener Deutſchen. Geſammelt von **Friedrich Schlichtegroll.** Fünfter Jahrgang. Erſter Band. Gotha bey Perthes. 1796. 350 S.

Digitized by Google

350 S. Von den in dieſem Bande enthaltenen Biographieen gehört vornehmlich die ausführliche und intereſſante Biographie des im J. 1794 verſtorbenen Obriſtlieutnant von Mauvillon für unſre Bibliothek. Er war zu Leipzig den 8. März 1743 geboren. Sein Vater beſtimmte ihn für das Studium der Theologie; da er aber beym Leſen mehrerer theologiſchen Werke ſeine Meynungen ſchon zu abweichend von den Meynungen der Kirche fand, ging er von dieſem Entſchluſſe ab, behielt aber immer eine entſchiedne Neigung für dieſes Fach. Von ſeinem 13ten Jahre an, genoß er den Unterricht auf dem Carolino zu Braunſchweig, wohin ſein Vater als Profeſſor der franzöſiſchen Sprache im Jahr 1756 berufen worden war. Gegen den Wunſch ſeines Vaters, trat er beym Anfange des ſiebenjährigen Krieges als Ingenieur in Hannöveriſche Kriegsdienſte und legte unter dem Oberſten Wallmoden den Grund zu ſeinen ausgebreiteten militäriſchen Kenntniſſen. Nach geendigtem Kriege nahm er ſeinen Abſchied, da er keine Hoffnung zu einem nahen Avancement ſah, und da ſein Vater wünſchte, daß er ſich der Rechtsgelehrſamkeit widmen möchte, begab er ſich nach Leipzig, wo er ſeine Studien mit dem größten Eifer betrieb, bis er Zeuge von der niedrigen Handlung eines Rechtsgelehrten wurde, die ihm eine ſolche Abneigung gegen dieſe Wiſſenſchaft beybrachte, daß er plötzlich in ſeinem Studiren abbrach. Während ſeines Aufenthalts zu Leipzig, gab er die Ueberſetzung der Briefe der Mad. Sevigne und Briefe über die Kochiſche

Schau-

Digitized by Google

Schauſpielergeſellſchaft heraus, deren Freymüthigkeit ihm vielen Verdruß machte. Im J. 1766 ging er als Collaborator nach Ilefeld, wo er die alte Litteratur mit Eifer ſtudirte. Von hier kam er als Ingenieur und Lehrer der Kriegsbaukunſt nach Caſſel, wo er ſeine bekannten Briefe, über den Werth einiger deutſchen Dichter, ſchrieb und an mehrern kritiſchen Werken Antheil nahm. Auch ſeine Ueberſetzung des Arioſt, der Geſchichte beyder Indien, und der Werke Türgots fallen in jene Zeit. Sie war die angenehmſte ſeines Lebens, wo er des Umgangs mehrerer geiſtreichen und einſichtsvollen Männer genoß. Sein Charakter und ſeine Kenntniſſe verſchafften ihm die ausgezeichneteſte Achtung bey dem Heſſiſchen Militär. Im J. 1778 wurde er als Hauptmann bey dem neu errichteten Cadettencorps angeſtellt. Einige Jahre darauf nahm ihn die Geſellſchaft der Alterthumsforſcher zum Mitgliede auf, und er ſchrieb einige in dieſes Fach einſchlagende Abhandlungen. Im J. 1785 erhielt er den Ruf an das Carolinum nach Braunſchweig, dem er um deſto freudiger folgte, da ſeine Arbeit bey dem Cadettencorps eben ſo beſchwerlich als unbelohnend geweſen war. Gleich in das zweyte Jahr ſeines Aufenthaltes in Braunſchweig fiel ſeine Bekanntſchaft mit Mirabeau, deſſen Umgang ihn bezauberte. Wenn er von ihm ſprach, ſagte er oft halb ſcherzend: „Der Mann muß noch einmal verrückt werden; denn es iſt unmöglich, einen ſo ungeheuren Verſtand zu haben, ohne toll zu werden.“ Der Graf theilte ſeinem Freunde den Plan

des berühmten Werkes über die preußiſche Monarchie mit, und bewog ihn zur Theilnahme bey der Ausführung deſſelben. Wie groß Mauvillons Antheil an dieſem Werke war, iſt jetzt zur Genüge bekannt. Nach einem ähnlichen Plane wollten beyde über England ſchreiben, und Mauvillon ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, dieſes Land, die große Quelle des Lichtes in Europa, wie er es nannte, in Begleitung ſeines Sohnes und des Grafen zu bereiſen. Mirabeaus Tod vernichtete die Ausführung dieſes Plans. In den letzten ſechs Monaten, die der Graf lebte, ſchien er ſeinen Freund vergeſſen zu haben; er ſchrieb nicht mehr an ihn. — Die Erſcheinung von Brandes bekannten Werk, über die Weiber, unterbrach Mauvillons ſtatiſtiſche Arbeiten. Nicht leicht hatte man ihn über etwas, das ihn nicht unmittelbar anging, ſo aufgebracht geſehn, als über die in jenem Buche aufgeſtellten Meynungen. Die Folge dieſes Unwillens war eine Schrift, die er unter dem Titel: **Mann und Weib** herausgab. Im Jahr 1792 fing er die Biographie des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig zu bearbeiten an. Er ſtarb nach einer Reiſe, während welcher er die Geſchichte des Erbfolgekriegs in dem hiſtoriſchen Almanach und einige andere litterariſche Arbeiten unternommen hatte. Mauvillon beſaß bey großer Lebhaftigkeit des Geiſtes einen feſten Charakter. Er liebte den Scherz, ſelbſt wenn er der Gegenſtand deſſelben war, und ſeine gute Laune war nicht leicht zu ſtören. Sein Grundſatz war, man müſſe bey einer traurigen Stim-

mung

mung ſich nur einige Zeit heiterer anſtellen, wenn man dieß wirklich werden wolle. Die Beharrlichkeit in ſeinen Meynungen ging bey ihm oft zu weit. Er fuhr fort, eine einmal vertheidigte Meynung auch dann noch zu behaupten, wenn er ſchon vom Gegentheil überzeugt war, ja er tadelte es ſogar an andern, wenn ſie ihr lautes Urtheil über etwas änderten. Man muß es beklagen, daß ein Mann, der ſoviel für die Wahrheit zu wirken im Stande war, der guten Sache durch eine tadelnswürdige Rechthaberey ſchadete. Tadelnswürdig aber war dieſe um deſto mehr, da er in ſeinen Behauptungen oft einem Hange zur Paradoxie folgte, der ihm nach und nach zur Gewohnheit geworden war. Ueber ſeinen Styl wird richtig geurtheilt, er ſey kräftig aber nachläſſig. Man ſieht ihm eben ſo ſehr die Leichtigkeit an, mit welcher er ſeine Ideen entwickelte, als die Eilfertigkeit, mit welcher er ſie zum Druck beförderte.

Des C. Plinius Secundus Lobrede auf den Trajan aus dem Lat. überſetzt und mit nöthigen Einleitungen und Anmerkungen begleitet, von M. Dav. Ludew. Wigand. 1796. XIV. u. 297 S. gr. 8. Leipzig bey Schwickert.

Wer ſo gut einſtudirt ſeine Debütrolle als Schriftſteller ſpielt, wie der Verf. dieſer Ueberſetzung, zeigt Achtung für ſich und für das Publikum, und verdient Aufmunterung zu fernern litterariſchen Unternehmungen. In einer gelehrten, aber zu weit ausholenden und mit überflüßigen Ab-

ſchweifungen überladenen Abh. über die Gattung des Panegyrikus überhaupt, mit Beziehung auf das Werk des Plinius, will der Verf. den Panegyrikus vom Gebiete der Oratorie, wie er ſich ausdrückt, ausgeſchloſſen und vielmehr der Gattung der lyriſchen Dichtkunſt einverleibt wiſſen, wodurch unſers Dafürhaltens nichts gewonnen, die Gränze der Beredſamkeit und Dichtkunſt nur verwirrt würde. Liegt im praktiſchen Zwecke der Charakter der Beredſamkeit, ſo iſt dieſer bey Lobreden überhaupt, und inſonderheit in Plinius Lobrede auf den Trajan, nicht zu verkennen, wie Plinius ſelbſt 3, 18 zu erkennen giebt. — Auf dieſe Abh. folgt eine Schilderung des Charakters und der Thaten des Trajan nach den Zeugniſſen der Geſchichtſchreiber, um durch Vergleichung derſelben mit dem Vortrage des Plinius zu erweiſen, daß dieſer zwar ſein Urbild verſchönert, aber im Ganzen ein treues, treffendes Gemälde deſſelben aufgeſtellt habe. Um dieſes zu leiſten, brauchte der Verf. nur bis in das dritte Regierungsjahr des Trajan, in der Erzählung der Thaten deſſelben, zu gehen, weil Plinius in dieſem die Lobrede auf den Kaiſer hielt; allein es iſt doch angenehm, die Abſchilderung ſeines ganzen Lebens beyſammen zu haben. Hier hat der Verf. auch die wichtigſten Vorwürfe, die man dem Trajan gemacht hat, zu entkräften geſucht, unter andern wegen der angeblich unter ſeiner Regierung vorgefallenen Verfolgung der Chriſten, welche durch das 10te Buch der Pliniusſchen Briefe hinlänglich entkräftet werden, wie in der bekannten Haverſaatſchen

ſchen Schrift ausführlich dargethan wird. Der Vf. ſagt bey dieſer Gelegenheit S. 48: „Wie? kann man glauben, daß ein Mann, der von der Gottheit ſo würdige Begriffe hatte, als Plinius am Ende des fünften Capitels ſeiner Lobrede blikken läßt ꝛc. ſich zum Weekzeuge grauſamer Verfolgungen habe gebrauchen laſſen?“ Aber er vergißt hier, was er in einer Anm. zum Panegyrikus S. 79. Not. 3. richtig bemerkt, daß man aus einzelnen Stellen eines Redners durchaus nicht auf ſeine theologiſchen Meynungen ſchließen dürfe.

Auf die Ueberſetzung iſt vom Anfang bis zu Ende ſichtbare Sorgfalt und Anſtrengung verwandt. Sie iſt nicht blos treu und wahr in Rückſicht auf die Uebertragung des Sinnes und der Gedanken; ſie bildet vielmehr den Charakter von Plinius Schreibart und Beredſamkeit meiſt glücklich nach. In den beygefügten Anmerkungen wird alles Geſchichtliche erläutert; dunkle Stellen erhalten ihr Licht; Bemerkungen aus der praktiſchen Philoſophie und Aeſthetik werden eingeſtreut, auch Winke zu Parallelen zwiſchen der alten und neuen Zeit.

Wenn wir Raum hätten ins Einzelne zu gehen, würden wir mehr Stoff zu Lob als zu Tadel finden. Wer die Schwierigkeiten, die mit der Uebertragung dieſer Prachtrede verbunden ſind, kennt, wird nicht erwarten, daß ſie hier alle überwunden, daß alle Stellen richtig und aufs vollkommenſte übertragen ſind. Nur um den geſchickten Ueberſetzer auf einige ſolcher Stellen zu künftiger

Verbeſſerung hinzuweiſen, führen wir noch einiges an.

Das erſte Kapitel iſt vollkommen der Urſchrift würdig überſetzt. Wir würden nur ſehr unbedeutende Kleinigkeiten dabey zu erinnern haben, als am Ende über den Uebelſtand, daß die Worte: **daß meine Rede** und **daß in meiner Rede**, faſt unmittelbar hinter einander folgen. Gleich darauf iſt **Freymüthig** ein Druckfehler für **Freymüthigkeit.** In einer ſchweren Stelle des 2ten Kap. in der Mitte ſcheint uns dagegen der Sinn verfehlt zu ſeyn. Sollten wir auch nicht ganz das Rechte treffen, ſo führen doch unſre Erinnerungen vielleicht den Verf. darauf, dieſes zu finden. Plinius bemerkt die treffenden Urtheile des Röm. Volkes über ihre Kaiſer und namentlich über den Trajan, und nun fügt er auch die Urtheile und die Stimmung des Rathes gegen den Trajan bey. „Was alſo ſollen wir eigentlich an ihm erheben? Sollen wir ſeine faſt göttliche Hoheit, oder ſeine Menſchlichkeit, Mäßigung und Herablaſſung einſtimmig rühmen?“ Wir überſetzen ſo: Und was thun wir (der Rath)? Erheben wir insgeſammt ſeine Götter-Gleichheit, oder vielmehr ſeine Menſchlichkeit, ſeine Mäßigung, ſeine Leutſeligkeit? — „Ja was kann dem Volke, was dem Senate angenehmer ſeyn, als der ihm von uns ertheilte Beynahme des Beſten?“ Vielleicht ſo: Was kann ächt bürgerlicher und des Senats würdiger ſeyn, als daß wir ihm den Beynamen des Beſten gegeben haben? „Wie menſchlich, wie billig klingt es nicht zu ſagen:

Digitized by Google

gen: Heil uns und Heil ihm! Und mit wechſelſeitigen Wünſchen zu bitten: Er mache uns glücklich! Er höre unſern Dank! Nicht anders, als ob wir ſchweigen würden, wenn er das nicht ſchon gethan hätte.“ Plinius ſcheint zu ſagen: Welche Sprache der Vertraulichkeit und Gleichheit reden wir, wenn wir uns und ihn zugleich glücklich preiſen, und wenn wir abwechſelnd ausrufen: Er mache uns glücklich, und: Er höre unſern Dank dafür, gleich als würden wir ihm nicht danken, wenn er uns nicht glücklich machte! — In den folgenden Hauptſtücken ſind uns wieder nur einige ganz kleine Flekken vorgekommen, welche blos einer Andeutung bedürfen, c. 4 fin. in der Ueberſetzung der Worte: caeſaries ornata feſtinatis ſenectutis inſignibus: c. 5. ut iam principi. Allein bey Kap. 10 verweilen wir noch ein wenig. Plinius Worte: *longam huic nomini aetatem, longam gloriam precarere*, werden überſetzt: „Du bateſt die Götter um lange Dauer dieſes Verhältniſſes und des damit verbundenen Ruhmes.“ Uns ſcheint alles dafür zu ſeyn, daß *Nomen* auf den Nerva geht: du bateſt für ihn, der dich adoptirt hatte, um langes Leben und langen Ruhm! Dem entſprechen bald darauf die Wort: *Audita ſunt vota tua, ſed in quantum etc.* Dein Flehen iſt zum Theil erhört worden, in ſo fern es dem Greiſe zuträglich war, d. h. dein Wunſch um längeres Leben des Nerva iſt zwar nicht erfüllt worden, aber der Wunſch um langen Ruhm deſſelben. Denn daß Nerva's Ruhm unſterblich ſey, wird bis ans

Ende

Ende des Kap. ausgeführt. Aus dem Geſagten ergiebt ſich, daß die vom Verf. vorgeſchlagne Verbeſſerung: *Non* audita ſunt vota tua, nichtig iſt, und der Abſicht deſſen, was der Redner ſagen wollte, widerſpricht. Die Ueberſetzung weiter durchzugehen, iſt uns nicht erlaubt. Wir bemerken nur noch, daß einige ausländiſche Worte, wie Kap. 13 ein griechiſcher Maitre und Kap. 15 eine Campagne, nicht edel genug für den Vortrag des Panegyriſten ſind. S. 109. ſteht erſchreckte für erſchrak.

Engliſche Litteratur.

Poems on various Subjects, by *J. T. Coleridge*, late of Jeſus College, Cambridge, 12mo. 1796. 200 S. Die mannichfaltigen Gedichte dieſer Sammlung eines als Redner nicht unberühmten Mannes, zeigen wahres poetiſches Talent. Kühnheit der Einbildungskraft, Stärke und Erhabenheit der Empfindung, ſcheint dem Verf. eigenthümlicher als Feinheit und Zartheit des Geſchmacks; ob ihm gleich auch die Darſtellung ſanfterer Gefühle nicht mislingt. Sein Versbau iſt nicht immer harmoniſch, ſein Ausdruck nicht immer züchtig genug; die Fülle von Metaphern und der häufige Gebrauch zuſammengeſetzter Beywörter macht denſelben bisweilen ſchwülſtig. Das erſte Stück a Monody on the Death of Chatterton enthält einige ſchöne und rührende Stellen; im Ganzen aber iſt der Gang des Dichters wild und unregel-

regelmäßig. Gefälliger erſcheint die Phantaſie des Verf. in den Songs of Pixies, einer Art von Feen, an die der gemeine Mann in Devonſhire, als eine Gattung gutmüthiger, dem Menſchen geneigter Weſen glaubt. Folgendes Gemälde ſcheint aus den Bildern der Ariels und Oberons zuſammengeſetzt:

When Evening's duſky car
Crown'd with her dewy ſtar
Steals o'er the fading ſky in ſhadowy flight;
On leaves of aſpen trees
We tremble to the breeze
Veil'd from the groſſer ken of mortal ſight.
Or haply at the viſionary hour,
Along our wildly-bow'rd, ſequeſtred walk,
We liſten to th' enamour'd ruſtic's talk;
Heave with the heavings of the maiden's breaſt,
Where young-eyed Loves have built their turtle-neſt;
Or guide of ſoul ſubduing power
Th' electric flaſh, that from the melting eye
Darts the fond queſtion and the ſoft reply.

Or thro' the myſtic ringlets of the Vale
We flaſh our faery feet in gameſome prank;
Or ſilent ſandal'd, pay our defter court
Circling the ſpirit of the weſtern gale,
Where, wearied with his flower-careſſing ſport,
Supine he ſlumbers on a violent bank;
Then with quaint muſic hymn the parting gleam,
By lonely Otter's ſleep-perſuading ſtream;
Or where his waves, with loud unquiet ſong
Daſh'd

Daſh'd o'er the rocky channel froths along;
Or where his ſilver waters ſmooth'd to reſt,
The tall trees ſhadow ſleeps upon his breaſt.

Hence! thou lingerer, light!
Eve ſaddens in to night.
Mother of wildly working dreams! we view
The ſombre hours, that round thee ſtand
With down-caſt eyes (a duteous band!)
Their dark robes dripping with the heavy dew.
Sorc'reſſ of the ebon throne!
Thy power the pixies own,
When round thy raven brow
Heaven's lucent roſes glow,
And clouds, in watry colours dreſt,
Float in light drapery o'er thy ſable veſt:
What time the pale moon ſheds a ſofter day
Mellowing the woods beneath its penſive beam:
For mid the quiv'ring light 'tis our's to play
Aye-dancing to the cadence of the ſtream.

Eine Abtheilung dieſer Sammlung enthält unter dem Titel: Effuſions, kleine Gedichte von mannichfaltigem Inhalte und Form, die zum Theile dem Lob der Freyheit, zum Theil, aber nur ſelten, der Liebe gewidmet ſind. Ein vorzügliches Gedicht der leztern Gattung iſt folgendes:

One kiſſ, dear maid! I ſaid and ſigh'd —
Your ſcorn the little boon denied.
Ah why refuſe the blameleſs bliſs? —
Can danger lurk within a kiſs?

Yon viewleſs Wand'rer of the Vale,
The Spirit of the Weſtern Gale,

At

At Morning break, at Ev'nings cloſe
Inhales the ſweetneſs of the Roſe,
And hovers o'er the ſuninjur'd Bloom
Sighing back the ſoft perfume.
Vigor to the Zephyr's wing
Her nectar-breathing kiſſes fling;
And He the glitter of the Dew
Scatters on the Roſe's hue.
Baſhful lo! ſhe bends her head,
And darts a bluſh of deeper Red.

Too well thoſe lovely lips diſcloſe
The triumphs of the op'ning Roſe:
O fair! o graceful! bid them prove
As paſſive to the breath of Love.
In tender accents, faint and low,
Well pleas'd I hear the whiſper'd „No!“
The whiſper'd No! how little meant!
Sweet Falſehood, that endears Conſent!
For on thoſe lovely lips the while
Dawns the ſoft relenting ſmile,
And tempts with feign'd diſſuaſion coy
The gentle violence of Joy.

Sehr glücklich iſt in dem folgenden der Ton der Zärtlichkeit getroffen:

When Youth his fairy reign began
Ere ſorrow had proclaim'd me man;
While peace the preſent hour beguil'd,
And all the lovely proſpect ſmil'd;
Then, Marg! 'mid my lightſome glee
J heav'd the painleſs ſigh for thee!

And when, along the waves of woe,
My harraſs'd heart was doom'd to know

The

The frantic burſt of outrage keen,
And the ſlow pang that gnaws unſeen;
Then ſhipwreck'd on Life's ſtormy ſea
J heav'd an anguiſh'd ſigh for thee!

But ſoon reflection's power impreſt
A ſtiller ſadneſs on my breaſt;
And ſickly Hope with waking eye
Was well content to droop and die,
J yielded to the ſtern decree,
Yet heav'd a languid ſigh for thee!

Den unbedeutendſten Theil dieſer Sammlung machen die poetiſchen Epiſteln aus. Zum Schluſſe ſtehen: Religious Muſings, a deſultory Poem written on Criſtmas Eve; ein langes Gedicht, voll erhabner Stellen, obgleich im Ganzen dunkel und ungefeilt.

Poems and Fugitive Pieces. By *Eliza*. 172 S. 12. 1796. Das Verdienſt dieſer Gedichte beſteht in einer leichten Verſification; aber die Verfaſſerin zeigt weder einen vorzüglichen Grad von Einbildungskraft, noch von Witz. Gleichwohl hätten die Gedichte, welche Comic Poetry überſchrieben ſind, einigen Antheil des letztern haben ſollen. Eines der beſten Stücke iſt: The rural Courtſhin, oder: the infant Loves of Licidus and Annet.

The Progreſs of Civil Society. A Didactic Poem in ſix Books. By *Richard Payne* Knight. 4. 155 S. 1796. Dieſes Gedicht

dicht verdient zu den beſſern in der didaktiſchen Gattung gerechnet zu werden. Der Verf., welcher Einſichten und Kenntniſſe mit einem richtigen Geſchmack vereinigt, beſchreibt in dem erſten Buche den rohen Anfang der menſchlichen Geſellſchaft und ſchildert die Sitten der Jäger-Nationen. Die Empfindungen, welche beyde Geſchlechter vereinigen, ſind in folgenden Zeilen ſehr gut dargeſtellt:

From the ſame ſource the attractive power began
Which changed the wandering brute to ſocial
man.
Firſt native luſt the rugged ſavage led
To the rank pleaſures of his lawleſs bed;
Promiſcuous glowed the fierce inſtinctive flame,
Unchecked by reaſon and unawed by ſhame;
'Till often cloyed whit what he oft deſired,
His paſſions ſickened and, his nerves grew tired;
Then lull'd in intervals of ſoft repoſe,
The ſocial thought of ſympathy aroſe,
The converſe of the ſoul the ſenſe beguiled,
And dalliance turned to gentle friendſhip ſmiled;
Still growing habit the fond couple binds,
Connects their intereſts and unites their minds;
Their riſing offspring cloſer draw the chain,
Strengthen each link and bid its force remain;
Congenial hopes and mutual wiſhes riſe,
And weave connubial with parental ties.

Die Beſchäftigung der Menſchen mit der Viehzucht, macht den Inhalt des zweyten Buches aus. Der Verf. nimmt an, daß die religiöſen Gefühle in der Muße des Hirtenlebens ihren Ur-

ſprung genommen haben. Die wichtigen Folgen, welche hieraus entſpringen, und die mannichfaltigen Geſtalten, welche die Religion annimmt, ſind der Gegenſtand einer ſchönen philoſophiſchen Epiſode. — In dem dritten Buche wird der Einfluß des Ackerbaus auf die Cultur der Menſchen betrachtet. In dieſem vollkommenern Zuſtande der menſchlichen Geſellſchaft entſteht, wie der Verf. annimmt, die Dichtkunſt aus der Veredlung und Verfeinerung der Liebe. Das vierte Buch handelt von den Künſten, den Manufakturen und dem Handel. Es ſchließt mit einer Parallele zwiſchen den wohlthätigen Wirkungen einer einfachen Religion, und den Uebeln, welche aus dem Zwange der Dogmatik entſpringen. — Die Wirkungen, welche Clima und Boden auf den Menſchen hervorbringen, machen den Inhalt des fünften Buches aus. Der Verf. führt hier die ſonderbare Hypotheſe aus, unſre Vorfahren wären Negern geweſen, und die mannichfaltigen Grade von Schönheit und Farbe, durch welche ſich die verſchiednen Racen der Menſchen auszeichnen, wären eine unmittelbare Folge des Clima:

If firſt beneath the burning tropics bred,
Man felt meridian ſunbeams ſcorch his head;
The Aethiop's ſable hue and bloated face
Diſplay the image of his parent race.
And thus in birds and quadrupeds we find,
The ſable hue ſtill mark the parent kind;
And every change or accident ſtill tend
The ſhades to ſoften or the tints to blend.

Whe

When cicatrized by wounds or ſcarred by blows,
In fainter tints the healing ſurface grows;
And from diſeaſe or ſorrow's cancerous blight,
Untimely age beſtrews the head with white.
While nature knows no ſecret to renew
Youth's ſable glow and hyacinthine hue.

The ſame effects from climate's cold proceed,
Pale ſilvery furs inveſt each polar breed;
Alike the timid hare and wary fox
In white are clothed on Norways frozen rocks.

Im ſechſten Buche giebt der Verf. eine Ueberſicht der Sitten und Regierungsformen von Europa, von dem Untergange des römiſchen Reiches bis zum Ausbruch der franzöſiſchen Revolution. Die verſchiednen Epochen der Feudalverfaſſung, und die mannichfaltigen Schattirungen der Sitten in der Ritterzeit, ſind mit einem meiſterhaften Pinſel gezeichnet. Dieſer Gegenſtand führt den Dichter zu einer Beſchreibung des Elendes, welches Frankreich gedrückt hat, und zu Betrachtungen über den künftigen Zuſtand von Europa, vorzüglich Großbrittanniens. Er räth zu einer gemäßigten Reform der Misbräuche, doch nicht ohne Furcht vor der Unwirkſamkeit dieſes Mittels. Die Zukunft erſcheint ihm düſter und traurig, und die Stimmung, in welche ihn dieſe Ausſicht geſetzt hat, ſcheint ihm folgende Zeilen eingegeben zu haben:

Hail, happy ſtates that freſh in vigour riſe
From Europe's wrecks beneath Atlantic ſkies;

Long mag ye feel the bleſſings ye beſtow,
Nor e'er your parent's ſickly ſymptoms know;
But when that parent, cruſhed beneath the weight
Of debts and taxes, yields herſelf to fate,
May you her hapleſs fugitives receive,
Comfort their ſorrows and their wants relieve.
For come it will — the inevitable day,
When Britain muſt corruption's forfeit pay,
Beneath a deſpot's or a rabble's ſway.
Or while ſhe yet cludes that dreadful doom,
May this frail body ſink into the tomb;
Here on thy ſhady banks, pellucid Team,
May Heaven beſtow its laſt poetic dream;
Nor let me live in climes remote to know
For what fell ſpoiler thy loved waters flow;
Here may theſe oaks in life's leſt glimmer ſhed
Their ſober ſhadows o'er my drooping head;
And thoſe fair Dryads whom J ſang to ſave,
Reward their poet with a peaceful grave.

The Influence of local Attachment with reſpect to Home. A Poem. 8. 68 S. 1796. Der Verf. dieſes Gedichtes, deſſen Stoff glücklich gewählt iſt, verbindet philoſophiſchen Geiſt mit poetiſchem Talent; Stärke der Phantaſie mit einem geläuterten Geſchmack. Der Hauptfehler, den man ſeiner Arbeit vorrücken kann, iſt, daß ſie, ſowohl durch den Plan, als durch einzelne Stellen, allzu oft an die Pleaſures of Memory erinnert, die ſich der Verf. offenbar zum Muſter genommen hat. Er bedient ſich der achtzeiligen Stanzen und zeigt in denſelben eine vorzügliche Gewandheit und Leichtigkeit. Der erſte Theil des Gedichtes be-

beſchäftigt ſich mit der Unterſuchung der Frage, woher der Vorzug rühre, den man ſeiner Heimath vor der übrigen Erde giebt? Der Verf. findet den Grund davon in der Verbindung der Ideen und in den Eindrücken, welche die äußern Gegenſtände auf das Gemüth machen. Manches iſt hier für die Poeſie zu weit und zu methodiſch verfolgt. Doch iſt auch die poetiſche Seite des Gegenſtandes ſehr gut benutzt. Als ein Beyſpiel des Vorzugs, welches die Menſchen ihrem Vaterlande vor andern Ländern geben, ſchildert der Verf. die Liebe der Britten für ihre Inſel:

Here where deſcending from the ſea-worn clifts
In his own heavy cloud of darkneſs clad,
Full oft his watery pennons Auſter lifts
And wraps the extenſive iſle in ſudden ſhade,
Tho' vernal ſun-beams were effus'd, to glad
Our landſcapes, from Cornubia vein'd with ore
To Scotia's heaths that triumph in the plaid;
The Briton ſtill prefers his changeful ſhore
To Aegypt's cloudleſs plains where no rude tempeſts roar.

Yes! o'er his acres the green barley-blade
He values more than fields of cluſtering rice;
And rather ſhapes his way thro' plaſhy glade
Where crackles, at each ſtep, the ſheeted ice,
Than mid gay groves of caſſia, that entice
The ſoul to pleaſure, far diffuſing balm;
To him mor dear the oak-crownd precipice,
Than the deep verdure of date-creſted palm,
Where all is lap'd in eaſe, on languor-breathing calm.

To him more ſweet thro' aſhen woods to rove,
As eddying winds the foliage round him whirl,
Than cull the bloſſoms of an orange grove
Skirted by roſe-tree bowers, where rivulets purl
Mid baſil tufts, and odorous breezes curl
The ſtream beſprent with many a ſilver lote;
While, on the ſmooth canal, light ſhips unfurl
Their ſportive ſails and gently as they float,
Flotter the billing doves, and croud the neighbouring cote.

While the gay-gilded moſque ſhines, half conceal'd
By tamarinds and the broad-leav'd ſycomore,
And as, beneath their trembling verdure veil'd,
Airs, Eden-born, delicious incenſe pour
Softening the fervours of the ſummer-hour!
While rich pomegranates bid their cooling ſeeds
To the parcht palate a keen ſenſe reſtore,
And, round each whiſpering iſlet of cane reeds,
Its melon's grateful pulp the tepid water feeds.

Not ivory palaces, their roofs inlaid
With maſſy gold, where thrones of coral glow
Starr'd with the gems of Ormuz; not the ſhade
Ambroſial, waving its peach-flowers that blow
To pearly grapes, and kiſs the turf below,
The genuine ſon of Albion could induce
His dairy meads, his fallows to forego:
Not all the fruits, that bloom o'er every ſluice,
Would, in his mind, outvie the redſtreak's vermeil juice.

Nor

Nor if to innocence a gentle ſmile
  Beam, placid as the Mays mild morning-break;
If with a modeſt bluſh, to mark our iſle,
  Mantle to veins of azure the fair cheek:
  Are not the charms of foreign beauty weak,
Beauty, that wantons with voluptuous air?
  Can jetty ringlets that adorn the neck
Sleek as they gliſten to the ſunny glare,
Rival, o Albion's dames, your amber-brightening hair?

Yet pleaſure views, and trembles at the gaze,
  Thoſe gloſſy treſſes their luxuriance ſpread
To roſeate eſſences; the diamand blaze
  Of many a creſcent on the turban'd head,
  Or the pearl-luſtre as by rainbows fed;
The full dark eye; the panting of the breaſt
  Thro' gauze that ſeems to kindle; limbs that ſhed
Purpureal light by ſilken folds careſt,
And the rich zone that checks the thin transparent veſt.

Im zweyten Theile betrachtet der Dichter die Liebe für die Heimath nach den verſchiednen Modificationen, die ſie durch die Gegenwart oder die Abweſenheit erhält. Gelegentlich wird der Gedanke ausgeführt, daß auch die Erinnerung an traurige Scenen das Gemüth auf eine angenehme Art beſchäftige. Dieſes wird durch eine Epiſode erläutert, die durch die ſchönſten Züge der Zärtlichkeit und die Anmuth des Vortrags zu einer der vorzüglichſten Zierden dieſes Gedichtes geworden iſt.

Paradis regained a Poem in Four Books. By *John Milton*. A new Edition with Notes of Various Authors, by *Charles Dunſter* M. A. 4. 280 S. 1795. Die Abſicht des Herausg. bey ſeiner Arbeit war vorzüglich, das Publikum von neuem auf die Schönheiten eines, wie er glaubt, nicht genug geſchätzten Gedichtes aufmerkſam zu machen, von welchem Johnſon ſagt, daß es allgemeine Bewundrung erhalten haben würde, wenn es nicht von Milton, ſondern von einem ſeiner Nachahmer geſchrieben worden wäre. Der Herausg. ſcheint ſich Miltons beſten Erklärer, Thomas Warton zum Muſter genommen zu haben. Er beſitzt kritiſchen Scharfſinn, ausgebreitete Gelehrſamkeit und Feinheit des Geſchmacks; ſeine Anmerkungen ſind zweckmäßig und allen denen zu empfehlen, welche ihr Gefühl für das Erhabne und Große auszubilden bemüht ſind.

An Ode to a Boy at Eton, with three Sonnets and one Epigram. By *William Parſons* Eſq. 34 S. 4. 1796. Ein Pendant zu Gray's Ode auf Eton - College, in demſelben Sylbenmaaße und einer gleichen Anzahl von Stanzen. Der Verf. hat die Abſicht, dem Eindrucke dieſer Ode entgegen zu arbeiten, die menſchliche Natur in einem gefälligern Lichte zu zeigen, und zu dem Beſtreben nach demjenigen Grade von Tugend und Glückſeligkeit aufzumuntern, deſſen mögliche Erreichung vorausgeſetzt werden muß, ehe man zu den Mitteln greifen kann, welche die Ausbildung des Ver-

Digitized by Google

Verſtandes und Herzens befördern. Die Sprache des Verf. iſt natürlich und leicht, und man wird ſeine Arbeit mit Vergnügen leſen, wenn ſie auch ſchon keinen Anſpruch auf einen Platz unter den Meiſterſtücken der engliſchen Dichtkunſt macht.

VI.

Kunſtnachrichten.

A Collection of Views in India, by *Hodges*, Esq. *J. Edwards* 1795. Dieſe prächtigen Anſichten von Indien, ſind an den Oertern ſelbſt in den Jahren 1780, 81, 82 und 83 von dem Verfaſſer gezeichnet, in Aqua Tinta ausgeführt und mit hiſtoriſchen Nachrichten und Beſchreibungen begleitet; in groß Atlasfolio. Der Preiß iſt 18 Pfd. in Lagen.

Select Views in Myſore, the Country of Tippoo Sultan; from Drawings taken on the Spot, by *Mr. Home*; with Hiſtorical Deſcriptions. gr. 4. 6 L. 6 S. Boards. Sold at the Hiſtoric Gallerie, Pall Mall. Ein glänzendes Denkmal der brittiſchen Tapferkeit in den entfernteſten öſtlichen Gegenden unter dem Lord

Cornwallis. Dieſe Anſichten beziehen ſich alle auf die Hauptſcene des Feldzugs wider den Tippo, näml. Bangalore, Seringapatnam, und die Feſtungen in ihrer Nachbarſchaft. Die Ausführung macht Maler und Kupferſtecher Ehre. Sie ſind zwar dem Inhalte nach mehr hiſtoriſch, als maleriſch, und die Wirkung iſt nicht der Kunſt angemeſſen: beſonders fällt, wegen der großen Entfernung des Geſichtspunktes, in einigen der intereſſanteſte Theil zu kleinlich aus. Indeſſen giebt es doch viel kühne und auffallende Stücke der maleriſchen Darſtellungen, beſonders bey den Feſtungen, die auf hohen, ſteilen Felſen liegen. Außer den Proſpekten, 28 an der Zahl, ſind, nebſt einer Charte, noch einige Plane militäriſcher Operationen dabey; die hiſtoriſchen Anmerkungen ſehr kurz, nur ſo viel als zur Erläuterung des Inhalts erforderlich iſt: alles übrige von einer ſehr typographiſchen Pracht.

Muſeum National de Paris. Ou Choix des plus beaux tableaux, Statues, têtes et Vaſes antiques, expoſés dans la grande Gallerie du Louvre et rendus dans les differens genres de Gravure, qui leur ſont les plus convenables.

Dieſe berühmte Sammlung enthält eine Auswahl von Gemählden, antiken Statüen, Büſten und Vaſen, welche in der großen Gallerie des Louvre zu Paris aufgeſtellt ſind, die gewiß alle andere

dere Sammlungen an Kunſtſachen übertreffen wird, zumal da ſie durch die großen Meiſterwerke, welche Holland, die Niederlande und Italien beſaßen, bereichert iſt. Sie ſoll unter der Aufſicht einer Geſellſchaft verdienter Kunſtgelehrten, durch die beſten Zeichner und Kupferſtecher Heftweiſe erſcheinen.

Der erſte Heft erſchien den 22ſten Sept. vorigen Jahres, 1796. und allemal nach Ablauf von 2 Monaten erſcheint ein Heft, bis das Werk vollſtändig ſeyn wird.

Jeder Heft wird vier Kupferplatten enthalten, welche in den 4 folgenden, in den für jedes Original paſſenden Manieren gearbeitet ſind; nämlich:

ein kolorirtes Blatt mit 4 Platten
ein punktirtes
ein radirtes und
ein geſtochenes Blatt.

Sechs Hefte machen einen Band von 24 Blättern, wobey 96 Seiten Text mit Didotſchen Lettern in klein Folio gedruckt.

Es werden nur 500 Exemplare abgedruckt, von denen 100 avant la lettre auf Velinpapier erſcheinen.

Jeder Heft koſtet in Paris Zwey und einen halben Laubthaler zu 1 Rthlr. 13 gr. Sächſiſch gerechnet. Auf Velinpapier Vier Laubthaler.

Den

Der Vorbericht wird ein hiſtoriſches Gemälde über die Entſtehung, die Fortſchritte, die Veränderungen der Künſte von ihrem Urſprunge an bis auf gegenwärtige Zeit enthalten. Dieß ſoll gleichſam eine richtige Darſtellung des Kunſt-Genies aller Jahrhunderte und aller Nationen ausmachen. Von aller Partheyſucht weit entfernt, wird man bloß dem Kunſtliebhaber, Kenner und Künſtler, mit der größten Treue, die erhabenen Werke darſtellen, welche den Ruhm der Kunſt und des Geſchmacks ſo feſt gegründet haben. Eben ſo wird man ſuchen, das wichtige Grundgeſetz der Kunſt zu beweiſen, daß nur diejenigen die größten Künſtler ſind, welche durch ihre Werke der Natur am nächſten gekommen ſind.

Die Geſellſchaft der Künſtler, welche an dieſem wichtigen Unternehmen arbeiten, hat daher die verſchiednen Manieren gewählt, welches für jedes große Meiſterwerk, das ſie darſtellen, paſſend ſind.

Man verſichert, daß nur die größten Zeichner und Kupferſtecher zu Paris dieſes Werk bearbeiten, und Meiſterſtücke ihrer Kunſt liefern werden; (welches freylich etwas viel verſprochen iſt.)

Der erſte Heft liefert folgende Stücke:

1) Eine heilige Familie von Rembrandt, mit 4 Platten kolorirt.

2) Ein Ganymed, von Le Sueur, in punktirter Manier.

3) Ein

Digitized by Google

3) Ein Abendmahl, von Subleyras, radirt.

4) Antike Vaſen, geſtochen.

Jedes Blatt wird die Nummer enthalten, welche im Cataloge, nach der letzten Aufſtellung dieſer Kunſtwerke im Muſeo, angegeben iſt; auch werden die Namen der Künſtler ebenfalls angegeben werden.

In dem Texte wird man noch, außer der Erklärung eines jeden Kunſtwerkes, eine Ueberſicht zu geben ſuchen, von dem Charakter der Schüler und den verſchiedenen Manieren der Maler, mit kurzen Biographien begleitet; von den Kupferſtechern, welche nach ihnen gearbeitet und von den Werken, welche uns dieſe großen Meiſterſtücke beſchrieben haben.

Druckfehler.

Im 57. Bande S. 41. in der Note Buch, lies: Band. Ebendaſ. S. 54 gehört das Notenzeichen *) in die eilfte Zeile zu hic. Ebend. S. 323 Z. 4. wählbar, lies: wählbar zu machen.

Nach-

Nachricht.

Von Meißners Skizzen ſind kürzlich in unſerm Verlage zwey neue Bände (Pr. 3 Thlr.) herausgekommen. Sie liefern die eilfte bis vierzehnte Sammlung. Die eilfte und zwölfte (Pr. 1 Thlr. 8 gr.) enthalten lauter vorher nie in den Skizzen geſtandene Erzählungen. Dieſer Band paßt alſo zu allen Ausgaben. Von der 13 und 14. Sammlung hingegen ſind zweyerley Ausgaben veranſtaltet worden; die eine, für die Beſitzer der ältern Ausgaben der zehn erſten Sammlungen, koſtet 1 Thlr. 12 gr. die andere, für die Beſitzer der neueſten, oder dritten Ausgabe der erſten zehn Sammlungen, koſtet 1 Thlr. 16 gr. — Bey der dritten Ausgabe der zehn erſten Sammlungen nämlich blieben die in den frühern Ausgaben befindlichen Kriminal-Anekdoten weg, und wurden durch neue Erzählungen erſetzt. Dieſe Erzählungen, nebſt den vorher ungedruckten Kriminal-Anekdoten, liefert jene, die ſämmtlichen Kriminal-Anekdoten (zwey Drittheile neue, und ein Drittheil alte, jedoch ſehr verändert) dieſe Ausgabe. Liebhaber und Buchhändler belieben daher genau zu beſtimmen, ob ſie die 13. und 14te Samml. als Supplementband für die älteren Ausgaben der 10 erſten Sammlungen der Meißnerſchen Skizzen, oder als Fortſetzung der neueſten Ausgabe derſelben begehren.

Ferner ſind bey uns folgende Schriften kürzlich erſchienen:

Eſſai ſur la vie de T. Wenthworth, Comte de Strafford, miniſtre ſous le regne de Charles I. Ainſi que ſur l'Hiſtoire générale d'Angleterre, d'Ecoſſe et d'Irlande à cette époque; par le Comte de *Lally-Tolendal.* gr. 8. 1 rthlr. 8 gr.

(Mit Straffords Bildniſſe.)

Re-

Recueil de morceaux détachés, par Mad. la Baronne *Stael de Holſtein*, née *Nécker*. Seconde édition revue et augmentée. 8. 18 gr.

J. Mauvillons Geſchichte und Darſtellung des Brandenburgiſchen und Preußiſchen Soldatenweſens, bis zur Regierung Friedrich Wilhelm II. Aus der franz. Handſchrift, nach dem Tode des Verfaſſers, überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von F. v Blankenburg. gr. 8. Nebſt Tabellen u. einem Kupfer welches die Bruſtbilder der fünf Stifter des brandenburg-preußiſchen Kriegsheers, den großen Churfürſten, und die Könige: Friedrich I. Friedrich Wilhelm I. Friedrich II. Friedrich Wilhelm II. darſtellt. 1 rthlr. 16 gr.

Exercitationes criticae in Scriptores veteres, auctore *Fried. Jacobs*. Tom. I. 8 maj. auf Schrpp. 1 rthlr.
auf Druckpp. 18 gr.

Der 2te Theil iſt unter der Preſſe.

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte. 5ten Bds. 1ſtes St. gr. 8. 16 gr.

Dieß Werk führt auch den Titel:

Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen; nebſt kritiſchen und hiſtoriſchen Abhandlungen über Gegenſtände der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften: von einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Jeder Band hat zwey Stücke.

Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauch praktiſcher Aerzte; 17ten Bandes 1ſtes Stück gr. 8. 9 gr.

Bemerkungen über die Religionsfreyheit der Ausländer im Ruſſiſchen Reiche, in Rückſicht auf ihre verſchiedenen Gemeinen, ihre kirchlichen Einrichtungen, ihre Gebräuche u. ihre Rechte, dargeſtellt von Joachim Chriſtian Grot, Prediger bey der deutſchen Katharinengemeine zu St. Petersburg. 2 Bde. gr. 8.

Der erſte Band dieſes wichtigen Werks erſcheint in einigen Wochen, der zweyte und letzte zur Oſtermeſſe 1797.

Polens

Digitized by Google

Polens Ende; hiſtoriſch, ſtatiſtiſch und geographiſch beſchrieben von *Siriſa*. Mit vier Kupfern und einer Landcharte. gr. 8.

(Die Landcharte, welche die verſchiednen Theilungen genau bezeichnet und von mehrern Ingenieurs aufgenommen und berichtiget worden iſt, wird auch einzeln für 16 gr. verkauft.)

J. Gregory Geſchichte der chriſtlichen Kirche, von den früheſten Zeiten bis itzt. Aus dem Engliſchen überſetzt, und mit eingeſchalteten Abhandlungen und Anmerkungen verſehn von Chriſt. Dan. Beck. Erſter Band. gr. 8.

Adolph, oder Reſultate der allerſchmerzlichſten Erfahrung. Aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Mounier. (Nach einer verbeſſerten Handſchrift.) gr. 8.

Briefe über die mahleriſche Perſpective, von Horſtig. Mit Kupfern. gr. 8.

Nebentheater von J. G. Dyk. Siebenter Band. 8.

Aly Bey, Sultan von Aegypten; ein Trauerſpiel in fünf Akten.

Die getäuſchte Wittwe; oder: die Sympathie; ein Luſtſpiel in drey Akten.

Omar; oder: die geſchiedne Frau; ein Luſtſpiel in drey Akten, mit untermiſchten Geſängen und einem Zwiſchenſpiel: Dido.

Auch wird daſelbſt folgende kleine Piece verkauft:

Gegengeſchenke an die Sudelköche in Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gäſten. 8. 3 gr.

Neue Bibliothek
der ſchönen
Wiſſenſchaften
und
der freyen Künſte.

Neun und funfzigſten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckiſchen Buchhandlung,
1797.

Digitized by Google

Digitized by Google

VII.

Chronik der Pariſer Theater.

1794.

Die neuen Stücke, welche in dem Anfange dieſes Jahres auf die Bühne gebracht wurden, waren größtentheils Kinder der Zeitumſtände, und theils wirklich durch die herrſchenden Geſinnungen erzeugt, theils beſtimmt, die tyranniſchen, wilden Geſinnungen, welche dieſes Jahr in der Geſchichte der Revolution auszeichnen, allgemein herrſchend zu machen. Die Kunſt gewann dabey wenig; ſie war, ſo wie das ganze Reich, in eine tiefe und ſchmähliche Sklaverey geſunken. Mit einer feinen Anſpielung auf die eingeriſſne Gewohnheit, alles Unglück, von welcher Art es auch ſeyn mochte, den Intriguen auswärtiger Feinde zuzuſchreiben, ſagte ein franzöſiſches Blatt *): „Es iſt Zeit, ſich endlich einmal gegen die Barbarey zu erheben, welche auf unſern Theatern einreißt, die mehr als jemals mit elenden Stücken überſchwemmt ſind. Man muß glauben, daß dieſes das Werk einer Ver-

*) Moniteur. 18. Nivoſ. p. 434.

Verſchwörung ſey, welche von Pitt und Coburg bezahlt wird, um das franzöſiſche Theater in die tiefſte Erniedrigung ſinken zu laſſen, ihm ſeinen alten wohlverdienten Ruhm zu entreißen und die dramatiſche Kunſt ihrer kräftigſten Mittel zu berauben, durch welche ſie unſre Revolution befeſtigen könnte.“

Zu dieſen Stücken, deren einziges Verdienſt in ihrer Uebereinſtimmung mit der Denkungsart der Gewalthaber beſtand, gehört Tarquin ou la Royauté abolie. Tragédie, par Leblanc. Der Verf. hat die Geſchichte nach Gutdünken geändert und nichts geſpart, die Tyranney des Tarquinius ſo ſchrecklich als möglich zu machen. Die Handlung iſt ohne Intereſſe. Die Kraft des Dichters hat ſich an Tiraden über die Abſcheulichkeit des Königthums, des Aberglaubens und ähnlicher Topiks erſchöpft.

Mehr theatraliſches Verdienſt hatte die Oper des Couſin Jaques, Toute la Grèce, die unter dem Titel eines patriotiſchen Gemähldes aufgeführt wurde. Philipp von Mazedonien unternimmt einen Krieg, um das freye Griechenland zu unterjochen; aber man beſchließt einen muthigen Widerſtand zu leiſten. Ueberall erblickt man die Geſchäftigkeit des Volks in den Zurüſtungen zum Kriege. Die Heere von zwölf Hauptſtädten kommen an dem beſtimmten Orte zuſammen; jedes mit ſeiner Fahne, die mit einer republikaniſchen Inſchrift verſehen iſt. Alles iſt mit dem lebhafteſten En-

Enthuſiasmus erfüllt, und ſelbſt die Kinder ſind für das Vaterland zu ſterben bereit. Philipp ſchickt einen Geſandten; man will ihn nicht hören; er thut Friedensvorſchläge; man will keinen Frieden mit einem Könige haben. Das allgemeine Geſchrey aller Verbündeten **Krieg! Krieg!** beſchließt das Stück.

Das Decret des National-Conventes, durch welches alle Republikaner erſucht werden, ſich als Brüder zu dutzen, gab dem fruchtbaren Dorvigny die Idee zu einer Comödie, welche im Anfange des Jahres, unter dem Titel: La parfaite Egalité auf die Bühne gebracht wurde. Francoeur, ein reicher Mann, aber ein vortreflicher Patriot, bringt das angezeigte Decret in ſeinem Hauſe in Ausübung; er fordert von ſeinem Gärtner, daß er ihn dutzen ſolle, und die Bedenklichkeiten, welche dieſer dabey findet, ziehen eine Erklärung nach ſich, die dem Gärtner das Vernünftige dieſer neuen Einrichtung begreiflich macht. Nicht jedermann denkt wie Francoeur; mehrere mißbilligen dieſe neue Einrichtung; niemand mehr, als Gourmé, ein ehemaliger Parlamentsrath, dem Francoeur ſeine Tochter ohne hinlängliche Ueberlegung verſprochen hat. Francoeurs Tochter liebt ihren Bräutigam nicht; ſie hat ſich mit ihm aus Ehrerbietung gegen den Willen ihres Vaters verſprochen; aber ihr Herz gehört dem Bürger Felix an, einem Commis ihres Vaters, der ſich unter der erſten Requiſition befindet. Eine Wunde nöthigt ihn zurückzukehren; er kömmt zu Francoeur, um ſich zu erkundigen ob

er wieder in ſeinen vorigen Platz eintreten könne. Zu ſeinem großen Schrecken erfährt er, daß Adelaide, welcher er ſeine Leidenſchaft aus Delikateſſe verborgen hat, mit Gourmé verſprochen iſt, und beſchließt, das Haus zu verlaſſen. Adelaide ſucht ihn zurückzuhalten und dieſe Situation führt eine gegenſeitige Erklärung herbey. Francoeur ſieht ein, daß er einen zu raſchen Schritt gethan habe, findet ſich mit Gourmé ab und verheyrathet die beyden Liebenden. Die Handlung iſt geſchickt angelegt und vertheilt; und wird durch eine Menge artiger Details belebt. Eine intereſſante Scene iſt die, in welcher Francoeur, der mit Felix und Adelaidens gegenſeitigen Verhältniß noch ganz unbekannt iſt, beyde nöthigt, das Decret in Ausübung zu bringen und die neue Sitte durch den Bruderkuß zu bekräftigen.

Der Entſchluß eines jungen Menſchen, ſich mit ſeiner Geliebten zu verheyrathen und gleich darauf mit der erſten Requiſition abzureiſen, macht den Inhalt des Mariage patriotique; die Verheyrathung einer abergläubiſchen Gouvernante mit einem Prieſter, iſt der Gegenſtand einer pièce en Vaudeville, L'interieur d'un Ménage républicain von Chaſtenet, (ehemals Puyſegür) welche nicht blos um ihres Stoffes willen Beyfall erhielt.

Einen neuen erwünſchten Stoff erhielten die dramatiſchen Dichter durch die Räumung von Toulon; eine Begebenheit, deren großes Intereſſe durch ſo manche begleitende Umſtände noch vermehrt

mehrt wurde. Faſt alle Theater kündigten Stücke an, welche dieſe Begebenheit vorſtellten, oder doch eine Beziehung darauf hatten, und diejenigen, welche nicht das Verdienſt, die erſten zu ſeyn, erringen konnten, ſuchten den Beyfall durch Theaterprunk davon zu tragen. Von dramatiſchem Werthe konnte ſelten die Rede ſeyn.

Der Verfaſſer der Mort d'Abel, ein junger Dichter Légouvés, erregte durch ein neues Trauerſpiel: L'Epicharis, Tragédie en cinq actes, Erwartung von ſeinem Talente. Der Stoff iſt zum Theil aus der Geſchichte genommen, aber dieſe iſt in einem ſo hohen Grade verunſtaltet, daß man ſie nur in den Namen der handelnden Perſonen wiederfindet. Epicharis unternimmt es, die Grauſamkeiten und Ausſchweifungen des Kaiſers zu beſtrafen; der Zufall bringt ſie mit Piſo zuſammen, welcher von gleichen Geſinnungen beſeelt iſt: beyde beſchließen noch mehrere Gutgeſinnte mit ſich zu vereinigen. Unter andern gewinnt ſie den Dichter Lucan, der, ſelbſt mit Gefahr ſein angefangenes Gedicht unvollendet laſſen zu müſſen, der Verſchwörung beytritt. Proculus, ein verſchmähter Liebhaber der Epicharis, hat ſie belauſcht, und theilt dem Kaiſer ſeine Entdeckung mit. Nero läßt die Epicharis gefangen nehmen und überträgt dem Piſo, als Conſul, die Unterſuchung. Epicharis erklärt ihren Ankläger für einen Verläumder, aus welchem die Eiferſucht ſpricht. Proculus kann keine Beweiſe vorbringen, und wird zum Tode verurtheilt. Nero behält indeß ſeinen Verdacht bey und es werden An-

zeigen gemacht, die ihn darinne beſtärken. Die Verſchwornen verſammeln ſich bey dem Conſul: Nero überraſcht ſie und läßt ſie gefangen nehmen. Epicharis wird zum Tode geführt; das Volk empört ſich und ſetzt den Kaiſer ab. Dieſer flieht und verbirgt ſich halb nackt in einem unterirdiſchen Gewölbe, wo er den Senatsbeſchluß vernimmt, der ihn verurtheilt, unter der Geißel eines langſamen Todes zu ſterben. Er verſucht es, ſich zu tödten; aber es fehlt ihm an Muth. Endlich ermordet ihn ſein Freygelaſſener, der einzige Menſch, welcher ihm treu geblieben iſt. Die Handlung ſchleicht durch die drey erſten Acte, in denen nichts geſchieht, was nicht beym Anfange des vierten hätte vorausgeſetzt werden können. Einige Charaktere ſind ſchwach und unwahrſcheinlich. Lucan thut bey der Verſchwörung nichts, als daß er ſeinen Oheim Seneca dazu einladet. Der Dichter hat die Mängel der Anlage ſo viel als möglich durch neue Details und das Colorit ſeines Styls zu verbergen geſucht. Am vollkommenſten entwickelt ſich ſein Genie in dem fünften Act. Den größten Theil deſſelben nimmt ein meiſterhafter Monolog des Nero ein. Der Styl iſt durchgängig einfach ohne Trivialität; erhaben ohne Schwulſt. Die Verſe ſind wohlklingend und reich an Gedanken.

Claudine ou le petit Comiſſionaire, comédie en un acte, par Deschamps. Der Stoff iſt aus einer Novelle des Ritter Florian entlehnt, aber mit vieler Feinheit und Kunſt bearbeitet. Die Charaktere ſind treffend gezeichnet und ſoweit ent-

entwickelt, als die Handlung erforderte und der enge Raum Eines Aktes erlaubte. Die Situationen ſind zum Theil rührend, zum Theil beluſtigend, ohne daß doch die eine dieſer Eigenſchaften der andern nachtheilig würde. Der Ausdruck iſt einfach, aber gewählt. Ohnerachtet der Mangelhaftigkeit der Muſik, erhielt dieſes kleine niedliche Schauſpiel ungetheilten Beyfall.

Phroſine et Mélidore. Comédie en trois actes par Arnaud. Nach Bernards bekanntem Gedichte. Die Scene iſt in Meſſina. Phroſyne hat zwey Brüder, welche aus verſchiednen Urſachen ihre Verbindung mit Melidor, ihrem Geliebten, nicht zugeben wollen. Dem ältern dünkt dieſer Liebhaber nicht vornehm genug; der jüngere iſt ſelbſt in ſeine Schweſter verliebt. Die beyden Verliebten halten heimliche Zuſammenkünfte; der ältere Bruder überraſcht ſie, greift wüthend den Geliebten ſeiner Schweſter an und wird tödtlich verwundet. Melidor flieht; der jüngere Bruder verfolgt ihn und ſchwört, den Ermordeten zu rächen. Dieſer erſte Akt iſt überflüßig; der zweyte iſt unwahrſcheinlich. Melidor iſt von ſeinen Freunden auf eine Inſel gebracht worden, die nur durch einen ſchmalen Canal von Meſſina getrennt iſt. Er ſucht hier einen Einſiedler auf, deſſen Heiligkeit und Kenntniſſe in ganz Meſſina berühmt ſind. Dieſer iſt eben zu rechter Zeit geſtorben, um den letzten Dienſt von Melidor zu erhalten und ihm ſeine Kleidung nachzulaſſen. Kaum hat ſich dieſer in den

Eremiten verwandelt, als Phroſynens Bruder erſcheint und ihm meldet, daß ſeine Schweſter im Begriff iſt, ihm einen Beſuch zu machen. Er bittet ihn alles aufzubieten, um ſie von ihrer Leidenſchaft für Melidor zu heilen. Phroſyne erſcheint und erkennt ihren Geliebten; ſie nennt ihn; aber ihr Bruder glaubt, daß ihr, in dem Wahnſinne der Leidenſchaft, der geliebte Name entſchlüpft ſey. Er läßt ſie mit dem Eremiten allein, und beyde nehmen in einer langen Scene die Abrede, daß Phroſyne des Nachts über den Canal ſchwimmen und ſich in der Einſiedeley einfinden ſoll. Mit dem dritten Acte nimmt die Handlung ihren wahren Anfang. Melidor zündet auf einem Berge eine Fakel an, die ſeiner Geliebten zum Signal dienen ſoll. Seine bekümmerte Situation iſt ſehr gut dargeſtellt. Julius iſt Phroſynen nachgegangen; er hat geſehn, daß ſie ſich in das Meer ſtürzte und iſt ihr auf einem Nachen gefolgt. Schon ſtreckt er die Hand nach ihr aus, als ſie Melidors Namen nennt. Wüthend überläßt er ſie ihrem Schickſal. Aber einen Augenblick darauf gereut es ihm, den Tod ſeiner Schweſter beſchleunigt zu haben; er begiebt ſich zu dem Einſiedler und beichtet ihm ſein Verbrechen. Melidor iſt außer ſich und eilt auf den Felſen, wo er bey dem Leuchten der Blitze etwas umher treiben ſieht. Es iſt Phroſyne, die ſich ſeit dem Anfange des Aktes auf dem Canal befindet. Melidor ſtürzt ſich hinab, ergreift ſie und ſtärkt ihre Kräfte. Alles dieſes trägt ſich hinter einem Felſen zu, den endlich ein Donnerſchlag umſtürzt,

ſtürzt, worauf man die beyden Liebenden ſchwimmen ſieht. Sie kommen glücklich an das Land, und da ſich Julius in der Zwiſchenzeit gebeſſert hat, ſetzt ſich ihrer Verbindung nichts mehr in den Weg. Der fehlerhaften Anlage ungeachtet, verſchafften die pathetiſchen Scenen, einige gut behandelte Situationen, die reine Sprache und die vortrefliche Muſik, dieſem Stücke eine ſo günſtige Aufnahme, als ſeit langer Zeit keine Operette gefunden hatte.

Eine Operette von Valcour La discipline républicaine, in welchem einige Scenen aus dem Vendee-Kriege vorgeſtellt wurden, hat wenig anderes Verdienſt, als das ihm die Zeitumſtände gaben. Räubereyen, Verhöre, Hinrichtungen, und was noch ſonſt an der Ordnung des Tages war, erhielt immer den aufrichtigen Beyfall der Tyrannen und den erzwungenen der Unterdrückten.

Man hatte Rouſſeau's Tod auf die Bühne gebracht; jetzt kam auch die Reihe an die Geſchichte ſeiner Kindheit: L'Enfance de Jean-Jacques Rouſſeau, comédie en un acte, mêlée d'ariettes, par Andrieux. Der Verfaſſer hat zufolge des ihm als Dichter zuſtehenden Rechtes, den jungen Rouſſeau ſo dargeſtellt, wie jeder ihn denken wird, der die Schriften dieſes Mannes geleſen hat, aber das Gemälde nicht kennt, das R. ſelbſt von ſeiner Jugend aufſtellt. Er befindet ſich noch in ſeinem väterlichen Hauſe, unter den Augen der guten Tante, deren Lieder er ſo ſehr liebte, und die ihm

ihm den erſten Geſchmack an der Muſik einflößte. Die Begebenheit ſelbſt, welche den Inhalt des Stückes ausmacht, iſt von des Verf. eigner Erfindung. Er erdichtet, daß ſich Rouſſeau dem Studio der Philoſophie mit Eifer widme und von Zeit zu Zeit, unter dem Namen des Cenſor Cato, Briefe in ein Journal einrücken läßt, deren Kühnheit großes Aufſehn erregt. Ein geiziger, neidiſcher Verwandte findet das Manuſcript des einen dieſer Briefe, hält Rouſſeaus Vater für den Verfaſſer und giebt ihn bey der Regierung an. Ein Rathsherr, ein Freund des Vaters, hat Verdacht auf den Knaben; er ſucht ihn auszuforſchen, aber dieſer leugnet ſtandhaft. Jetzt kömmt die Nachricht, daß man einen Verfaſſer angegeben habe und daß dieſer in Gefahr ſchwebe. Sogleich ruft der Knabe aus: S'il y a du mal à avoir publié ces lettres, c'eſt moi qui l'aie fait. Jedermann iſt erſtaunt und beſorgt. Aber die Regierung iſt weit entfernt in Rouſſeaus Briefen die gefährlichen Grundſätze zu finden, welche die Bosheit ihnen angedichtet hat, ſondern erkennt dem Verfaſſer derſelben eine Bürgerkrone zu. Das Stück iſt mit Leichtigkeit, Geiſt und Geſchmack geſchrieben. Die Muſik gefiel um deſto mehr, da ſie gefliſſentlich an Rouſſeaus eigne Compoſitionen erinnerte. Unter den angehängten Couplets, die ſich ſämmtlich auf Rouſſeaus Verdienſte bezogen, zeichneten ſich folgende aus:

C'eſt lui dont la raiſon ſublime
De l'homme appercevant les droits,

Du

Du vrai pouvoir des ſages lois
Montra la ſource légitime;
Plein de ces écrits éloquens,
Qui font abhorrer l'eſclavage,
Nous aurons par notre courage
Commencé des deſtins plus grands
Pour nos enfans.

C'eſt lui qui montrant la culture
Que l'on doit à nos prémiers ans,
A ſù ramener nos parens
Au doux inſtinct de la nature.
Pour prix des ſoins les plus touchans,
Les femmes, nourrices et mères,
Ont les careſſes les plus chères,
Et les premiers embraſſemens
De leurs enfans.

Il voulait changeant nos ſpectacles,
A la vertu les conſacrer;
Il voulait y voir célèbrer
De la liberté les miracles.
Nous avons fait ces changemens;
Nos théâtres jadis frivoles,
Déſormais ſeront des écoles
Pour nos enfans.

Mit vielem Beyfall ſpielte man: Les vrais Sansculottes von Réſicourt. Eine Reihe edler Handlungen eines gemeinen Schiffers, der ein Muſter von Gutmüthigkeit und Großmuth iſt, machen den Inhalt deſſelben aus. Man erwartet ſchon, daß ein reicher Mann, der von allen dem das Gegentheil iſt, mit ihm in Contraſte ſteht. Der

Digitized by Google

Der erſtere wird von der Municipalität belohnt; der andere wird wegen eines Unterſchleifes in Verhaft genommen und beſtraft.

Roſe et Picard ou la ſuite de l'Optimiſte, comédie en un acte, et en vers, de Collin-Harville. Fabre d'Eglantine hatte in der Vorrede zum Philint den Verfaſſer wegen des Optimiſten, als eines unmoraliſchen Charakters, angegriffen. Dieſes Stück enthält ſeine Vertheidigung. Plinville, der ſich ſeit der Revolution Agathon nennt, hat ſein Syſtem nicht geändert; aber ſein Charakter hat ſich von allen Flecken des Egoismus gereinigt. Auch noch jetzt findet er alles gut, nicht weil er ſich ſelbſt auf ſeinem Landſitze wohlbefindet, ſondern weil er das Reich der Freyheit gegründet ſieht, wodurch er in der Meynung beſtätigt wird, daß in der Welt alles gut ſey. Eine ganz entgegengeſetzte Wirkung bringt die Revolution bey ſeiner Gemahlinn hervor. Mit Mißvergnügen ſieht ſie die Aufhebung der Stände und die Vernichtung alles deſſen, was der Eitelkeit ſchmeichelt. Sie will nicht zugeben, daß ihre Pflegetochter, die ſanfte Roſe, den Sohn ihres alten Schweizers, Picard, heyrathe. Endlich aber muß ſie doch dem Verlangen ihres Gemahls und des Freundes vom Hauſe, Morinval, der nicht mehr ein ſo bittrer Tadler wie vordem iſt, nachgeben. Picard heyrathet Roſen, deren Hand er durch mehrere Feldzüge verdient hat. Die Anlage der Handlung iſt nicht gemacht, ein ſehr lebhaftes

In-

Intereſſe hervorzubringen; aber das friſche Colorit einiger Gemälde, die fließende und angenehme Schreibart, und eine gewiſſe Anmuth, die ſich über das Ganze verbreitet, verſchafft ihm Beyfall.

In der Mitte des Jahres beſchäftigten einige neue Ereigniſſe faſt alle Theater. Agricola Viala, ein Knabe von dreyzehn Jahren, aus Avignon, hatte ſich einem Heere von Aufrührern, das über die Dürance zu gehen drohte, allein entgegengeſetzt, und ein Tau zu zerhauen unternommen, an welchem die Schiffbrücke hing. Er hatte bey dieſem Unternehmen den Tod gefunden. Der National-Convent decretirte ihm die Ehre der Apotheoſe, die mit einem heroiſchen Feſte verbunden war, zu welchem der Mahler David den Plan entwarf. In Verſen und Proſa wurde der Held der Dürance geprieſen und man brachte ſeine That bald mit mehr, bald mit weniger Zuſätzen auf die Bühne. Dieſelbe Ehre wurde den jungen Barra zu Theil. Es iſt bekannt, daß dieſer Knabe von den Royaliſten in der Vendee getödtet wurde, nachdem er ſeinen Muth und ſeine Anhänglichkeit an die Republik bis auf den letzten Hauch bewährt hatte. An dem nämlichen Tage ſtellte man auf dem Theater der komiſchen Oper ſeine That, und auf dem Theater der rue Feydeau ſeine Apotheoſe vor. Der Verf. des erſten Stückes zeigt das Innere der Familie des jungen Barra, die dieſer zum Theil durch ſeinen Sold erhält. Die Royaliſten greifen an, Barra rückt aus, und nun erfolgt alles, einige

Zu-

Zuſätze ausgenommen, wie es wirklich geſchehn war. — Die Apotheoſe iſt mit einer kleinen Intrigue verbunden, in welcher ein Muſcadin lächerlich gemacht wird, der ſeinen Patriotismus durch eine Heyrath mit Barras Schweſter zu bewähren ſucht.

Nachdem der National-Convent das Daſeyn Gottes decretirt und dem höchſten Weſen ein Feſt gefeyert hatte, an welchem die Ehrfurcht gegen daſſelbe den kleinſten Antheil hatte, überreichten mehrere Dichter dem Ausſchuſſe des öffentlichen Unterrichtes Schauſpiele, in welchen dieſer Gegenſtand dramatiſch bearbeitet war. Mit Recht verwarf der Ausſchuß dieſe ephemeriſchen Kinder des Augenblicks und benutzte die Gelegenheit den dramatiſchen Dichtern einige treffende Wahrheiten einzuſchärfen. „Wenn man, ſagt er in ſeinem Berichte, die neueſten Produkte unſrer dramatiſchen Dichter auch nur von Seiten der Politik betrachtet, ſo muß man eingeſtehn, daß ihr Zweck weit mehr dahin geht, den Geſchmack des Augenblickes, als die öffentliche und unveränderliche Denkungsart zu faſſen; mehr nachzuahmen als zu erſchaffen, und endlich einen zufälligen Beyfall durch die Wirkung der Umſtände zu erbeuten. — Es giebt eine Menge von Schriftſtellern, welche ohn' Unterlaß auf die Ordnung des Tages lauern; ſie kennen das Coſtume und die Farbe der Zeit; ſie wiſſen auf ein Haar, wenn man die rothe Mütze aufſetzen und wenn man ſie wegwerfen muß. Ihr Genie erſinder

det Belagerungen, erobert Städte, ehe unſere braven Soldaten die Laufgräben eröffnet haben; und in dieſem Echo's curſirender Ideen darf man nicht fragen, ob auch nur das aufgenommen worden ſey, was eine Aufnahme verdiente; alles was eben gefällt, dünkt ihnen nützlich. Hieraus aber entſpringt die gänzliche Verderbtheit des Geſchmacks, die Herabwürdigung der Kunſt. Während das Genie die Werke ſeines Nachdenkens in ein dauerndes Erz gräbt, raubt die Mittelmäßigkeit, unter der Aegide der Freyheit verſteckt, den Triumph eines Augenblicks und bricht ohne Mühe die Blumen eines ephemeriſchen Beyfalls."

* * *

La Bizarrerie de la fortune ou le jeune philoſophe, comédie en cinq actes et en proſe, par Loaiſel Tréogat. Ein Intriguenſtück voll unzuſammenhängender Ereigniſſe, die weder aus der Handlung noch aus den Charakteren entſpringen. Die komiſchen Details in demſelben ſind nicht neu. Indeß wurde das Stück doch mit Vergnügen geſehn, und gefiel hauptſächlich wegen des Hauptcharakters und der natürlichen, den Perſonen angemeſſenen Sprache. Es verdient bemerkt zu werden, daß ſich der Verfaſſer aller Anſpielungen auf Zeitbegebenheiten enthalten hat.

Les épreuves du républicain ou l'amour de la patrie, comédie en trois actes. Eine tugendhafte Magiſtratsperſon in einer von den Alliirten belagerten franzöſiſchen Stadt, in

welcher Verräther des Vaterlandes ihr Spiel treiben und durch Verläumdungen und aufrühreriſche Reden dem Feinde in die Hände arbeiten, iſt die Hauptperſon dieſes Stückes, das ſich, bey allen den Kanonaden, Gefechten und Feuersbrünſten, die darinne vorkommen, doch nicht über das mittelmäßige erhebt. Man bemerkte nur einen vorzüglich glücklichen Zug. Die Stadt iſt zu Grunde gerichtet, aber der Feind wird zurückgeſchlagen. Der Maire ruht auf den Trümmern aus; ſeine Frau und Kinder umgeben ihn, und beklagen das Schickſal der unglücklichen Stadt: Ils ne nous reſtent plus que des débris, rufen ſie aus. Du moins ils ſont à nous, antwortet der Maire.

Roſe et Aurèle, comédie en un acte, von Picard. Ein Landmädchen zieht einen Liebhaber mit einem Arme und einem Auge — das andere und den andern Arm hat er in der Vertheidigung ſeines Vaterlandes verlohren — einem Muſcadin vor. Der Stoff, einige Arien und die gute Muſik verſchaffte dieſer kleinen Operette Beyfall.

Le Montagnard ou l'Ecole de la bienféſance, petite comédie, mêlée de Vaudevilles, von Pujouls. Ein ehrwürdiger Bürger von Paris gibt den Auvergnern, die in Paris von niedrigen und mühſamen Geſchäften leben, freyen Unterricht. Er verliehrt eine Rente, von welcher er bisher gelebt hat, muß ſeine Schule aufgeben und

und in ſein Vaterland zurückkehren. Die Liebe ſeiner Schüler zu ihm, ihre Theilnahme an ſeinem Verluſte, die Anerbietungen, die ſie ihm machen, geben zu einigen rührenden Scenen Veranlaſſung. Jetzt bekömmt der rechtſchaffene Alte die Nachricht, daß einer ſeiner Schüler, der in gute Umſtände gekommen iſt, ihm ſein Vermögen vermacht hat. Er kann nun in Paris bleiben und ſeine Schüler noch länger durch ſeinen Unterricht erfreuen. Das Gefühl, welches der Dichter zeigt, gibt dem an ſich wenig bedeutenden Stoffe Intereſſe.

Nachdem der 9te Thermidor dem Schrekkensſyſtem ein Ende gemacht hatte, brachte Chenier ſeinen Timoleon auf die Bühne, der ſchon vor langer Zeit angekündigt worden war, aber unter der Tyranney des Sicherheits-Ausſchuſſes, welcher nichts ſo ſehr als das Bild der Freyheit fürchtete, nicht zur Aufführung gelangen konnte. Zwar kam es am 19ten Floreal zu einer Hauptprobe; aber in der Scene, in welcher Timophanes die Krone empfängt, ohne daß ſich das Volk dagegen erhebt, rief Julien aus: „Wenn es in Korinth nur Einen Timoleon giebt, ſo giebt es in Paris eben ſo viel Feinde des Königthums, eben ſo viele Timoleons als es Sansculotten giebt. Es wäre eine Beleidigung für alle rechtſchaffnen Sansculotten, wenn man dieſes Stück aufführen laſſen wollte.“ Chenier kannte die Gefahr, die ihm nach einem ſolchen Urtheile drohte, und beſchloß ſich durch den Schein einer patriotiſchen Aufopfe-

Digitized by Google

rung — der größten, die wohl von einem Dichter erwartet werden kann — ein Verdienſt zu machen. Er begab ſich in den Sicherheits-Ausſchuß; verbrannte ſeine Handſchrift und bat, daß man dieſe patriotiſche Handlung zum Protocoll nehmen möchte. Die Folge lehrte, daß die Aufopferung nicht ſo groß war, als ſie ſchien. Der kluge Dichter hatte eine Abſchrift zurückbehalten *).

Timoleon iſt beym Anfange der Handlung von Korinth abweſend. Sein Bruder Timophanes hat dieſe Abweſenheit benutzt, die Oberherrſchaft an ſich zu reißen. Antikles unterſtützt ihn; aber in dem Augenblicke, wo der entſcheidende Streich gethan werden ſoll, kömmt Timoleon mit ſeiner ſiegreichen Flotte von Syracus zurück. Er zieht triumphirend in Korinth ein, und ſeine Soldaten und das Volk feyern den neuen Sieg der Republik. Timophanes wankt in ſeinem Entſchluſſe; aber ſein Freund ſpricht ihm Muth ein und er beſchließt, ſeine Plane zu verfolgen, um ſeine Freunde nicht der Rache der Vertheidiger des Volkes auszuſetzen. Timoleon ſucht ſeinen Bruder auf, führt ihn an das

*) Juliens vierzehnjähriger Sohn verfertigte auf das Verbot der Aufführung des Timoleon folgendes Impromptu:

Au théâtre français Timoléon revit;
Il héſite à frapper un deſpote profane.
Le parterre s'indigne, et d'un trépas ſubit
Timoléon tombe avant Timophane.

das Grab ſeines Vaters und ruft ihm die Lehren, die ſie auf dem Sterbebette von ihm empfangen, die Eidſchwüre, die ſie ihm geleiſtet, ins Gedächtnis zurück. Timophanes verſpricht, dem Vaterlande und der Freyheit treu zu bleiben. Ihre Mutter, Demariſte, kömmt hinzu und läßt ſie gegenſeitig eine unverbrüchliche Eintracht ſchwören. Nachdem dieſes geſchehn iſt, tritt Timoleon in der Volksverſammlung auf, giebt von ſeiner Amtsverwaltung Rechenſchaft und legt ſeine Stelle in die Hände der Obrigkeit nieder. Dieſen Augenblick benußt Ortagoras, ein rechtſchaffner Greis, um dem Volke anzuzeigen, daß die Freyheit Korinths in Gefahr ſey; daß ſich eine Parthey in der Stadt befinde, welche dem Volke einen Herrn geben wolle. Antikles tritt gegen den Ortagoras auf und behauptet, daß man die Macht der Regierung mehr concentriren müſſe, um den Geſetzen eine größere Energie zu geben. Timoleon vertheidigt die Volksmacht. Timophanes giebt die wärmſten Verſicherungen ſeiner Anhänglichkeit an die Republik. Das Volk legt durch wiederholte Ausrufungen und einen Chorgeſang ſeinen Patriotismus und ſeinen Haß gegen die Tyrannen an den Tag.

Timophanes ehrgeizige Plane erfüllen ſeine Mutter mit Beſorgniſſen. Sie bietet alle ihre Beredſamkeit auf, ihn davon abzubringen. Er verſpricht was man verlangt; trägt aber gleich darauf ſeinem Bruder einen Theil der Herrſchaft an, wenn er ihn in ſeinem Unternehmen unterſtützen will. Timoleon hat einen Brief des Tyrannen Dionyſius

 an

an ſeinen Brüder geſehn, welcher ein Einverſtänd-niß zwiſchen beyden vorausſetzt; er überhäuft ihn mit Vorwürfen und will ihn nöthigen, nicht nur ſeinem ſträflichen Vorhaben zu entſagen, ſondern es öffentlich zu bekennen und ſeine Mitverſchwor-nen anzuzeigen. Timophanes verwirft dieſen Vor-ſchlag mit Verachtung; er flieht von ſeinem Bru-der und fällt unter dem Dolche des Ortagoras, der ihn erwartet. Das Volk erfüllt den Platz, be-zeigt ſeine Freude über den Fall der Verſchwornen und feyert ſeine Freyheit mit Geſängen. Timo-leon beſteigt ein Schiff, um den Tyrannen von Syracus vom Throne zu ſtoßen. — Man be-merkt leicht, daß dieſe Handlung nicht ſehr frucht-bar iſt. Sie hat im Grunde nur eine Scene: Ti-moleon ſucht ſeinen Bruder von ſeinem ſträflichen Vorhaben abzubringen, und da dieſes vergeblich iſt, überliefert er ihn dem Tode. Alles übrige iſt nur Mittel die Handlung auszudehnen; trägt aber weder zu dem Intereſſe, noch der Wahrſcheinlich-keit deſſelben, das mindeſte bey. Das Stück blieb daher weit unter der Erwartung des Publikums, und nicht einmal die glänzenden Details, die ſtarken, häufig eingeſtreuten Gedanken konnten den weſentlichen Mangel verbergen. Auch die Cha-raktere ſind nicht tadellos. Timophanes Unbe-ſtimmtheit macht ihn zu einem Helden der Tragödie ungeſchickt. Die Ehrfurcht, mit welcher er ſeine Mutter behandelt, und das Andenken ſeines Va-ters feyert, giebt ihm ein gewiſſes Intereſſe, das dem Intereſſe der Handlung zuwiderläuft. Son-

der-

derbar iſt es, daß er von dem Gegenſtande ſeiner eifrigſten Wünſche mit einer unwahrſcheinlichen Verachtung ſpricht. Als Antikles in ihn dringt, ſeinem Vorhaben nicht zu entſagen, antwortet er ihm: ne crains rien, je reſterai coupable. Ein andermal ſagt er: er ſcheue ſich um die Stirne ſeiner Mutter die feyerliche Schmach des Diadems der Tyrannen zu knüpfen (Du bandeau des tyrans l'opprobre ſolemnel.) Die eingewebten Chöre thaten keine ſonderliche Wirkung.

Timoleon erſchien um dieſelbe Zeit auch auf dem Theater der Oper, in der Geſchichte des vertriebenen Dionyſius: Denis le tyran, Maître d'Ecole à Corinthe; paroles de Silvain Maréchal. Der vertriebene Tyrann hält unerkannt Schule zu Korinth, und iſt auch hier ein Tyrann. Man erkennt ihn endlich an einem Diadem, das er mitgebracht hat und bringt dieſe Entdeckung bey der oberſten Magiſtratsperſon an. Dieſes iſt Timoleon. Er verurtheilt den durch ihn ſelbſt unſchädlich gewordnen Feind mit Ruthen gehauen zu werden, und das Volk tanzt. Dieſe empörende Handlung hat nicht einmal das Verdienſt einer geſchickten Anlage. Der komiſche Effekt iſt ganz verfehlt.

Le Bienfait de Loi ou le double divorce. Comédie en un acte par Forgeot. Eine verſtändige Frau von funfzig Jahren iſt mit einem jungen Manne verheyrathet. Sie begreift, daß er ſie nicht lieben kann, und da ſie entdeckt,

Digitized by Google

daß er die junge Frau eines alten Geizigen liebt, verhilft ſie ihm durch eine doppelte Eheſcheidung zu dem Beſitze ſeiner Geliebten. Man tadelte in dieſem kleinen Stücke den Leichtſinn, mit welchem eine ernſthafte Sache behandelt war, und lobte den Witz, den der Verfaſſer in der Ausführung gezeigt hatte.

Man fing jetzt wieder an, auf einigen Theatern Trauerſpiele von Voltaire und Corneille zu geben, die zur Zeit der Schreckensregierung von denſelben verbannt geweſen waren. Mahomet und die Horazier hatten großen Zulauf. Allgemeine Bewegung erregten in dem erſtern Stücke die beyden Verſe:

Exterminez, grands Dieux, de la terre où nous ſommes
Quiconque avec plaiſir répand le ſang des hommes.

In den Horaziern ließ man den fünften Akt weg, um den Zuſchauern den Anblick eines Königes zu erſparen.

Eine edle Handlung jener traurigen Zeiten wurde faſt auf allen Theatern, bald als Drama, bald als komiſche Oper, bald als Pantomime, vorgeſtellt. Lange, der Commiſſair des Gefängniſſes von St. Lazare, hatte von einem der Verhafteten den Auftrag erhalten, ſeiner Frau Nachricht von ihm zu ertheilen; er erfüllt dieſen Auftrag, findet die Frau in der größten Dürftigkeit und giebt ihr eine Summe

me Geldes, die er von ihrem Manne erhalten zu haben vorgiebt. Hierauf kommt er wieder zu dem Manne und bringt ihm eben ſo viel, als ein Geſchenk von ſeiner Frau. Der 9te Thermidor befreyt den Gefangenen und entdeckt die großmüthige Handlung des Commiſſairs. Das Lyceum der Künſte hatte dieſelbe in einer ſeiner Sitzungen bekannt gemacht; **Sedaine** hatte ſie in Verſen geprieſen; **Games**, **Armand**, **Villiers**, **Marſollier**, und in der Folge noch mehrere, bearbeiteten ſie für die Bühne, indem jeder die Nebenumſtände ſo einrichtete, wie er glaubte, daß ſie die meiſte Wirkung hervorbringen würden. Die genannten Dichter miſchten einen falſchen Freund ein, der eine ziemlich überflüſſige Rolle ſpielt. Die Zufriedenheit, welche das Publikum bey der Aufführung dieſer Stücke zeigte, mußte faſt ganz auf die Rechnung des Mannes geſchrieben werden, der den Stoff zu denſelben gegeben hatte. Dieſer war, auf Erſuchen der Schauſpieler, bey den erſten Vorſtellungen gegenwärtig, und wurde, nachdem er ſich ſelbſt hatte ſpielen ſehn, auf die Bühne gerufen, um dem Parterr auch durch ſeine Perſon zum Schauſpiel zu dienen.

Die unter den Damen eingeriſſene Mode, blonde Perücken zu tragen, wurde in einem muntern Stück von Picard angegriffen: La Perruque blonde, ein Titel, der allein ſchon hinreichend war, eine große Menge Zuſchauer herbeyzuführen. Der Inhalt iſt aus einer Erzählung entlehnt. Ein lie-

liebenswürdiges Mädchen, das, durch den Strom der Mode hingeriſſen, einen rechtſchaffenen Liebhaber vernachläſſigt, wird durch die Ironie dieſes Liebhabers und ihres Onkels, welcher die brünette Nichte in ihrer blonden Perrücke nicht zu erkennen vorgiebt, von ihrer Thorheit geheilt. Die Handlung iſt nicht ſonderlich angelegt; aber die Ausführung hat die geiſtreiche Munterkeit, welche Picard's Arbeiten charakteriſirt. Indeß war die erſte Vorſtellung außerordentlich ſtürmiſch. Jeder verunglückte Scherz, jede gedehnte Stelle wurde mit einer Strenge, von welcher man ſich längſt entwöhnt zu haben ſchien, vorzüglich von dem weiblichen Theile des Parterrs, welcher ſeine geliebteſte Mode angegriffen ſah, bemerkt und gerügt.

Les plaiſirs de l'hoſpitalité, von Piis. Eine der gefälligſten Arbeiten dieſes Dichters. Der Holzhauer Simon und ſein Sohn Simonet ſind beſchäftigt, eine hohe Eiche zu fällen, welche ihre Wohnung den Augen der Reiſenden verbirgt. Indem der Baum fällt, reitet Iſabelle auf einem Eſel, der ein Kästchen mit Aſſignaten trägt, vorbey, und vor ihr geht Iſabeau, die Mutter des Mädchens. Der Eſel erſchrickt und nimmt die Flucht. Simon und ſein Sohn tröſten die weinende Mutter, gehen dem flüchtigen Eſel nach und bringen ihn zurück. Simon bewirthet hierauf ſeine Gäſte im Mondenſchein und läßt ſie dann in ſeinem Hauſe ſchlafen. Die handelnden Perſonen erſchei-

erſcheinen der Reihe nach am Fenſter und ſingen ihr Couplet. Der Alte ſingt:

Puisqu' aujourd' hui j'ai pû remplir ma tâche
De bienfaiſance et d' hoſpitalité,
Après avoir travaillé ſans relâche
Je vais dormir avec tranquillité.
Offrir l'aſile à des âmes ſenſibles,
A ſon profit c' eſt être généreux;
Et l' homme aurait toutes ſes nuits paiſibles,
Si tous les jours il faiſait des heureux.

Le Hableur ou le Chevalier d'induſtrie. Comédie en trois actes et en vers. Die Hauptperſon, ein feiner, zuverſichtlicher Betrüger findet Zutritt bey Orgon, einem reichen Manne, deſſen Vermögen aber in Unordnung gerathen iſt. Orgon liebt die Muſik; der Betrüger giebt ſich für einen Muſiker aus; der Sohn ſitzt im Gefängniſſe; er verſpricht ihn zu befreyen; ein Schuldner, der nicht gleich befriedigt werden kann, bedrängt den Reichen; er will ihn zum Schweigen bringen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er keine dieſer Verſprechungen erfüllt; aber das Luſtige iſt, daß ein junger beſcheidner Mann, welcher Orgons Tochter liebt, alles leiſtet, was der andre verſpricht, und daß ſich der Betrüger das Verdienſt aller dieſer Handlungen zueignet. Dieſer Umſtand bringt einige komiſche Situationen hervor, denen man es aber anmerkt, daß ſie mit Mühe herbeygeführt ſind. Eine der glücklichſten iſt die, wo der Betrüger ſeinem Nebenbuhler eine umſtändliche Erzählung aller der Dienſte macht, die er dem Orgon geleiſtet haben will, ohne

zu wiſſen, daß jener Orgons wahrer Wohlthäter iſt. Manche Stellen erinnern allzu ſehr an Corneillens Menteur, auch iſt die Verſification nicht immer natürlich und ungezwungen genug.

Cincinnatus ou la Conjuration de Spurius Melius. Tragédie en trois Actes, von Arnault. Der Stoff iſt aus dem Livius genommen. Spurius Melius geht damit um, ſein Vaterland zu unterjochen und will zu dieſer Abſicht die Gunſt des Volkes mißbrauchen, die er ſich durch mehrere patriotiſche Handlungen erworben hat. Cincinnatus, welcher zweymal den Pflug verlaſſen hat, um die Feinde zurückzuſchlagen, eilt jetzt nach Rom, um die Verrätherey des Melius anzuzeigen. Er entdeckt ſeine Abſicht dem Servilius, einem jungen Mann von reinem Herzen, welcher nur mit Mühe dem Verdachte gegen einen Freund Raum giebt, deſſen Tochter, Emilie, er liebt. Im zweyten Akte ſieht man den verſammelten Senat. Cincinnatus tritt auf und klagt den Melius an; Servilius vertheidigt ihn; bald darauf erſcheint Melius ſelbſt. Seine eigne Vertheidigung iſt ſchwach und unbefriedigend, und da er ſich durchaus nicht entſchließen will, durch ein freywilliges Exil die Beſorgniſſe der Patrioten zum Schweigen zu bringen, ſteigt der Verdacht gegen ihn. Er verläßt die Senatsſitzung mit einer Appellation an das Volk. Der Senat überträgt dem Cincinnatus die Diktatur. — Im dritten Akte entdeckt Melius ſein Vorhaben; er verſammelt das

Volk,

Digitized by Google

Volk, klagt die Patrizier an und begiebt ſich unter den Schutz des Volkes. Er hegt die Abſicht, das Haus, in welchem er einen groſzen Vorrath von Getraide aufbewahrt hat, anzuzünden und die Patrizier dieſer Handlung zu beſchuldigen. Er theilt dieſes Projekt ſeiner Tochter mit; und ohnerachtet dieſe ihr Entſetzen darüber gar nicht verbirgt, vertraut er ihr dennoch den Plan der Verſchwörung und ein Verzeichniſz der Verſchwornen an. Servilius, welchen der Diktator zum General der Reiterey ernannt hat, kömmt an, um ſich des Melius zu bemächtigen. Dieſer ſucht ihn zu verführen, bietet ihm einen Theil ſeiner Macht und die Hand ſeiner Tochter an. Servilius bleibt unbeweglich, und da ſich Melius unter einen Haufen von Aufrührern miſcht, die ſich auf dem Markte verſammelt haben, folgt er ihm nach und durchbohrt ihn. Cincinnatus kömmt hinzu; Servilius rechtfertigt ſeine Handlung, und Emilie erklärt ſie für gerecht, ermordet ſich aber auf dem Leichname ihres Vaters, nachdem ſie vorher dem Dictator die Liſte der Verſchwornen ausgehändigt hat.

Das Sujet dieſes Trauerſpiels ſcheint unglücklich gewählt. Es hat keinen intereſſanten Moment, der nicht von den Meiſtern der tragiſchen Bühne bis zur Erſchöpfung benutzt wäre. Auch findet ſich nirgends etwas, woran ſich das Intereſſe des Zuſchauers knüpfen könnte. Die Freyheit Roms iſt auch nicht einen Augenblick in wirklicher Gefahr, und die Verſchwörung des Melius ſcheitert

tert faſt in eben dem Moment, in welchem ſie unternommen wird. Auch Cincinnatus, der eigentliche Held des Stücks, intereſſirt weder durch einen hohen Grad bewundernswürdiger Eigenſchaften, noch durch Gefahren, denen er ausgeſetzt wäre. Weder ſeine Reden noch ſeine Handlungen erheben ſich über das Alltägliche. Er wird Dictator und ſeine ganze Macht wird verwendet, einen verdächtigen Mann einzuziehn. — Der Geiſt der Zeit, in welcher dieſes Trauerſpiel geſchrieben worden iſt, zeigt ſich in einem Umſtande ſehr auffallend. In der Geſchichte weigert ſich Cincinnatus, das Verzeichniß der Verſchwornen zu ſehn, um nicht allzu viel Schuldige ſtrafen zu müſſen. In dem Trauerſpiele nimmt er ſie an und ſchickt die Verſchworenen ſämmtlich auf das Blutgerüſt.

Sapho, opéra de la citoyenne Pipelet. Phaon iſt im Begriff, dem Befehle eines Orakels zufolge, die Sappho zu heyrathen; aber die eiferſüchtige Geliebte des Alcäus, Damophile, veranſtaltet den Tag vor dieſer Verbindung eine geheime Unterredung zwiſchen dem Phaon und der Cleis, die er um der Sappho willen verlaſſen hatte, und läßt beyde durch angeſtellte Leute entführen. Die Ceremonie ſoll ihren Anfang nehmen; Sappho erſcheint bey dem feyerlichen Opfer; alles iſt bereit, nur Phaon fehlt. Ihre Unruhe ſteigt bis zum Wahnſinne, da ſie erfährt, daß man ihn nicht finden kann. Dieſe Situation iſt mit Geiſt und Wahrheit ausgeführt.

Digitized by Google

Les Empiriques ou tout pour la liberté, von Pigault-Lebrun. Ein Stück, dem die Zeitumſtände einen großen Zulauf verſchafften. Es hat ſeinen Namen von einem Charlatan, der unter andern Wunderkuren auch die Jacobiner von Burgos von der ſchwarzen Galle und dem Wahnſinne heilt. Der Inhalt iſt höchſt unbedeutend; aber die Schreibart iſt voll Laune und Munterkeit.

Le Cabaleur, comédie en un acte, mêlée d'ariettes von Le brun-Toſſa. Eine veranſtaltete Cabale, ein Theaterſtück fallen zu machen, iſt der Stoff der Handlung. Man bemerkte, daß ein ſolcher Stoff kein Intereſſe mehr habe, ſeitdem das Publikum alles willig annehme, was die Schauſpieler ihnen darböten. Ueberdieß ſind in dieſem Stücke Handlung, Charaktere und Entwickelung, alles gleich mislungen.

* * *

1795.

Die Schauſpieler des ehemaligen franzöſiſchen Theaters verließen ihren alten Wohnſitz in der Fauxbourg St. Germain, den ſie ein ganzes Jahrhundert hindurch behauptet hatten, und nahmen, nach vielfältigen Widerwärtigkeiten und großem Verluſte, das Theater der Straße Feydeau ein. Hier war von dieſer Zeit an das vorzüglichſte Schauſpiel, und die ſchöne Welt von Paris

fand

Digitized by Google

fand ſich vorzugsweiſe in dieſem Saale ein, der doch bey weitem nicht alle Bequemlichkeiten darbot, die der alte Saal der franzöſiſchen Comödie gehabt hatte *).

La Bayadère, ou le Français à Surate. Comédie en cinq actes et en vers libres, de la citoyenne Candeille. Die Verfaſſerin ſpielte ſelbſt die erſte Rolle in dieſem Stücke, deſſen Heldin eine Tänzerin iſt, die man in Indien Bayaderen nennt. Dieſer Umſtand ſchien eine Kühnheit von Seiten der Verfaſſerin zu verrathen, welche das Publikum nicht verzeihen wollte. Die Vorſtellung war außerordentlich ſtürmiſch; jede Schwäche, jeder Fehler wurde mit Strenge gerügt. Die Handlung iſt romanhaft und unintereſſant; die Schreibart iſt ohne Kraft. Auch die glücklichen Situationen thaten keine Wirkung, weil ſie zu wenig motivirt waren.

Das Theater der Republik gab nicht lange nach dem Anfange des Jahres eine Fortſetzung des Pygmalion unter dem Titel: Galathée, mélodrame. Pygmaleon hat ſich, um die Liebe ſeiner Gemahlin zu prüfen, in eigner Perſon an die Stelle eines Apoll geſetzt, und ſeiner Galathee die Nachricht bringen laſſen, er ſey todt und erſuche ſie, ſein letztes Werk, eben den Apoll, deſſen Platz

*) ſ. Sur la décadence du théâtre im Moniteur. 1795. p. 817.

Platz er eingenommen hat, fleißig zu betrachten. Galathee gehorcht und erkennt ihren Gemahl nicht; ja da dieſer herabſteigt und ſich in ihre Arme wirft, behauptet ſie noch immer, er ſey nicht Pygmalion, ſondern ein Gott, der ſie durch dieſe Liſt verführen wollte. Wie nachſichtig mußte das Publikum ſeyn, das dieſe platte Nachahmung nicht gänzlich fallen ließ.

Agathine ou la fille naturelle, comédie en cinq actes et en vers. Ein verwickeltes, romanhaftes, langweiliges Stück, in welchem keine einzige komiſche oder rührende Situation hervorſtach. Der Dialog iſt ohne Wahrheit und ein Cento von Sentenzen und Betrachtungen über die Liebe, die Wohlthätigkeit, die Rechtſchaffenheit, welche dem Herzen des Verfaſſers mehr Ehre bringen, als ſeinem Talent.

Le Défenſeur officieux, par Alexandre Duval. Die bekannte Anekdote von einem engliſchen Richter, der in einer Jury allein die Unſchuld eines als Räuber hart angeklagten Mannes vertheidigte, weil er ſelbſt der Räuber war, liegt, mit einigen Veränderungen, dieſer Comödie zum Grunde. Hier iſt der wahre Verbrecher ein Vertheidiger des Angeſchuldigten. Ein Edelmann hatte ihn auf der Jagd beleidigt; ſie hatten ſich geſchlagen, er hatte ſeinen Gegner getödtet und war nach Amerika geflohn. Er kehrt nach zehn Jahren mit der Hoffnung zurück, daß alles vergeſſen ſey.

ſey. Unterdeſſen war ein Gränznachbar des Erlegten, Dermance, des Mordes angeklagt worden. Die Anzeichen waren ſtark, und nur eine ſchleunige Flucht rettet ihn aus der Gefahr. Auch er kömmt nach Amerika, macht die Bekanntſchaft des wahren Mörders, Gerval, und verliebt ſich in ſeine Tochter. Gervals Rückkehr nach Frankreich ſtört ſeinen Plan, ſich mit ihr zu verheyrathen; aber nach Verlauf eines Jahres folgt er ihr nach. Ein unglücklicher Zufall bringt ihn mit dem Bruder des Entleibten zuſammen und er wird von neuem angeklagt. Er wird eingezogen und das ſchon ehemals gefällte Urtheil wird beſtätigt, als ſich Gerval mitten unter die Richter ſtürzt, ſich für ſchuldig erklärt und ſeinem Freunde die Freyheit auswirkt. Gervals Sohn, ein junger Mann, voll Feuer und Beredſamkeit, eilt vor die Schranken des Convents, erzählt das Unglück ſeines Vaters und bewirkt durch eine geſchickte Darſtellung der Sache ein Decret, durch welches das gefällte Urtheil caſſirt wird. Mehrere Theile dieſes Drama erhielten großen Beyfall.

Doria ou la Tyrannie détruite, opéra en trois actes', von Davrigny und Legouvé. Die Befreyung von Genua durch Doria, aber mit willkührlichen Veränderungen der wahren Geſchichte. Doria ſeufzt über den Druck, in welchem Gonzaga ſein Vaterland hält, welcher die beſten Bürger dem willkührlichſten Deſpotismus aufopfert. Er beſchließt ſein Vaterland zu befreyen

und

und ſein Hochzeitfeſt, das in dem Pallaſte des tyranniſchen Gouverneurs gefeyert werden wird, ſoll zur Ausführung der Verſchwörung dienen. Der eigne Lieutenant des Gouverneurs, Vivaldi, iſt in Dorias Intereſſe und ſoll den Plan ausführen helfen. Während des Feſtes zieht Doria den Tyrannen in ein entlegenes Bosket; ſagt ihm, daß er an der Spitze einer mächtigen Verſchwörung ſtehe, daß die angeſehenſten Perſonen in Genua daran Theil nehmen; daß ſelbſt ein Theil ſeiner Leibwache, daß Leute, die er für ſeine Freunde hält, um den Plan wiſſen; daß der Erfolg ganz zuverläßig iſt, und daß ihm, dem Gouverneur, ſchlechterdings nichts übrig bleibt, als die Flucht. Dieſe theatraliſche Situation thut nicht ihre ganze Wirkung, weil ſie nicht genug von dem Vorhergehenden unterſtützt wird, und der Zuſchauer durch die Expoſition nicht genug mit den handelnden Perſonen und den Umſtänden, in denen ſie ſich befinden, bekannt gemacht worden iſt. Gonzaga verwirft Dorias Vorſchläge und läßt ſeine Leibwache vorrücken. Doria bleibt unbeſorgt, denn er rechnet auf Vivaldi, den Anführer derſelben; aber Vivaldi iſt ein Verräther. Doria wird entwaffnet und gefangen genommen. Indeſſen hat Sporta, ein Freund des Doria, einen Aufſtand unter dem Volke erregt. Man greift den Pallaſt des Statthalters an, und dieſer begiebt ſich mit ſeinem Gefangenen auf die Feſtung. Auch dieſe wird umringt. Gonzaga zeigt ſich auf dem Wall, ſeinen Dolch gegen Doria gezückt, den er zu durchbohren droht. Doria ermahnt das

 Volk,

Volk, in ſeinem Unternehmen fortzufahren und auf ihn keine Rückſicht zu nehmen. Während dieſer Zeit dringt Sporta in die Feſtung ein und durchbohrt den Tyrannen. Die Handlung dieſes Stücks bringt nur ein ſchwaches Intereſſe hervor; ſelbſt die Neugierde wird nicht ſonderlich erregt. Die Schreibart iſt correkt; aber ohne ſonderliche äſthetiſche Kraft. Auch dieſes Schauſpiel iſt ein Beweis, daß die Fehlerloſigkeit in Werken des Geſchmacks noch keinen Anſpruch auf Beyfall giebt.

On reſpire. Opérae comique nationale. Eine platte Sammlung von allen Declamationen gegen die Jakobiner, ohne Handlung und komiſches Salz. Nichts als die Stimmung des Publikums war im Stande dieſes Stück, ſo wie manche andre verdienſtloſe dramatiſche Arbeit, aufrecht zu erhalten.

Arnill ou le priſonnier Américain. Ein junger Amerikaner in den engliſchen Colonien iſt wegen verdächtiger Meynungen eingekerkert und zum Tode verurtheilt worden. Der Verf. läßt ihn hierauf zwey Akte hindurch genau in der nämlichen Lage, in die er ſchon durch die zweyte Scene verſetzt worden war. Endlich empört ſich das Volk und bricht ſeine Ketten.

Pauſanias. Tragédie en cinq actes, von Trouvé. Der Verf. dieſes Trauerſpiels hat aus der wirklichen Geſchichte, die faſt den ganzen

zen Plan zu einer Tragödie darbietet, nichts weiter als den Namen des Helden und den Charakter ſeiner Mutter entlehnt; der wahre Inhalt iſt die Geſchichte des 9ten Thermidor. Der Senat von Sparta iſt der National-Convent; Pauſanias iſt Robespierre. In den Erzählungen, welche von den Verbrechen des Tyrannen gemacht werden, bezeichnet der Dichter mehrere merkwürdige Opfer der Dictatur. Der Inhalt iſt kürzlich folgender: Zwey Senatoren beobachten den Ehrgeiz des Pauſanias. Dieſer iſt im Begriff einen der eifrigſten Vertheidiger ſeines Vaterlandes zu Grunde zu richten. Auch einen der beyden Senatoren, die ihm Beſorgniſſe einflößen, läßt er durch ein ihm ergebenes Tribunal verurtheilen. Der allgemeine Verdacht des Senates und der Haß ſeiner Mutter hält ihn nicht ab, ſeine ehrgeizigen Plane weiter zu verfolgen. Die Ephoren ziehen ihn zur Rechenſchaft, erklären ihn für einen Verräther und laſſen ihn gefangen nehmen. Die Heloten ſetzen ihn wieder in Freyheit. Er hat Maasregeln genommen, den im Minerven-Tempel verſammelten Senat zu vernichten. Glücklicherweiſe liefert ein Sklave, welchem Pauſanias einen Brief an den König der Perſer anvertraut hat, dieſen dem Senate aus und entdeckt dadurch das Einverſtändniß des Königs der Perſer mit ſeinem Herrn. Einer der tapferſten Männer unter den Senatoren erhält den Auftrag, ſich des Pauſanias, der von Heloten umringt iſt, zu bemächtigen. Das Unternehmen gelingt. Der Senator kehrt ſiegreich zurück und mel-

meldet den Tod des Verräthers. Dieſer Stoff hat durch manche unnütze Nebenſcene ausgedehnt werden müſſen, um fünf Akte zu füllen. Der ungleiche, etwas harte und oft verworrene Styl ſchadete der Wirkung des oft neuen Details. Die meiſte Kraft iſt in der Rolle der Mutter, hauptſächlich in der Scene, in welcher ſie ihren Sohn verflucht und an ſeiner Statt ein junges ſchönes Mädchen, die Tochter eines ehrwürdigen Greiſes adoptirt, welcher ein Opfer ſeiner Tyranney geworden iſt.

Le bon fermier, von Ségur. Auch eine Begebenheit aus der Zeit der Schreckensregierung. Der Pachter, welcher die Hauptperſon der Handlung iſt, hat das Gut ſeines hingerichteten Pachtherrn an ſich gekauft; er hat noch mehr gethan; er hat den Sohn und die Tochter deſſelben den Verfolgern entzogen und an einen ſichern Ort verſteckt. Nach dem 9ten Thermidor zieht er ſie aus ihrer Verborgenheit hervor und liefert ihnen das Eigenthum ihres Vaters aus. Die Handlung iſt etwas ſchleppend.

La pauvre femme, drâme avec ariettes, von Marſollier. Eine arme Frau hat zur Zeit des Terroriſmus der jungen unglücklichen Frau eines Proſcribirten, deſſen Schickſal man nicht weiß, eine Freyſtatt in ihrem Stübchen gegeben. Sie hat den Bruder ihres Mannes und ein Kind bey ſich; und alle drey leben von der Unterſtützung ihrer

Digitized by Google

ihrer armen Wirthin. Die Familie iſt über das Schickſal des unglücklichen proſcribirten Mannes in großer Beſorgniß, als ſich ein Bürger, dem der 9te Thermidor ſeine Freyheit wiedergegeben hat, bey der Alten einfindet, um ein Portefeuille mit Aſſignaten abzuholen, das er ihr anvertraut hat. Dieſer Bürger iſt niemand anders als der Mann, den man vermißt. Die Verlegenheit der armen Frau, da ſie das Portefeuille nicht finden kann: die Verſuchung, in die ſie geräth, bey ihren bedrängten Umſtänden und zur Unterſtützung der Familie, die ſie bey ſich aufgenommen hat, ein Aſſignat von 50 Liv. daraus zu leihen; die Delikateſſe, mit welcher ſie über dieſe Verſuchung ſiegt; alles dieſes macht eine vortrefliche Scene. Es iſt ſchade, daß die ſchönen und wahren Gemälde, welche dieſes Stück aufſtellt, nicht durch eine natürlichere Sprache unterſtützt werden. Der Ton iſt bisweilen weinerlich; der Ausdruck oft geſchraubt. Die Tiraden und Sentenzen ſind allzu gehäufſt.

11. Les Détenus, ou Adèle et Dorſan, drâme en 3 actes, mêlé d'ariettes, von demſelben Verfaſſer. Adele, ein junges Mädchen aus einer armen, aber tugendhaften Familie, iſt durch Dorſan, den Sohn eines reichen Mannes, verführt worden. Dorſan's Vater will nicht in eine ſo ungleiche Verbindung willigen und weiß ſeinen Sohn durch falſche Nachrichten von Adelen zu trennen; ein Betrug, an welchem ein neidiſcher Nebenbuhler Antheil nimmt. Dorſan wird ſogar

beredet, Hortenſen zu heyrathen, die ſein Vater für eine angemeſſnere Parthie hält. Schon iſt der Tag beſtimmt; die Landleute und Bedienten des Hauſes machen Anſtalten zu einem Feſte, welches die Heyrath begleiten ſoll. Dorſan, ſein Vater und ſeine Braut treten auf, um der Munizipalität ihre Verbindung anzuzeigen, als Adele mit verweinten Augen hereinſtürzt und die Geſellſchaft in die größte Verwirrung ſetzt. Dorſans Vater will ſich mit ihr in Unterhandlung einlaſſen; aber ſie verwirft alle Vorſchläge, feſt entſchloſſen, ihren Geliebten nicht zu verlaſſen. Da ſie aus dem Hauſe vertrieben wird, bleibt ſie an der Thüre und entwaffnet durch ihre Sanftmuth die Bedienten, die ſie wegbringen ſollen. Unterdeſſen ſtellt Hortenſe Nachforſchungen an, entdeckt Adelens Unſchuld, und beredet ſelbſt ihren Bräutigam, mit Adelen zu fliehn. Dankbar nimmt er dieſen Rath an. Das Hochzeitfeſt nimmt ſeinen Anfang; das Haus wird erleuchtet, niemand fehlt als der Bräutigam. Der Vater iſt wüthend, ſetzt den Flüchtigen nach und ſtürzt mit dem Pferde. In dieſem Augenblicke, wo er ohne Bewußtſeyn liegt, kommen ihm zwey junge Leute zu Hülfe und bringen ihn in die Hütte einer armen Frau, die für ihn Sorge trägt und ihm erzählt, was ſich mit ihm zugetragen hat. Er wünſcht ſeinen Rettern zu danken; aber dieſe wollen ſich nicht zu erkennen geben. Die Alte weiß es endlich ſo einzurichten, daß er ſie ſieht. Er erkennt ſeinen Sohn und Adelen, und iſt, ohne daß ſie es wiſſen, Zeuge ihrer Zärtlichkeit und Sorgfalt

ſalt für ihn. Die Ausſöhnung erfolgt nun von ſelbſt. Dieſes Stück erhielt großen Beyfall. Es iſt reich an Zügen des Gefühls und an gefälligen Details; aber in der Sprache, wie alle Arbeiten dieſes Dichters, ein wenig geſchraubt.

Abufar, ou la famille arabe, Tragédie en quatre actes par Ducis. Die erſte Aufnahme dieſes Trauerſpiels, welches ſeit langer Zeit angekündigt war, entſprach den gehegten Erwartungen keineswegs. Die Schönheiten und Fehler ſchienen gleich groß zu ſeyn. Man fand den Styl weitſchweifig, ſchleppend und dunkel. Die Sprache der Natur war durch orientaliſchen Schwulſt erſetzt. Der Dichter nahm das Stück zurück und bequemte ſich zu großen Veränderungen. Die Scene iſt in dem wüſten Arabien. Abufar, das Haupt einer arabiſchen Familie, hat auf einer Reiſe durch die Sandwüſte eine Frau angetroffen, die, mit einem Mädchen an der Bruſt, vor Durſt ſtirbt. Er nimmt das Mädchen mit ſich und erzieht es, unter dem Namen Palema, als ſein eigenes Kind. Er ſelbſt hat zwey Kinder, Farhan und Odeide, welche Palema für ihre Schweſter halten. Farhan liebt ſeine vermeintliche Schweſter, da er aber dieſe Leidenſchaft für ſtrafbar hält, beſchließt er aus dem väterlichen Hauſe zu entfliehn und in der Ferne ſeine Liebe zu bekämpfen. Sein erzürnter Vater, dem die Urſache ſeiner Flucht unbekannt iſt, will ihn nicht wiederſehn. Es verbreitet ſich ein Gerücht von ſeinem Tode, und Pa-

Digitized by Google

lema vertraut, in der Heftigkeit ihres Schmerzes, Odeiden das Geheimniß ihrer Liebe an. Die Nachricht iſt ungegründet geweſen und Farhan kömmt zurück, ohne von ſeiner Leidenſchaft geheilt zu ſeyn. Es gelingt ihm, ſeinen Vater zu verſöhnen, der ihm unter der Bedingung verzeiht, daß er heyrathe, und ſeine Schweſter Palema bewege, die Hand eines jungen Perſers, Pharasmin, den Abufar im Kriege zum Gefangenen gemacht hatte, anzunehmen. Farhan erfüllt die zweyte Bedingung; erhält aber, ſeinem Wunſche gemäß, eine abſchlägliche Antwort. Seine Liebe erreicht nun den höchſten Gipfel.

Unterdeſſen entſteht ein Auflauf; man ruft zu den Waffen. Die Perſer und Meder haben einen Angriff gethan und man muß ſich vertheidigen. Da Abufar das Volk verſammelt ſieht, ergreift er dieſe Gelegenheit, ihm bekannt zu machen, daß er eine ſeiner Töchter an Pharasmin verheyrathen will. Farhan kann ſich bey dieſen Worten ſeines Vaters nicht länger zurückhalten. Er ſtürzt auf Pharasmin los und ſchwört, daß er nie den Schimpf ertragen werde, ſeine Schweſter an einen Fremdling und Sklaven verheyrathet zu ſehn. Man entwaffnet ihn und eine tiefe Niedergeſchlagenheit folgt auf ſeinen Zorn. Indem er jetzt zufälliger Weiſe dem perſiſchen Gefangnen begegnet, geſteht er ſein Unrecht ein und entdeckt ihm die traurige Urſache ſeines Zorns. Dieſe Entdeckung zieht eine Erklärung von Pharasmin nach ſich, welcher nicht Palema ſondern Odeiden zum Weibe wünſcht. Farhan iſt be-

betroffen. Er fürchtet ſeine unglückliche Liebe und beſchwört den Perſer, ihn gegen ein Verbrechen zu ſchützen, das er ſchon einmal durch die Entführung ſeiner Schweſter habe begehen wollen.

Nach einem heftigen Kampfe beſchließt Farhan noch einmal zu fliehn. Aber Palema begegnet ihm und ihre gegenſeitige Verwirrung entlockt ihnen das ſchreckliche Geheimniß. Sie glauben ihrer Leidenſchaft, ihrem Schickſale zu erliegen, als Abufar, dem Pharasmin alles entdeckt hat, herzueilt, ihnen ſagt, daß ſie keine Geſchwiſter ſind und daß kein Hinderniß ihrer Vereinigung im Wege ſteht. — Man ſieht aus dieſem Auszuge, daß die Erfindung nicht ſonderlich gerathen iſt. Die Auflöſung iſt ganz unvorbereitet und es iſt nicht wahrſcheinlich, das Abufar aus Palemas Herkunft und Schickſalen gerade bis auf den Augenblick ein Geheimniß gemacht habe, wo er ſeinen Sohn dadurch retten kann. Der Contraſt zwiſchen der Einfachheit der Sitten eines Hirtenvolkes und einer glühenden, für ſträflich geachteten Leidenſchaft, thut eine gute Wirkung; aber der Dichter hat dieſe durch die Idyllenmäßige Genauigkeit, mit welcher er das Land und die Sitten der Araber ſchildert, geſchwächt. Mehrere Scenen, vorzüglich die Ausſöhnung Abufars mit ſeinem Sohne, und zwey Scenen zwiſchen Farhan und Palema, fanden großen Beyfall. Beſonders gefielen folgende Verſe aus der Rolle Abufars:

Tous les ſoins d'une femme ont des charmes ſi doux!

Ce

Ce Sexe eſt tout pour nous; il ſoutient notre enfance;
Il prête à nos vieux ans ſon active aſſiſtance;
Fait pour aimer, pour plaire, et promt à s'attendrir,
Il nous engage à vivre et vous aide à mourir.

ſo wie folgende:

Oui croyez-moi, mes filles,
Les bonnes actions protegent les familles;
Heureux qui peut, au faible accordant un appui,
Mettre un pareil tréſor entre le Ciel et lui!

und die Verſe Pharasmins:

J'ai nourri de ma main ce courſier généreux,
Qui dévance les vents, ou qui vole avec eux;
Que pour l'Arabe exprès la nature a fait naître,
L'ami, le compagnon, le tréſor de ſon maître;
A toute heure, en tout lieu, lui prêtant ſon appui,
Qui couche ſous la tente et combat avec-lui.

Le Tolérant, comédie en cinq actes, von Demouſtier. Der Held des Stückes, der Tolerante, ein Deiſt, hat zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter, mit denen er auf den freundſchaftlichſten Fuß lebt. Seine beyden Nachbarn, ein Chriſt und ein Jude, haben ganz entgegengeſetzte Grundſätze. Der erſte hat einen Sohn, der andere eine Tochter, gegen die ſie ſich beyde ſo hart und grauſam betragen, daß dieſe alles Vertrauen zu ihnen verliehren und ſich kein Bedenken machen ſie zu hintergehn. Der Sohn des Chriſten iſt ein Atheiſt geworden, ohne doch alles Ehrgefühl verlohren

lohren zu haben. Er liebt die Tochter des Toleranten und wird von ihr geliebt. Die Tochter des Juden liebt den Sohn deſſelben und ſeufzt nach dem Augenblicke, der ſie von der våterlichen Gewalt befreyen ſoll. Sie wendet ſich deshalb an ihren Liebhaber; aber dieſer, ein junger Mann von zartem Ehrgefühl, führt ſie zu den Füßen ihres Vaters zurück. Eben ſo edel betrågt ſich die Tochter des Toleranten gegen den Atheiſten, deſſen Schulden ſie bezahlt und den ſie zum Deismus bekehrt. Die Folge von dieſem Betragen iſt eine doppelte Heyrath. Man bemerkt leicht, daß die Handlung dieſes Stückes weniger die Toleranz als eine vernünftige Gelindigkeit in der Erziehung lehrt. Um dieß zu verbergen, hat der Dichter noch vier Perſonen aufgeführt, die ſich ſonſt ſelten zuſammen finden dürften; einen Türken, einen Tartar, einen Chineſen und einen Indianer. Der Tolerante giebt ihnen zu eſſen und bittet ſeine intoleranten Nachbarn dazu. Bey Tiſche beweiſt er ihnen, daß ſie alle nur Einen Gott erkennen, daß dieſer Gott der Herr der Natur iſt und daß alle Menſchen nur Eine Religion haben. Die übrigen Tiſchgenoſſen finden dieſes vernünftig; nur der Jude und der Chriſt beharren bey ihrer Meynung und geben ihrem Wirthe die ehrenrührigſten Beynamen. Dieſe Idee iſt bekanntlich aus dem Zadig entlehnt, aber ſo intereſſant ſie in jener Erzählung iſt, ſo wenig Wirkung thut ſie hier, wo ſie ein wahres hors d'oeuvre iſt.

Digitized by Google

La Supercherie par amour, opéra-comique, von Davrigny. Dieſes Stück war ſchon ehedem als Comödie auf der Bühne erſchienen und hatte in dieſer Geſtalt Beyfall erhalten. Als Oper gefiel es weniger. Die Handlung iſt zu verwickelt, um in Verbindung mit der Muſik eine vollkommene Klarheit zu haben.

Ein junger zwanzigjähriger Dichter, Atal, welcher ſich ſchon durch zwey Stücke: Les deux Commiſſionairs und L'Elève de la Nature bekannt gemacht hatte, brachte eine komiſche Oper: Une faute de l'Amour auf die Bühne, welche viele Hoffnungen von ſeinem aufkeimenden Talent erweckte. Antoine, ein reicher, wohlthätiger, tugendhafter Mann, iſt oft von böſen Menſchen hintergangen worden; er verachtet die Menſchen, thut ihnen aber ſo vieles Gute, als er nur immer kann. Gercourt verliebt ſich in die Tochter dieſes Mannes, da er aber ſeine Denkungsart kennt und nicht hoffen darf, ihm in ſeiner wahren Geſtalt nah zu kommen, giebt er ſich bey ihm für eine unglückliche Waiſe aus, erhält Zutritt und das Verſprechen, ſeine Tochter zur Frau zu bekommen. Um dieſes zu bewirken, hat Gercourt ſeinen eignen Vater verlaſſen und dieſen in die größte Ungewißheit über ſein Schickſal ſtürzen müſſen. Er iſt überzeugt, daß, wenn Antoine dieſes erfährt, er ſein Verſprechen zurücknehmen wird, und eilt deshalb, ſeine Verbindung zu vollziehn, um ſich dann ſeinem Vater zu Füßen zu werfen. Ein Beſuch von Dowal, einem

einem Freunde beyder Familien, vereitelt dieſen Vorſatz. Gercourt iſt gezwungen, dem Vater ſeiner Geliebten alles einzugeſtehn. Dieſer iſt anfänglich unerbittlich; aber endlich ſiegt die Freundſchaft, die er für den jungen Menſchen gefaßt hat, und die Liebe zu ſeiner Tochter über den Zorn, und der Fehltritt wird verziehen.

Ein anderer junger Dichter, Pétitot, bearbeitete die Geſchichte der Verſchwörung des Piſo gegen den Nero, welche den Inhalt der Epicharis von Légouvé ausmacht, in einem Trauerſpiel: Piſo betitelt, dem erſten Probeſtück ſeines dramatiſchen Talents. Dieſer Umſtand ſtimmte das Publikum zur Nachſicht gegen ein Trauerſpiel, dem es an Zuſammenhang und Intereſſe fehlte; oder in welchem vielmehr das Intereſſe ſo getheilt iſt, daß es auf alle Perſonen eher als auf die Hauptperſon fällt. Der Dichter hat ſich an die Geſchichte gehalten und von allen Perſonen der Handlung bleibt niemand als Nero und Tigellius übrig. Als die Verſchwornen umgebracht werden, hört man ihr Geſchrey, ihre Seufzer. Der verſammelte Senat geräth in Bewegung, man fragt, was es gebe. Nero antwortet: Ce n'eſt qu'un peu de ſang que Néron fait répandre. Und dieſes Ungeheuer lebt und triumphirt!!

Le Tartuffe révolutionaire, comédie en trois actes, von Lemercier. Eine Nachahmung des Tartüffe von Moliere; oder eine Accom-

Accommodation des alten Stückes auf die neueſten Zeiten. Die Intrigue iſt ganz die nämliche. Der neue Tartüffe giebt ſich für einen eifrigen Patrioten aus und gewinnt hierdurch das Vertrauen eines einfältigen Mannes, eines heftigen Demokraten, der ſich allen Meynungen ſeines vermeintlichen Freundes hingiebt und es darüber mit ſeinen ſämmtlichen Hausgenoſſen verdirbt. Der Tartüff will die Frau ſeines Wohlthäters verführen, und dieſen ſelbſt wo möglich auf das Schaffot bringen. Man kömmt in der That um ihn gefangen nehmen; da er ſich aber in einen Schrank verſteckt hat, ergreift man an ſeiner Statt einen treuen Bedienten. Der Tartüff entdeckt nun der Frau ſeine Liebe und, da er ſie nicht überreden kann, ſagt er ihr, daß ihr ganzes Vermögen in ſeinen Händen ſey. Er geht zu dem Schrank in welchem der Hausherr verſteckt iſt, und in welchem man Gold und Silberwerk aufbewahrt hat, um die Siegel des Convents von den Thüren abzureißen. So wie Molieres Tartüff bey einer ähnlichen Veranlaſſung ſagt: Madame, je ſais l'art de lever les ſcrupules; ſagt der politiſche Tartüff: Madame, je ſais l'art de lever les ſcellés, und er reißt die Siegel in der That ab. Orgon tritt heraus; ächte Republikaner ſeiner Section kommen hinzu; der Tartüff wird entlarvt und entfernt ſich unter Drohungen. Dieſer Betrüger iſt mehr verabſcheuungswürdig als komiſch; und der Charakter ſteht mit der Handlung nicht in dem beſten Verhältniſſe. Der politiſche Tartüff cabalirt nicht ſowohl in dem Innern einer

Fami-

Familie, als unter dem Volk. Das Volk iſt der Gegenſtand, den er verführen will. Aber dieß iſt kein Gegenſtand für die Comödie. Die Anſpielungen auf Zeitumſtände, und auf einige berühmte Originale, wurden mit Enthuſiasmus bemerkt.

Quintus Fabius. Tragédie von Legouvé. Die aus dem Livius bekannte Geſchichte des Quintus Fabius Maximus, der als Magiſter equitum des Dictator Papirius in der Abweſenheit des Dictator eine Schlacht gewann und deshalb zur Rechenſchaft gezogen wurde. Der Dichter hat die Geſchichte durch einige ſelbſt erfundene Zuſätze ausgeſchmückt. Fabius iſt ein Schwiegerſohn des Papirius, der hier nur als Conſul erſcheint, und wird wie ein Sohn von ſeinem Schwiegervater geliebt. Indeß ſiegt in dem edeln Greis die Vorſtellung der Pflicht über die Neigung, und er betreibt die Beſtrafung des Fabius mit Ernſt, wenn gleich mit dem Wunſche: ſeine Bemühungen vereitelt zu ſehn. Der Senat wagt es nicht, einen Ausſpruch zu fällen. Fabius beruft ſich auf das Volk, die verſchiedenen Partheyen tragen ihre Angelegenheit vor. Fabius wird von ſeinem Vater und ſeinem Freunde Cominius vertheidigt. Das Volk ſtimmt und die Stimmen finden ſich vollkommen gleich. Der Conſul ſoll entſcheiden. Dieſer läßt einen Degen und Lorbeerkränze herbeybringen und ſchickt den Fabius in dem Aufzuge eines Siegers zum Tode. Cominius macht einen Verſuch,

ſeinen Freund mit Gewalt zu befreyen, kömmt aber ſelbſt dabey um. Endlich tritt Fabius Vater noch einmal auf und rührt alle Herzen zu Gunſten des Verurtheilten. Man führt ihn im Triumphe in die Arme ſeiner Gattin, ſeines Vaters und ſeines Schwiegervaters zurück, der ihn beweinte, nachdem er ihn verurtheilt hatte. Dieſes Stück fand eine ſehr gute Aufnahme. Man fand vorzüglich den dritten Akt ſehr pathetiſch, in welchem der Kampf der Natur und der Pflicht mit Kraft und Gefühl dargeſtellt iſt.

Le bon fils, comédie en un acte, mêlée d'ariettes, von Henneguin. Eine muntere artige Kleinigkeit. Liſis, ein junger Soldat, liebt ſeine Mutter, von der er ſeit einem Jahre entfernt iſt, mit der größten Zärtlichkeit; eben ſo zärtlich liebt er Louiſen, Gerards Tochter, die er bey ſeiner Rückkehr zu heyrathen glaubt. Er iſt während ſeiner Abweſenheit reich geworden; da er aber hört, daß ſeine Mutter tödtlich krank geweſen und nur durch die Kunſt des Arztes Düfour wiederhergeſtellt worden iſt, giebt er dieſem aus Dankbarkeit ſeinen ganzen Reichthum und iſt wieder ſo arm als zuvor. Was ihm dabey am meiſten ſchmerzt, iſt, daß er nun auf Louiſens Hand Verzicht thun muß, die ihr Vater ebenfalls dem Arzte verſprochen hat. Aber Düfour, von der guten Denküngsart des jungen Soldaten gerührt, giebt ihm ſein Portefeuille zurück und entſagt ſeinen Anſprü-

Digitized by Google

ſprüchen auf Louiſen, die nun mit Liſis vereinigt wird.

Les Conjectures, comédie en quatre actes, von Picard, dem Verfaſſer der Viſitandinen, der Deux Poſtes, und einigen andern Comödien, in welchen zum Theil wahre komiſche Kraft herrſcht. Daſſelbe Verdienſt iſt auch in dieſem Stücke ſichtbar, das anfänglich aus fünf Akten beſtand, und vielleicht noch mehr Wirkung gethan hätte, wenn die Handlung in drey Aufzüge zuſammengedrängt worden wäre. Der Inhalt iſt folgender. Ein rechtſchaffener Landmann nimmt einen jungen Reiſenden, der ihn des Abends um ein Nachtlager bittet, bey ſich auf, ob er gleich keinen Paß vorzeigen kann und ſich weigert, die Abſicht ſeiner Reiſe anzuzeigen. Sein Nachbar, der Barbier, welcher ſich einbildet, die Geheimniſſe der Leute aus ihren Mienen errathen zu können, hat in den Zeitungen geleſen, daß ein Gefangener von Wichtigkeit entwiſcht iſt, und behauptet, daß Proſper — dieß iſt der Name des jungen Reiſenden — dieſer Gefangene ſey. Proſper ſucht die ſchwache Seite des Barbier zu benutzen, und wirft einiges hin, woraus dieſer ihn für einen General erklärt, der eine Reiſe incognito macht, um irgend eine geheime Unternehmung vorzubereiten. Denſelben Abend kommt zufälliger Weiſe ein junges Frauenzimmer mit einem Kinde an. Man bemerkt an dem Halſe des Kindes Proſpers Bildniß, und der Barbier ſchließt hieraus, nicht ohne Wahr-

ſcheinlichkeit, daß das Frauenzimmer die Frau des Reiſenden ſeyn müſſe; eine Entdeckung, durch welche Roſe, die Tochter des Hauſes, die ſich mit Proſper gut verſteht, in den heftigſten Zorn und Kummer verſetzt wird. Aber bald entdeckt es ſich, daß die Frauensperſon nicht verheyrathet, daß ſie verführt und verlaſſen worden iſt. Jedermann hält den Proſper für den Verführer, und der Unwille des ganzen Hauſes wendet ſich gegen ihn. Dieſer Umſtand bewirkt die Entwickelung. Das fremde Frauenzimmer wird mit Proſper zuſammengebracht. Sie ſind Bruder und Schweſter. Proſper hat ſie aufgeſucht, um ihr beyzuſtehn; und die Art ihres Unglücks hat ihn zur Verſchwiegenheit bewogen. Er bringt ſeiner Schweſter die Nachricht: daß der Liebhaber, der ſie verführt hat, nichts mehr wünſcht, als ſeinen Fehler wieder gut zu machen. Er ſelbſt giebt Roſen ſeine Hand. Die Intrigue in dieſem Stück iſt allzuſchwach; die Auflöſung allzu zufällig, um ein lebhaftes Intereſſe hervorzubringen. Die Scenen ſind oft ohne hinlängliche Verbindung; der Styl iſt leicht, aber auch nicht ſelten nachläſſig.

Von demſelben Verfaſſer erſchien in eben dem Jahre: Les Amis du collège ou l'homme oiſif et l'Artiſan, comédie en trois actes et en vers. Von drey Schulkameraden, die in ihrer Jugend innige Freunde waren, hat der eine von ſeinem Vater ein großes Vermögen geerbt und iſt unthätig geworden; der andere wird ein Tiſch-

ler

ler und erwirbt ſich durch ſeine Arbeit ein anſtändiges Auskommen; der dritte hat ſich der dramatiſchen Poeſie gewidmet und iſt, während des Strebens nach Ruhm, arm geworden. Da ihn ſeine Schuldner drängen, wendet er ſich an ſeinen reichen Freund, der ihm auch etwas zu borgen verſpricht; aber mit ſo wenig guter Art, daß der Dichter ſich nicht entſchließen kann, die verlangte Summe von ihm anzunehmen. Der Tiſchler, Robert, der zwar nicht mehr hat, als er bedarf, und eine alte Mutter mit ſeiner Hände Arbeit ernähren muß, findet doch Mittel, ſeinem Freunde zu helfen. Der Contraſt zwiſchen der Langenweile des reichen Müßiggängers und der Munterkeit des thätigen Handwerksmannes; der Laſter, welche der Müßiggang nach ſich zieht und der Tugenden, die das thätige Leben begleiten, machen den weſentlichſten Inhalt dieſes dramatiſchen Gemähldes aus. Der Reiche wird durch einen unvermutheten Bankerut zu Grunde gerichtet; er weiß nicht was er anfangen ſoll und überläßt ſich der Verzweiflung: aber Robert erbietet ſich, ihm ſein Handwerk zu lehren, und er ergreift muthig dieſen Ausweg. Nachdem dieſer Entſchluß gefaßt iſt, zeigt es ſich, daß ſein Vermögen nicht verlohren iſt; daß er aber durch die Gefahr eine gute Lehre bekommen hat. Er beſſert ſich und beſchließt künftig ein thätigeres Leben zu führen. Der erſte Akt dieſer Comödie übertrifft die beyden andern, denen es an Intereſſe fehlt. Einige Scenen ſind nicht genug bearbeitet.

Die Wuth zu handeln und zu agiotiren, welche ganz Paris ergriffen hatte, bot den Stoff zu einer kleinen Comödie in einem Akte dar, die unter dem Titel: L'Agioteur auf das Theater kam. Sie fand wenigen Beyfall.

Toberne ou le Pêcheur Suédois von Patrat. Chriſtiern, ein junger ſchwediſcher Edelmann, iſt von ſeinem Onkel, der alle Mittel ihn zu beſſern vergeblich verſucht hat, in die Bergwerke exilirt worden. Auch hier hängt er ſeinen sträflichen Neigungen nach. Er hat ſich in die Tochter des Aufſehers Gernance verliebt, und da er nicht zu ſeinem Zwecke gelangen kann, beſchließt er ſie zu entführen und verbindet ſich in dieſer Abſicht mit einigen Böſewichtern, die ihm beyſtehen ſollen. Gernance liebt einen jungen Fiſcher, Toberne, der ihr alle Wochen Fiſche verkauft. Chriſtiern ſucht ſich auch dieſes Menſchen zu verſichern und theilt ihm ſeine Plane mit. Toberne ſtellt ſich geneigt, ſeinen Wunſch zu erfüllen, um das Mädchen zu retten, das er nicht vertheidigen kann. Es gelingt ihm, und während die übrigen mit Gernancens Vater beſchäftigt ſind, entwiſcht er mit Gernancen und bringt ſie zu ſeiner Mutter. Kaum aber hat er ſie verlaſſen, um Fiſche zu holen, als Chriſtiern herzukömmt und ſich des wehrloſen Mädchens bemächtigen will. Glücklicherweiſe iſt Gernancens Vater der Gefahr entgangen und eilt ſeiner Tochter zu Hülfe. Er ergreift Chriſtiernen und liefert ihn der Obrigkeit aus. Toberne erhält Gernancens

Hand

Digitized by Google

Hand zur Belohnung. Die Auflöſung iſt übereilt, und im Anfange des zweyten Aufzugs ſchleicht die Handlung. Der erſte Akt that viel Wirkung.

La Caverne, opéra-comique von Forgeot. Der Inhalt iſt: Gilblas in der Räuberhöhle. Leonore liebt Alvar und will mit ihrem Liebhaber fliehn; ihr Wagen bricht; aber Sainville, ein junger Franzoſe und Alvars Freund, der dieſe nämliche Leonore heyrathen will, ohne ſie zu kennen, leiht ihnen ſeinen Wagen und befördert die Entführung. Man erfährt bald darauf, daß die Flüchtigen von einigen Räubern von Rolandes Bande, unter welcher ſich Gilblas befindet, aufgefangen worden ſind. Leonore iſt in Verzweiflung; Gilblas verſpricht ihr, ſie zu retten, und es gelingt ihm. Kaum ſind ſie aus der Höhle entronnen, als Sainville, der ſeiner flüchtigen Braut nachſetzt, auf ſie trift. Alles klärt ſich auf. Alvar heyrathet Leonoren, und die Räuberhöhle wird zerſtört.

Le petit Matelot, comédie mêlée d'ariettes, von Pigault-Lebrun. Der Inhalt dieſes Stückes iſt ganz unbedeutend. Das Verdienſt deſſelben beſteht in der Kunſt der Entwicklung der Charaktere, in der geſchickten Anlage und Ausführung der Scenen, und in dem meiſterhaften Dialog.

VIII.

Plato's Briefe nebſt einer hiſtoriſchen Einleitung und Anmerkungen von J. G. **Schloſſer.** Königsberg, bey Fr. Nicolovius, 1795. Zueignung und zwey Vorreden XXXII, hiſtoriſche Einleitung und Ueberſetzung, 256 S. 8.

Wer dieſe Ueberſetzung in die Hand nimmt, um daraus in politiſcher Hinſicht die Urtheile, Rathſchläge und Grundſätze kennen zu lernen, die Platon bey der Syrakuſaniſchen Staatsrevolution äußerte, wird dieſelbe mit größerm Vergnügen leſen und mit vollerer Befriedigung aus den Händen legen, als wer etwas anderes darin ſucht.

Sie ſtand bereits in dem Philoſ. Journale, das Schmid und Snell zu Gießen herausgaben, im II. Bande, III. Hefte, nebſt Vorbericht und hiſtoriſcher Einleitung. Der Verfaſſer hat in der Hauptſache nichts, was in der erſten Ausgabe ſteht, weggelaſſen; nur iſt hie und da in der Ueberſetzung manches verändert, und die Zahl der Anmerkungen durch verſchiedene neue vermehrt. Auch

Digitized by Google

Auch iſt der zwölfte Brief, der vorher als zu unbedeutend nicht aufgenommen war, jetzt noch hinzu gekommen.

Dieſe Arbeit fiel in eine Zeit, in welcher die Staatsveränderung von Frankreich auf viele Deutſche einen lebhaft angenehmen Eindruck machte. Hr. Schloſſer giebt nicht undeutlich zu verſtehn, daß die in dieſen Briefen geäußerten Grundſätze über das Verhalten des Weiſen bey großen Bedrückungen, welche er von den Staatsobern erfährt, eben die ſind, die ihn ſelbſt unter den gegenwärtigen Zeitumſtänden beſtimmten, ſich in eine politiſche Apathie zurück zu ziehen (S. VII. XXX.).

Er erörtert in der neuen Vorrede die politiſche Frage **vom leidenden Gehorſam gegen die Regenten**, mit Beziehung auf Platon. Ein Volk, wie die Syrakuſaner damals waren, das in Schwelgerey verſunken, weder Sklaverey noch Freyheit ertragen konnte, ſchien ihm zu der Staatsverbeſſerung, die ſein Freund Dion vorhatte, ungeſchickt. Deßwegen rieth er von dieſer Unternehmung ab. Keinesweges aber war ſeine Abſicht, dem leidenden Gehorſam das Wort zu reden. Er wollte vielmehr nur die Schranken bezeichnen, in welchen ſich der Weiſe halten muß, wenn entweder lärmende Demagogen, um (wie Tacitus ſagt) die Regierung zu ſtürzen, die Freyheit vorſchützen, und dann dieſe ſelbſt unterdrücken, ſo bald ſie jene in den Staub getreten haben; oder wenn zu kühne Philo-

Philoſophen ihr Ideal von einer Regierung des goldnen Zeitalters auf das ſpröde eiſerne anwenden wollen; oder wenn die Sitten des Volkes ſo tief geſunken ſind, daß es keine Kraft mehr hat, ſich ſelbſt zu halten.

Hr. S. hält dieſe Briefe für echt Platoniſche Arbeit, andern Sinnes als Meiners, der die Echtheit aller dieſer Briefe, und als Tiedemann, der die Echtheit einiger bezweifelt hatte. Den dreyzehnten, ihm ſelbſt ſonſt verdächtigen, hält Hr. S. jetzt auch noch für echt, wiewohl derſelbe nach dem Gefühl des Rec. durchaus nichts von der Platoniſchen Feinheit hat, und einer rhetoriſchen Schulübung ſehr ähnlich ſieht. Ueber die Echtheit des eilften werden S. 252, 253 einige Zweifel mitgetheilt. Was ſonſt hier und da in den Anmerkungen gegen Tiedemann und Andere vorkommt, um die Gründe, wodurch man die Unechtheit einiger von dieſen Briefen zu erweiſen ſuchte, zu widerlegen, wie S. 68, 88 ff. 96 ff. 243, 247, 248, zeigt wenigſtens ſo viel, daß jene Angriffe noch nicht entſcheidend waren. Rec. will hier den Streit nicht erneuern, ob er gleich ſelbſt der Meinung iſt, daß zwar alle dieſe Briefe alt ſind, aber keinesweges alle von Platon ſelber herrühren. Er erlaubt ſich hier nur die Bemerkung, daß ihm die Sache auch nach dem, was Meiners, Tiedemann, Tennemann und Schloſſer darüber geſagt haben, noch keinesweges abgethan, ſondern einer neuen, noch tiefer eindringenden Forſchung bedürftig ſcheint, die vielleicht künftig anderswo ange-

angeſtellt wird. Möchte ein mit den erforderlichen Talenten und Kenntniſſen ausgerüſteter Gelehrter eine beſondere Ausgabe dieſer Briefe mit einem kritiſch berichtigtem Texte beſorgen, welche ſie (ſie mögen Platon's eigne Arbeit ſeyn, oder nicht) wegen ihres, beſonders in politiſcher Rückſicht, intereſſanten Inhalts verdienen; und möchte ein ſolcher Herausgeber bey dieſer Gelegenheit auch die ſchwierige Frage von ihrer Echtheit, ſo weit es irgend die Natur der Sache erlaubt, völlig ins Reine bringen.

Der ſchön geſchriebene Vorbericht zur erſten Ausgabe enthält eine Beantwortung der Frage: „welche Klaſſe von Philoſophen wohl am erſten geſchickt ſey, ſich mit der Staatskunſt abzugeben und „neue Regierungsplane zu entwerfen.“ Hr. S. unterſcheidet drey Klaſſen. Die eine nimmt ſich bloß den Geiſt, bloß den denkenden Menſchen; die andere bloß das Thier, bloß den fühlenden Menſchen. Beyde Klaſſen von Philoſophen ſind zur Politik und Regierungskunſt ungeſchickt. Denn dieſe muß, ihrem Zwecke gemäß, durchaus immer den ganzen Menſchen vor Augen haben, und zwar nicht nur dieſen und jenen Menſchen, in dieſer oder jener Lage oder Stimmung, ſondern den Menſchen, wie er im Durchſchnitt erſcheint, wenn man zuſammen faßt, was die Nation, für welche man arbeitet, jetzt iſt und künftig ſeyn wird. Die Philoſophen, welche den einzelnen Menſchen und die menſchlichen Geſellſchaften überhaupt aus dieſem Geſichtspunkt zu ſtudieren pflegen, machen die dritte

Klaſſe

Klaſſe aus. Dieſe allein ſollten ſich mit den Staatseinrichtungen und der Geſetzgebung abgeben. Denn kann je das ſchwere Problem, große Macht mit Weisheit, und Gehorſam mit Edelmuth zu vereinigen, aufgelöſt, — je dem Menſchenwerke der Staatsſyſteme die Haltbarkeit und der freye Gang der Natur gegeben werden: ſo muß es durch die Adepten dieſer Schule geſchehen. Warum aber dieſe Schule immer nur ſehr klein, und gewöhnlich ſehr gering geachtet iſt, und in der jetzigen Lage der Dinge ſich am unbequemſten befindet, wird S. XXVI, XXVII. angegeben. Um nun dieſe Philoſophen zu tröſten, hat der achtungswürdige und verdienſtvolle Herausgeber die Briefe über die Syrakuſaniſche Staatsrevolution überſetzt, weil Platon ſich damals in Rückſicht auf ſein eignes Vaterland in eben dieſer Unthätigkeit befand, und in dieſen Briefen ſo viel Gutes darüber ſagt; zugleich aber auch, um das ziemlich allgemeine Vorurtheil zu zerſtören, als ſey er in der Politik nur ein idealiſcher Schwärmer geweſen.

Einen Commentar des philoſophiſchen Theils dieſer Briefe hat Hr. S. nicht liefern wollen. „Der Tiefſinn des Plato, ſagt er S. XXXI, hat immer ſo etwas von dem heiligen Dunkel der Götterhaine, daß es oft beſſer iſt, in der Andacht, mit welcher man ihn lieſt, nur ſeinem Geiſt nachzuahnden, als ihn mit alles erklärenden Analyſen ſeines Feuers zu berauben.“ Hie und da indeß hat der Ueberſetzer ſich doch auf Erläuterung der in einigen Stellen enthaltenen Philoſophie eingelaſſen, wie

wie S. 87 ff. 180 ff. 190. Manche Anmerkungen enthalten Polemik gegen die kritiſche Philoſophie, in einer bildervollen, meiſt äſthetiſch ſchönen Sprache vorgetragen. Die Prüfung derſelben gehört nicht hieher, zumal da **Kant** ſelbſt ſchon ſich darüber erklärt hat in ſeinem merkwürdigen Aufſatz (in der Berl. Monatsſchrift, May 1796.) **über einen neuerlich erhobenen vornehmen Ton in der Philoſophie** *). Manchem Leſer jener Abhandlung oder dieſer Ueberſetzung iſt vielleicht eine Ueberſicht der Stellen, die in jener ſich auf dieſe, meiſt ſtillſchweigend, beziehen, nicht unwillkommen. Hier ſind ſie. Vergl. Kant S. 408, mit Schloſſer's Anmerkungen zur Ueberſetzung S. 180, Kant S. 401 ff. und 411 f. mit Schloſſer S. 182, Kant 420 ff. mit Schl. S. 183, Kant 410 und 416 ff. mit Schl. 184, Kant 409 f. mit Schl. 191, endlich Kant 401, mit Schl. 194.

Zur Erläuterung des hiſtoriſchen Theils, der auf allerley Vorfälle in Syrakus anſpielt, wird S. 1—56.

*) Als dieſe Recenſion ſchon geſchrieben war, erſchien Schloſſer's Sendſchreiben an einen jungen Mann, der die kritiſche Philoſophie ſtudiren wollte. Lübeck und Leipz. 1797. prüfenswerthen Inhalts, und anziehend durch Compoſition und Styl, doch nicht frey von erheblichen Mißverſtändniſſen der kritiſchen Philoſophie. Dort hat der Verf. das, was er in den Anmerkungen zu den Platoniſchen Briefen über jene ſagte, weiter ausgeführt und mit Gründen unterſtützt.

1—56. eine hiſtoriſche Einleitung zu Plato's Briefen über die Syrakuſaniſche Staatsrevolution voraus geſchickt. Dieſe lieſt ſich ſehr gut, und entſpricht ihrem Zwecke. In die Erzählung ſind nützliche allgemeine politiſche Winke eingeſtreuet, bey denen man die Hinſicht auf unſere Zeiten nicht verkennt, ſ. S. 5, 47, 49, 50, 55 ꝛc. Auch in den hier und da unter der Ueberſetzung angebrachten Anmerkungen finden ſich manche ſehr leſenswerthe politiſche Winke und Betrachtungen, z. B. S. 141, 229, 231 ꝛc. — Die auf die Syrakuſaniſche Revolution ſich beziehenden Briefe ſind nach der Zeitfolge von Hrn. S. geordnet, ſo daß der, welcher in der gemeinen Sammlung der dreyzehnte iſt, hier der zweyte, der zweyte in der gemeinen Sammlung hier der dritte, der dritte hier der vierte, der vierte hier der fünfte, der ſiebente hier der ſechſte, der achte hier der ſiebente geworden iſt. Es folgen dann noch, der Vollſtändigkeit halber, die andern kleinern Briefe den Syrakuſaniſchen unter Nr. 8—13.

Die Ueberſetzung macht auf den Leſer einen angenehmen Eindruck durch die Klarheit und Simplicität des Vortrags, welche darin herrſcht. Allein ſie iſt an ſehr vielen Stellen viel zu paraphraſtiſch. An manchen ſollte ſie auch richtiger, genauer ſeyn. Dieß Urtheil wird die Vergleichung einer Reihe von Stellen des längſten und wichtigſten aller dieſer Briefe, des ſiebenten, beſtätigen.

S. 121. 122. heißt es: „Insbeſondere mußte ich unter andern mit anſehen, wie ſie dem alten Sokrates, meinem Freund, welchen ich nicht erröthe für den beſten und gerechteſten Menſchen dieſer ganzen Generation zu erklären, wie ſie dem nebſt noch einigen andern anmuthen wollten, einen Bürger durch Gewalt zum Tode zu verurtheilen u. ſ. w.“ Allein dieß letztere ward dem Sokrates nicht aufgetragen, ſondern war Sache der Dreyßig. Er ſollte nur den Leon von Salamis holen. Denn auf dieſen geht, was Platon ſagt. Vergl. Xenoph. Mem. IV. 4. §. 3. mit Hindenburg. Animadverſſ. p. 179. Es war alſo die verfehlte Stelle (p. 94. ed. Bipont. T. XI.) zu überſetzen; „wie ſie dem nebſt noch einigen Andern anmuthen wollten, einen Bürger mit Gewalt vor ihr Tribunal zum Tode zu führen u. ſ. w.“ (Σωκράτη — ἐπί τινα τῶν πολιτῶν μεθ' ἑτέρων ἔπεμπον, βίᾳ ἄξοντα ὡς ἀποθανούμενον —. ὁ δ' οὐκ ἐπείθετο.)

Im Folgenden überſetzt Hr. Schloſſer S. 122: „Nun wachte ich wieder auf, und gab, doch mit mehr Beſonnenheit, meiner Begierde, mich in die Staatsgeſchäfte einzumiſchen, nach.“ Im Original ſteht S. 95. Bip. πάλιν δὲ, βραδύτερον μὲν, εἷλκε δέ με ὅμως ἡ περὶ τὸ πράττειν τὰ κοινὰ καὶ πολιτικα ἐπιθυμία. Das heißt nur: „Jetzt ergriff mich wieder, jedoch durch mehr Beſonnenheit gemäßigt, die Begierde, an den Staatsgeſchäften Theil zu nehmen.“ Der Ausdruck aber: „ich gab meiner Begierde ꝛc. nach“ könnte

könnte leicht ſo verſtanden werden, als habe ſich Platon jetzt wirklich in die Staatsgeſchäfte ſeiner Vaterſtadt gemiſcht, da es doch bey der bloßen Begierde des jungen Mannes blieb. — Gleich darauf: „Aber der Staat war einmal in eine ſolche Verwirrung gerathen, daß auch in der neuen Verfaſſung noch manches geſchahe, das mir nicht wenig mißfiel.“ Die letzten Worte konnten genauer überſetzt werden: das einem wohl nicht wenig mißfallen mußte (ἅ τις ἂν δυσχεράνειεν). — Weiterhin werden die Worte: καίτοι πολλῇ γε ἐχρήσαντο οἱ τότε κατελθόντες ἐπιεικείᾳ ſo überſetzt: „Obgleich nicht zu leugnen iſt, daß die Vertriebenen, die damals zurück kamen, noch einige billige Beſcheidenheit zeigten.“ Weniger paraphraſtiſch und etwas richtiger: „wiewohl die Vertriebenen, die damals zurück kamen, ſich mit vieler Mäßigung betrugen.“ — Im Folgenden ſagt Platon: σκοποῦντι δή μοι ταῦτά τε καὶ τοὺς ἀνθρώπους τοὺς πράττοντας τὰ πολιτικὰ, καὶ τοὺς νόμους γε καὶ ἔθη, ὅσῳ μᾶλλον διεσκόπουν, ἡλικίας τε εἰς τὸ πρόσθεν προὔβαινον, τοσούτῳ χαλεπώτερον ἐφαίνετο ὀρθῶς εἶναί μοι τὰ πολιτικὰ διοικεῖν. Dieß wird S. 123, 124 ſo verdeutſcht: „Da ich nun das alles ſahe, und merkte auf die Sitten und die Geſinnungen derer, welche damals am Ruder des Staates ſaßen, und da ich die Geſetze beobachtete, die ſie gaben, und die Weiſe, nach welcher ſie handelten, und das alles prüfte, und inzwiſchen mein Alter, meine Einſichten geſchärft hatte! (:) da wurde ich überzeugt, und

fühlte

fühlte innigſt, daß ich keinen Theil an dieſer Staatsverwaltung nehmen durfte.“ Treuer ſcheint folgende Ueberſetzung: „Da ich nun das alles mit anſah und auf die Menſchen Acht gab, welche damals am Staatsruder ſaßen, und die Geſetze und die Sitten beobachtete: ſo fand ich, je länger ich es mit anſah und je weiter ich indeß in den Jahren fortrückte, deſto mehr Schwierigkeiten für mich, auf die rechte Art dem Staate zu dienen.“ Πρ geht hier, glaub' ich, auf die Sitten des Volkes überhaupt, nicht auf Sitten, Geſinnungen, oder Handlungsweiſe der Regenten. Platon giebt, dünkt mich, drey Gegenſtände an, die er betrachtet habe, und die ihn von Staatsgeſchäften abgehalten hätten: 1) die damaligen Regenten; 2) die damals beſtehenden Geſetze des Staats, die damalige Conſtitution; 3) die damals herrſchenden Sitten des Volkes. Das dritte hat Schloſſer gar nicht ausgedrückt.

Auch weiterhin ſind viele Stellen zu paraphraſtiſch gegeben, wie S. 129: „Dieſe Veränderung ſeiner Lebensart [es iſt von Dion die Rede] wurde bald von denen bemerkt, die da fortfuhren zu leben, wie man an den Höfen der Großen lebt, und ſein Beyſpiel war ihnen drückend, bis Dionys der Alte abgegangen war.“ Im Original S. 99. ſteht bloß: ὅθεν ἐπαχθέστερον τοῖς περὶ τὰ τυραννικὰ νόμιμα ζῶσιν ἐβίω, μέχρι τοῦ θανάτου τοῦ περὶ Διονύσιον γενομένου. — S. 97. der Zweybr. Ausg. σώφρων δὲ οὐδ' ἂν μελλήσαι ποτὲ γενέσθαι. καὶ δὴ καὶ περὶ τῆς ἄλλης ἀρετῆς ὁ

αὐτὸς λόγος ἂν εἴη. Zu frey und nur halb überſetzt Schloſſer S. 126 dieſe Worte: „Oder wie kann er bey ſolchen Sitten irgend eine Tugend erwerben?“ Genauer: „Herr ſeiner Leidenſchaften wird er nimmermehr werden: und daſſelbe kann man wohl von jeder andern Tugend ſagen.“

S. 134. iſt das πολλοῦ γε καὶ δεήσει (p. 103. l. 2. ed. Bip.) in jenem Zuſammenhange nicht recht gut überſetzt: „Wie in aller Welt?“ lieber: Weit gefehlt!

S. 136. „Auch trug man ſich in ganz Syrakus mit der Nachricht, daß Dionys mich wirklich als einen Mitſchuldigen des Dion habe hinrichten laſſen.“ ὡς τεθνεὼς εἴην ὑπὸ Διονυσίου, ὡς δὴ τούτων ἁπάντων τῶν τότε γεγονότων αἴτιος. Das heißt vielmehr: „daß Dionys mich habe hinrichten laſſen als den, der an allem, was vorgefallen war, Schuld ſey.“

S. 104. der Zweybr. Ausg. ἐγίγνετο γὰρ οἱ τὸ μὲν ἐμὲ φυγεῖν ἀπ' αὐτοῦ, καλὸν οὐδέν· τὸ δὲ μένειν. Schloſſer S. 137: „Denn ihm konnte meine Flucht nichts nutzen, wohl aber war es ihm ſehr wichtig, daß ich unter dieſen Umſtänden bliebe.“ Nicht ſowohl vom Nutzen ſcheint die Rede, als von Ehre und Schande. Alſo lieber etwa: „Denn von meiner Flucht hatte er keine Ehre; eher von meinem Bleiben.“ — Gleich nachher: διὸ δὴ καὶ σφόδρα προσεποιεῖτο δεῖσθαι. τὰς δὲ τῶν τυράννων δεήσεις ἴσμεν, ὅτι μεμιγμέ-

να

ε

καὶ ἀνάγκαις εἰσίν. Schloſſer: „Deswegen bat er mich auch darum ſo dringend, und die Bitten der Tyrannen ſind ſchon ein Zwang.“ Es ſollte heißen: Deshalb nahm er die Miene des ernſtlich Bittenden an; wir wiſſen aber wohl, daß die Bitten der Tyrannen ſchon ein Zwang ſind.

Ὁ δὴ μηχανώμενος διεκώλυε μου τὸν ἔκπλουν, εἰς ἀκρόπολιν ἀγαγὼν καὶ κατοικίσας ὅθεν οὐδ' ἂν εἷς ἔτι με ναύκληρος μὴ ὅτι κωλύοντος ἐξήγαγε Διονυσίου, ἀλλ' οὐδ' εἰ μὴ πέμπων αὐτὸς τὸν κελεύοντα ἐξαγαγεῖν ἐπέστελλεν, οὔτ' ἂν ἔμπορος, οὔτε τῶν ἐν ταῖς τῆς χώρας ἐξόδοις ἀρχόντων οὐδ' ἂν εἷς περιεῖδέ με μόνον ἐκπορευόμενον, ὃς οὐκ ἂν συλλαβὼν, εὐθέως παρὰ Διονύσιον πάλιν ἀπήγαγεν. Bip. p. 104. Schloſſer überſetzt nicht genau genug: „Ueberdieß brauchte er auch noch, um meine Abreiſe unmöglich zu machen, die Liſt, daß er mich zu ſich auf das Schloß nahm, und mir da meine Wohnung anwieſe (anwies), wo, wenn er auch meine Flucht nicht hätte hindern wollen, ich doch keinen Schiffer gefunden haben würde, der mich ohne ſeinen ausdrücklichen Befehl weggeführt hätte. Hätte ich aber allein aus dem Schloß gehen wollen, ſo hätte jeder Bürger, jeder ſeiner Bediente auf dem Wege mich ergriffen, und ſicher wieder in ſeine Hände geliefert.“ Treuer wäre folgende Ueberſetzung: Zugleich machte er auch Anſtalten, meine Abreiſe unmöglich zu machen; denn er nahm mich zu ſich auf das Schloß, und wies mir dort eine Wohnung an. Von da aber würde mich kein Schiffer hinweg gebracht haben, ich will nicht

 ſagen,

ſagen, in dem Fall, daß Er es verhindert hätte [das liegt hier in dem elliptiſchen μὴ ὅτι. Daß in dieſem Fall mich Niemand fortgeſchafft hätte, will Platon ſagen, verſteht ſich von ſelbſt:] auch ſchon, wenn er nicht ſelbſt einen ſeiner Leute abgeſchickt hätte, der den ausdrücklichen Befehl von ihm bringen müſſen, mich wegzuführen, würde kein Handelsmann, keiner der Aufſeher über die Ein- und Auspaſſirenden mich nur auf dem Wege geſehen haben, ohne mich augenblicklich anzuhalten und zum Dionyſius zurück zu führen.

S. 138. der Ueberſ.: (Dion,) gegen welchen er in hohem Grade eiferſüchtig war." Im Texte ſteht, p. 105: καὶ θαυμαστῶς ἐφιλονείκει πρὸς τὸ τοιοῦτον: „und war in dieſem Punkt erſtaunlich eiferſüchtig."

Ich ſchlage eine andere Stelle auf S. 125. Zweybr. Ausg. ἄλλοι τέ τινες ἐν Συρακούσαις ἦσαν, Δίωνός τε ἄττα διακηκοότες, καὶ τούτων τινὲς ἄλλοι παρακουσμάτων τινῶν ἔμμεστοι τῶν κατὰ φιλοσοφίαν. Dieß wird überſetzt S. 169: „Außer dieſen hatten auch mehrere Syrakuſaner den Dion gehört, und noch andere hatten ebenfalls vielen philoſophiſchen Unterredungen deſſelben beygewohnt, und waren dadurch ganz für unſere Philoſophie eingenommen worden." Es ſollte aber überſetzt ſeyn: Es waren außer dieſen auch Leute in Syrakus, die einige mündliche Belehrung von Dion bekommen hatten; noch andere

dere daſelbſt waren voll von gewiſſen nur halb gehörten, halb verſtandenen, philoſophiſchen Vorträgen.

Ῥαστώνης ἕνεκα τῆς πορείας (Zweybr. Ausg. S. 124.) heißt nicht, wie es S. 171. überſetzt iſt, um meine Reiſe zu beſchleunigen; ſondern: um die Reiſe deſto bequemer zu machen.

S. 124. ſteht im Original: ἔπεμψε δὲ ἐπιστολὴν πάνυ μακράν, εἰδὼς ὡς πρὸς Δίωνα διεκείμην· καὶ τὴν αὖ Δίωνος προθυμίαν τοῦ ἐμὲ πλεῖν καὶ εἰς Συρακούσας ἐλθεῖν. πρὸς γὰρ δὴ πάντα ταῦτα ἦν παρεσκευασμένη τὴν ἀρχὴν ἔχουσα ἡ ἐπιστολὴ, τῇδέ πῃ φράζουσα, Διονύσιος Πλάτωνι τὰ νόμιμα ἐπὶ τούτοις εἰπὼν, οὐδὲν τὰ μετὰ τοῦτο εἶπε πρότερον, ἢ ὡς ἂν εἰς Σικελίαν πεισθεὶς ὑφ' ἡμῶν ἔλθης τανῦν, πρῶτον μέν σοι τὰ περὶ Δίωνα ὑπάρξει ταύτῃ γιγνόμενα ὅπηπερ ἂν αὐτὸς ἐθέλῃς κ. τ. λ. Schloſſer: „Sie brachten mir ſogar einen langen Brief von dem Tyrannen ſelbſt, in welchem er, weil er wohl wußte, wie eifrig Dion wünſchte, daß ich käme, und wie ich mit dieſem ſtund, gleich vom Anfang alles darauf anlegte, daß ich ſeiner Abſicht Gnüge leiſten möchte. Der Brief lautete ungefähr ſo: Dionys grüßt den Plato. Wenn du mir den gewöhnlichen Gruß geſagt haſt, kannſt du mir nachher nichts ſagen, was mir mehr anläge, als wenn du mir verſprichſt, daß du mir nachgeben, und wieder zu mir kommen willſt, und dann ſoll das erſte ſeyn, daß ich alles für Dion thun werde, was du ſelbſt

 gut

gut finden wirſt" u. ſ. w. — Daß aber εἶπε die dritte Perſon, nicht der Imperativ iſt, und auf Dionyſius geht, darauf hätte den Ueberſetzer ſchon das im Folgenden wiederholte ταῦτ' οὕτως εἶπε aufmerkſam machen können. Die Stelle war ungefähr ſo zu übertragen: „Er ſelbſt ſchickte mir einen langen Brief, den er, da er wohl wußte, wie ſehr ich mich für Dion intereſſirte, und wie ſehnlich Dion wünſchte, daß ich reiſte und nach Syrakus käme, hiernach einrichtete, und daher gleich nach dem Anfange: **Dionyſius grüßt den Platon**, und nach dem gewöhnlichen Eingange ſchrieb [wörtlich ſagte, εἶπε]: „Wenn Du mir nachgeben, und jetzt gleich nach Sicilien kommen willſt, ſo ſoll das Erſte ſeyn, daß Dion's Angelegenheiten auf einen ſolchen Fuß geſetzt werden ſollen, wie Du es ſelbſt wollen wirſt" u. ſ. w.

S. 127. Zweybr. Ausg. ἔστι δή τις τρόπος τοῦ περὶ τὰ τοιαῦτα πεῖραν λαμβάνειν, οὐκ ἀγεννής, ἀλλ' ὄντως τυράννοις πρέπων, ἄλλως τε καὶ τοῖς παρακουσμάτων μεστοῖς. Schloſſer S. 174: „Es iſt ein Mittel, wie man ſolche Dinge erforſchen kann, und das Mittel iſt nicht allein an ſich nicht unanſtändig, ſondern es iſt insbeſondere bey den Großen, und bey allen denen ſehr wohl zu gebrauchen, die nur ihren Kopf mit dem angefüllt haben, was ſie etwa in den Hörſälen der Philoſophie auffangen konnten." Noch treuer würden die letzten Worte ἀλλ' ὄντως — μεστοῖς überſetzt ſeyn: ſondern das in der That bey Tyrannen anwendbar iſt,

zumal wenn ſie ihren Kopf mit halb- oder falſch verſtandenen philoſophiſchen Vorträgen angefüllt haben.

Die S. 188. in der Note vom Ueberſetzer vorgeſchlagene Conjectur zu einer Stelle p. 132. ed. Bip. ſcheint mir ganz unſtatthaft. Man urtheile ſelbſt. Hr. S. will leſen: *πρὸς γὰρ τούτοις ταῦτα οὐχ ἧττον ἐπιχειρεῖ τὸ ποῖόν τι περὶ ἕκαστον δηλοῦν, ἢ τὸ ὂν ἑκάστου, διὰ δὲ τὸ τῶν λόγων ἀσθενὲς, ὧν ἕνεκα νοῦν ἔχων οὐδεὶς τολμήσει ποτὲ εἰς αὐτὸ τιθέναι τὰ νενοημένα ὑπ' αὐτοῦ, καὶ ταῦτα εἰς ἀμετακίνητον.* Dieß überſetzt er: „Denn außerdem wollen dieſe vier Dinge nicht nur die Eigenſchaften, ſondern auch das Weſen der Dinge geben. Aber, wegen der Schwäche der Worte, womit ſie dieſe zu geben unternehmen, wird niemand wegen dieſer ihrer Anmaßung auch ſie und ſeine Ideen, und dieſe vier Stücke der Wiſſenſchaft, mit dem unveränderlichen Weſen der Dinge für Eins und das nämliche halten" u. ſ. w. Wenn Hr. S. das *δὲ* hinter *διὰ* einſchieben, und vor *ὧν ἕνεκα* ſtatt des Punkts ein Komma ſetzen will: ſo iſt ja dann weiterhin zum Schluß der Periode nichts da, was die Worte *διὰ — ἀσθενὲς* zu einem vollſtändigen Satze machte. Denn die Worte *ὧν ἕνεκα νοῦν ἔχων οὐδεὶς τολμήσει* u. ſ. w. würden in dieſem Falle bloß einen von *λόγων* abhängigen relativen Zwiſchenſatz bilden. Jene Ueberſetzung daher, die Hr. S. in der Note giebt, läßt ſich grammatikaliſch aus den Griechiſchen Worten gar nicht her-

herausbringen noch rechtfertigen. ὧν iſt ja nicht einerley mit ταύτων. Wie kann man alſo jenes hier überſetzen: Wegen dieſer ihrer Anmaßung —? Anderer zu großer Freyheiten, die er ſich an dieſer Stelle nimmt, nicht zu gedenken.

Als ein Beyſpiel, wie Hr. S. die in dieſen Briefen oft nur angedeuteten Gedanken weiter auszuführen, auszumalen und zu verſchönern ſich erlaubt, kann folgende Stelle dienen S. 135. 136. der Zweybr. Ausg. Διὸ δὴ πᾶς ἀνὴρ σπουδαῖος, τῶν ὄντων σπουδαίων πέρι, πολλοῦ δεῖ μὴ γράψας ποτὲ ἐν ἀνθρώποις, εἰς φθόνον καὶ ἀπορίαν καταβαλεῖ. Dieß überſetzt er S. 193. „Und deswegen wird ein weiſer Mann ſich ſehr in Acht nehmen, die innere Anſicht der Dinge, wie ſeine Seele in ihren geheimen Arbeiten ſie ſieht, der Menge in Schriften zu leſen zu geben, und ſie ihrem Urtheil und ihrer Eiferſucht zu unterwerfen." Uebrigens hätte ἀπορία nicht bloß durch Urtheil, ſondern, mit einer nähern Beſtimmung, etwa durch ſchwankendes Urtheil überſetzt werden ſollen. Unmittelbar darauf heißt es in der Ueberſetzung: „Alſo, mit einem Wort, muß jeder, der ſelbſt Sinn hat, wenn er irgend eine Arbeit von einem ſolchen denkenden Mann entweder über die Geſetzgebung, oder über ſonſt etwas in die Hand bekommt, gleich merken, daß der Schriftſteller nicht alles, was er über dieſen Gegenſtand dachte, dargelegt, ſondern daß er noch vieles in dem innerſten ſchönſten Theil ſeiner Seele liegen hat." Statt der unterſtrichenen Worte ſteht im Texte: ὡς οὐκ ἦν τούτῳ ταῦτα σπου-

σπουδαιότατα, εἴπερ ἐστὶ αὐτὸς σπουδαῖος. Dieß konnte genauer etwa ſo überſetzt werden: „daß das nicht ſeine ernſtliche Meinung enthielt, wenn er ſelbſt im Ernſt ein weiſer Mann iſt.“ σπουδαῖος wird offenbar das zweyte Mal in einem andern Sinne gebraucht, als das erſte Mal; was bey der Zweydeutigkeit des Worts, welches ſowohl ſerius, als probus, probatus, laudatus hei- ßen kann, wohl angeht. Im Deutſchen ſuchte ich die Wiederholung deſſelben Ausdrucks wenigſtens einigermaßen nachzuahmen. — Uebrigens ſehe ich keinen Grund, warum dieſe ganze Stelle nicht dar- auf gehen ſoll, daß ein vernünftiger Schriftſteller aus Lehrweisheit und Lehrklugheit nicht Alles dem großen Haufen bekannt machen müſſe, wenn er in einem Zeitalter und unter Leuten lebt, deren politi- ſche und religiöſe Vorurtheile er mit Schonung be- handeln muß, um nicht entweder ihnen mehr zu ſchaden als zu nützen, oder ſelbſt, ohne wahren Nutzen, ihr Opfer zu werden. Hr. Schloſſer ſagt freylich (S. 194.): „Plato ſcheint mir hier nicht auf den ſonſt ſehr richtigen Gemeinplatz, daß man nicht alles vor dem großen Haufen bekannt machen müſſe, zu zielen; ſondern er ſagt vielmehr, daß ſelbſt die Philoſophie ihre unerklärbare, nur fühl- bare Geheimniſſe habe, und tadelt mit einiger Här- te diejenigen Philoſophen, welche mehr nicht den- ken, als was ſie auch ſagen können, und die ſich dieſer ihrer Beſchränktheit noch rühmen“ u. ſ. w. Allein von allem dieſen ſteht, ſo viel ich ſehe, im Texte Nichts. Ueberhaupt möchte man bey dieſer

Note wohl fragen: Was ſind das für Philoſophen, die mehr denken, als was ſie auch ſagen können (zu ſagen das Vermögen haben)? Denken drückt doch eine Verſtandesoperation aus. Vorſtellungen des Verſtandes aber müſſen ſich auch Andern mittheilen laſſen. Fühlen mögen jene Philoſophen mehr, als ſie zu ſagen vermögen: denken können ſie nicht mehr, als ſie auch zu ſagen im Stande ſind. Geben ſie aber dieß leztere dennoch vor, ſo nennt man ſie — Schwärmer. Ich bedaure, daß der Verfaſſer der Platoniſchen Briefe, es ſey nun Platon ſelbſt, oder ein Platoniker, in Hrn. Schloſſer's Ueberſetzung noch etwas mehr den Anſtrich eines myſtiſchen Schriftſtellers hat, als im Original, indem der deutſche Autor ſich die Freyheit genommen hat, manches ihm Eigene hinein zu legen. Die nach eignem Gefallen eingerichtete Ausmalung vieler von dem Griechen nur hingeworfenen Züge; die Verſchönerung mancher in der Urſchrift wirklich trockener, harter und viel weniger angenehm geſchriebener Stellen, als man von Platon, dem Verfaſſer der herrlichen Dialogen, zu erwarten berechtigt iſt, giebt überhaupt der Ueberſetzung an nicht wenigen Stellen ein vom Original abſtechendes Kolorit. Oft ein lebhafteres, frappanteres: das leugne ich gar nicht. Aber ich bitte die, die von der in den Platoniſchen Briefen enthaltenen Philoſophie — vielleicht durch Kant's Aufſatz in der Berl. Monatsſchrift aufmerkſam gemacht — urtheilen wollen, ſich lieber geradezu an das Original zu halten.

S. 191.

S. 195. iſt τι τῶν περὶ Φύσεως ἄκρων καὶ πρώτων (p. 136. Bip.) überſetzt: „etwas über den Urſprung oder über das Erſte der Natur.“ Warum nicht: etwas über das Höchſte und Erſte der Natur?

S. 199. der Ueberſ. hätte der in die Proſe eingemiſchte Homeriſche Vers aus Odyſſ. XII. v. 428.

Ὄφρ' ἔτι τὴν ὀλοὴν ἀναμετρήσαιμι Χάρυβδιν

Daß ich zurück noch kehrte zur ſchreckenvollen Charybdis —

bemerklich gemacht werden ſollen.

S. 200. „Auch muß Dion für das Geld und Gut, das ich ihm zuſchicke, euch im Peloponnes oder in Athen Sicherheit leiſten, und daſſelbe dort irgendwo, bey wem ihr es gut findet, niederlegen.“ — Wozu ſollte Dion für das ihm zugeſchickte Geld dem Platon, und deſſen und Dion's Freunden Sicherheit leiſten? Das ſteht auch nicht im Texte. Dionyſius hatte geſagt: „Dion ſoll ſein ganzes Vermögen bekommen und im Peloponnes leben, nicht als ein Verbannter, ſondern ſo, daß er auch die Freyheit hat, hieher zu kommen, wenn er, und ich und ihr, ſeine Freunde, es gut finden: jedoch unter der Bedingung, daß er keine Anſchläge wider mich macht (ταῦτα δ' εἶναι μὴ ἐπιβουλεύοντος ἐμοί). Dafür ſollſt Du und Deine Freunde, und Dion's hieſige Freunde mir

Bürge ſeyn. Euch aber muß er darüber Sicherheit geben." (ὑμῖν δὲ τὸ βέβαιον ἐκεῖνος παρεχέτω). — Nun erſt iſt vom Gelde die Rede: „Das Geld jedoch, das er bekommt, (ſetzt Dionyſius hinzu,) muß im Peloponnes oder zu Athen niedergelegt werden, in die Hände derer, die ihr dazu für ſchicklich haltet."

S. 202. „Endlich fiel mir ein." Vielmehr: „Mein erſter Gedanke war der u. ſ. w. (πρῶτος δ' ἦν μοι τῆς βουλῆς ἡγούμενος ὅδε λόγος). — Daſ. heißt es: „Und dann, wie wollte ich fort, wenn der König den Schiffern verböte, mich einzuſchiffen, oder wenn er ihnen nur ſagte, daß, wenn ich ginge, es ohne ſeinen Willen geſchehe? Welcher Schiffer würde mich dann aufnehmen, wenn er mich aus dem Hauſe ſeines Herrn kommen ſähe?" Genauer würde dem Originale (S. 141.) folgende Ueberſetzung entſprechen: „Ueberdieß, wenn er mich nicht von ſich laſſen will, und keinem Schiffer ſelbſt Befehl ertheilt, mich wegzuführen, ſondern allen ſein Mißfallen an meinem Vorhaben der Abfahrt zu verſtehn giebt: wird da wohl irgend ein Schiffer mich aufnehmen, wenn er mich ſo aus dem Hauſe des Dionyſius forteilen ſieht?" — Im gleich Folgenden heißt es bey Schloſſer: „Ja, wie ſollte ich nur aus dem Haus (Hauſe) kommen, da ich in dem Garten wohnte —?" Es ſollte heißen: „Zum Unglück wohnte ich auch noch dazu im Garten" u. ſ. w. Die Worte πρὸς τοῖς ἄλλοισι κακοῖς ſind unüberſetzt geblieben.

S. 205.

S. 205. „Und ſo ſprach ich auch nichts weiter mit ihm über die Angelegenheiten des Dion; denn ich ſahe wohl, daß ich doch nichts ausrichten würde, und ich glaubte für die Ehre der Philoſophie und für meinen Freund alles gethan zu haben, was ich konnte." Im Original (S. 143.) iſt das letztere nicht mit dem vorigen verbunden, ſondern macht die Schlußformel dieſes Theils der Erzählung: μέχρι μὲν δὴ τούτων ταύτῃ μοὶ βεβοηθημένον ἐγεγόνει φιλοσοφίᾳ καὶ φίλοις. Dieß ließ ſich etwa geben: „So ging es mir bis dahin im Dienſte der Philoſophie und der Freunde."

Dieſe Bemerkungen, deren Anzahl ich leicht vermehren könnte, werden hinreichen, mein Urtheil zu beweiſen, daß die Schloſſerſche Ueberſetzung an ſehr vielen Stellen, ohne dem Genius unſrer Sprache untreu zu werden, weniger paraphraſtiſch, und zugleich an vielen andern genauer und richtiger ſeyn könnte. Vielleicht fühlte der Verfaſſer dieß ſelbſt zufolge einer beſcheidenen Aeußerung in der Vorrede S. XIV. Demungeachtet gehört ſie im Ganzen genommen zu den guten, lesbaren Ueberſetzungen; doch erſcheint ſie in einem vortheilhafteren Lichte, wenn man ſie als ein intereſſantes, gut geſchriebenes deutſches Buch betrachtet, als wenn man ſie nach den ſtrengeren Foderungen einer durchaus treuen Ueberſetzung aus dem Griechiſchen beurtheilt. Denn der kleineren Flecken, die als Verſehen in Rückſicht unſerer Sprache anzuſehn ſeyn möchten, ſind

ſind zu wenige, als daß man dem Werke darum den Namen eines gut geſchriebenen Deutſchen Buches abſprechen könnte. Zu jenen gehört, daß der Ueberſetzer immer ſagt: ich ſchriebe, gabe (S. 121.) bate (S. 204.), es ſtande (S. 83.), es bande (S. 153.) anſtatt: ich ſchrieb, gab, bat, es ſtand, es band; ferner, daß er im Imperativ (S. 75. 76.) befehle und vergeſſe ſagt für befiehl und vergiß. — Statt umgewandt, welches S. 193. in der Bedeutung von vice verſa ſteht, iſt ſonſt das Gewöhnliche: umgekehrt. — Zu dem Endzweck verträglich, wie S. 252. ſteht, ſagt man auch wohl nicht. — S. 175. kommt der Ausdruck vor: die glorreiche Bahn zu vollführen. Allein man ſagt nicht: eine Bahn vollführen, ſondern: eine Bahn zurücklegen; das Ende einer Bahn erreichen. — S. 132: „Mir ſchwebte immer eine gewiſſe Aengſtlichkeit vor.“ Gewiſſe Bilder ſchweben einem wohl vor; aber nicht Gemüthsſtimmungen. — Unrichtig ſchreibt Hr. S. faſt immer des Dions, wo es entweder heißen ſollte des Dion oder bloß Dion's. Auch iſt es nicht zu billigen, wenn er ſagt: der Anaxagoras (S. 79.), der Eraſt (S. 244.) wo kein Artikel ſtehn ſollte. — Noch bemerke ich die Kleinigkeit, daß mehrere orthographiſche Fehler in den Namen, wahrſcheinlich durch des Setzers Schuld, vorkommen, die man wenigſtens um mancher weniger kundigen Leſer willen in deutſchen Büchern vermieden wünſcht, wie Tigrannes (S. 70.) für Tigranes, Hera-

klid

klid (S. 180.) für Heraklit, Theodotus (S. 207. und immer) für Theodotes (Θεοδότης), Linceus (S. 192.) für Lynceus. — S. 187. in der Note Z. 6. iſt πάσχει zu leſen. — Doch nichts mehr dieſer Art. Denn ich wollte nicht gerade geben, was der geiſtreiche Verfaſſer der Lebensläufe nach aufſteigender Linie — was Hippel nicht uneben eine Leſe- und Buchſtabirrecenſion nennt.

M—ſt—n.

IX.

De l'état des lettres en Europe, depuis la fin du ſiècle qui a ſuivi celui d'Auguſte, jusqu'au règne de Louis XIV. Discours prononcé à l'ouverture du Lycée Républicain le 1. Décember 1796, par *Jean-François LA HARPE*, Profeſſeur de littérature au Lycée; à Paris chez les marchands de nouveautés. 1797. 8vo 84 S.

Die meiſten unſerer Leſer werden ſich erinnern, daß dieſer berühmte Dichter, unter uns vorzüglich durch die vortrefliche Gottersche Bearbeitung ſeines Trauerſpiels Mariane bekannt, nachdem er ſchon unter

unter Robespierre im Gefängniß geſchmachtet hatte, aufs neue von der gegenwärtigen Regierung in Frankreich im Oct. 1795 deshalb verhaftet ward, weil er, als Wahlherr von Paris, ſich der Maasregel des damaligen Convents widerſetzte, durch welche zwey Drittheile der Mitglieder deſſelben ſich, ohne neue Volkswahl, als Geſetzgeber auch unter der vorgeblich conſtitutionellen neuen Regierungsform behaupteten. Aus den Zeitungen iſt bekannt, daß Herr Laharpe, während ſeiner Gefangenſchaft, ſich genöthigt ſah, ſeine Bibliothek zu verkaufen, und daß die öffentliche Meynung das Directorium endlich dahin vermochte, den Dichter ſeines Verhafts zu entledigen. Mit gegenwärtiger Rede trat er ſein Lehramt wieder an. Alle franzöſiſche Journaliſten berichten, daß ſie eine außerordentliche Wirkung hervorbrachte; daß der Redner ſie mit einer ſo bewegten Seele gehalten und die Zuhörer mit einer ſolchen Stille und beym Schluß ausbrechenden Bewunderung angehört haben, die über alle Beſchreibung gehe.

Vortreflich zu dieſer beabſichtigen Wirkung war der Stoff derſelben gewählt; da ſowohl die Schilderung der Unwiſſenheit im Mittelalter und der daraus entſpringenden Verachtung und Verheerung von Kunſtwerken und Bibliotheken, als die Stiftung der Pariſer Univerſität, dem Redner die Gelegenheit darbot, ſich über das auszulaſſen, was, in dieſer Hinſicht, ſeit der Revolution in Frankreich geſchehen iſt, wo man, weil man alles

neu machen wollte, alles zerſtört hat. Und was hat man an die Stelle des Alten geſetzt?

Voyez ces efforts ſi multipliés et ſi impuiſſans pour bâtir ſans aucune baſe, pour organiſer le désordre et réaliſer le néant; tous ces plans également ſtériles tour à tour préconiſés et rejetés, ces généralités chimériques, qui, en voulant tout embraſſer, n'atteignent jamais à rien; ces theories ſi follement ambitieuſes et ſi complettement inexécutables, où l'orgueil des mots eſt en raiſon du vide des idées, ce charlatanisme puéril qui croit changer les choſes en changeant les noms, et qui ſe retranche obſtinément dans les ſpéculations de l'avenir, quand il eſt ſans ceſſe repouſſé par l'impoſſibilité actuelle. Voyez cette profonde et honteuſe ignorance des premiers principes et des premiers élémens de toute éducation publique, ignorance portée au point de ne pas même diſtinguer et claſſer ce qui convient aux differens âges de l'homme, à l'enfance, à l'adolescence, à la jeuneſſe, à l'âge adulte; de confondre des académies avec des écoles, des raſſemblemens de gens de lettres avec des maiſons d'éducation, d'imaginer qu'il ſuffit de nommer des maîtres pour attirer des disciples, que l'on peut inſtruire et former des enfans et des adoleſcens ſans aucun point de réunion habituelle et obligée, ſans aucun but marqué et diſtinct, ſans aucun lien moral d'attachement et de reſpect entre les inſtituteurs et les élèves, ſans aucun frein de discipline, ſans aucun moyen de ſubordination, et ſans aucun plan d'avancement; qu'on peut établir la morale ſi déplorablement avi-

lie, l'inſpirer et l'inculquer à des enfans, à des adolescens, avec des méthodes métaphyſiques, ſans aucune de ces notions réligieuſes, ſi naturelles pour ainſi dire à l'inſtinct de l'homme, les ſeules qui, réunies à des objets ſenſibles, ayent une véritable autorité ſur ce premier âge, parce qu'elles ſeules parlent à ſon coeur, et que le coeur devance néceſſairement la raiſon; notions ſi eſſentielles et ſi ſacrées, même en politique humaine, qu'en ſuppoſant (ce qui n'eſt pas) qu'elles puſſent être inutiles à l'intelligence formée, elles feraient encore d'une indispenſable néceſſité pour ce premier âge, puisqu' incapable de raiſonnemens abſtraits, il ne peut et ne doit que croire, aimer et obéir.

Dergleichen Aeußerungen — und ſie füllen ein gutes Drittheil der Schrift — waren natürlich der herrſchenden Faction höchſt ſchmerzhaft; auch ſchrie ſie laut auf und Hr. Louvet beſchuldigte den Redner, er habe Mord, Aufruhr, Straßenraub und den Bürgerkrieg gepredigt, er ſey den Engländern verkauft, un escroc, un bourreau, trage die weiße Cocarde, und, wie Hr. Laharpe S. 79. berichtet, et même, s'il faut tout dire, que *j'ai levé les yeux au ciel;* (welches ſich auf ſeine geäußerten religiöſen Geſinnungen bezieht). Um dieſe Verläumdungen zu vernichten, ließ Hr. Laharpe ſeine Rede drucken, und bemerkt in einer beygefügten Nachſchrift, daß ſich das Directorium für revolutionär erklären würde, wenn es das auf ſich zöge, was er über den alles zerſtörenden Revolutionsgeiſt geſagt habe. Dieß gehe dem, nach

den

den vorgefallenen Zerſtörungen eingeſetzten, Directorio nichts an: il n'eſt chargé que de l'exécution des loix, ou de ce qui a le nom de loix. Er habe nichts angegriffen, qui ne fût *révolutionaire*, et le *gouvernement* eſt ou eſt cenſé devoir être *conſtitutionel*.

Merkwürdig iſt, daß auf dem Titel dieſer Schrift die Zeitrechnung nach dem chriſtlichen Calender angegeben wird, und ſehr ſtark iſt das aus dem 38ſten Pſalm *) nach der lateiniſchen Verſion entlehnte Motto, welches in der beygefügten franzöſiſchen Ueberſetzung alſo lautet:

J'ai mis une garde à ma bouche, lorsque le méchant s'élevait contre moi; je ſuis reſté muet et humilié, et j'ai retenu dans le ſilence même ce qui était bon à dire, et ma douleur s'eſt renouvellée; mon coeur s'eſt échauffé au dedans de moi; le feu s'eſt allumé dans mes méditations, ma langue s'eſt déliée et j'ai parlé.

Die Vorleſungen, die Hr. Laharpe mit dieſer Rede einleitet, werden die Litterargeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts darſtellen. La matière, trop vaſte pour le cours d'une année, ſera réduite à trois parties: la littérature agréable ou d'imagination, dans laquelle Voltaire eſt celui qui ſoutient le mieux la comparaiſon avec l'âge précédent; (nämlich dem Jahrhundert Ludwig XIV. über welches Hr. Laharpe,

*) Der 39ſte in der lutheriſchen Ueberſetzung.

ſo wie über die Litteratur der Griechen und Römer, im Jahr 1788 Vorleſungen hielt;) la nouvelle philoſophie que vit naître le nôtre en ſes premièrs années, et que les dernières ont dû nous mettre à portée d'apprécier; enfin la poëſie des livres ſaints, ſujet aſſez neuf, plus fécond que peut-être on ne le croit, au moins parmi nous, et dont la plus grande difficulté eſt celle de ſe reſtreindre et de ſe borner.

Nach der gegenwärtigen Vorleſung zu urtheilen, werden unterrichtete Perſonen mehr Vortheil von dieſem Curſu haben, als Anfänger. Mit leztern muß man einzele Schriftſteller durchgehen; ein allgemeiner Ueberblick hilft ihnen zu nichts, kann aber leicht Schwäzer bilden: gerade wie das Durchlaufen von Kunſtgallerien mit jemand, der keine Anweiſung im Zeichnen erhalten hat. Indeß iſt Hrn. Laharpe's Methode immer noch beſſer, als die, ſeit Gellerts Tode, bey uns und auf andern proteſtantiſchen Univerſitäten eingeriſſene, nach welcher man die ſtudirende Jugend mit der Aeſthetik zu einer Zeit bekannt macht, wo ihr Gefühl durch vielfältiges Studium guter Muſter noch nicht gebildet, und in ihrem Gedächtniß noch kein Vorrath niedergelegt worden iſt, um Vergleichungen und Unterſuchungen über das Schöne anſtellen zu können; welches man doch a poſteriori zuvor kennen muß, um a priori darüber mit Verſtand zu raiſonniren.

Un-

Unterſuchungen über die geiſtliche Poeſie ſind in der That für Frankreich ein ganz neuer Gegenſtand. Den Engländern und Deutſchen wird Hr. Laharpe freylich darüber nichts Neues ſagen; indeß verſprechen wir uns doch noch mehr Genuß von dem Leſen dieſes dritten Abſchnitts ſeiner Vorleſungen, als von dem zweyten über die neuere Philoſophie. Denn ſchon der Ton, mit welchem er dieſen Theil ſeines Unterrichts ankündigt, zeigt, daß er die Sache nicht ganz aus dem rechten Geſichtspunkt ſieht. Die franzöſiſchen Philoſophen unſerer Zeit haben die Metaphyſik weder erweitert, wie Descartes, Leibnitz, Locke, Lambert, Tetens, noch dem Syſtem eine neue Form gegeben, wie dieß unter uns Wolf, Cruſius und Kant gethan haben; ſondern die metaphyſiſchen Lehren auf eine Weiſe vorgetragen, ſo daß Unverſtändige wähnen, ſie verſtünden dieſelben, und bedürften nun nicht ferner des religiöſen Glaubens, weil ſie die Urſache aller Dinge durchſchauten. Hierin liegt der Grund des Uebels, welches ſchon vor zwanzig Jahren ſo weit gieng, daß man in den Pariſer Zirkeln Diderots Syſtême de la Nature, mit einer boshaften Anſpielung auf die canoniſchen Schriften der Kirche, nur le livre nannte; um anzudeuten, es ſey die Bibel der philoſophiſchen Köpfe. Diderot war in ſeinem Nachforſchen ſo weit gekommen, einzuſehen, daß er, mit Sokrates zu reden, nichts wiſſe; mit andern Worten: daß man das Weſen der Gottheit, die Natur der menſchlichen Seele, das Innere der Materie, die Dauer und Größe des Welt-

alls u. ſ. w. nicht ergründen könne; und hieraus ſchloß er, ſehr übereilt: alle dieſe Begriffe wären nur Hirngeſpinnſte, denen keine objektive Realität zum Grunde läge; alles ſey nur ein Spiel, und der vorgeblich moraliſche Zweck in der Schöpfung nirgends zu finden. Herr von Göthe unter uns ſcheint eben ſo zu denken, denn er ſagt im Schillerſchen Muſenalmanach für 1796 S. 241, ganz im Geiſte der franzöſiſchen Atheiſten:

Iſt's denn ſo großes Geheimniß, was Gott und der Menſch und die Welt ſey?
Nein! Doch niemand mag's gern hören, da bleibt es geheim.

Dergleichen Einfälle eines witzigen Kopfes ſind aber nicht Philoſophie, ſondern — ſprudelnde Einfälle. Wenigſtens ſollte man ſie nicht eine neue Philoſophie nennen, wie Hr. Laharpe thut, ſondern eine überſalzene.

Zur Probe der laharpeſchen Manier wollen wir die, gewiß höchſt ſchwierige Schilderung der Kirchenväter als Redner herſetzen; man wird daraus ſehen, wie ungegründet der Vorwurf iſt: Hr. Laharpe habe die Kirchenväter unbedingt gelobt und in Schutz genommen. Ein Mann, wie Chryſoſtomus war, bedarf von keinem Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts in Schutz genommen, wohl aber zuweilen gegen Unverſtändige vertheidigt zu werden, die verſchreyen was ſie nicht kennen; die nicht einſehen, daß, nachdem die Vorſtellung

der

der Vielgötterey alle Kraft verloren hatte, Moralität zu bewürken, nothwendig die religiöſen Gefühle des Menſchen, durch die er ſich von allen uns bekannten Geſchöpfen auszeichnet, — indem nur der Menſch Vorſtellungen von unkörperlichen, mit der Sinnenwelt aber in Bezug ſtehenden Weſen hat, die er deshalb ſich geneigt zu machen wünſcht, — daß, ſagen wir, dieſe Gefühle nothwendig eine veränderte Richtung, das Syſtem derſelben eine neue Form bekommen mußte. Sehr richtig ſagt Hr. Laharpe:

Un nouvel ordre d'idées et de ſentimens à développer, une foule d'obſtacles à combattre et d'adverſaires à confondre, la néceſſité de vaincre par la perſuaſion et l'exemple, qui étaient les deux ſeules forces de la religion naiſſante, voilà ce qui dut animer le génie des fondateurs et des defenſeurs du chriſtianiſme. Le paganiſme, long-temps perſécuteur, était encore redoutable, même depuis que Conſtantin eut fait regner l'évangile. Les Zélateurs de l'ancienne religion avaient pour eux, ſelon les temps et les circonſtances, des intérêts de parti, et dans tous les temps l'intérêt de toutes les paſſions diviniſées par le polythéiſme. Mais il faut avouer que ce n'étaient, ſous aucun rapport, des hommes à comparer aux prédicateurs de la foi chrétienne. Il s'en fallait de beaucoup que Celſe, Porphyre, Symmaque puſſent balancer la dialectique d'un Tertullien, la ſcience d'un Origène, ni les talens d'un Auguſtin et d'un Chryſoſtôme. Ce dernier, dont le nom ſeul rappelle la haute idée que ſes contemporains avaient de

ſon éloquence, peut être oppoſé à ce que l'antiquité avait eu de plus grand. Ce n'eſt pas que dans ſes écrits, comme dans ceux de S. Auguſtin, de S. Baſile, de S. Grégoire, la critique n'ait pu remarquer des défauts que n'ont pas eus les claſſiques grecs et romains; on s'apperçoit que les orateurs chrétiens n'ont pu échapper entièrement au goût général de leur temps, qui s'était fort corrompu. On y déſirerait ſouvent plus de ſévérité dans le ſtyle, plus d'attention aux convenances du genre, plus de méthode, plus de meſure dans les détails. On leur a reproché de la diffuſion, des digreſſions trop fréquentes, et l'abus de l'érudition, qui, dans l'éloquence, doit être ſobrement employée, de peur qu'en voulant trop inſtruire l'auditeur, on ne vienne à le refroidir. Mais auſſi quel connaiſſeur impartial n'y admirera pas un mélange heureux d'élévation et de douceur, de force et d'onction, de beaux mouvemens et de grandes idées, et en général cette élocution facile et naturelle, l'un des caractères diſtinctifs des ſiècles qui ont fait époque dans l'hiſtoire des lettres?

Celle où je m'arrête en ce moment préſente une obſervation qu'il ne faut pas omettre: c'eſt la ſupériorité des Grecs ſur les Latins. Ceux-ci nous offrent principalement comme écrivains et orateurs, dans ces premiers âges du chriſtianiſme, Tertullien, S. Ambroiſe, S. Cyprien et S. Auguſtin. Perſonne ne conteſte au premier la vigueur des penſées et du raiſonnement; mais perſonne auſſi n'excuſe la dureté africaine de ſon ſtyle, même dans ſes deux ouvrages les plus célèbres,

l'Apo-

l'Apologie et les *Preſcriptions*, dont les beautés frappantes ſont mélées d'affectation, d'obſcurité et d'enflure. S. Cyprien qui l'avait pris pour modèle, en a conſervé le caractère, mais également affaibli dans les beautés et dans les défauts. S. Ambroiſe a beaucoup plus de douceur et de pureté; mais il s'élève peu, et n'a pas comme eux cette foule de traits qui préparait pour la chaire tant de citations heureuſes et brillantes. S. Auguſtin eſt certainement le plus beau génie de l'églife latine: il eſt impoſſible d'avoir plus d'eſprit et d'imagination; mais on convient qu'il abuſe de tous les deux. Son ſtyle nous rappelle Sénèque, comme celui de Grégoire, de Baſile, de Chryſoſtôme rappelle Cicéron et Démoſthène, et c'eſt dire aſſez que les pères Grecs ont la palme de l'éloquence.

Mit gleicher Feinheit und Präciſion ſchildert der Verf. die Vortheile und den Misbrauch der Buchdruckerkunſt, das Zeitalter der Medices, und das Zeitalter Ludwig XIV. Nur was er über die ältere engliſche Dichtkunſt ſagt, giebt zu der Vermuthung Anlaß, daß er die engliſchen Dichter blos aus franzöſiſchen Ueberſetzungen kennt; wenigſtens beurtheilt er ſie nicht mit Rückſicht auf die politiſche Lage des engliſchen Reichs. Ein Dichter aber will zunächſt ſeine zeitverwandten Landsleute beluſtigen, belehren, ſeine Empfindungen ihnen mittheilen, und muß ſich alſo nach ihrem Geſchmack bequemen, nach ihren Empfindungen richten, um auf ſie zu wirken; nicht zu rechnen, daß die Empfindungsweiſe eines jeden durch die herrſchende Empfindungsweiſe des Jahrhunderts, in dem er

 lebt,

lebt, mit beſtimmt wird. Die Beurtheilung eines Kunſtwerks muß daher immer einſeitig ausfallen, wenn man dabey blos im Auge hat, was unter allen Umſtänden, in jedem Jahrhundert gefällt, oder wohl gar, was die Griechen zu den Zeiten des Perikles, die Römer zu den Zeiten des Cicero, etwa bey Leſung des verlornen Paradieſes, oder der Meſſiade, Stellenweiſe dürften empfunden haben. Aus Eitelkeit halten die Franzoſen gewöhnlich ihre Empfindungsweiſe für die einzig wahre, und daher rührt die Einſeitigkeit ihrer Kritik.

X.

Entwickelung des Ifflandiſchen Spiels in vierzehn Darſtellungen auf dem Weimariſchen Hoftheater im Aprilmonat 1796. Leipzig, bey G. J. Göſchen. XVI. und 407 S. in 8vo.

Es iſt eine allgemeine Klage, daß ſich die deutſche Schauſpielkunſt ſeit zwanzig Jahren immer mehr und mehr verſchlechtert. Sollte die Urſache nicht hauptſächlich darin liegen, daß unſere Höfe das franzöſiſche Schauſpiel verbannt und dafür wälſche Sänger in Sold genommen haben? Ein

anderes

anderes wär es, wenn an unſern Höfen gar kein fremdes Schauſpiel beſchützt würde: dann könnte ſich vielleicht in Wien und Berlin *) ein gutes deutſches Schauſpiel bilden. Wiewohl das getheilte politiſche Intereſſe der Deutſchen eine ſolche Stiftung unendlich erſchwert, und wir ein vortrefliches und eigenthümliches komiſches Theater nur auf Koſten unſerer Reichsverfaſſung erhalten könnten; welches denn doch ein zu hoher Preiß dafür wäre. Beſonders ſind die deutſchen Schauſpielerinnen, ſeit ſie nicht mehr mit Franzöſinnen zu wetteifern brauchen, ſo herabgeſunken, daß, (mit einigen Ausnahmen, wie ſich verſteht,) von Kunſt bey ihrem Spiel kaum mehr die Rede ſeyn kann, und ſie nur noch durch ihren Körper und den Ausdruck ſinnlicher Begierden in Ton, Gang und Geberden, junge Männer und alte Wollüſtlinge ins Theater ziehen. Mit den deutſchen Schauſpielern ſteht es etwas beſſer; was wir vorzüglich, nachdem die Ritterſchauſpiele alle Feinheit und allen Anſtand von unſern Bühnen verdrängt hatten, Herrn Jfflands Beyſpiel und ſeinen ganz für den kläglichen Zuſtand unſerer Bühnen berechneten Dramen zu danken haben; zu deren Aufführung weder unterrichtete, fein gebildete Weiber, noch hoher

*) Weder Hamburg noch Leipzig iſt dazu geſchickt, weil in beyden Städten der Ton einſeitig, dort blos merkantiliſch, hier merkantiliſch-litterariſch, und alſo freylich etwas beſſer, aber doch immer zu beſchränkt iſt, um das feine Komiſche hervorzubringen und fühlbar zu machen.

hoher männlicher Anſtand und große Gewandheit des Körpers durchaus erforderlich, die aber jeden jungen Menſchen, der nicht ganz von Schulſtudien und ſittlicher Bildung entblößt iſt, durch ihre wahre Schilderung häuslicher Auftritte, und aus dem Mittelſtande genommener und gut gehaltener Charaktere, wenn ſchon nicht zu einem großen, ſo doch braven und angenehmen Schauſpieler zu bilden geſchickt ſind.

Da alſo, ohne Herrn Iffland, unſer Theater ſchwerlich heutzutage die Aufmerkſamkeit eines gebildeten Mannes noch auf ſich ziehen dürfte; ſo verdiente er allerdings ein litterariſches Ehrendenkmahl, das überdem dazu beytragen konnte, neuen Eifer ſowohl unter den Schauſpielern als Zuſchauern für unſere Bühne zu wecken, und jene, wie dieſe, über den wahren Werth und Zweck theatraliſcher Vorſtellungen zu belehren. Es iſt ihm in gegenwärtiger Schrift von einem Gelehrten errichtet worden, der ſich in die verſchiedenartigſten Gegenſtände mit bewundernswerther Leichtigkeit hinein zu denken vermag, und der, bey einer ungeheuern Beleſenheit, ein ſo glückliches Gedächtniß beſitzt, welches ihn an alles, was auf den Gegenſtand, worüber er ſchreibt, Bezug hat, ſofort erinnert. Praktiſche Theaterkenntniß wär aber freylich noch erforderlich geweſen, wenn Herr Böttiger, (deſſen Namen man unter der Vorrede findet,) das Ifflandiſche Spiel nicht blos hätte entwickeln wollen, um es zu loben, ſondern um aus einander zu ſetzen, warum Ifflands Geiſt den Gang nahm,

den

Digitized by Google

den wir ihn ſeit ſeinem erſten öffentlichen Auftritt zu Gotha, unter Eckhofs und Gotters Leitung, bis jeʒt haben nehmen ſehen; da er von der Natur weit mehr beſtimmt ſchien, unſer Moliere und Preville, als unſer Mercier und Monvel zu werden, hätte die Beſchaffenheit unſerer Bühnen nicht ſeinen Anlagen eine veränderte Richtung gegeben.

Wie es um unſer Theater ſteht, zeigen die Rollen ſchon zur Genüge, die Herr Iffland zu Weimar geſpielt hat. Es ſind folgende:

Graf Wodmar im deutſchen Hausvater von Gemmingen.

Czar Peter in den Streliʒen von Babo.

Stabschirurgus Rechler im Scheinverdienſt von Iffland.

Der alte Dalner in Dienſtpflicht von Demſelben.

Lieutenant Wallen in einem engliſchen von Schröder umgearbeiteten Poſſenſpiel.

Treumund in einem Nachſpiel von Dalberg: die eheliche Probe.

Poſert in den Spielern von Iffland.

Hofrath Reinhold in den Hageſtolzen von Iffland.

Commiſſär Wallmann in der Ausſteuer von Demſelben.

Oberprieſter in der Sonnenjungfrau von Koʒebue.

Franz Moor in den Räubern von Schillern.

Licentiat Wanner im Herbſttag von Iffland.

Egmont, im Trauerſpiel dieſes Namens von Göthe.

Wie

Wie man ſieht, iſt auch nicht eine Rolle darunter, bey der es das größte Lob wäre, wenn man ſagt: der Schauſpieler habe den Geiſt des Dichters gefaßt und mit ihm gerungen; wie dieß der Fall war, wenn Eckhof den Odoardo oder den Hausvater von Diderot ſpielte. Selbſt in ſeinen eignen Schauſpielen hat Herr Iffland meiſtens Rollen geſpielt, die, wie man zu reden pflegt, den Schauſpieler tragen, und nach denen ſie eben deshalb geizen: denn wir alle ſind geneigt, das Bret da zu bohren, wo es am dünnſten iſt. Einige derſelben, wie der Stabschirurgus im Scheinverdienſt und der Commiſſär in der Ausſteuer, ſind überdieß von der Art, daß ſie auf ſehr verſchiedene Weiſe geſpielt werden können; es ſind Schuhe auf den Kauf gemacht, die für mehr denn einen Fuß paſſen. In der Ausſteuer iſt der Charakter des Raths derjenige, deſſen Ausführung einem Schauſpieler ungleich mehr Ehre machen würde, als die Darſtellung des Commiſſars oder des Amtmanns; ſo wie die ſchöne Haltung und Entwickelung jenes Charakters Herrn Iffland als Dichter unendlich mehr Ehre macht, als die mit feſter Hand, aber unbeſtimmten Zügen hingeworfenen Charaktere des Commiſſars und Amtmanns, oder die aus engliſchen Romanen entlehnten des Morfeld und des Kanzleydirektors in dieſem Stück. Aber eben weil jener Charakter ſchwer zu ſpielen iſt, und ſeine richtige Darſtellung, gerade wie die des Marinelli, nur von dem Kenner bewundert wird, haben wenig Schauſpieler Luſt ſie zu übernehmen, können ſogar wenige unſerer Schau-

ſpieler

Digitized by Google

ſpieler ſie übernehmen, und darüber geht das ganze Stück auf unſern meiſten Bühnen verloren. Nur auf einem geſellſchaftlichen Theater haben wir es kürzlich hier ſo ſpielen ſehen, wie es geſpielt werden muß, wenn der denkende Mann mit Wohlgefallen der Vorſtellung zuſehen ſoll.

Den Lieutenant Wallen gut ſpielen zu ſehen, macht allerdings Vergnügen: aber Herr Iffland wird ſicher ſelbſt auf dieſe Rolle keinen großen Werth legen, obſchon es die einzige iſt, deren Wiederholung man in Weimar von ihm begehrte. Sehr Recht hat er aber zuweilen dergleichen Rollen zu ſpielen; ſie machen einen Schauſpieler ſattelfeſt. Wie ſehr wäre zu wünſchen, daß die extemporirten Nachſpiele, im italiäniſchen Geſchmack, wieder bey uns eingeführt würden! Sie ſind für die Schauſpieler die beſte Schule, und eine unverſiegliche Quelle des Vergnügens für die Zuſchauer, ſobald Männer wie Iffland darin auftreten.

Von der Rolle des Czar lohnt es nicht der Mühe zu reden. Freywillig kann man dieſe Rolle nur in einer Stimmung übernehmen, wie etwa die iſt, wenn man ſich vermummt, um junge Mädchen zum Beſten zu haben. Es gehört das Phlegma der Deutſchen dazu, um ein Stück wie die Strelitzen von der erſten bis zur letzten Scene auszuhalten.

Den Oberprieſter ſoll Herr Iffland einzig geſpielt haben, um ſeine ganze Stärke in mahlenden Geſten zu zeigen. Wir lieben ſehr zuweilen Stücke zu ſehen, die dem Schauſpieler hierzu Gelegenheit

heit geben; nur müſſen ſie mehr innern Gehalt haben, als die Sonnenjungfrau von Kotzebue; vor allen aber nicht, wie dieſe Verhunzung einer ſchönen Epiſode aus Marmontels Incas, den Zuſchauerinnen die Schaamröthe ins Geſicht jagen. Die Iphigenie von Göthe, oder Gotters Bearbeitung der Alzire wären ungleich würdiger und zweckmäßiger geweſen; da Herr Iffland zugleich die Art und Weiſe Verſe vorzutragen, und ſeine Stärke im Ausdruck dichteriſcher Schönheiten, mit mahlenden Geſten vereinigt, hätte zeigen können.

Noch lieber wollen wir aber die Vorſtellung der Sonnenjungfrau und der Strelitzen allenfalls ertragen, als die der Räuber; wenn ſchon freylich das letztere Stück einen ungleich größeren Dichter verräth, als jene beyden zuſammen genommen. Wie aber verräth es dieß? Wenn man bedenkt, unter welchen Umſtänden der junge Dichter dieß Stück ſchrieb. Für eine Arbeit, auf der Schule verfertiget, iſt es ein bewundernswerthes Produkt: aber es vorſtellen zu laſſen, verräth wenig Sorgfalt von Deutſchlands Polizey-Anſtalten. Die Engländer, fürwahr keine ängſtlichen Moraliſten, haben gleichwohl die Vorſtellung eines ſo unſittlichen Stücks unterſagt, weil ſie ſehr richtig urtheilen, daß man wohl zugeben kann, daß ſo etwas geleſen, aber keinesweges, daß es aufgeführt werde, wenn man nicht haben will, daß ein roher Purſchenton und eine falſche Anſicht der freylich zum Theil conventionellen, aber zur Erhaltung der bür-

gerlichen

Digitized by Google

gerlichen Ordnung und Sicherheit durchaus nöthigen Einrichtungen allgemein werde.

Welch ein anderes Werk iſt Egmont! Der Verfaſſer hat, wie man ſieht, keinen Plan gehabt, als er zu arbeiten anfing; was auch bey ſeinem neueſten Werke, Meiſters Lehrjahre, und mehrern ſeiner Produkte ſichtbar genug iſt. Seine Entwickelungen ſind elend. Es iſt keine Haltung in dem Ganzen. Nebenumſtände werden zu weitläuftig auseinander geſetzt: Hauptſcenen nicht hinreichend ausgemahlt. Aber im Einzelnen vortrefliche Stellen; wahre Darſtellung, ſchöne Lebensregeln; beſonders eine ergreifende Individualität in den Charakteren. Dieſe findet man nirgends bey Schiller. Ueberhaupt fehlt es ihm an Wahrheit: er nimmt eine oberflächliche Idee von den Gegenſtänden und den Menſchen ab, und hüllt dieſe in ein Bild mit Hülfe einer gewaltſamen Anſtrengung ſeiner Einbildungskraft. Schaal wenn er dieſe zügelt, übertrieben wenn er ihr freyen Lauf läßt, iſt er gleich fern von Geſchmack und von wahrer Empfindung, und nur da erträglich, wo er im Shakſpearſchen Sturm- und Drang-Tone arbeitet. — Unter allen den Stücken, in welchen Herr Iffland zu Weimar aufgetreten iſt, dürfte Egmont das dichteriſchte Produkt ſeyn; aber es iſt nicht für die Vorſtellung geeignet. Die Anfangsſcenen laſſen eine komiſche Oper erwarten, und der Schlußact hat den Ton des lyriſchen Drama. Wie Hr. B. berichtet, hat man mit ihm mancherley Veränderungen vorgenommen, aber dadurch nur übel ärger gemacht.

macht. Aus der Mitte des Stücks ſind mehrere Scenen bey der Vorſtellung weggeblieben; der ſicherſte Beweis, daß es kein wohl verbundenes Ganze iſt. Egmont zeigt ſich mehr als Libertin, denn als Staatsmann: ein Staatsmann aber, der bey der größten Gefahr des Vaterlandes ſeine Zeit mit Beſuchen bey ſeinem Liebchen vertändelt, iſt kein Charakter, der unſer Herz an ſich zöge. Schon deshalb wird Herr Iffland dieſe Rolle ſchwerlich außer Weimar ſpielen, wäre ſeine Figur auch für dieſelbe ſo zuſagend, als ſie ihm hinderlich iſt, verliebte Helden zu ſpielen. Selbſt der verſtorbene Reinecke wäre nicht vermögend geweſen, ſie zu heben, ſo entſprechend ſeine Figur für dieſelbe war.

Wir ſind indeß weit entfernt, Herrn Iffland die Schuld beyzumeſſen, daß ſein Commentator nicht veranlaßt wurde, ihn als Alvarez in der Alzire, Odoardo oder Marinelli in Emilia Galotti, Herrn von Aſſen in Wezels Rache für Rache, als Wirth in Göthe's Mitſchuldigen und der Minna von Barnhelm, als Comthur in Diderots Hausvater, Anton in Gotters Bearbeitung des Weiſen in der That, Agapitto in Goldoni's verſtellter Kranke und ähnlichen Rollen zu ſchildern; nächſt denen, verſteht ſich, aus ſeinen eignen Stücken, in welchen jedes Publicum ihn natürlich zuvörderſt, beſonders als Oberförſter in den Jägern und Zimmermeiſter in den Advokaten, ſo wie in der Hauptrolle ſeines neuen ſchönen Stücks, der Hausfriede, zu ſehen wünſchen wird. Wie gern würde er wahrſcheinlich darin aufgetreten ſeyn, wären jene Stücke

auf

auf unſern Bühnen einſtudiert, und für die itzige Stimmung unſerer Schauſpieler und unſers durch Ritterſchauſpiele, den großen Banditen Abellino und die Räuber verſtimmten Publicums nicht zu nüchtern. Hat man doch erſt im Februar dieſes Jahrs zu Berlin die verſtellte Kranke nicht ſehen mögen. Herr Iffland ließ dafür den Wildfang, ein Flickwerk von Schröder, ankündigen, worin er nicht ſpielte, und das ein eben ſo unſtreitig ſchlechtes, als die verſtellte Kranke ein unſtreitig gutes Stück iſt — und man klatſchte. Unter ſolchen Umſtänden muß jedem wahren Schauſpieler die Luſt vergehen, ernſtlich mit ſeiner Kunſt, um der Kunſt ſelbſt willen, ſich zu beſchäftigen. Nur der Dichter kann in Herrn Iffland den Schauſpieler aufrecht erhalten.

Herr Conſ. Rath **Böttiger** fühlte ohne Zweifel alles dieß eben ſo gut als wir, und darum enthielt er ſich gänzlich von dem Werthe der vorgeſtellten Stücke zu ſprechen. Nur bey Gelegenheit des Ifflandiſchen Schauſpiels, der **Spieler**, hat er einen Brief über dieſes Stück eingerückt, den wir, mit Weglaſſung einiger Complimente, herſetzen: „Das Stück," heißt es darin, „hat bey allen „Schönheiten doch auch die Fehler der Ifflandi„ſchen Familien- und Porträtſtücke. Alle morali„ſche Beſſerung wird in ſeinen Stücken von **außen** „**herein**, nicht von **innen heraus** bewirkt. Da„her oft das Gewaltſame, unwahrſcheinlich zuſam„men Gedrängte und Ueberhäufte in ſeinen Hand„lungen. Daher iſt auch der Baron in dieſem

„Stücke, Frau und Kind, Schwiegervater, der „alte Rector, der alte General, ja Poſert ſelbſt „mögen thun, was ſie wollen, unverbeſſerlich. „Der Dichter fühlt es, und will das durch Häu„fung äußerer Motiven erſetzen, was den innern „abgeht. Daher das große Getümmel und das „überhäufte Perſonal, das unaufhörliche An- und „Ablaufen der Spielenden, und die große Unbe„quemlichkeit, daß ein Stück, das faſt alles in „Requiſition ſetzen muß, was auch zum zahlreich„ſten Theaterperſonal gehört, kaum mit erträgli„cher Einheit und Zuſammenſtimmung der Mit„ſpielenden gegeben werden kann. Die Rollen des „Hofraths von Fernau und des Rectors könnten z. „B. in dieſem Stücke, ohne den geringſten Verluſt „der Wahrſcheinlichkeit, ganz weggeſchnitten wer„den *). Die letzte Scene, wo der Pharotiſch „beym General vorkommt, und auf deren Wir„kung der Dichter mit Grund gerechnet zu haben „ſcheint, iſt nicht allein überflüſſig, ſondern ſie „ſchwächt auch den Eindruck des Ganzen, ſtatt „einen Stachel in der Seele des ſcheidenden Zu„ſchauers zu laſſen. Man erwartet, der alte Gau„ner ſoll hier ſelbſt beym Spiele entlarvt werden. „Aber der iſt ja ſchon durch die Papiere, die der „General in den Händen hat, in ſeiner ganzen Blö„ße erkannt, und es bedarf keines neuen Erweiſes. „Der verführte Croupier hat ſchon vorher, und ei„gentlich im ganzen Stücke, ſo viel Weichheit ge„zeigt, daß es dieſer demüthigenden Scene zur „augen-

*) Eben ſo der Canzleydirector in der Ausſteuer.

„augenblicklichen Zerknirſchung gar nicht bedarf, „die eigentlich blos zur Qual der unſchuldigen, „ſchon genug gebeugten Marie erfunden zu ſeyn „ſcheint, und alles Gefühl empört. Und wie dürf„te ſich wohl der, wie es ſcheint, con amore „beygebrachte Theaterſtreich entſchuldigen laſſen, „daß der General den Knaben ſelbſt auf die Karte „ſetzt? Man hat in England Beyſpiele, daß ver„zweifelte Spieler ihre Frau auf die Karte ſetzten. „Aber eine Frau kann auch, nach den engliſchen „Geſetzen, von ihrem Manne käuflich veräußert „werden. Mit dem Knaben iſt's etwas anders. „Gewonnen oder verloren im bürgerlichen Sinne „kann er nicht werden. Der Streich kann für „den erſten Augenblick den Zuſchauer erſchüttern, „iſt er aber zur Beſonnenheit zurück gekehrt, ſo „lächelt er über den Theaterblitz. Die Abſicht bey „dieſer Scene war alſo wohl nur Demüthigung des „alten hartherzigen Geheimenraths. Aber dieſe, „dünkt mich, konnte auf eine kürzere und doch weit „angreifendere Weiſe erhalten werden, da dieſe „elende Drahtpuppe der Etiquette ohnedem viel zu „leichten Kaufes wegkommt, und weder bey ihm „noch dem fatalen Fernau und dem ſchurkiſchen „Habrecht die poetiſche Gerechtigkeit gehandhabt „wird.“ Vortreflich! Hätte dieſer Kunſtrichter doch über mehrere Stücke ſein Urtheil Herrn B. mitgetheilt! Wenn dieſer in der Einleitung zu dem Brief (S. 166) meynt: es ſey unmöglich eine lebendige Geſchichte der Leidenſchaft des Spiels in einem Schauſpiele aufzuſtellen, deren Entſtehung,

Fortgang und Ende in einem ſo kurzen Zeitraum zu entwickeln; ſo hat er nicht an Mauvillons niedliches kleines Stück der Spieler, im 2ten Theil ſeines Geſellſchafts-Theaters, gedacht, oder es nicht gekannt: hier kann er dieſe allerdings ſchwere Aufgabe zu ſeiner Befriedigung aufgelößt finden. Wäre es nur möglich dieß lehrreiche Stück den jungen Offizieren in die Hand, oder noch beſſer in den Kopf zu bringen! Eben ſo hat Hr. B. S. 161 nicht an den 2ten Act der Operette Raoul von Crequi ſich erinnert, da er in der Meynung zu ſtehen ſcheint, man habe noch gar keine Doppelſcenen auf dem Theater verſucht.

Welche feine poetiſche Bemerkungen er uns hätte geben können, hätte er nicht ſeine guten Urſachen gehabt, ſie hier zurück zu halten, ſieht man aus der Anmerkung zu S. 215, wo Hr. B., nach einer kleinen Verbeugung für Hrn. Iffland, ihn erinnert, fürs Künftige doch Natur und Cultur nicht ferner in einen falſchen Contraſt zu ſetzen. Mit Vergnügen ſchreiben wir die Stelle ab, da ſie überaus lehrreich iſt. „Cultur iſt dem Dichter „immer die Quelle aller moraliſchen Verdorbenheit. „Wenn ſeine durch ſtädtiſche Cultur entnervten Men„ſchen gebeſſert werden ſollen, ſo kehren ſie in den „urſprünglichen Naturzuſtand zurück. Der Hage„ſtolze geht auf ſein Gütchen und heirathet ein „Bauermädchen u. ſ. w. Man könnte fragen, ob „es nicht vielmehr das ernſte Geſchäft eines Schau„ſpieldichters unſerer Tage ſeyn ſollte, die verun„glimpfte Cultur dadurch zu Ehren zu bringen,

„daß

„daß er zeigte, wie ſie von allen Auswüchſen gerei„nigt, veredelt und liebenswürdig gemacht werden „könne. Die Idyllenſcenen, die mehrern Iffland„iſchen Stücken einen ſo zarten Reiz verleihen, „ſind doch nur Zaubereyen einer Opernwelt." In den Kotzebueiſchen Stücken iſt es indeß noch viel ſchlimmer. Alle Convenienz wird in ihnen abſichtlich mit Füßen getreten; in den Ifflandiſchen geſchieht es doch nur unabſichtlich, mehr im Geiſte der Zeit, den Hans Jakob Roußeau durch ſeine blendenden Schilderungen und ſeinen beredten Aufruf, zur Natur zurück zu kehren, angefacht hat, als im Geiſte des Dichters, oder aus Haß gegen die bürgerliche Ordnung, zu der Iffland und Roußeau vielmehr ermahnen, obſchon freylich dieſe Ermahnungen fruchtlos bleiben müſſen, da ſie das höchſte Glück darin ſetzen, ſich ſelbſt zu leben, welches zum Egoismus führt, und nicht darein: in der Stelle, wohin die Vorſehung uns ſetzte, andern nützlich zu werden; oder mit andern Worten, ſeine Pflicht zu erfüllen: und doch iſt es nur auf dieſem Wege zu finden. Wahre Ehre bringt es auch Hrn. Iffland, daß er in ſeinen Stücken die ehelichen Bande reſpektirt, auf denen alles Erdenglück beruht, da jetzt ſo viele Dichter ſie zum Ziele ihres Spottes machen, ohne zu bedenken, daß es der größte Schritt zur Veredlung des Menſchengeſchlechts war, die ſinnliche Luſt durch jene Geſetze zu regeln. Ueberdieß: la patrie eſt née de la famille, la nature a précédé la cité; wie der Graf Lally-Tolendal ſehr richtig ſagt. (Defenſe

ſenſe des émigrés français p. 34.) Die Ruhe jener ſtören, iſt ein Verbrechen gegen dieſe. Der eheloſen Liebe das Wort reden, heißt die Hauptſtütze des Staats untergraben. Certes le citoyen n' eſt pas encore auſſi aſtreint à défendre le ſol qu' il cultive, que l' homme à défendre le ſein où il a reçu la vie, le ſein qui l'a rendu père. Le corps entier de la ſociété eſt ſolidaire envers les mères de famille, envers les épouſes, les ſoeurs, les amies, qui entretiennent, ou reſſerrent, ou embelliſſent le lien ſocial. Solche Maximen ſollte der dramatiſche Dichter in unſern Tagen wieder in Umlauf zu bringen ſuchen, da die leider! herrſchend gewordene verächtliche Behandlung des weiblichen Geſchlechts, die verloren gegangne Aufmerkſamkeit und Höflichkeit junger Männer gegen Frauenzimmer unſere häuslichen, und alſo auch unſre bürgerlichen Bande locker gemacht hat: ſie wieder feſter zu knüpfen, iſt die dringendſte Erforderniß. —

Von den Kunſt-Bemerkungen wollen wir diejenigen angeben, von denen wir glauben, daß ſie viel beytragen würden, unſer Schauſpielweſen wieder zu heben, wenn man ſie beherzigte. S. 47 über das berathſchlagende Mienenſpiel. S. 64 über die Individualiſirung komiſcher Charaktere. S. 88 über Ohnmachten. S. 158 über die Eiferſucht. S. 175 über die Kunſt ſich zu ſchminken. S. 192 über die Geſtalt eines ausgemergelten Wüſtlings. S. 228 über die Stellung beym Zuhören des Mitredners. S. 238 über die Bewegun-

wegüngen eines Ungedultigen, etwas zu erfahren. S. 250 über lange Gewänder. S. 276. über das Geberdenſpiel. (Man vergleiche die S. 384 angeführte Anekdote.)

Für die Richtigkeit dieſer Entwickelungen ſpricht folgende Stelle aus einem uns mitgetheilten handſchriftlichen Tagebuche eines Freundes, der vor kurzem zu Berlin Hrn. Iffland den Grafen Wodmar im deutſchen Hausvater hat ſpielen ſehen. „Böttiger, heißt es darin, hat ſein Spiel in der heutigen Rolle (und ſo wahrſcheinlich auch in allen „übrigen, von ihm beſchriebnen,) ſo ganz bis auf „den kleinſten Umſtand gefaßt und behalten, daß „ich, da ich zur Vorbereitung erſt heute ſeine Beſchreibung von Ifflands Spiel im Hausvater „durchgeleſen hatte, jede Miene, jede Stellung, „und faſt jede Bewegung Ifflands vorherſagen „konnte. Aus der Treue, mit welcher er heute ſeinem in Weimar dargeſtellten Spiele folgte, ſahe „man deutlich, wie ganz Studium daſſelbe, und „wie wenig vom Zufall oder äußerer Stimmung „es abhängig iſt.“ Hierin beſteht eben der Unterſchied zwiſchen dem vollendeten Schauſpieler und dem Anfänger, oder dem bloßen Dilettanten; ſo wie wir das Hauptverdienſt gegenwärtiger Schrift in die Entwickelung dieſer auf der deutſchen Bühne ſo ganz vergeſſenen Wahrheit ſetzen, auf der nichts gewöhnlicher iſt, als ein ganz unvorbereitetes Spiel, wie es die augenblickliche Laune eingiebt: eine Vernachläſſigung, für die man nichts zur Entſchuldigung anführen kann, als die zu große Zahl und die

Digitized by Google

Unbedeutſamkeit der meiſten neuen Stücke. Nur ſollte man ein ſolches Spiel nicht natürlich nennen; es iſt kunſtlos. Das wahre natürliche Spiel beſteht darin, durch Kunſt den Schein der Natur hervorzubringen; denn rohe Natur kann nie für Kunſt gelten. Jeder Ton, jede Bewegung muß berechnet ſeyn, um die Illuſion hervorzubringen: alles ſey augenblickliche Empfindung.

So treffend jeder einzelne Zug des Ifflandiſchen Spiels von Hrn. B. aber angegeben iſt, ſo haben wir doch gefunden, daß man allgemein durch ſeine Beſchreibung deſſelben kein Bild von Herrn Ifflands Perſon erhält, und daß man ſich ihn ohngefähr wie Reinecke, Schröder und Brockmann denkt, nie wie Borchers, mit welchem er doch die meiſte Aehnlichkeit hat. Sollte dieß nicht daher kommen, daß Hr. B. bey dem Entwurf der einzelnen Partien oft ihre Zuſammenſtimmung aus der Acht gelaſſen zu haben ſcheint? Das eine Auge paßt für eine coloßal Figur, das andere für eine Figur unter Lebensgröße. Beyde können richtig gezeichnet ſeyn, und geben gleichwohl in der Zuſammenſetzung eine phantaſtiſche Geſtalt, der nichts in der Wirklichkeit entſpricht. Hätte Hr. B., anſtatt uns eine Geſchichte ſeiner Empfindungen und Bemerkungen bey dem Ifflandiſchen Spiel zu geben, und dieſe am Schluß in einen Kranz zum Lobe ſeines Helden zu binden, die Sache umgekehrt, eine allgemeine Abſchilderung Herrn Ifflands als Schauſpieler vorangeſtellt, und die detaillirte Schilderung darauf folgen laſſen, wie es der Zeichner

einer

einer Statue zu machen pflegt, der erſt einen Abriß des Ganzen entwirft, und dann jeden einzeln Theil nach einem größern Maasſtab vorlegt; ſo würde jede Mißdeutung ſeiner Worte möglichſt verhindert worden ſeyn. Auch hätte er bey der Ausführung einzeler Theile leichter gefunden, ob ſie in dem Grundriß ſtehen, und in wie fern ſie zum Gebäude ſtimmen. Ferner wäre dann gewiß der größte Theil der eingewebten philologiſchen Erörterungen und zwey Drittheile der angeführten Büchertitel weggeblieben, weil Hr. B. feſter das Publikum im Auge behalten hätte, für das er allein dieſes Buch ſchreiben konnte. Es wäre gedrängter, unterhaltender und nützlicher geworden. Bey den Worten S. 38: „der beſte Schauſpieler hat ſeine Eitelkeit,“ wären nicht folgende Nebenideen in die Feder geſloſſen:

»So wie jede ſchöne Frau. Und dieß von Rechts»wegen. Beyde ſind ſich ja, mehr oder weniger, »je nachdem die Umgebungen ſind, des Triebes »nach Repräſentation bewußt. Aber darinnen »unterſcheidet ſich die Eitelkeit eines großen Schau»ſpielers und einer wahrhaft ſchönen Frau von »denen, die beydes nicht ſind, daß beyde nicht die »geringſte Spur eines ängſtlichen Beſtrebens zu »gefallen aus ihrem Betragen hervorblicken laſſen. »Sie ſind des Eindrucks, den ihre Erſcheinung »auf andre machen muß, im voraus gewiß; und »welches Wageſtück könnte ihnen bey dieſem ſee»lenſtärkenden Gefühl der Ueberlegenheit mißlin»gen? Poſſunt, quia poſſe videntur.«

Sollte

Sollte man das in Weimar wirklich für gute Schreibart halten? Doch nein! Die größere Hälfte dieſer Schrift zeigt das Gegentheil, zeigt, daß Hr. B. ſich mit Leichtigkeit auszudrücken vermag, und daß das Preciöſe und Aufgedunſene, welches man zuweilen in ſeinem Periodenbau antrift, nicht aus Mangel an Geſchmack, ſondern aus dem an ſich löblichen Verlangen hervorquillt, immer witzig und gelehrt zu ſeyn.

Die folgende uns handſchriftlich mitgetheilte Schilderung Ifflands wird, was wir auf der vorhergehenden Seite geſagt haben, näher ins Licht ſetzen:

„Deutſchland kannte vor wenig Jahren noch „Iffland bloß als großen Dichter, ſeit einiger Zeit, „und erſt ſeit Schröders Abgang vom Theater, hat „man angefangen ihn für den größten jetztlebenden „Schauſpieler anzuerkennen; und die Böttigerſche „Beſchreibung ſeiner in Weimar gegebnen Vorſtel„lungen hat neuerlich alles in Enthuſiasmus für „ihn geſetzt. Dieß macht, daß jeder, der Iff„land nie geſehn hat, ſich eine Art Ideal von ihm „erſchaft, dem er alles das beylegt, was er von „dem größtmöglichſten Schauſpieler erwartet, un„bekümmert, ob ſeine Forderungen richtig, und „ob ſie nicht wenigſtens überſpannt ſind. Es kann „daher nicht fehlen, daß man bey Ifflands Er„ſcheinen ſeine Erwartung immer in irgend einem „Stücke getäuſcht findet, weil man nicht genau „das findet was man erwartete. Hierzu kommt: „daß Iffland in Anſehung ſeines Aeußern nicht ſo

„verſchwen-

„verſchwenderiſch von der Natur ausgeſtattet iſt,
„als die warme Phantaſie das von ihm entworfne
„Bild auszuſtatten pflegt — daß ihm ſogar das
„Bewußtſeyn ſeiner phyſiſchen Kräfte Geſetze für
„ſein Spiel auferlegt, deren Befolgung man ihm
„in den erſten Scenen für Fehler anrechnet, und
„von deren Nothwendigkeit und vortheilhafter Wir-
„kung aufs Ganze man erſt nach und nach über-
„zeugt wird. — Was ich hier geſagt habe, iſt
„von Wort zu Wort die Geſchichte meiner Empfin-
„dungen bey Ifflands erſten Anblick. Um einen
„Maasſtab für den größten Schauſpieler zu haben,
„glaubte ich ihn nach dem größten, den ich bis da-
„hin geſehn hatte, nach dem verſtorbnen Rei-
„necke, nehmen zu müſſen. Wer Reinecke gekannt
„hat, wird geſtehn, daß ſeine große männlich ſchö-
„ne Figur, ſeine, ich möchte ſagen, göttliche Ge-
„ſtalt, ſein ausdrucksvolles Geſicht, ſein ſchönes
„ſprechendes Auge, ſeine volle melodiſche Stimme,
„ganz fürs Theater gebildet zu ſeyn ſchien. Iff-
„land dagegen iſt nur wenig über die mittlere
„Mannslänge, zwar wohl gebaut, aber mehr un-
„terſetzt und fleiſchig, ſeine Geſichtsbildung ſehr
„angenehm, aber nicht ſo offen und von wenigerer
„Wirkung in der Ferne, ſein Auge aber außeror-
„dentlich ſprechend, ſcharf und ausdrucksvoll, ſeine
„Stimme angenehmer Tenor und ſehr biegſam,
„aber von nicht großem Umfange, daher eine Vor-
„leſung von ihm im Zimmer noch größern Genuß
„fürs Ohr gewährt, als die Vorſtellung auf dem
„geräuſchvollen Theater. Dieſe weniger reichliche
„Ausſtat-

„Ausſtattung der Natur, deren er ſich vollkommen „bewußt iſt, macht ihm eine haushälteriſche Oeko„nomie im Gebrauch ſeiner phyſiſchen Kräfte zur „Nothwendigkeit, und vielleicht zeigt er ſich eben „durch dieſe weiſe Oekonomie, durch die es ihm al„lein möglich wird, gleich große Wirkung als Rei„necke hervorzubringen, als größerer Meiſter. „Sein forſchendes Auge verräth ſogleich den immer „wachen Menſchenbeobachter. Von der Richtig„keit ſeiner Beobachtungen findet man bereits die „Reſultate in ſeinen Schauſpielen. In jeder klei„nen Erzählung, an denen ſeine Unterhaltungen „reich ſind, entwickelt ſich ſogleich ſein großes Ta„lent, das, was er an andern beobachtet hat, mit „täuſchender Wahrheit nachzuahmen. Was ein „Mann von ſeinem Genie, mit ſeinem Beobach„tungsgeiſte, mit dieſer Gabe der Nachahmung auf „dem Theater auszurichten vermag, kann man „leicht denken; man kann es ſich vorſtellen, daß „es ihm ein leichtes ſeyn muß, andere zu übertref„fen, die an körperlichen Vorzügen etwas vor ihm „voraus haben. Als ich ihn zum erſtenmale im „Hausvater auftreten ſahe, ſchien er mir in den er„ſten Scenen zu kalt, zu anſpruchs- und bewe„gungslos, ſeine Sprache zu eintönig und zu ſchlep„pend — eben ſo ſchien er mir den zweyten Tag „in der Rolle des Baron Ruf (in der Schachma„ſchine) anfangs zu geſetzt, zu ernſthaft, zu „langſam und kalt — aber beydemale entwickelte „ſich mit jeder folgenden Scene ſein Spiel immer „mehr und mehr, und er vermochte dann in den

„Hauptſce-

„Hauptſcenen, auf die er ſich vorzüglich mochte ge„ſpart haben, eine Wirkung hervorzubringen, „die nie zu erreichen geweſen wäre, wenn er gleich „anfangs verſchwenderiſcher mit ſeiner Stimme „und Action geweſen wäre. Hierzu kommt, daß „der Charakter des Grafen Wodmar im Hausva„ter, als eines feinen, bejahrten, lange am Hofe „gelebten Weltmannes, mehr Beherrſchung ſeiner „ſelbſt, mehr kalte Reſignation erfordert, und „daher in den erſten Scenen weniger Aufwand von „Stimme und Action geſtattet, als Schauſpieler, „die keine Männer von Welt zu beobachten Gele„genheit gehabt haben, gewöhnlich aufzuwenden „pflegen. So wie der Mahler die vornehmſte „Kraft der Farben, des Lichtes und Schattens, auf „den Hauptgegenſtand concentriren muß: wie er „ein fehlerhaftes Bild ohne Haltung liefern würde, „wenn er alle Nebendinge dem Auge gleich deutlich „darſtellen wollte, ſo muß der Schauſpieler, der „in der ſucceſſiven Darſtellung der einzelen Sce„nen ein vorüberwallendes Bild liefert, über wel„ches erſt nach geendeter ganzer Vorſtellung gehö„rig geurtheilt werden kann und darf, in dieſen „einzelen Scenen eine mahleriſche Haltung beobach„ten; er muß ſeine Kräfte auf die Hauptſcene con„centriren, und die unbedeutendern Nebenſcenen „dagegen zurückweichen laſſen, wenn er ein feh„lerloſes Ganze darſtellen, wenn er ſich als Mei„ſter ſeiner Kunſt zeigen will. Dieſe Kunſt ſahe „ich noch nie ſo meiſterhaft beobachten, als in Iff„lands Spiel."

XI.

Einige Nachrichten von dem Leben des Hrn. von Blankenburg, während ſeines Aufenthaltes in Leipzig, und ſeinem Tode.

Den 4ten May des vorigen 1796ſten Jahres ſtarb allhier Hr. Chriſtian Friedrich von Blankenburg, aus Pommern gebürtig, Königlich Preußiſcher Hauptmann, im 54ſten Jahre ſeines Alters. Von Jugend auf widmete er ſich dem Kriegswesen in der Königl. Militairſchule zu Berlin, von der er ſehr frühzeitig, (und wo ſich der Verf. dieſer Nachricht recht erinnert von ihm ſelbſt gehört zu haben) in ſeinem 14ten Jahre zu Friedrichs Heere, als Cornet, verſetzt ward. Wie er ſich hier durch ſein Betragen, während ſeiner 21jährigen Militairdienſte ausgezeichnet, wo er als Adjutant beym Krockauiſchen Dragoner-Regimente im ſiebenjährigen Kriege verſchiedenen blutigen Schlachten beygewohnt, mögen ſeine Gefährten bezeugen. Von ſeinen Kenntniſſen in dieſem Fache hat er genug Beweiſe in ſeinen militairiſchen Schriften gegeben, *) und es war äußerſt angenehm und belehrend, ihn von den damaligen Feldzügen

*) Beſonders in den Anmerkungen zu Mauvillons Geſchichte der preußiſchen Armee; (Leipzig, 1795.) einer ſeiner letzten Arbeiten.

zügen ſowohl, als überhaupt von kriegeriſchen Angelegenheiten ſprechen zu hören, da überall große Einſicht, Kenntniß, Erfahrung und Unpartheylichkeit hervorleuchtete. Wie hoch er aber bey dem preußiſchen Heere geſchätzt war, bewies die allgemeine Achtung ihrer Offiziere, indem nicht leicht einer von höherm und geringerm Stande durch Leipzig gieng, der ihn während ſeines Aufenthalts nicht aufgeſucht und ihm einen Theil ſeiner Zeit gewidmet hätte. Und gewiß würden ihn ſeine Verdienſte bald zu höhern militäriſchen Würden erhoben haben, wenn ihn nicht ſeine, durch viele Strapatzen und körperliche und geiſtige Anſtrengung herabgeſunkene Geſundheit durchaus genöthiget hätte, um das Jahr 1777 die Kriegsdienſte zu verlaſſen.

Er ſtund ſchon damals mit unſerm Cr. St. Einnehmer Weiße in einem vertraulichen gelehrten Briefwechſel, und ſchrieb ihm, daß, ſo weh es ihm thäte, ſeinen bisherigen Beruf zu verlaſſen, dem er enthuſiaſtiſch ergeben war, er ſich doch dazu gezwungen ſähe, weil ſein Leben auf dem Spiele ſtände: Er habe ſchon viele Blutſtürze überſtanden, litte itzt an gefährlichen Lungengeſchwüren; und wenn er den Winter über durch Ruhe und Arzneymittel ſich ein wenig hergeſtellt, ſo kehrten bey den gewaltſamen Uebungen der preuß. Cavallerie im Frühjahr zur Revüezeit alle gefährliche Uebel mit Ungeſtüm zurück, und die Aerzte kennten kein ander Rettungsmittel, als eine gänzliche Ruhe und Entfernung von Geſchäften. Dieſe aber könne er ſchwerlich in preußiſchen Landen ſo erhalten, wie er es wünſche,

weil er ſich überall von ſeinen Kriegscameraden umgeben ſähe, und in ſolchen Verhältniſſen ſtünde, daß er es ſchwerlich vermeiden könne, wieder auf eine oder die andere Art hineingezogen zu werden. Er wolle ſich alſo ganz in die Arme der Muſen werfen, und kenne zu dieſer Abſicht keinen ſchicklichern Aufenthalt als Leipzig, wo er ungeſtört und unabhängig, ganz ſich ſelbſt leben und ſeine Geſellſchaft nach ſeinem Geſchmack wählen könne.

Er ſtund dazumal als Premier-Lieutenant beym Krockauiſchen Dragoner-Regimente zu Bunzlau in Schleſien und hatte Sachſen im ſiebenjährigen Kriege, wo er großentheils bey der Prinz Heinrichſchen Armee ſich befand, von innen und außen kennen gelernt. Sein Freund Weiße freute ſich den würdigen Mann bey ſich zu haben, ermunterte ihn zu Ausführung ſeines Vorſatzes, und hatte das Vergnügen, ihn kurz vor dem Anfange des Einjährigen Krieges in der Oſtermeſſe 1778 bey ſich in Leipzig zu ſehen, nachdem es ihm unſägliche Mühe gekoſtet, unter den damaligen Umſtänden, bey ſeiner bekannten Kriegserfahrung, aus dem Dienſte entlaſſen zu werden. Bloß das einmüthige Zeugniß der Aerzte, daß ihn ſeine Lungengeſchwüre, mit andern Beſchwerden verbunden, zum Dienſte unfähig machten, verhalfen ihm dazu. Er erhielt den Abſchied als Hauptmann. Hier in Leipzig fand er überall die freundſchaftlichſte Aufnahme und befand ſich in Abſicht ſeiner Wißbegierde in ſeinem Elemente. Er miethete ſich neben ſeinen Freund in einem angenehmen Garten in der Vorſtadt ein, unter-

ſtützte

ſtützte ihn bey den literariſchen Arbeiten der Biblio-
theck der ſch. W. u. K., die er damals beſorgte,
und obgleich ſeine Geſundheit ſo mißlich war, daß
man ihm eine ſehr kurze Lebensfriſt prophezeihte, ſo
ward er doch durch die körperliche und geiſtige Ruhe,
durch die ebenmäßige Lebensart und durch die Hei-
terkeit eines freundſchaftlichen Umgangs nach und
nach ſo wiederhergeſtellt, daß er ſich mit der ihm ei-
genen Thätigkeit mit ganzem Eifer ſeiner Lieblings-
Neigung überlaſſen und des geſellſchaftlichen Lebens
in voller Maße genießen konnte. Wie viel er hier
für die Literatur gearbeitet, bezeugen die Schriften,
die er theils unter ſeinem Namen, theils anonym,
und in gelehrten Tagebüchern herausgegeben. In
der That war ſeine Bekanntſchaft mit ihrem ganzen
Umfange in beynahe allen Fächern der Wiſſenſchaf-
ten ungemein groß, und faſt unbegreiflich wie er
bey ſeinen langen Kriegsdienſten, denen er mit glei-
chem Eifer obgelegen, dazu gelangen konnte. Er
war der alten und neuern Sprachen in hohem Gra-
de mächtig, hatte die wichtigſten Bücher aller Zeit-
alter durchſtudirt, wußte von jeder Wiſſenſchaft,
ſelbſt derjenigen, die ganz außer ſeinem Gebiete zu
liegen ſchienen, z. B. der Patriſtik und Kirchenge-
ſchichte u. a. m. Rechenſchaft zu geben. Von ſei-
ner weitläuftigen Kenntniß in der Literairgeſchichte
zeugen ſeine Zuſätze zu Sulzers Wörterbuche der
ſchönen Künſte, die ein wahres Repertorium der-
ſelben ſind. Denn man darf nicht glauben, daß es
eine bloß zuſammen geraffte Nomenclatur von Bü-
chertiteln iſt: wo er ſein Urtheil zuſetzt, hatte er

das Buch ſelbſt ganz ſicher auch geleſen, und ſo ſelten eine Schrift ſeyn mochte, ſo ruhte er doch nicht, bis er ſie aufgetrieben und geprüft hatte. Er hatte ſich dafür eine ganz anſehnliche Bibliothek geſammelt, wie das Verzeichniß bey einer künftigen muthmaßlichen Verſteigerung derſelben beweiſen wird, nachdem er eine weit anſehnlichere, die er ſelbſt ſeiner Angabe nach auf 6000 Bände ſchätzte, bey einer Feuersbrunſt in Schleſien, als er noch beym Regimente war, verlohren hatte.

So hat es auch gewiß wenig Gelehrte gegeben, denen es beſſer, als ihm gelungen wäre, ſich in allen Materien, die von Zeit zu Zeit die Unterſuchung des gelehrten Publicums beſchäftigten, ſchneller hinein zu ſtudiren, Streitfragen zu erörtern, dunkle hiſtoriſche Umſtände der ältern Zeit aufzuklären, Schriftſteller, die Beweiſe oder Erläuterungen geliefert hatten, nachzuweiſen, u. ſ. w.

Wie mittheilend er ſo wohl mit ſeinen Büchern, als ſeinen eignen Kenntniſſen war, können ſo wohl ſeine einheimiſchen, als auswärtigen Freunde bezeugen. Durch ſeine Schriften, ſo wie durch ſeinen Umgang mit den vielen fremden Gelehrten, zu deren perſönlichen Bekanntſchaft in Leipzig bey ihren Durchreiſen und den Meſſen beſtändig ſo viel Gelegenheit iſt, gerieth er bald in einen weitläuftigen Briefwechſel. Auch die hier ſtudirenden jungen Gelehrten fanden leichten Zutritt, Dienſtgefliſſenheit und Unterricht bey ihm. Seine weitläuftige Gelehrſamkeit, große Erfahrung, Menſchen- und Weltkenntniß, die ſeltene Gabe, ſich Perſonen

von

Digitized by Google

von panz verſchiedenen Fähigkeiten und Kenntniſſen, von jedem Alter und Stande, leicht mitzutheilen, und die Unterhaltung mit ihnen intereſſant zu machen, ſein richtiger und feiner Geſchmack, ſein philoſophiſcher Scharfſinn, mit ſeiner Offenheit und äußerſten Lebhaftigkeit des Vortrags, wozu ein ſehr glückliches Gedächtniß kam, welches ihm ſogleich Alles darbot, was andere oft ängſtlich ſuchen müſſen, machte ihn nicht nur zum Freunde aller hieſigen Gelehrten, ſondern auch zum willkommenen Geſellſchafter in den beſten Familienzirkeln jedes Standes.

Man wollte ihn bey jeder kleinen Feyerlichkeit ſeines Hauſes unter ſich haben, da er ganz zur geſellſchaftlichen Unterhaltung gemacht war, ſie mochte nun zum Spieltiſche ihre Zuflucht nehmen, oder in freundſchaftlichen Geſprächen jeder Art, Scherz oder Ernſt beſtehen. Bey einem andern Manne von ſo geſchwächter Geſundheit hätten die öftern Einladungen ſchlimmere Folgen haben können: Bl. aber erlaubte ſich nie die geringſte Abweichung von der, ihm nothwendigen ſtrengen Lebensordnung. Zur Beſänftigung ſeines hitzigen Blutes trank er für immer Waſſer mit Citronenſaft vermiſcht und höchſtſelten ein einzelnes Glas Wein, als Arzney. Bey einem freundſchaftlichen Gaſtmal überfiel ihn zuerſt eine fieberhafte Bewegung, ſo daß er ſich mußte nach Hauſe bringen laſſen. Die folgenden Tage kehrte der Anfall verſtärkt zurück. Er verfiel in eine trockne Hitze. Seine Freunde holten den Arzt, der ein Bruſtfieber befürchtete. Auf einmal aber ſtellte ſich die Geſchwulſt am ganzen

Unterleibe, auch Händen und Geſichte ein. Seine Bruſt aber blieb frey und ſein Geiſt war heiter. So lange dieſes dauerte, beſchäftigte er ſich mit den neuen Meßbüchern, der Beſuch ſeiner Freunde war ihm willkommen, und man gründete, ſo wie er ſelbſt, die Hoffnung ſeiner Geneſung auf eine baldige Flucht aufs Land, nach dem ſehr nahgelegenen Rathsdorfe Connewitz, wo er ſeit einigen Jahren ein kleines Sommerlogis gemiethet, und im Umgange der Muſen und einiger daſelbſt wohnenden geliebten Freunde, die Sommermonate ſehr glücklich durchlebt hatte. Sein unbehaglicher Zuſtand aber, wozu noch die zu rauhe Witterung kam, machten die Ausführung ſeines Wunſches unmöglich, und alle Hoffnung zur Erhaltung ſeines Lebens verſchwand, als die Geſchwulſt nach Bruſt und Kopfe ſtieg. Sobald er dieß fühlte, verbat er allen weitern Beſuch ſeiner Freunde, verfiel in einem Calm, und ſo entſchlief er in der Nacht vom 3ten bis zum 4ten May ruhig und ſanft, von allen, die ihn gekannt, hochgeſchäzt, geliebt und bedauert. Auch nach ſeinem Tode bewies man ihm ſolches durch das ehrenvollſte und ſeinem Stande gemäße Leichenbegängniß, in dem ihn der hier ſtudirende Durchl. Erbprinz von Heſſen-Darmſtadt, Herr Graf Fries von Wien, zwey Hauptleute vom hieſigen Regimente, Herr D. und Superintentend Roſenmüller, der Prediger hieſiger franz. reformirten Gemeinde und viele der angeſehenſten Perſonen von der Univerſität, dem Rathe und der Kaufmannſchaft zu ſeiner Ruheſtätte auf hieſigem Gottes-

Digitized by Google

acker begleiteten. Das Andenken eines ſo braven und gelehrten Offiziers wird immerdar in Ehren bleiben.

XII.

Einige Zuſätze zur neueſten Ausgabe von Lucils Aetna in Wernsdorfs Poëtis latinis minoribus.

Vor etwa vierzehn Jahren fiel ich als Mitglied des philologiſchen Seminariums in Göttingen darauf, mich mit dem bis dahin unter Severs Namen bekannten Aetna zu beſchäftigen. Ich nahm mir vor, mit einer neuen Recenſion dieſes äußerſt verdorbenen und vernachläſſigten Lehrgedichts beym Publicum zu debütiren und war in der Ausführung dieſes Entſchluſſes ſchon ziemlich weit vorgerückt, als die Erſcheinung des vierten Theils der bekannten Wernsdorfiſchen Sammlung mich bewog, ihn wieder aufzugeben. Theils ſchien ſich eine nochmalige Bearbeitung des Aetna kein ſonderliches Glück verſprechen zu dürfen, theils fand ich auch, die Wahrheit zu geſtehen, meinen Eifer durch den Umſtand merklich geſchwächt, daß der ſeel. Wernsdorf mit der von ihm und mir zu gleicher Zeit gemachten Entdeckung, nicht Cornelius Severus, ſondern Lucilius junior ſey der Verfaſſer des Gedichts, früher als ich hervorgetreten war.

Da ich indeſſen meine Aufmerkſamkeit nur auf ein einziges, aus wenigen hundert Verſen beſtehen-

des Stück gerichtet und zum Behuf einer neuen Ausgabe deſſelben an einem Orte geſammelt hatte, wo ſich dieß mit vorzüglicher Leichtigkeit thun ließ, ſo war es eben nicht zu verwundern, wenn mein Apparat vielleicht in gewiſſer Rückſicht einige Vorzüge erhielt, die Wernsdorf, dem die Sorge für ein ganzes Heer von Dichtern und Dichterlingen oblag, dem ſeinigen nicht geben konnte oder wollte. Außer einer ziemlich vollſtändigen Sammlung der in den kritiſchen Schriften hin und wieder zerſtreuten Verbeſſerungen oder Bemerkungen, worauf der neueſte Herausgeber wenig Rückſicht genommen zu haben ſcheint, beſteht nemlich der noch in meinen Händen befindliche kritiſche Vorrath zum Aetna theils aus den Varianten eilf alter, größtentheils von mir ſelbſt mit dem Goralliſchen Text genau verglichener Ausgaben *), theils noch aus folgenden Hülfsmitteln, von denen ich eine kurze Nachricht zu geben habe.

Werns-

*) Nehmlich folgende Ausgaben des Virgil, denen die kleinern Gedichte beygefügt ſind: Romae 1473 fol. (dieſe verglich Hr. Prof. Heeren in Italien für mich bis V. 282). Vicentiae 1479 f. (aus der Bibliothek des ſeel. D. Kulenkamp). Venetiis 1484 f. Brixiae 1485 f. Venetiis 1486 f. 1488 f. per Ligam Boariam ſ. a. fol. (aus der Univerſitätsbibliothek) per Bernardinum Benalium XXII. Auguſti fol. (aus der Bücherſammlung des Hrn. Prof. Heeren; die Jahrzahl war abgeriſſen, und ich finde dieſe Ausgabe im Heyniſchen Verzeichniſſe nicht angeführt) Lugdu-

Wernsdorf benutzte bey ſeiner Recenſion zwar die Leſearten eines verſtümmelten Florentiniſchen Codex, wiewohl er ſich aus einer, wie ich wenigſtens glaube, zu weit getriebenen Aengſtlichkeit ihrer nicht ſo oft, als ich es gethan haben und noch jeẓt thun würde, zur Wiederherſtellung des Textes bediente: er kannte ſie aber bloß aus den Actis Societatis latinae Ienenſis, wo ſie im 5ten Bande zuerſt bekannt gemacht worden ſind. Ich ſchöpfte dagegen eben dieſe merkwürdige Variantenſammlung aus einer weit reichlicheren und reineren Quelle, nemlich vom Rande eines jeẓt vermuthlich in der Göttingiſchen Univerſitätsbibliothek befindlichen Exemplars des Pithoeus, Paris, 1590, 12., welches mir der ſeel. D. Kulenkamp mittheilte. Auf der Rückſeite des Titelblats war hier von derſelben Hand, welche die Varianten beygefügt hatte, die Nachricht geſchrieben: In Aetna V. ſignificat Cod. Florentinum, quem inde habuit Ernſtius, nempe ſolum partem illam; die Vergleichung dieſer Handſchrift rührt indeſſen nicht von Ernſt, ſondern, wie man aus Burmann zu Ovid. Met. 1. 85. ſieht, von Nic. Heinſius her, der auch mehr als eine Stelle daraus emen-

ni 1517 fol. (von der Univerſitätsbibliothek). — Auch verglich ich die beyden Aldiniſchen Ausgaben der Catalecten, 1517 und 1534, 8., die in mehr als 30 Stellen von einander abweichen. Gorallus brauchte die zweyte, ob er ſich gleich einbildete es ſey die erſte.

dirte. Es ſcheint alſo (denn mit Gewißheit läßt ſich die Sache ſchwerlich ausmachen), daß dieſer ſie von Ernſt *) zum Gebrauch erhielt, welcher für ſeine Perſon auf irgend eine Art zum Beſitze derſelben gekommen ſeyn mag: denn im Bandini habe ich ihrer nirgends erwähnt gefunden. Da Heinſius ferner nach Burmanns Vorrede zur lat. Anthologie T. I. S. LIII. Leſearten aus alten Handſchriften, nebſt eignen Emendationen, auf den Rand zweyer Exemplare des Pariſer Pithoeus geſchrieben hatte, die mit den übrigen gelehrten Schätzen dieſes Kritikers an den ältern Burmann kamen, welcher ſie nachher ſeinem Neffen überließ; ſo darf man das von mir gebrauchte Exemplar wohl mit einigem Grunde für eins jener beyden durch Heinſius mit Leſearten bereicherten halten, beſonders da der ſeel. Kulenkamp (wiewohl er ſich deſſen nicht ganz genau mehr erinnerte) es aus der Auction des jüngern Burmann erſtanden zu haben glaubte.

Aus dem Bandini **) wußte ich noch, daß in der Mediceiſchen Bibliothek an einer alten Ausgabe des Claudian ein geſchriebenes Fragment des Aetna zu finden war, welches gleichfalls ſchon von Hein-

*) Vermuthlich iſt Heinrich Ernſt (von dem man den Jöcher nachſehen mag) gemeynt, deſſen Catalogus Bibliothecae Mediceae Florentinae, Amſt. 1641 8. ich, aller angewandten Mühe ohnerachtet, nie habe zu Geſicht bekommen können.

**) Catal. Codd. Bibl. Mediceae, T. II. col. 96. cod. 1.

Digitized by Google

Heinſius benutzt ſeyn ſollte; ich erſuchte daher den Herrn Prof. Heeren, dieſes zwar nur aus 16 Verſen (265 — 283, mit Ausſchluß von 267, 268, 269) beſtehende Bruchſtück auf ſeiner italiäniſchen Reiſe mit dem Goralliſchen Text zu vergleichen, welchem Geſchäft er ſich auch zu unterziehen die Gefälligkeit hatte. Es iſt merkwürdig, daß dieſes Fragment gerade nur bis zu dem Verſe geht, womit auch das Ernſtiſche abbricht, mit dem es übrigens in Anſehung der Leſearten faſt ganz übereinſtimmt. Nur V. 266. hat es quo viſum, V. 279. ſeu porta cavernae und V. 282. quia vertice ſurgens.

Dieſelben Leſearten finden ſich auch mit der Ueberſchrift: Fragmentum ex VC. Med. von der Hand des ſeel. Schrader auf dem Rande eines Pariſer Pithoeus, den ich ſeit einigen Jahren als ein Geſchenk des Herrn Frieſemann in Amſterdam beſitze; doch mit dem geringen Unterſchiede, daß die Variante porta cavernae fehlt und V. 266. quovis angegeben wird. Schrader hat dieſem mit Auszügen aus Handſchriften und Emendationen reichlich verſehenen Exemplare auch verſchiedene Conjecturen zum Aetna beygefügt.

Dieß ſind die Hülfsmittel, welche ich größtentheils ſchon beyſammen hatte, als ich die fernere Bearbeitung des Aetna aufgab, und vermittelſt welcher ich gegenwärtig einen kleinen Nachtrag zu der Wernsdorfiſchen Ausgabe zu liefern Willens bin. Da jedoch eine ſolche Nachleſe, falls ſie ſich über das ganze Gedicht erſtrecken ſollte, mich zu einer

einer durchgängigen Reviſion meiner Materialien nöthigen würde, wozu es mir unter den gegenwärtigen Umſtänden ſowohl an hinreichender darauf zu verwendenten Muße, als auch an Neigung gebricht, ſo ſchränke ich mich bloß auf die Verſe ein, welche in dem Ernſtiſchen Fragment enthalten ſind. Meine Abſicht iſt alſo eigentlich, die in den Actis Soc. L. Ienenſis mitgetheilte und von Wernsdorf bearbeitete Variantenſammlung aus dem von mir benutzten Kulenkampiſchen Exemplare zu ergänzen und zu berichtigen, wobey ich freylich hin und wieder Veranlaſſung finden werde, auch etwas von dem Meinigen hinzuzuſetzen.

V. 137. (der Wernsd. Ausg.) Der Florentiniſche Codex lieſet eigentlich Pospectare chaos et ſine fine minas; vaſtum war nur auf dem Rande. Um der harten Ellipſe proſpiciuntur auszuweichen, folge man dieſer Handſchrift und interpungire: Immenſos plerumque ſinus et iugera paſſum Intercepta licet, denſaque abſcondita nocte, Proſpectare: chaos vaſtum et ſine fine minas.

V. 145. Semper in incluſo nec ventis ſegnior ira eſt. In den Actis S. L. I. ſieht irrig: et incluſa.

V. 148. riguos iſt eine Heinſiſche Emendation: der Cod. hat rivos.

V. 149. Flammaeve ruit.

V. 150.

Digitized by Google

V. 150. Obliquumque ſecant quae cauſa tenerrima cauſſa eſt.

V. 160. Namque illis quaecunque vacant hiatibus omnis.

V. 163. Quippe ubi qui teneat ventos aquasque morantes.

V. 165. Explicat erranteis et in ipſo limite tradunt.

V. 168. Nunc Euri Boreaeque Notus nunc huius uterque eſt.

V. 173. Haec immo cum ſit ſpecies naturave terrae. Wernsdorf vertheidigt zwar die gewöhnliche Leſeart primo, ich finde aber noch keinen hinreichenden Grund von meiner ehemaligen Conjectur imo abzuſtehen. Aus imo wurde durch einen gedankenloſen Abſchreiber immo, woraus ſehr leicht primo entſtehen konnte. Dieſelbe Verwechſelung fand vor Scaliger in den Ausgaben des Manilius III. 597 ſtatt; vielleicht noch jetzt bey Virgil. IV. Aen. 166, wo man vermuthen könnte: ima Tellus et pronuba Iuno Dant ſignum.

V. 176. Hier iſt von Wernsdorf die ſchon in den Actis angeführte Leſeart: Non illi duce me occultas ſcrutabere cauſas, überſehen worden, auch fehlt

V. 186. die dort gleichfalls ſchon bemerkte Leſeart incendii (incendî) für incendit, welche offenbar die richtige iſt, wobey man ſich wundern muß, daß Scaliger nicht hier, wie V. 562. auf eine ſo leichte Verbeſſerung fiel. Artifex

fex incendii iſt mit mirandus faber V. 195. einerley.

V. 180. Porrigit hinc artus penitusque exaeſtuat ultra. (Porrigit, im Vorbeygehen geſagt, lieſet auch die Vicentiniſche Ausgabe 1479).

V. 185. Haec illi ſedes tantarumque area rerum eſt. Dieſer Vers, zu welchem im Kulenkampiſchen Exemplar eine Variante bemerkt wird, fehlt alſo, wie die Acta Soc. L. Ien. vorgeben, im Flor. Cod. keinesweges. Der andere: Haec operi (nicht operis) viſenda ſacri facies-que domusque, folgt dort vielmehr nach 186: er ſcheint indeſſen nach 184 zu gehören, und man könnte von da an ſo leſen:

> Haec operis viſenda ſacri faciesque domusque,
> Haec *igni* ſedes tantarumque area rerum eſt.

wiewohl man auch illi beybehalten kann. Der Dichter geht hierauf zu den Urſachen der Entzündung fort: Nunc opus artificem incendî cauſamque repoſcit u. ſ. w.

V. 190. Auch der Flor. Cod. hat tuto, wie Scaliger vermuthete, für toto. Ich würde interpungiren: Quin etiam tactu moneam (ſo wollte Heinſius; im Cod. ſtand moneant) contingere, tuto Si liceat.

V. 192. hätte die Leſeart aditus einen Platz im Text verdient, zumal da ſich arcent nicht wohl mit flammae verbinden läßt. Aditus ſind acceſſus ardui et difficiles wie 179: Hinc vaſti

vaſti terrent aditus. — Um der Vollſtändigkeit willen führe ich an, daß

V. 201. im Flor. Cod. Ne ſepulta für Neve ſepulta ſteht.

V. 207. hat Wernsdorf eine etwas gewagte, und wie mirs ſcheint unnöthige Conjectur in den Text aufgenommen. Der bequemen Ueberſicht wegen will ich die ganze Stelle von 194 — 208 herſetzen, ſo wie ich ſie, meiſt nach Anleitung des Flor. Cod. ſchon ehemals leſen zu müſſen glaubte:

Nec tamen eſt dubium, penitus *quid* torqueat Aetnam,
Aut quis mirandus tantae faber imperet arti.
Pellitur exuſtae glomeratus nimbus arenae;
Flagrantes properant moles; volvuntur ab imo
Fundamenta; fragor tota nunc rumpitur Aetna.
Tunc fuſca pallent incendia miſta ruina —
(Ipſe procul *tantos* miratur Iuppiter ignes,
Neve ſepulta novi ſurgant in bella Gigantes,
Neu Ditem regni pudeat, neu Tartara coelo
Vertat; in occulto tantum tremit!) *omniaque extra*
Congeries *operit* ſaxorum et putris arenae,
Quae nec ſponte ſua *veniunt*, nec corporis ullis
Suſtentata cadunt *robuſti* viribus: *omnes*
Exagitant venti turbas, ac vortice ſaevo
In denſum *collecta* rotant volvuntque profundo.

Im 196. Verſe behalte ich quid aus dem Flor. Cod. bey: quis iſt ohne alle Auctorität. V. 199. iſt Tunc meine Vermuthung: ich verbinde nehmlich dieſen Vers mit 203. V. 200 — 203. betrachte

betrachte ich als eine Parentheſe, deren letzte Worte vielleicht urſprünglich ſo lauteten: in occulto tantus (nemlich Jupiter) tremit; ſelbſt der mächtige Jupiter zittert, in Dunkel gehüllt (wie 55.), voll banger Erwartung, tremit (metuens) ne u. ſ. w. — omnia extra, d. i. quae extra ſunt: operit leſen die beyden Aldiniſchen Ausgaben, aus denen ſchon Burmann zum Claudian R. P. I. 171. ſo verbeſſert hat. — Der Sinn von 205. 206. iſt: Weder eigenthümliche, noch fremde körperliche Kraft treibt dieſe Maſſen empor, ſondern die Gewalt der eingeſchloſſenen Luft: alſo veniunt und cadunt für eveniunt und accidunt. Im übrigen, 206. 207., bin ich ganz dem Flor. Cod. gefolgt, von deſſen Leſeart in dem Helmſt. Cod. (wo man die Buchſtaben nur anders zu theilen braucht: verti turbaſ a * vertice ſaevo) und den alten Ausgaben noch ſehr deutliche Spuren übrig ſind; robuſti (206.) vermuthete Wernsdorf.

V. 211. Nam prope nequicquam ¦ pars eſt violentia flammae.

V. 218. Hier lieſet der Flor. Codex: cur ſubito cohibent iners, wofür Heinſius, der die Stelle ſchon zum Claudian R. P. I. 169. aus dieſer Handſchrift verbeſſert hat, vires ſetzen wollte, wie auch am Rande des Kulenkampiſchen Exemplars bemerkt iſt. Doch kann man, wie mich dünkt, füglich iners beybehalten und ſo leſen: Nunc quoniam in promtu eſt operis natura ſolique (davon war nemlich bisher die Rede; das

Folgen-

Digitized by Google

Folgende ſoll erſt abgehandelt werden und wird hier angekündigt): Unde ipſi venti (V. 298. ff.); quae res incendia paſcat (V. 383. ff.); Cum ſubito cohibentur, iners quae cauſa ſilenti; ſubſequar. Man erwartet ohnehin hier keinen Indicativ: daher ziehe ich cohibentur vor und ſetze etwas früher pascat.

V. 220. Der Flor. Cod. lieſet auch laboratis, wie Scaliger vorſchlug. Ich ziehe indeſſen mit den Ausgaben des 15. Jahrhunderts laboranti vor und verbinde dieſes nicht mit praemia, ſondern mit digna. Digna laborans iſt der, welcher ſich mit würdigen Gegenſtänden beſchäfftiget. An das Ende des Verſes ſetze ich einen Punkt, denn die folgenden Infinitive hängen keinesweges, wie Wernsdorf annimmt, von laborantis ab, ſondern vom 247. Verſe: Divini eſt animi, ac iucunda voluptas, Non oculis ſolum u. ſ. w.

V. 224. Dieſer ſonderbare Vers hat den Herausgebern viel zu ſchaffen gemacht. Ohne mich bey ihren Erklärungen aufzuhalten, bemerke ich nur die Lesart der Florentiniſchen Handſchrift: Ingenium ſacrare caputque attollere coelo, welche Wernsdorf billig aus der von ihm ſelbſt bey V. 223. citirten Burmanniſchen Note zu Ovid. Met. 1. 85. hätte kennen und benutzen ſollen. Man ſieht hier aufs deutlichſte, wie die Corruptel allmählig entſtand. Aus Ingenium ſacrare wurde nemlich erſt durch Verſetzung der Worte Sacrare ingenium; dann aus ingenium, ingentem,

 gerade

gerade ſo wie im Virgil Georg. II. 382. und im Epilog zum zweyten Buche des Phädrus V. 1; hieraus bildete ſich ſacra per ingentem, wie nebſt dem Helmſt. Codex beyde Aldiniſche Ausgaben leſen; zuletzt ſacra per urgentem, denn ſo theilen alle von mir verglichene Ausgaben des 15. Jahrhunderts. Las man einmal ſacrare ingenium, ſo mußte man der Proſodie wegen die andere Hälfte des Verſes auch verändern, wobey man noch dazu Gelegenheit fand eine treffliche Hypallage anzubringen.

V. 229. Hoc brevior curſu biſſenos pervolat orbes, faſt wie der Helmſt. Codex, wo nur die Sylben anders abzutheilen ſind.

V. 231. Quae ſuos ſervent incondita motus: nicht quaeve.

Den nach 232. im Flor. Cod. folgenden Vers: ſex cum nocte rapi, totidem cum luce referri, halte ich keinesweges mit Wernsdorf für einen fremden Zuſatz. Die Alten theilten die 12 himmliſchen Zeichen bekanntlich in 6 nocturna und 6 diurna, S. Arat. Phaen. 555. Manil. II. 203. ff. Vitruv. IX. 4. Seneca de otio ſap. 32.

V. 233. Iſt die auch von W. berührte Lesart der Flor. Handſchrift: Panope, freylich fehlerhaft: ich glaubte indeſſen, daß wohl eine andere, nemlich Phatne, darin verſteckt liegen könnte. Dieſes paßt vollkommen hieher. S. Arat. Dioſem. 160. ff. (und daſ. Schol.) 164. vgl. Eratoſth. Cataſt. p. 4. ed. Fell.

V. 250. magis affinis ſteht auch im Flor. Codex. — Kurz vorher (V. 248.) hat Schrader meinem Exemplar beygeſchrieben: Leg. hac -ni: er wollte alſo leſen: Sed prior hac homini cura eſt, worin ich ihm beyſtimme.

V. 254. Torquemur miſeri in parvis te-rimurque labore.

V. 256. Tum demum humilesque iacent inopesque relictae.

V. 259. Fertilis haec ſegeti feracior altera viti.

V. 264. Horreaque ut ſature tumeant ut dolia muſto.

V. 266. Sic avidi ſemper quovis eſt carior ipſis.

V. 271. Sunt animi fruges haec rerum eſt optima merces.

Zum Beſchluß iſt noch eine ſehr wichtige Variante des Flor. Codex nachzuholen. Wer die ältern Ausgaben vor Scaliger eingeſehen hat, der weiß, wie wenig Sinn bey der in denſelben beobachteten Stellung der Verſe von 254 — 276. herauskommt. Die drey Verſe 269. 270. 271. ſtehen dort faſt durchgehends zwiſchen 277 und 278., nur die Venetianiſche 1484. Fol. ſetzt ſie völlig ungereimt zwiſchen 281 und 282. Um Ordnung zu ſtiften, ſchlug Scaliger folgende Stellung vor: 258., 271., 269., 270., 259 — 268., 272.; Gorallus hingegen wieß den drey verirrten Verſen dafür ihren Platz hinter 268 an. Dabey blieb es ſeitdem: doch vermuthe ich, daß

der neueſte Herausgeber ſich entſchloſſen haben würde, die Auctorität des Gorallus der Florentiniſchen Handſchrift, in welcher die drey Verſe zwiſchen 254 und 255 ſtehen, nachzuſetzen, wenn ſie ihm nicht bloß aus den Jenaiſchen Acten bekannt geweſen wäre. Ich laſſe hier die ganze Stelle von V. 256 an folgen, wie ich glaube, daß ſie geleſen werden muß, und begleite ſie mit einigen Anmerkungen. Ein Paar meiner Conjecturen werde ich (was ich mir freylich als Herausgeber, ſo lange die gewöhnliche Lesart einen nur einigermaßen erträglichen Sinn gäbe, nicht erlauben würde) gleich in den Text aufnehmen.

254. Torquemur miſeri in parvis, *terimurque: latentes*
267. Scrutamur rimas et *verrimus* omne profundum;
268. Quaeritur argenti ſemen, nunc aurea vena;
269. *Torrentur* flamma terrae ferroque domantur,
255. Ut ſeſe pretio redimant, verumque profeſſae:
Tum demum viles iaceant inopesque relictae.
Noctes atque dies feſtinant arva coloni;
Callent rure manus, glebarum *expenditur uſus:*
Fertilis haec ſegetique feracior, altera viti,
260. Haec platanis humus, haec herbis digniſſima tellus,
Haec dura, *utilior* pecori, ſilvisque fidelis,
Aridiora tenent oleae, ſuccoſior ulmis
Grata. Leves cruciant animos ac corpora cauſae,
Horrea uti ſaturent, tumeant *ut* dolia muſto,
265. *Plenave* deſecto ſurgant foenilia campo,
266. *Sive avidis* ſemper qua viſum eſt carius iſtis.

270. Im-

Implendus ſibi quisque bonis eſt artibus; illae
Sunt animi fruges; haec rerum maxima merces,
Scire, *quod* occulto terrae natura coercet;
Nullum fallere opus; non mutos cernere ſacros
Aetnaei montis fremitus *animosque* furentis;
Non ſubito pallere ſono; non credere, ſubter
Coeleſtes migraſſe minas, *aut* Tartara *rumpi* u. ſ. w.

V. 254. terimurque hat der Flor. Codex. — latentes iſt meine Vermuthung, worauf mich die alten Ausgaben führten, worin man labantes oder labentes findet. Das letztere ſteht in den beyden Venetianiſchen Ausgaben per Ligam Boariam und von 1488.

V. 267. et verrimus vermuthete Wernsdorf: Schrader everrimus.

V. 269. Torrentur hat der Flor. Codex ganz allein: alle übrigen Torquentur. Bey der gewöhnlichen Stellung der Verſe fällt das letztere freylich weniger auf.

V. 255. Vt hatte Scaligers Handſchrift: Dum iſt aus dem gleich folgenden Tum entſtanden.

V. 256. Die alten Ausgaben leſen faſt alle viles taceant, woraus ich meine Leſart gebildet habe. Im Flor. Cod. iſt humiles aus dem vorhergehenden demum entſtanden.

V. 258. expenditur uſus vermuthete ich, wie Wernsdorf.

V. 260. plantis Flor. und darauf rieth auch Schrader.

V. 261. Die gewöhnliche Lesart dura et melior gründet ſich auf Scaligers Handſchrift und wird durch die Florentiniſche beſtätigt; dura halte ich alſo für richtig, obgleich alle übrigen Handſchriften und älteren Ausgaben diti (die Römiſche 1473 diviti) leſen, welches an ſich nicht verwerflich iſt; doch möchte ich für et melior lieber utilior.

V. 264. Ich ſehe keinen Grund von der älteren Lesart abzugehen und tumeant et zu ſetzen.

V. 266. Dieſen Vers trennte Gorallus eigenmächtig von dem folgenden, indem er hier die drey von ihrer Stelle verrückten Verſe einſchaltete. Da dieſes Verfahren ſich auf eine bloße Vermuthung ſtützt und ohne alle weitere Auctorität iſt, ſo kann 266 auch nicht mit 267, welcher hinter 254 gehört, in Verbindung geſetzt werden. Ich ziehe ihn alſo zum vorigen, neben welchem er von jeher geſtanden hat, erlaube mir aber dabey die kleine Veränderung: ſive avidis ſemper für ſic avidi ſemper, ſo wie ich kurz vorher Plenaque gegen Plenave vertauſchte: „oder was der Habſucht wünſchenswerther als dieſes ſcheinen mag.“ Wer jedoch dieſe Vermuthung nicht ſtatt finden laſſen will, kann denſelben Sinn auch zur Noth der gewöhnlichen Leſeart beylegen: nur enthält dann der Vers einen allgemeinen Satz, der gleichſam das Reſultat der ganzen Betrachtung von V. 254. an iſt.

V. 272. quid iſt zwar die Lesart aller Handſchriften und Ausgaben: es ſtimmt aber nicht zu

dem Indicativ coercet, den ich deswegen einſt in coartet zu verwandeln Luſt hatte.

V. 274. animosque nach dem Florentin. Codex.

V. 275. Schrader vermuthete non cedere. In den alten Ausgaben folgt nemlich unmittelbar der 267. Vers, auf welchen er ſubter bezog.

V. 276. Hier vermuthete Schrader animas für minas. Von der Lesart des Florent. Codex aut Tartara rumpi, womit auch das Fragment in der Mediceiſchen Bibliothek übereinſtimmt, iſt in den Aldiniſchen Ausgaben noch eine Spur übrig. Dieſe leſen beyde: aut Tartara mundi.

Grünſtadt, im März,

1797.

F. C. Matthiä.

XIII.

Vermiſchte Nachrichten.

De Alceſtide Euripidea ſcripſit *Gottl. Wagner.* Lipſ. 1797. 96. p. 8. Die übriggebliebenen Werke eines dramatiſchen Dichters aus einem Zeitalter, in welchem ſeine Kunſt eine Voll-

endung erreicht hatte, die ſpätere Zeiten nur bewundern, nicht aber zu erneuern hoffen können, ſind ſchon ihres Urſprungs halber der Betrachtung würdig, noch mehr aber, wenn ſie den Namen eines Mannes tragen, welchen unter der Menge ſeiner Nebenbuhler deſſen Zeitgenoſſen vorzüglich auszeichneten, und einer der tiefſten Denker und der kompetenteſten Kunſtrichter für den tragiſchſten Dichter zu erklären keinen Anſtand nahm. So allgemein aber auch das Intereſſe und die Belehrung anerkannt worden iſt, welche das kritiſche Studium jener treflichen Werke belohnen, ſo verſchieden ſind die Grundſätze geweſen, nach welchen man dabey verfahren iſt. Die gewöhnliche, aber irrigſte, Methode war, den Charakter und die Poetik ſeiner Nation und ſeines Zeitalters zum Maasſtabe der Beurtheilung derſelben zu nehmen, und nicht viel richtiger die, des Ariſtoteles Dichtkunſt zwar zum Grunde zu legen, aber deſſen Regeln aus den Muſtern einer neuern Nation zu deuten. Allerdings mußte man jene zum Kanon annehmen, ſie war ja von griechiſchen Muſtern ſelbſt abſtrahirt, ſie enthielt nicht bloß die unwandelbaren Grundſätze der dramatiſchen Dichtkunſt überhaupt, ſondern auch Beobachtungen über die natiole, griechiſche: nur hing alles von ihrer richtigen Erklärung ab. Die Fortſchritte, welche in unſern Tagen hierin gemacht worden, ſind bekannt. Man hat das Werk des Ariſtoteles aus ſich ſelbſt erläutert, und es in Verbindung mit den Muſtern ſtudirt, man hat ſeine Bemerkungen über noch vorhandene

handene Stücke zu Erklärung der von ihm nicht berührten benutzt, man iſt tiefer in den Geiſt des griechiſchen Volkes und Zeitalters gedrungen, und hierdurch iſt es gelungen, ihn, wenigſtens in den wichtigſten Punkten, ins Licht zu ſetzen, oder doch durch das Licht, das man über ſeine Lehren verbreiten wollte, den Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen ſelbſt aufzuklären. Sein Werk, verbunden mit den Beobachtungen der neuern Kritik und unverwandtem Blicke auf die griechiſche Nation, muß alſo der Führer desjenigen ſeyn, der ihre Bühne zum Gegenſtande einer lehrreichen Unterſuchung machen will.

Da der Verfaſſer gegenwärtiger in reinem lateiniſchen Style geſchriebenen Abhandlung ebenfalls von dieſem Grundſatze ausgegangen iſt, ſo wollen wir hier nur einige Bemerkungen über die von ihm gemachte Anwendung der Ariſtoteliſchen Lehren, worin er noch zu ſchwanken ſcheint, mittheilen.

Nach einer genauen Darlegung des Plans, die, ſo wie die Entwickelung der Charaktere, recht gut gelungen iſt, wird S. 18 die Frage aufgeworfen: ob Alceſte eine wahre Tragödie zu nennen ſey? und dieſelbe, wegen der Kataſtrophe, verneint, da, nach dem Ariſtoteles, der Glückswechſel aus Unglück in Glück zwar die Zuſchauer befriedige, aber das der Tragödie eigenthümliche Vergnügen nicht enthalte. Genauer zu ſprechen, ſo wird nur dem doppelten Glückswechſel — aus Glück in Unglück für die Böſen, und aus Unglück

in Glück für die Guten — dieſe Wirkung von dem Philoſophen zugeſchrieben, allerdings aber behauptet, daß die Tragödie ſich in Unglück endigen müſſe. (Kap. 13.) Gleichwohl wäre immer noch die Frage: ob ein unglücklicher Ausgang der Tragödie weſentlich ſey? Können nicht Mitleiden und Furcht das ganze Stück hindurch herrſchen, und dennoch eine glückliche Kataſtrophe erfolgen? oder muß dieſe den Eindruck jener Leidenſchaften nothwendig aufheben und zerſtören? Wollte man dieß behaupten, ſo hätte man wenigſtens die Praxis der alten Tragiker nicht durchgängig auf ſeiner Seite. Der Philoktet des Sophokles, mehrere Stücke des Euripides endigen nicht unglücklich, ſind aber darum nicht aus der Klaſſe der Tragödien zu verbannen. Erſt in neuern Zeiten hat man angefangen, die Benennung eines dramatiſchen Werks aus ſeinem Ausgange zu beſtimmen, aber mit Unrecht. Weit mehr kommt es auf die durch den Inhalt des Ganzen erregten Empfindungen an. Der engliſche Spieler bleibt ein Trauerſpiel, wenn auch, wie es Schröder abgeändert hat, Beverley gerettet wird, und viele Stücke, die man jetzt mit den neuern Namen Dramen belegt, ſind nichts anders als Trauerſpiele.

Alſo möchten wir die Alceſte des Euripides weder darum aus der Reihe der Tragödien verweiſen, noch ſie mit Hedelin d' Aubignac (Prat. du Theatre, L. II. c. 10.) eine ſatyriſche Tragödie nennen, weil ſich Herkules mit dem Diener auf eine niedrigkomiſche Art unterhalte, welches Argu-

ment

ment ſchon Spanheim beſonders durch den übrigens darin herrſchenden ernſten und tragiſchen Ton widerlegt hat. (ſur les Céſars de Iulien, an Caſaubonus de ſat. poeſi, ed. Rambach, p. 342. f.) Aber aus einem andern Grunde möchten wir ſie für keine Tragödie halten. Dieſe ſoll, nach dem Ariſtoteles, Mitleiden erwecken, verbunden mit Furcht vor uns ſelbſt. Dieß erreicht Alceſte nicht. Sie rührt, ſie erregt Philanthropie, nicht aber jenes tragiſche Mitleiden, welches die Furcht für ſich vor einem ähnlichen Schickſale in ſich ſchließt. Denn da Alceſtens Leiden nicht in einem Fehler, einer Leidenſchaft, ſondern bloß in ihrem freyen Entſchluſſe gegründet iſt, ſo kann ſich ja jeder vor einem ähnlichen Schickſale durch ſeinen bloßen Willen ſicher ſtellen. Ja es darf nicht einmal der Tod, den Alceſte für ihren Gemahl ſtirbt, für ein Unglück gehalten werden; ſie ſucht ihn, ſie findet Freude in der Erreichung ihres Zweckes: es würde ein Uebel für ſie ſeyn, wenn ſie ihr Leben für das ſeinige nicht hätte aufopfern können. Darum alſo kann man auch dem erſten Theile dieſer Tragödie bis zur Kataſtrophe (der δεσις, Poetik, K. 18.) keine tragiſche Kraft beylegen, er erregt nichts als Bewunderung; denn Mitleiden und Furcht daraus herleiten zu wollen, daß Alceſte eines beſſern Looſes werth erſcheine, als das ſey, welches ſie gewiſſermaßen durch Admets Schuld treffe (S. 19.), iſt doch offenbar ſehr gezwungen.

Man erwäge noch Folgendes. Nach dem Philoſophen des Theaters hängt der Ausgang genau

mit

mit der Beſchaffenheit des Hauptcharakters zuſammen; er betrachtet ſie nur in Verbindung mit einander. Nun kann der Charakter gut ſeyn oder böſe; der Ausgang glücklich oder unglücklich. Dieß giebt vier mögliche Fälle. Ariſtoteles verwirft ſie alle, wiewohl er nur drey davon aufzählt, und giebt die Urſachen ihrer Untauglichkeit an. Der Böſe, ſagt er, ſoll nicht aus Unglück in Glück gerathen, auch nicht aus Glück in Unglück; der Gute gleichfalls nicht aus Glück in Unglück. Der vierte mögliche Fall iſt ausgelaſſen, daß der Gute aus Unglück in Glück gerathe. Wenn nun aber der Dichter einen ſolchen Hauptcharakter, einen Guten, gewählt hätte, ſo könnte er doch nicht anders, als einen glücklichen Ausgang für ihn damit verbinden. Zwar würde er kein tragiſcher Charakter (welcher weder gut noch böſe, ſondern den meiſten Menſchen ähnlich ſeyn, eine Schwachheit haben, und dadurch unglücklich werden ſoll), ſo wie das Stück ſelbſt, (deſſen Beſchaffenheit von jenem abhängt), keine Tragödie im ſtrengen Sinne des Worts ſeyn: aber der einzig mögliche Ausgang wäre doch immer nur der glückliche. Um die Anwendung auf die Alceſte zu machen, ſo iſt ſie gewiß επιεικης, vollkommen gut; ſie zeigt keine ἁμαρτια, keine Schwachheit. (Denn aus ihrer Liebe wird man ihr doch kein Verbrechen machen?) Wollte alſo der Dichter das μιαρον, das Gräßliche vermeiden, das mit dem Unglücke des Guten verbunden iſt, ſo mußte er ſie zuletzt glücklich werden laſſen, und ſo kann nicht

behaup-

behauptet werden, daß er ſich in der Kataſtrophe nicht gleich geblieben ſey. S. 21.

Wenn denn aber auch dieſer Stoff zu keiner wahren Tragödie ausgebildet werden konnte, ſo war er immer ſehr intereſſant, und der Bearbeitung eines Genies, wie Euripides, würdig. Ohne dieſem gerade die Abſicht beyzulegen, als ob er den Satz habe anſchaulich machen wollen, daß die Jugend ihres Lohnes nicht verfehle, (eher könnte vielleicht die Belohnung der Gaſtfreundſchaft aufgeſtellt ſeyn, auf welche Herkules ſo viel Gewicht legt,) konnte ihn ſchon die ſeltene, und doch nicht unnatürliche Handlung einer edlen Gattin, die für ihren Mann ſtirbt, genugſam begeiſtern. So würde man auch ſeine Zuflucht nicht zu der Conjectur zu nehmen brauchen, daß Euripides durch dieſes Stück den Beynamen eines Weiberhaſſers habe abwenden wollen. Denn auch in vielen andern ſeiner Werke ſind ſehr edle Frauen aufgeſtellt, und wenn auch ſonſt der Dichter für einen Feind der Weiber gehalten worden iſt, ſo ſcheint ſich dennoch dieſer Vorwurf nicht auf ſeine Werke zu gründen, und überhaupt ſehr übertrieben zu ſeyn. Man ſehe Herrn Lenz Abhandlung im 58. B. dieſer Bibliothek.

Der dieſem Drama vorgeſetzte Prolog, welcher ſich von den übrigen dadurch auszeichnet, daß er theils erzählend, theils dialogiſch iſt, wird auch durch Leſſings bekannte Apologie der Euripideiſchen Prologen in Schutz genommen. Ohne mich mit dem Verf. darüber zu ſtreiten, ob, wie er meynt, der

der einzige Vorwurf, den man dem Dichter noch deshalb machen könne, — daß er uns nehmlich die Kenntniß des Vergangenen und Zukünftigen nicht durch einen feinern Kunſtgriff, als durch dieſe Prologen beyzubringen gewußt, (Dramaturgie, I, 383.) würklich kleinlich und unbedeutend ſey, und ob dieſe Prologen nicht in der That noch von der Kindheit der Kunſt zeugen; (ſ. Eichſtädt de dram. com. ſat. S. 98. fg., welcher zwar genannt, deſſen Gründe aber nicht erwogen ſind) ſo wollen wir ihm nur auf ſeine Behauptung, daß die Prologen gar nichts genutzt hätten, weil die Stoffe der Tragödien allgemein bekannt geweſen wären, die Stelle des Ariſtoteles Kap. 9. entgegenſetzen, worin er bey Gelegenheit dieſer Materie verſichert, daß auch das Bekannte Wenigen bekannt ſey. Ohne dieſe Vorausſetzung könnte man ſich auch würklich die Erzählung des Inhalts in den Prologen kaum erklären; und wenn der Dichter Antiphanes (beym Athenäus, 6, 1.) der Tragödie wegen der Bekanntſchaft ihres Stoffs einen ſo großen Vortheil vor der Komödie beylegt, ſo iſt dieß doch wohl mehr ſo zu verſtehen, daß letztere, als von der Erfindung der Dichter allein abhängend, deſſelben gänzlich ermangelte, da hingegen die mythiſchen Plane der erſten doch nicht Allen unbekannt waren.

„Vom Admet heißt es, er ſey ein Mann, weder ſonderlich gut, noch böſe; der zärtlichſten Liebe und der innigſten Gaſtfreundſchaft fähig, dabey aber feig, ſchwach und leidenſchaftlich, und deshalb ein tauglicher tragiſcher Charakter. S. 19. 42.

Feigheit,

Feigheit, die ſich auf ſein Benehmen gegen Alceſten gründen ſoll, haben wir nicht gefunden. Denn man kann nicht ſagen, daß er in ihren Tod, den ſie für ihn ſtirbt, willige, ſondern er weiß vorher gar nichts davon. ſ. V. 145. Von dieſer Seite thut ihm auch Wieland (im vierten Briefe über ſeine Alceſte), Unrecht. Sein ganzes Benehmen, ſein Wunſch mit ihr zu ſterben, ſeine Klagen nach ihrem Tode zeigen, daß er ſein Leben nicht würde freywillig durch das ihrige erkauft haben. Weder Apollo, noch Herkules, noch der Chor, der ſonſt die Wahrheit nicht verſchweigt, werfen ihm Feigheit vor. (Was ihm Pheres V. 703. im Zorne ſagt, kann nichts beweiſen; er ſelbſt erwartet nur von ſeinen Feinden deshalb Vorwürfe. V. 957. fg.) In einigen Stellen könnte man zwar ſeine Empfindungen ſtärker ausgedrückt wünſchen, wiewohl der Dichter auch dagegen von Herrn Seybold gerechtfertigt worden iſt. (Abhandl. an ſeiner Ueberſetzung der Alceſte, S. 113.) Was ferner den Vorwurf des Allzuleidenſchaftlichen anlangt, ſo kann er nicht auf Admets Liebe zu ſeiner Gemahlin, ſondern nur auf die Behandlung ſeines Vaters gehn. Das S. 31 angeführte ſonderbare Urtheil Wakefields über den Zank des Pheres und Admet wird nicht leicht jemand unterſchreiben. Dieſe Scene zeichnet ſich von der poetiſchen Seite eben ſo wenig aus, als ſie von der moraliſchen empört. Auch die Rohheit des Zeitalters, worin die handelnden Perſonen lebten, kann uns nicht mit dem Admet verſöhnen, (was auch

Brümoy

Brúmoy nicht gelungen iſt, Theatre des Grecs, T. III. p. 169. ſ. ed. Amſterd. 1732.) Denn es iſt nicht bloß die allzunakte Natur, dieſe ſtarke Anhånglichkeit am Leben, dieſer grobe Egoismus, dieſer Mangel alles modernen heroiſchen Anſtrichs, was uns mißfällt, es iſt Indignation über das barbariſche Benehmen eines Sohnes, der unter keinen Umſtänden, zu keiner Zeit, ſeinen alten Vater ſollte mißhandeln können, weil er nicht für ihn ſterben wollen. Auch kann man es nicht damit beſchönigen, daß Admet dadurch ein tragiſcher Charakter werde. Zwar würde die Forderung des Stagiriten, daß ein ſolcher ſich weder durch Tugend noch durch Laſter auszeichnen ſolle, dadurch erfüllt werden: aber eine ἁμαρτια, eine Schwachheit würde jenes Betragen doch nicht bloß genannt werden können, auch hat es kein Unglück zur Folge, das aus der Schwachheit entſpringen ſoll. Ueberdieß iſt doch wohl jene tragiſche Eigenſchaft nur an der Hauptperſon, an dem Protagoniſten, nothwendig, und dieß iſt Alceſte; Admet iſt nur die erſte Nebenperſon, und darum jene Forderung nicht auf ihn anzuwenden. Endlich verſtößt auch jener getadelte Zug gegen das ὁμαλον, die Uebereinſtimmung eines Charakters mit ſich ſelbſt, die Ariſtoteles im 15. Kap. verlangt. Ein Mann, der die herzlichſte Liebe zu Gattin und Kindern hegt, und die Gaſtfreundſchaft auf eine ſo ſeltene Weiſe ehrt, kann ſeinen alten Vater nicht wie einen erhandelten Sklaven ſchelten.

Im

Im vierten Abſchnitte werden einige Bemerkungen der Kunſtrichter über dieſes Drama geprüft. Brûmoy's *) Tadel des air bourgeois, das er darin findet, war kaum einer Rüge werth, und den leichten Anſtrich von familiarité, der ſich für die Komödie beſſer ſchicke, als für die Tragödie, fand er hauptſächlich in dem Betragen des Herkules, worin man ihm auch beyſtimmen muß, ſo angemeſſen es auch übrigens dem Charakter des Alciden iſt. (p. 166.) Auch gegen die Wielandiſchen Erinnerungen iſt der Grieche in Schutz genommen. Der deutſche Dichter hatte bey der Beurtheilung ſeines Nebenbuhlers ſein eignes Werk offenbar zu lieb gewonnen. Die Wahrheit der griechiſchen Charaktere, gegen die neuern gehalten, hat ſchon längſt ein Dichter gerettet, deſſen ſatyriſches Talent ſich erſt neuerlich durch eine glückliche Combination in ſeiner ganzen Schwere gezeigt hat.

Auch andre Bearbeitungen dieſes Stoffes von Quinault und Wieland ſind verglichen worden. Mehrere würde Blankenburg in den Zuſätzen zu Sulzers Theorie, Art. Euripides, dargeboten haben, auch Thomſon's Eduard und Eleonore hätte genannt werden können. Hierbey wird den angehenden dramatiſchen Dichtern empfohlen, Wielands Beyſpiel unabläſſig vor Augen zu haben. In der That würde man nicht wiſſen, wie dieſe Aeuße-

*) Les idées Athéniennes étoient auſſi nobles qu' elles pouvoient l' être parmi des Republicains, ſagt er bey dieſer Gelegenheit.

Aeußerung zu nehmen wäre, wenn ſich nicht der Verfaſſer gleich vorher gegen allen Anſchein von Herabſetzung des großen Dichters verwahrte. Dieſer hat ſelbſt erklärt, daß er nie ein Euripides habe werden wollen, und noch nie iſt an einen Dichter die Forderung gemacht worden, daß er in allen Gattungen vollkommen ſeyn ſolle. — S. 34. wird vorgeſchlagen, den 5ten Akt nach dem Abgange des Herkules V. 863. anzufangen. Hierzu würde der angegebene Grund, daß der Anfang des 5ten Akts, wie er gewöhnlich feſtgeſetzt wird, mit dem Vorhergehenden zu genau verbunden wäre, nicht hinreichend ſeyn, da mit der Ankunft des Herkules der letzte Theil des Stücks, die Entwickelung, beginnt, wenn nicht überhaupt die Eintheilung der alten Tragödie in Akte willkührlich, oder vielmehr unangemeſſen wäre. Indem jetzt bey uns der Vorhang zwiſchen den Aufzügen herabgefallen iſt, nehmen wir durch Uebereinkunft an, daß die Handlung fortſchreite. Bey den Griechen war die Bühne immer offen, die Chorgeſänge waren nur Ruhepunkte für die Zuſchauer, und die Handlung fieng nach dem Chorgeſange immer wieder da an, wo ſie vorher aufgehört hatte. Vergleicht man unſern fünften Akt mit der griechiſchen Exodus, ſo mußte dieſe doch nach dem letzten Chorgeſange, (alſo der gewöhnlichen Abtheilung zufolge) ihren Anfang nehmen, da bis dahin das Epiſodium gieng. (Poetik, K. 12.)

Zum

Zum Schluſſe werden noch die Ausgabe von Kühnöl (welche dem Verf. ſo wenig als deſſen Obſervationen zu gefallen ſcheint), und die von Wakefield kurz beurtheilt, aus letzterer die Varianten angegeben, und einige Stellen commentirt. Den 234. Vers erklärt der Verf., vermuthlich auf Veranlaſſung des Scholiaſten ſo, daß Admet im Angeſichte des Chores Alceſten aus ihrem Gemache in ein anders führe. Aber natürlicher ſcheint doch die Auslegung, daß Alceſte heraus auf die Bühne trete. Die Scene bleibt im ſogenannten zweyten Akte der Vorplatz des Pallaſtes, wie im erſten unverändert. Allerdings iſt es eine Unſchicklichkeit, die bereits Home, (Grundſätze der Kritik, B. 3. S. 303. d. neueſten A.) gerügt hat, daß die ſterbende Alceſte da erſcheint; allein ſie muß mit der durchgängigen, ſtrengen Beobachtung der Einheit des Orts, die eine Folge der ununterbrochenen Handlung war, entſchuldigt werden. Zuletzt wird die Probe eines vielleicht herauszugebenden Commentars über dieſes Stück, an dem mit Recht geprieſenen Monolog des Herkules, vorgelegt. Manches Wort hätte darin übergangen, dafür aber V. 848. der Sache nach erklärt werden können.

Digitized by Google

XIV.

Engliſche Litteratur.

Poems by *G. D. Harley* of the Theatre Royal, Covent Garden. 1796, 295 S. 8. Der Verf. iſt nicht ohne Talent für die beſchreibende Poeſie; aber ſeine Sprache erhebt ſich nicht genug über die Proſe und iſt ſich überhaupt nicht gleich genug. Er ſcheint das menſchliche Leben in ſeinen mannichfaltigen Geſtalten beobachtet zu haben; die Charaktere, die er hier und da einſchaltet, haben daher das Verdienſt der Wahrheit, aber es fehlt ihnen allzu oft an poetiſcher Kraft. Die beſten Arbeiten in dieſer Sammlung ſind die Balladen.

The Loves of Troilus and Creſeid, written by *Chaucer;* with a Commentary, by Sir *Francis Kinaſton:* never before publiſhed 12mo. 48 S. 1796. Sir *Francis Kinaſton* aus Otely in Shropſhire gab im J. 1635 das erſte und zweyte Buch von Chaucer's Troilus und Creſeid mit einer lateiniſchen Ueberſetzung in Reimen heraus, und verſprach in der Vorrede die übrigen Bücher in derſelben Manier zu bearbeiten, und einen erklärenden Commentar hinzuzufügen. Dieſes Verſprechen wurde nicht erfüllt. Die Handſchrift, welche die fünf Bücher des Troilus und Creſeidens Vermächtniß von R. Henderſon enthielt,

hielt, kam nach mancherley Schickſalen in Mr. Waldron's Hände, der den Inhalt deſſelben dem Publico in dieſer Probe anbietet. Man muß wünſchen, daß er hinlängliche Unterſtützung erhält, um das ganze Gedicht an das Licht zu bringen.

Obſervations upon a Treatiſe, entitled a Deſcription of the Plain of Troy by Monſieur *le Chevalier*. By *Jacob Bryant*. 4to. 49 S. 1796. Den Hauptheil dieſer wenigen Blätter nimmt eine Widerlegung der auch unter uns hinlänglich bekannten Bemerkungen von Le Chevalier über die Lage des alten Troja ein. Der Verf. behauptet, daß Le Ch. Behauptung mit dem Homer nicht übereinſtimme, und daß er überhaupt nicht erwieſen habe, was doch gerade die Hauptſache geweſen wäre, daß das alte Troja auf dem von ihm als Standpunkt angenommenen Hügel von Bunarbaſchi gelegen habe. Es ſey vergeblich, die Quellen des Scamander aufzuſuchen, die man ſchon zu Strabos Zeiten nicht mehr habe finden können. Zum Schluß heißt es: I look upon theſe poems of Homer concerning the expedition of the Greeks and the rape of Helen, to be mere fables. I am perſuaded that no ſuch war, as has been repreſented, was carried on againſt Troy: nor do I believe, that the Phrygian city, ſo zealouſy ſought after, ever exiſted. For this I could bring very cogent proof, ſhould ſuch a disquiſition be at all acceptable to the world. Wie der, übrigens ſehr gelehrte und ſcharfſinnige Ver-

faſſer ſeinen Beweiß führen würde, läßt ſich aus ſeinen ältern Schriften muthmaßen; aber eben dieß wird die Freunde der ächten hiſtoriſchen Kritik nach dieſem Beweiſe nicht ſehr begierig machen.

Sorrows; ſacred to the Memory of Penelope. 89 S. Fol. 1796. Dieſe Sammlung elegiſcher Sonnette zeichnet ſich eben ſo ſehr durch die äußere typographiſche Pracht als durch ihren innern Werth aus. Der Dichter ſpricht die Sprache des ächten Gefühls und drückt ſich mit eben ſo viel Zärtlichkeit als Anmuth und Zierlichkeit aus. Folgende mögen als Probe dienen. In beyden hat der Verf. den Petrarcha vor Augen gehabt:

I ſcent the well-known air; and now appear
The verdant hills, where firſt thoſe lights did riſe,
That fill'd, while it pleaſ'd Heaven, my doting eyes
With love and joy, and now with many a tear.

Ye ſcenes, how changed, that uſed my heart to cheer!
Ye ſtreams runs turbid, and the verdure dies;
Dark is the room, where cold and vacant lies
The couch, once warm with all my ſoul held dear.

The alleys green, where with her youthful band
She ſported, now return no cheerful ſound;
The flowery boughs that claſp'd the window round,

Aloft in air, by amorous Zephyrs fann'd
Where like a radiant ſtar ſhe oft would ſtand,
Now trail their weeping bloſſoms on the ground.

The

* * *

The birds their melancholy deſcants pour,
Mid the green boughs, to ſummer's breath that wave;
The gurgling falls the pabbly margent lave;
And with ſoft murmurs ſooth the ſhadowy bower,

Where, ſad and penſive, many a mournful hour
I write and weep, and ponder on the grave.
Here oft the form of her whom Heaven once gave,
And now the tomb's inſatiate jaws devour,

As when alive, I ſee; anſwering my ſighs;
»Ah why, ſhe pitying ſays, ah, why in vain,
»Do tears inceſſant dim thoſe ſorrowing eyes!

»Suſpend thy grief; no more for me complain;
»Though here on earth thou ſaw'ſt lif'es roſes fade,
»That form thou loved'ſt ſo well is now immortal made.«

In dem Anhange findet man einige glückliche Nachahmungen des Horaz, eine Ueberſetzung der bekannten Epiſode in dem zwölften Buche des befreyten Jeruſalem von dem Tode Clorindens; und einige eigne Gedichte des Verf. unter denen ſich folgendes auf Algnernon Sidney auszeichnet:

Comeſt thou, brave youth, by kindred virtue led,
To explore the pregnant annals of the dead,
That bright exemple may inſpire thy breaſt;
Arreſt thy ſtep: here Sidney's aſhes reſt!

Does the ſound vibrate through thy throbbing
heart!
Glows thy warm cheek! do tears, indignant, ſtart!
The omens hail! they mark thy ſtrenuous mind;
The honeſt guardian of thy race deſign'd.

Approach; contemplate this immortal name;
Swear on this ſhrine to emulate his fame;
To dare, like him, e'en to thy lateſt breath,
Contemning chains and poverty and death.

Then go and dauntleſs in thy country's cauſe,
Aſſert her rights, her liberties and laws;
Unfading honours be thy glorious doom;
And tears, like thoſe thou ſhed'ſt, bedew thy tomb.

But if this ſacred name awake no zeal,
No generous ardour for the public weal;
Purſue thy way; nor vainly loiter here;
Thy tearleſs eye profane the patriot's bier.

Die Kupfer und Vignetten, welche dieſe Sammlung zieren, ſind größtentheils von ausgezeichneter Schönheit.

Poetic Trifles. 1796. 8. 70 S. Der Verf. zeigt mehr als gemeine Anlagen für die komiſche Poeſie. Daß ſich aber ſeine Muſe auch in den höhern Regionen mit Glücke verſuchen könne, beweißt folgende Ode, auf einer Reiſe durch Cornwallis geſchrieben, als die Franzoſen mit einer Landung drohten:

The beamleſs ſun went down the ſky,
And ſinking as a ball of blood,
Ting'd with a deep funereal dye,
Through ſullen miſts, the murky wood.

Acroſs

Acroſs Dunheved's frowning ſteep,
By fits the pale moon flings a ray;
When ſudden round its ruins ſweep
The clouds that veil'd the dying day.

Lo, where the caſtle windows roar
To the wild murmurs of the blaſt,
Lightening their ivy-curtains hoar,
Mid the dim air a ſpectre paſt —

Dunheved's genius! — he appears
Featur'd with woe. „Here, here, he cries,
„As his gigantic form he rears,
„My adamantine helmet lies.

»Here buried round the charmed caſque,
»Behold my mailed warriors ſleep!
»'Twas theirs, where toil and valour aſk
»The martial arm, renown to reap.

»Where hoſts aſſailing, aim'd the blow,
»Their ſwords they haſten'd to embrace;
»Alas! while ſcowls the inſulting foe,
»Why lingers now the Corniſh race.

Meditations by Moonlight. A Poem. 16 S. 8. 1796. Der Dichter widmet dieſe Betrachtungen den erhabnen Gefühlen einer lautern, von keinem Fanatiſmus entſtellten, Frömmigkeit. Seine Beſchreibungen haben das Verdienſt der Wahrheit und Einfachheit, wenn ſie ſchon nicht immer vollendet genug ſind: ſeine moraliſchen und religiöſen Bemerkungen ſind richtig und gefällig vorgetragen. Folgende Zeilen können zur Probe dienen:

The minſtrel now by nature's charms inſpir'd
Feels with ſeraphic warmth his boſom fir'd;
Beneath ſome venerable oak reclin'd
Whoſe cheguer'd leaves ſcaroe whiſper to the wind,
That pregnant with the rich perfumes of night
Wakes every ſenſe to rapturous delight.
Or gazes on the moon's enamour'd beams
Who thro' the opening foliage ſweetly gleams,
Upon the flow'ry bank invites ro reſt;
Or ſoftly ſtealing o'er the lucid breaſt
Of ſome lorn ſtream, that ſcarcely ſeems to flow,
Surveys her image in the waves below.
Penſive he winds along the margin green
Charmed with the ſolemn ſtillneſs of the ſcene.

Poems of Various Kinds. By *Edward Hamley*. Fellow of New college. 8. 138 S. 1796. Nicht leicht wird jemand dieſen Gedichten das Verdienſt abſprechen, auf welches der Verf. allein Anſpruch macht, that of elegant trifling. Seine Verſification iſt ſanft, ſein Ausdruck correct, ſeine Gedanken richtig und edel. Außer den Originalgedichten enthält dieſe Sammlung einige Stücke von Haller, Klopſtock und Taſſo. Eine Sammlung von Sonnetten, die ſchon vor längerer Zeit gedruckt worden, erſcheint hier in einer verbeſſerten Geſtalt.

Poems, chiefly Dramatic and Lyric, by the Rhev. *H. Boyd* A. M. Tranſlator of Dante's Inferno: containing the following dramatic Poems; the Helots, a Tragedy; the Temple of Veſta; the Rivals; the Royal Meſ-

Meſſage; Prize Poems: 1796. 643 S. 8vo. Zweckmäßigkeit der Anlage, Stärke des Ausdrucks und eine fließende Verſification zeichnen die dramatiſchen Arbeiten des Verf. aus: gleichwohl fehlt es ihnen bey dieſen Verdienſten an der Kunſt, die Aufmerkſamkeit des Leſers immer geſpannt zu erhalten. Der Grund hievon ſcheint zum Theil in der Wahl des Stoffes zu liegen. In dem erſten Stück bietet die Niederlage der Heloten nur wenige Incidente an, bey denen ſich das dramatiſche Talent zeigen könnte. Noch unintereſſanter iſt die Geſchichte der Rahab, welche die Bibel eine H — nennt, der Verf. aber für eine Wirthin in einer Carawanſarey nimmt. *) Beſſer gewählt iſt der Gegenſtand der dritten Tragödie, Davids Liebe zur Bathſeba und Urias Tod. Ein anderer Fehler iſt, daß der Verf. ſeinem Hang zur Amplification der Gedanken ſo weit nachhängt, daß dadurch der Ausdruck der Leidenſchaften außerordentlich geſchwächt wird. Die kleinern Gedichte ſind ſich am Werthe nicht gleich.

Poems on various Subjects. By *Charles Lloyd.* 8vo. 104 S. 1796. Man trift in dieſer Sammlung auf eine bedeutende Anzahl von Gedichten, die ſich durch ächte Züge des Genies, eine lebhafte Imagination und eine ſeltne Originalität der Gedanken auszeichnen. Eines von den ſchönſten Stücken iſt folgendes an eine Hütte:

*) Unſer Brandes hat bekanntermaßen dieſen Stoff mit eben ſo wenig Glück auf die Bühne zu bringen verſucht.

Hail,

Hail, ſacred ſcene of ſimple joy,
The little ruſtic cottage hail!
Such as J oft have chanc'd to ſpy
In far off ſolitary vale.

I know thee by thy whiten'd wall,
Thy lowly roof of warmeſt thatch,
Thy ſhadowy arm, thy caſement ſmall,
Thy humble door and ſimple latch.

I know thee by thy garden neat,
Whe many a uſeful herb is ſeen,
Where wall-flowres yield on odour ſweet,
And woodbines twine with jas'mines green.

Hail, ruſtic cot! thy nameleſs roof
Each ſocial virtue oft has known,
Of faith and love the matchleſs proof
Thy little tenement has ſhewn.

A happy Huſband's calm retreat —
For fate has given a partner dear;
A happy Father's tranquil ſeat — —
For beauteous babes are ſmiling there.

There Peace affords a purer joy
Than luxury could e'er diſpenſe;
There courtly vices ne'er annoy
The ignorance of Innocence.

There if the ſyſtematic ſchool
Nor ſophiſt laws for life enact
To chain te freeborn mind to rule —
The native feelings teach to act.

Digitized by Google

Affection fills the guiltleſs heart,
Each knows that happineſs is dear,
And ſimple nature's tries t'impart
That bliſs to every object near.

Hail ruſtic cot! thy frugal board
Still may thy happy tenants ſpread,
Ne'er may they court the miſer's hoard
While bleſt with peace and honeſt bread.

May Virtue ever dwell with thee,
And Nature's pure ſenſations bleſs,
May pain ne'er riſe — to agony,
Nor even pleaſure — to exceſs.

The Birth and Triumph of Love. A Poem. By Sir *James Bland Burges.* Egerton. 1796. 4to. 58 S. Dieſes Gedicht iſt ein poetiſcher Commentar zu einer Reihe von Kupferſtichen, welche Tomkins unter dem Titel: The Birth and Triumph of Cupid, ans Licht geſtellt hat. Hieraus iſt eine Art von allegoriſchem Gedicht entſtanden, welches weit mehr leiſtet, als die Veranlaſſung zu verſprechen ſcheint. Der Dichter will die Liebe beſingen, nicht das Kind der Ueppigkeit, ſondern der Tugend:

I aſk no Muſe's aid thy deeds to ſing,
Nor court in idle ſtrain the tuneful Nine:
He little needs the Heliconian ſpring,
Who owns the influence of Thy power divine.
O with thy ſacred touch my heart refine!
Oh warm my ſoul with thy celeſtial ray!

Let

Let Judgement, Fancy, Truth and Wit combine,
To tune my lyre, and modulate my lay,
And grace the Tribute which to virtuous Love I pay.

Amor iſt das erſte Werk der Schöpfung; eine Dunſtwolke, die ſich in den reinſten Regionen des Aethers zuſammenzieht, hegt das Kind in ihrem Schooße, deſſen Schönheit mit den glänzendſten Farben gemahlt wird. Die Wirkung ſeiner Erſcheinung beſchreibt der Dichter in folgender Stanze:

Awhile, as if entranced, he gazed around:
He moved, and Heaven with unknown radiance gleamed;
He ſpoke, and liſtening Angels hailed the ſound;
He ſmiled, and univerſal Nature beamed.
By Infant Love ſubdued Creation ſeemed:
And Time transported all his power confeſſed;
Of preſent joys and future bliſs he dreamed,
Of conſtant hearts with laſting union bleſſed;
Then fondly claſped the Cherub to his glowing breaſt.

Seine erſte Jugend geht unter kindiſchen Spielen hin; nach und nach wird es ernſthafter; es will ſeine Kräfte brauchen und harmonirende Seelen mit einander vereinigen. Ein Traum lehrt es ſeine Pflicht und weißt ihm die Erde als die Bühne ſeiner Thätigkeit an. Es eilt dieſen Wink zu befolgen und durchſchneidet die Luft:

As onward thus thro' heaven's wide fields he flew,
Cutting the yielding air with pinions fleet,
The Guardian Spirits of each Planet knew
Th'immortal Boy, and ruſhed his courſe to meet.
Still as he paſſed, with gratulation ſweet
The hailed the ſtranger, and with heavenly ſong
The joined the Lord of Harmony to greet.
The ample Chorus, rich, ſublime and ſtrong,
Floats on the gale, and thro' wide ſpace is borne along.

Cheered by th' attendant Choir he ſtill advanced:
And now his deſtined Planet ſeemed more near,
As o'er its varying face his eye he glanced
A rich ſucceſſion of delights appear.
Scarce can his ſenſe Creation's beauties bear:
For then the World was young; the vigorous Earth,
Rejoiced Spring's univerſal garb to wear,
To every flower and every fruit gave birth,
And all was Joy and Peace, Security and Mirth.

Amor läßt ſich in England nieder und erfüllt hier ſeinen Beruf; aber in dieſem Theile des Gedichtes iſt die Erfindung abentheuerlich und abgeſchmackt. Schlechte Mahler haben ſchon oft Opfer von Herzen gemahlt, aber daß ein Dichter einzelne Herzen vor dem Amor fliehen, Berge hinaufklimmen und hinabſteigen läßt, iſt wo möglich noch abgeſchmakter. So mangelhaft der Plan iſt, ſo viel Lob verdient

die

die poetiſche Bearbeitung. Die Harmonie des Versbaues, die Schönheit der Bilder, der Glanz und Reichthum des Ausdrucks und die Feinheit der Empfindung erhebt dieſes Gedicht weit über das gewöhnliche.

Converſation a Didactic Poem en three Parts. By *William Cooke* Eſq. 1796. 4to. Die beyden erſten Theile dieſes Gedichtes beſchäftigen ſich mit negativen Regeln, mit dem was man in der Kunſt der Unterhaltung zu vermeiden hat; der dritte handelt von den Eigenſchaften, welche die Unterhaltung angenehm und intereſſant machen. Ein allgemeines Lob der ruhigen Freuden, welche aus dieſer Quelle entſpringen, beſchließt das Ganze. So richtig und wahr die Vorſchriften ſind, welche der Verf. ertheilt, ſo iſt der Vortrag derſelben doch allzu wenig belebt, um den Leſer von dem Berufe des Verf. zum Dichter zu überzeugen. Das Gedicht von Stillingfleet über denſelben Gegenſtand, ob es gleich auch keine große Celebrität erlangt hat, übertrifft das gegenwärtige in Rückſicht auf poetiſches Verdienſt.

Bewſey, a Poem. 1796. 32 S. 4to. Ein beſchreibendes Gedicht von mehr als gewöhnlichem Werthe. In harmoniſchen Verſen und mit claſſiſcher Simplicität beſchreibt der Dichter eine reizende Gegend, und weiß den Leſer eben ſo ſehr durch Zartheit der Empfindung und Anſchaulichkeit der Gemählde, als durch geiſtreiche Betrachtungen, welche er in die Beſchreibung einwebt, anzuziehen.

Job

Folgende Beſchreibung einer Heuärnte mag zur Probe des Vortrags dienen:

There ſee the movers, to their half-done taſk
Early returning, jocund, o'er the graſs,
That yeſterday they cut: with ſtone well-ply'd,
Bending, they whet the clear-reſounding ſteel;
And now in order plac'd, ſtep after ſtep,
Slow following, with ſucceſſiv well-tim'd ſtrokes,
The ſcythe they brandiſh: falling at their feet
In ſemicircles wide, a mingled heap
Of feeding ſtalks and flow'rs of various hues
In wild confuſion lies, to bloom no more.
Meanwhile a num'rous train of men and boys
And country maidens, bearing in their hands
The rural trophies, cheerfully begin
Their pleaſing toil, and ſcatter far and wide
With airy toſs, the odorif'rous hay;
Light burden! While as now the climbing ſun,
In ſplendour clad, pours forth his ſloping rays
Stronger, the field is all a moving ſcene
Of gaiety and buſineſs, mirth and toil.
Many the jokes, and frequent are the laughs,
Enlivening their labour: on the copſe
Of yonder hedge, where gay the wild-roſe blooms,
Is laid the copious can, with needful ſtore
Of liquor fill'd, and cover'd from the ſight
Of buſy flies. Full oft the heated ſwain
Thither is ſeen to pace, and from the cup
Firſt takes a long, deep draught; then to the fair,
Not aſking, but whoſe warm fluſh'd cheeks betray
Her thirſt, ſlow carrying, preſents the cup
With awkward gallantry. Fatigued, the band

Awhile repoſe: the ſun burnt clown, robuſt,
Pulls on his knee his modeſt-looking fair,
Pleas'd, and yet half-aſham'd: ah! happy he,
If from her lips he gains at laſt the kiſſ,
With many ſtruggles won; nor is ev'n ſhe,
Tho' her diſorder'd locks with many a frown
Now ſhe adjuſts, diſpleas'd at heart to loſe
The fragrant prize ſhe wiſh'd not to withhold.
She ſeeks not to enſnare a captive train
Of ſlaves to grace the triumph of her eyes;
Nor, having won her lover's faithful heart,
To leave him, proud exulting in his pains.
For him alone the ribband gay is ſeen,
On Sundays ſtreaming in her hat of ſtraw,
Luring at church unwary eyes from pray'rs.
Still near her thro' the field he ſtrives to toil,
And oft, when unperceiv'd, they tell their love
In ſidelong glances: language ſweet! that ſpeaks
In ſilence more than all th' affected fop,
Practis'd in Flatt'rys arts, with oily tongue,
Pours in his vainer Fair's deluded ears.
Here 'tis, that Love beſtrews his pleaſing joys,
Unblendend with his cares; for here no fears
Of rankling jealouſy diſturb the breaſt.
He knows his maiden true, as ſhe her ſwain;
And ſo ſhall each be proved, for Hymen ſoon
In bondage ſweet ſhall join their willing hands.

Be kind, ye Southern Breezes! blow not yet
Nor bid your train of gloomy clouds and ſhow'rs,
Unwelcome now, deform the tranquil ſky!
But let the frequent wain, unſtopp'd by rains,
Clear the dry hayfield of its duſky piles!

Poems

Poems by Lady *Tuite*. 1796. 200 S. 12. Eine Sammlung von flüchtigen Poeſien, an denen mehr die Correktheit der Sprache, der ſanfte Fluß der Verſe und die Zartheit der Geſinnungen, als der poetiſche Geiſt zu loben iſt. Das Gute, was ſie enthält, würde bey einer ſtrengern Auswahl beſſer in die Augen fallen.

Inez a Tragedy. 1796. 124 S. 8vo. Der Verf. dieſes Trauerſpiels hat ſich durch die Anzahl derer, welche die Geſchichte der Ines von Caſtro für das Theater bearbeitet haben, nicht abhalten laſſen, auch ſeine Kräfte an derſelben zu verſuchen. Dieſer Verſuch iſt nicht mißlungen. Die Hauptcharaktere ſind mit Feſtigkeit und Kraft gezeichnet; die Sprache iſt leidenſchaftlich, den Gegenſtänden angemeſſen und mit poetiſchem Schmuck nicht überladen. Um auf der Bühne Wirkung zu thun, hätte der Dialog weniger ausgeſponnen werden müſſen.

Memoirs of the Life and Writings of the Abate *Metaſtaſio*. In which are incorporated Tranſlations of his principal Letters. By *Charles Burney*, Muſ. D. 3 Vol. 1796. 8vo. Der Verf. dieſes Werkes hat die Materialien zu demſelben in Wien und Italien geſammelt. Er hat die Biographie von Retzer und Chriſtini, und die in den neuern Ausgaben des Metaſtaſio enthaltenen Nachrichten benutzt; aber alles dieſes würde nur einen mäßigen Band gefüllt haben, wenn der Verf. nicht eine Menge Briefe des berühmten Dichters wörtlich eingeſchaltet und

mit ſeiner Erzählung verbunden hätte. Neue Umſtände oder unbekannte Züge aus dem Leben und Charakter des berühmten Dichters erfährt man hier nicht; doch iſt der Vortrag unterhaltend und vorzüglich durch die Einſchaltung des dem Dichter angehörigen mannichfaltig gemacht.

Obſervations on *Pope*. By *Gilbert Wakefield*. B. A, 1796. 8vo. 350 S. Der bekannte Verf., einer der fruchtbarſten Schriftſteller des jeztlebenden Englands, beſchäftigte ſich mit einer Ausgabe der Werke von Pope, von denen auch ein Band, mit ſeinen Anmerkungen ausgeſteuert, erſchienen iſt. Dieſen Plan ſcheint er aufgegeben zu haben. Das gegenwärtige Werk aber enthält die geſammelten Materialien, meiſtentheils Parallelſtellen aus alten und neuen Dichtern, mit kurzen Urtheilen, welche er aber ſelten motivirt, mit einem Worte, Anmerkungen, wie man ſie aus ſeinen philologiſchen Arbeiten kennt, und welche mehr die Beleſenheit oder den Witz ihres Verf. beweiſen, als daß ſie zum Verſtändniſſe des Autors, zu welchem ſie gegeben werden, weſentliche Dienſte leiſteten. In der Vorrede hat W. die Verdienſte Popens nach den Grundſätzen des Horaz und Longin gewürdigt und nach denſelben ſeinen Autor im höchſten Grade vortreflich und muſterhaft gefunden.

The Sea; a Poem. In two Books. By *John Bidlake*, B. A. Chaplain to his Royal Highneſs the Duke of Clarence. 1796. 74 S. 8. Das Muſter dieſer Beſchreibung des Meeres — eines Gegenſtandes, der in dieſem Umfange

ſange von keinem Dichter behandelt worden iſt — ſcheinen im Ganzen Thomſons Jahreszeiten zu ſeyn, ohne daß man doch den Verf. einer ſclaviſchen Nachahmung beſchuldigen könnte. Er beſchreibt die mannichfaltigen Anſichten des Meeres, die es durch die Verſchiedenheit der Küſten, der Jahreszeiten und des Zuſtandes der Atmoſphäre erhält; um aber der Einförmigkeit einer fortlaufenden Beſchreibung abzuhelfen, miſcht er, ſo wie Thomſon, moraliſche Betrachtungen ein, zu denen die Scene Veranlaſſung giebt, und belebt ſeine Gemählde durch menſchliche Weſen, bisweilen durch intereſſante Geſchichten. Die Sprache iſt poetiſch, ohne Schwulſt, die Verſe im Ganzen wohlklingend und gefeilt. Der Eingang des erſten Buches, eine Anrede an die Natur, nebſt der Expoſition des Gedichts, iſt dem Verf. am wenigſten gelungen; er iſt zu trocken und gedehnt. Erſt da, wo der Verf. ſich mit ſeinem Gegenſtande ſelbſt beſchäftigt, zieht er den Leſer an. Er beſchreibt eine Winterſcene und ſetzt dieſer die Beſchreibung eines Sommermorgens auf der See entgegen:

In ſilv'ry veil, ſee virgin morn ariſe!
Freſh as a new creation waſh'd in dews
Etherial, balm'd in roſy ſleep ſhe treads,
Forth - darting heav'n - born joy, and looking ſooftneſs,
Huſh'd nature liſtens; calm reflections ſmiles.
She lifts her golden eye, and beams abroad,
And tips with orient tint the ſluggiſh miſts,
And rolling clouds, that ling'ring cling around

Yon mountain's baſe, yon wide horizon's verge.
What kindling glories gild the glowing ſkies!
What bluſhes fill the ſmooth expanſe below!
The wide-ſpread mirror where her modeſt face
With anſwering beauty ſhines a perfect calm.
Not fluid mercury boaſts more poliſh'd gloſs,
Abroad no Zephyr ſteals; no dimple curls
The now quieſcent wave that ſleeps along
The placid ſhore, with pendant verdure crown'd;
No more repugnant or averſe; but deep
Within its winding arms, encircling warm
The glaſſy green; well pleas'd itſelf to view
In ſhadowy length, within the mimic plain.
Saunt'ring the fiſher in his idle bark
Awaits the whiſper of the fav'ring gale;
Nor ſpreads the ſail, that of the ſluggiſh hour
Impatient hangs. But ſtealth of fav'ring gale
The perfect plain denies, ſuch quiet reigns.
Or if a vagrant ſolitary breeze
Perchance paſs light its momentary way,
Yon ſhining main its ſecret kiſs avows;
And, like offendend chaſtity, ſhudders
At every wanton wiſh that rudeneſs breathes.
Or leaps a fiſh, a ſpreading ringlet runs,
And wid'ning trembles to the diſtant ſhore.
The air no clamour wounds. Ye lighter barks!
That with the finny oar glide ſmooth along,
Spare the rude-ſtroke, nor ſpoil the level wave;
Nor break the ſolemn ſilence of the ſcene.
See vermil morn yet gladdens into birth!
For lo! the lazy folks ſteal ſoft from view,
And as they fade brightens the gorgeous ſcene,
And ſtately all the naval pomp appears.

War's

War's awful enſigns; thy more grateful fleets,
Thy better pride, all humanizing commerce!
Green islands lone; tall cliffs, the circling port,
Where traffic laviſh ſpreads his crowded wharfs,
Inverted all in imitative ſhade.

Die hier berührte Materie, über die Wohlthaten des Handels und die Mißbräuche, welche die Menſchen auch hier eingeführt haben, wird in dem zweyten Buche ausführlich behandelt. Hier zeichnet ſich auch die Beſchreibung einer Seeſchlacht und einige epiſodiſche Geſchichten aus. Von der Manier, wie der Dichter moraliſche Gegenſtände bearbeitet, wird folgende Stelle eine Idee geben:

On diſtant ſhores, where never plenty ſmiles,
And with its ſunſhine glads, lean hunger dwells,
There the poor native climbs, where danger nods
Upon the headlong ſteep; trembling from rock
To rock, above the nether clouds; or ſwung
Midway on ſlender cords, he truſts frail life.
How giddy ſight ſickens as fearful fancy views
His deep deſcent! Tremendous trade! that ill
Affords by ſcanty means, precarious food.
Yet he no better knows. O poverty!
Unheeded e'er by ſlothful luxury;
And hard unfeeling pride! They, on their couch
And idly canopied, in ſhort liv'd ſtate,
Studiouſly craving lie; and never dream,
What ill await the humbler lot. How when
The ſtorm beats loud, and they on downy beds,
Invite coy ſleep, the drenched mariner
Nods on the maſt, rock'd by the piping winds.

How hungry want prepares her ſcanty food;
And blows into unwilling flame, and loath,
Her few and joyleſs ſticks, far fetch'd from wood
Forlorn or tangled hedge. Reflect on theſe,
Unſeemly pomp, and ſilken affluences!
And bleſs thy better ſtars! And bleſs the pow'r,
That ſhines on thee, in full, meridian ray!
And ope the liberal hand, and ſcatter large;
And he ſhall bleſs thy goings out and all
Thy daily paths. But ſtill beware, leſt ſloth,
And ſhameleſs prodigality e'er ſhare
Thy gifts; alone by induſtry deſerv'd.
And thou, ſafe mediocrity! reflect;
That thou art too the care of heav'n; remov'd
From perilous extreme, and daily crown'd
With cheerful eaſe. Cheriſh inſtructive thought!
More bright ſhall ſhine thy little atmoſphere;
Thy ſky be more ſerene; and meek content
Shall gild thy boſom with its cloudleſs ſmile.

Village Virtues: a dramatic Satire. In two Parts. 1796. 45 S. 8. Die Abſicht des Verfaſſers iſt das Vorurtheil zu widerlegen, als ob Tugend mit Reichthum und Hoheit unverträglich ſey, und die Unſchuld nur in einer Hütte wohnen könne. Die Ausführung entſpricht dieſer Abſicht. Das Stück iſt voll Witz, Munterkeit und Laune, und bey dieſen Eigenſchaften einer Komödie darf es niemanden einfallen zu unterſuchen, wie viel oder wenig damit bewieſen worden iſt.

The Pains of Memory: a Poem: by *Robert Merry.* A. M. 1796. 36 S. 8vo. Nicht etwa eine Parodie auf Rogers Pleaſures of

of Memory, ſondern ein ſehr ernſthaftes Gedicht, in welchem die Leiden der Erinnerung mit düſtern Farben geſchildert werden. Der Eingang iſt ſchön und dem Zwecke des Dichters, die Einbildungskraft mit melancholiſchen Bildern zu erfüllen, angemeſſen:

When mournful evening's gradual vapours ſpread
O'er the dim plain, and veil the river's bed;
While her own ſtar with dull and wat'ry eye
Peeps through the ſev'ring darkneſs of the ſky;
While the mute birds to lonely coverts haſte,
And ſilence liſtens on the ſlumb'rous waſte:
When tyrant froſt his ſtrong dominion holds,
And not a blade expands, a bud unfolds,
But nature dead, diveſted of her green,
Cloath'd in a ſolemn pallid ſhroud is ſeen;
When gather'd thunders burſt, abrupt, and loud,
And midnight lightning leaps from cloud to cloud,
Or rends with forceful, momentary ſtroke,
The ivied turret and the giant oak;
Can faint remenbrance of meridian mirth,
Bedeck with viſionary charm the earth;
Renew the ſeaſon, when each wak'ning flow'r
Lifted its leaves to drink the morning ſhow'r;
Diſpel the gloom, the firy ſtorm remove,
Gem the wide vault and animate the grove.

Der Verf. ſchildert hierauf die Leiden, welche das Gedächtniß dem Alter verurſacht, welches vergangene Freuden zurück wünſcht; dem hoffnungsloſen, verzweifelnden Liebhaber; dem Mädchen das ſeine Unſchuld verlohren hat; dem Seemann, der mit

Digitized by Google

ſeinem zertrümmerten Schiffe von den Wellen verſchlungen wird; dem Melancholiſchen; dem Elenden, der den Qualen der Erinnerung durch den Selbſtmord zu entgehen ſucht; der Nonne, welche zu ewiger Trauer und langen gezwungenen Gebeten verdammt iſt. So betrachtet der Dichter jede Erinnerung an vergangene Vorfälle als eine Quelle des Unglücks, und den Menſchen als einen elenden Pilger, der für eine Blume tauſend Dornen auf ſeinem Wege findet. Er beſchließt endlich mit einer Anrufung an die Vergeſſenheit und die Einbildungskraft. Die Behandlung dieſes Stoffes verdient im Ganzen Lob. Die Beſchreibungen ſind kräftig und größtentheils mit poetiſcher Eleganz ausgedrückt. Indeß wird doch die Wirkung des Ganzen durch mehrere gezwungene dunkle und nachläſſige Verſe geſchwächt. Die Eigenthümlichkeit des Styls kann man aus folgender Beſchreibung der Wohnung des Wahnſinns beurtheilen:

Obſerve yon ſtructure ſtretching o'er the plain,
Sad habitation of the loſt, inſane!
Ha! at the grates what griſly forms appear,
What diſmal ſhrieks of laughter wound the ear!
Heart-broken love the tenderſt meaſure pours,
Sighs and laments, inceſſantly adores;
Inſatiate fury clanks his pond'rous chains,
Suſpicious av'rice counts ideal gains;
Bewilder'd pride the ſwelling creſt uprears,
And ceaſeleſs penitence is drown'd in tears:
Wan jealouſy, with ſcrutinizing glance
On ev'ry ſide ſees rival youth advance;

While

While maddeſt murder waits the ſword to draw,
And oſtentation flaunts in robes of ſtraw:
Pale, piteous melancholy clasps her hands,
Sunk in deep thought, and as a ſtatue ſtands;
Convulſive joy, imaginary ſtate,
Low envy, ghaſtly fear, determin'd hate,
Loud agonizing horror, dumb deſpair,
And all the paſſions are diſtorted there,
Amidſt thoſe gall'ries drear, thoſe dolefull cells,
The unrelenting deſpot, Mem'ry, dwells.
Fix'd on the burning brain, ſhe urges ſtill
Her ruthleſs pow'r, in mock'ry of the will;
Regretted raptures, long remember'd woes,
And ev'ry varying anguiſh ſhe beſtows;
This is her ſumptuous palace, theſe her ſlaves,
She reins triumphant, when the maniac raves.
But o! her victims feel the heavieſt ſtroke,
When e'er at intervals the ſpell is broke;
When caſual reaſon is awhile reſtor'd,
And they themſelves are by themſelves deplor'd.

* * *

Eine merkwürdige Erſcheinung in der Geſchichte der engliſchen Litteratur iſt die vorgebliche Entdeckung einer Anzahl ungedruckter Schriften von Shakeſpear, welche Mr. Ireland ankündigte, in deſſen Beſitz ſie nach einer zufälligen Auffindung gekommen waren. Unter denſelben befanden ſich mehrere Trauerſpiele, die mit Shakeſpear's eigner Hand geſchrieben ſeyn ſollten, und ſogar eines, das noch gar nicht bekannt war: Vortigern and Rovena, nebſt mancherley Briefen, Contracten und andern

andern Kleinigkeiten. Dieſe Entdeckung machte Aufſehn; aber die Hoffnungen, welche die Freunde des großen Dichters gefaßt hatten, verſchwanden faſt eben ſobald, als ſie entſtanden waren. Das neue Trauerſpiel kam auf die Bühne und fiel. Noch vorher aber machte Mr. Ireland einen Theil ſeiner Schätze in einer prächtigen Ausgabe bekannt, welche den Titel führte:

Miſcellaneous Papers and Legal Inſtruments under the Hand and Seal of *William Shakſpeare:* Including the Tragedy of King Lear and a ſmall fragment of Hamlet, from the original MSS. in the Poſſeſſion of *Samuel Ireland*, of Norfolkſtreet, 1796, 160 S. Fol. mit 26 Kupfern, auf denen die Handſchrift des Dichters, ein Brief der Königin Eliſabeth und anderer, einige Portraite u. d. g. zu ſehen ſind. In der Vorrede verſichert der Herausgeber die kritiſchen Urtheile der Gelehrten, die mit der Poeſie und Sprache des Zeitalters, in welchem Sh. lebte, am beſten bekannt wären, ſo wie die Urtheile der Diplomatiker, eingeholt zu haben; ja ſogar die Papiermacher habe er zu Rathe gezogen; und er habe das Vergnügen, dem Publico zu verſichern, daß, ſo weit er im Stande geweſen ſey, die Stimmen dieſer verſchiedenen Claſſen von Menſchen zu ſammeln, ſie alle darin übereingekommen wären, daß hier eine ſo große Menge innerer und äußerer Kennzeichen zuſammentrafe, daß ein Betrug nicht denkbar ſey. Sonderbar und auffallend blieb es indeß, daß der erſte Beſitzer, bey Ertheilung

theilung der Erlaubniß zum Druck, die Bedingungen machte, daß durchaus ſein Name nicht genannt werden ſollte, und dieſe Bedingung bey jedem Theile des Geſchäfftes wiederholte. Mr. Ireland forderte nun von neuem die Kritiker und Antiquare auf, die ihnen vorgelegten Schriften zu unterſuchen, um die Sache auf's Reine zu bringen; ſollte man den erſten Band günſtig aufnehmen, ſo würde er den Reſt ſeiner Schätze in zwey andern Bänden von derſelben Geſtalt und Größe bekannt machen. Dieſe Aufforderungen fanden, bey dem großen Intereſſe, welches das engliſche Publicum an Shakſpear's Namen nimmt, leicht Eingang; aber die Unterſuchung fiel ungünſtig aus. Eine der erſten Schriften, welche die Bekanntmachung der Manuſcripte veranlaßte, war:

A Letter to *George Steevens* Eſq. containing a critical Examination of the Papers of Shakſpeare, publiſhed by Mr. *Samuel Ireland.* To which are added Extracts from Vortigern. By James Boaden, Eſq. 8vo, 72 Seiten. Der Verfaſſer war einer von denen, welche Ireland vor der Bekanntmachung der Manuſcripte zu Rathe gezogen hatte. Er geſteht in dieſer Schrift, daß er ſie auf den erſten Anblick für ächt gehalten; daß ihm aber bey einer nähern Unterſuchung Zweifel aufgeſtiegen wären, die ihn am Ende ganz auf die entgegengeſetzte Meynung geführt hätten. Die Orthographie in dem von Ireland publicirten König Lear weiche ſehr von der zu Shakſpeare's Zeiten gewöhnlichen, und in den älteſten

teſten Abdrücken ſeiner Stücke herrſchenden, ab; die Variantes lectt. aber wären ſchlechter, als die gewöhnliche Lesart, da es doch nicht wahrſcheinlich ſey, daß die Schauſpieler etwas beſſeres ſollten geſetzt haben, als der Dichter ſelbſt. Endlich enthält Irelands König Lear mehrere kühne Interpolationen, an deren Unächtheit ſich nicht zweifeln läßt. Auch gegen die Aechtheit der Briefe und andern kleinen Papiere werden bedeutende Zweifel erhoben, und am Ende das Reſultat gezogen, daß Irelands Lear unbezweifelte Kennzeichen des Betruges an ſich trage, und daß die kleinern Stücke weder in Shakſpeare's Style, noch in der Manier ſeiner Zeit geſchrieben; daß ſie mit ausgemachten Thatſachen im Widerſpruch ſtehn, und mit der Zeitrechnung nicht vereinbar ſind. Gegen dieſen Brief trat ein Vertheidiger der Aechtheit von Irelands Papieren auf:

A Comparative Review of the Opinions of Mr. *James Boaden* (Editor of the Oracle) in February, March and April 1795; and of *James Boaden* Eſq. (Author of Fontainville Foreſt and of a Letter to George Steevens Eſq.) in February 1796. relative to the Shakſpeare Mſſ. By a Friend to Conſiſtency, 59 Seiten in 8vo. Die gegen Boaden aufgeſtellten Gründe ſind hauptſächlich folgende: Zu Shakſpeare's Zeiten fand eine große Verſchiedenheit in der Orthographie ſtatt; im Ganzen aber ſchrieb man durchgängig mehr Buchſtaben, als man ausſprach. Die Buchdrucker

pflegten

pflegten die Orthographie der Manuſcripte zu corrigiren, ſo daß alſo die Abweichung der Schreibart in den älteſten Ausgaben der Shakſpeariſchen Stücke nicht als ein Grund gegen die Aechtheit der Manuſcripte angeſehen werden kann. Die Signaturen haben nicht die ſtudirte Einförmigkeit, die ein Copiſt ihnen gegeben haben würde, ſondern die allgemeine Aehnlichkeit einer ſorgloſen Eilfertigkeit. Auch die Menge und Mannichfaltigkeit der Manuſcripte iſt ein ſtarker Grund für ihre Aechtheit, und ſogar ihre Mängel beſtätigen dieß; denn ein Betrüger würde die Gefahr der Entdeckung durch eine größere Genauigkeit zu vermeiden geſucht haben. Endlich ſucht der Verfaſſer auch die chronologiſchen Schwierigkeiten zu heben, und erklärt zuletzt den Mr. Boaden für einen incompetenten Richter, während er ſelbſt die Entſcheidung der Frage über die Aechtheit der Manuſcripte unentſchieden laſſen will. Einen andern, aber weit ſchwächern Angriff erlitt Boaden in folgender Schrift:

Vortigern under Conſideration; with general Remarks on Mr. *James Boaden's* Letter to George Steevens Eſq. relative to the Mſſ. Drawings, Seals etc. aſcribed to Shakſpeare and in the poſſeſſion of Mr. Ireland, Eſq. 67 S. 8vo. Die Abſicht des Verfaſſers geht nur dahin, zeigen zu wollen, daß der Vortigern von S. ſeyn könnte. Auf eigentliche kritiſche Gründe läßt er ſich nicht ein, außer daß er ſich auf die Aehnlichkeit der Handſchrift mit der Handſchrift S's, ſo wie ſie im Gentleman's Maga-

Magazine 1789. in Kupfer geſtochen erſcheint, beruft. Er unternimmt es begreiflich zu machen, warum der erſte Beſitzer der Mſcpte unbekannt zu bleiben wünſcht. Endlich geſteht er zu, daß der poetiſche Werth des Vortigern das meiſte für die Aechtheit deſſelben beweiſen müßte, und überläßt die Entſcheidung dem brittiſchen Parterre. Da die Aufführung des Vortigern damals bevorſtand, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß die Schrift in der Abſicht geſchrieben war, ihm eine günſtige Aufnahme bey dem Publicum zu verſchaffen. Von eben nicht größerer Wichtigkeit war die Schrift, die unter dem Titel erſchien:

Shakſpeare's Manuſcripts in the Poſſeſſion of Mr. Ireland examined, reſpecting the internal and external Evidences of their Authenticity. By Philalethes. 34 S. 8vo. Der Verf. bemüht ſich vorzüglich die Unwahrſcheinlichkeit und Zweckloſigkeit eines Betruges dieſer Art darzuthun.

Unterdeſſen trat ein neuer und gefährlicher Gegner der Aechtheit auf:

Free Reflections on Miſcellaneous Poems and legal Inſtruments, under the Hand and Seal of William Shakſpeare, in the Poſſeſſion of S. I. To which are added Extracts from an unpubliſhed MS. Play, called the Virgin Queen written by or in Imitation of Shakſpeare. 55 S. 8vo. Für den Verf. hielt man den eignen Verleger dieſer Schrift Mr. Waldron. Er führt ſehr ſcharfſinnige Grün-

de

de gegen die Aechtheit der Papiere an. Die Königin Eliſabeth ließ ſich nicht ſo weit herab, eigenhändige Briefe an Leute wie S. zu ſchreiben, noch weniger würde ſie ſogar die Aufſchrift an ihn ſelbſt gemacht haben. Man ſchrieb damals nicht Maſterre, ſondern Maiſtre. Die Namen ſind zum Theil falſch geſchrieben; manche Ausdrücke ſind erweislich neuer als S. In der Vorrede zum Lear ſpricht S. von Leſern, er der nur von Zuſchauern und Zuhörern wußte. — Bey weitem der wichtigſte Gegner Irelands aber war Malone, der mit ſo vieler Gelehrſamkeit und Scharſſinn gegen ihn zu Felde zog, daß durch ſeine Unterſuchung die Sache auf's Reine gebracht wurde. Seine Schrift führt den Titel:

An Enquiry in to the Authenticity of certain Miſcellaneous Papers etc. attributed to Shakſpeare, Queen Eliſabeth and Henry Earl of Southampton. Illuſtrated by Fac-Similies of the genuine Handwriting of that Nobleman and of her Majeſty; a new Fac-Simile of the Handwriting of Shakſpeare never before exhibited, and other authentic Documents. By Edmund Malone. Eſq. 8vo. 424 S. Er behauptet gerade zu, das Ganze ſey nichts weiter als eine nichtswürdige, und noch obendrein ſehr plumpe Betrügerey. Seinen Beweiß führt er mit groſſer Härte und einem bewundernswürdigen Vorrathe gelehrter Argumente.

Er fängt mit der Unterſuchung der Orthographie an und geht hierauf zu der Sprache über. Eben ſo wie Waldron entdeckt auch er in dieſen Papieren mehrere Wörter, die zu S's Zeiten entweder noch gar nicht oder in einer andern Bedeutung gebraucht wurden. Dann folgen Gründe aus der Chronologie und Geſchichte hergenommen, und dieſe ſind mit einer Genauigkeit und Schärfe aus einander geſetzt, daß ſie durchaus keine Widerlegung verſtatteten. Der letzte Grund beruht auf der Verſchiedenheit der Irelandiſchen Handſchriften mit den erweislich ächten. Vorzüglich giebt er Proben von der Handſchrift der Königin, um zu erweiſen, daß ſie niemals ſo geſchrieben habe wie bey Ireland. Gegen Argumente dieſer Art ſind alle diejenigen, die von der Unwahrſcheinlichkeit eines ſolchen Betruges hergenommen ſind, ganz unſtatthaft; und doch hat Malone auch auf dieſen Punkt geantwortet: Es ſey dieſes nicht das einzige Beyſpiel in der Litterargeſchichte, daß ſich jemand eine ſo unnütze und gefährliche Mühe gegeben habe.

Nachdem der Streit auf dieſe Art eine Zeit lang geführt worden war, verbreitete ſich die Nachricht, daß Ireland denſelben aufgäbe und eingeſtände, daß er von ſeinem eignen Sohne betrogen worden ſey, durch welchen er die Papiere und Documente erhalten hatte. Die Abſicht des Betruges war nicht klar, aber ſchwerlich hat jemand ſeinen Fleiß und ſeine Kenntniſſe auf eine fruchtloſere

und

und für ihn ſelbſt ſchimpflichere Weiſe angewendet, als dieſer junge Mann, deſſen Name in Zukunft neben den berühmteſten Falſarien genennt werden wird.

* * *

Almeyda Queen of Granada. A Tragedy. In five Acts. By *Sophia Lee.* As Performed at the Theatre Royal, Drury Lane. 124 S. 8vo. Die Erfindung der Handlung gehört der Verfaſſerin eigenthümlich zu und verdient Beyfall. Nichts, was Mitleiden zu erregen vermag, iſt vernachläſſigt. Die Leidenſchaften ſind mit Kraft und Kühnheit gezeichnet. Der Ausdruck hält das Mittel zwiſchen proſaiſcher Einfachheit und dem poetiſchen Schwulſte der meiſten neuen engliſchen Dichter.

The Pleader's Guide, a Didactic Poem in two Books, containing the Conduct of a Suit at Law, with the Arguments of Counſellor Bother'um and Counſellor Bore'um, in an Action betwixt John-a-Gull and John a-Gudgeon, for aſſault and Battery, at a late conteſted election. By the late *John Surrebutter.* Eſq. Special Pleader and Barriſter at Law. 1796. 80 S. 8vo. Man kennt die Pedanterey der engliſchen Rechtsgelehrten und

ihrer barbariſchen Sprache aus häufigen Anſpielungen in engliſchen Comödien. Auch in dieſem ſatyriſchen Gedichte wird ſie mit vielem Witze und einer ſeltnen Fülle von Laune lächerlich gemacht. Mr. Surrebutter lieſt ſeinem Vetter Job ein Collegium über die Rechtsverwaltung und über das bürgerliche und gemeine Recht (civil and common Law) mit Einſchaltung der Geſchichte ſeines juriſtiſchen Lebenslaufes. Er ladet ſeine Collegen mit folgenden Worten zur Lectüre ſeines Gedichtes ein:

Hear then and daign to be my readers,
Attornies, barriſters and pleaders,
Shrieves, juſtices and civil doctors
Surrogates, delegates and proctors,
Grave judges too, with ſmiles peruſe
The ſallies of a lawyers muſe,
A buxom laſs, who fain would make
Your ſober ſides with laughter ſhake;
And, good my lords, be kind and gracious,
And though you deem her contumacious,
Ne'er to the Fleet and Bridewell ſend her,
But ſpare a ludicrous offender,
Who longs to make your muſcles play,
And give your ckeeks a holy day.

Mit der komiſchen Laune der Verſe contraſtirt die Feyerlichkeit des Tones in den zahlreichen und zum Theil gelehrten Anmerkungen.

Revo-

Revolutions, a Poem, in two Books. By P. Courtier. 1796. 48 S. 8vo. Der Plan des Gedichtes iſt mangelhaft. Nur der erſte Geſang beſchäftigt ſich eigentlich mit dem auf dem Titel angezeigten Gegenſtande; in dem zweyten werden verſchiedene Materien abgehandelt, die zum Theile mit dem Hauptgegenſtand in einer ſehr entfernten Verbindung ſtehen. Die Folgen der Anarchie und ihr nachtheiliger Einfluß auf die Fortſchritte der Freyheit ſind gut beſchrieben:

What epithets ſhall juſtly mark thy deeds,
What ſounds articulate thy horrid yell,
Indurate anarchy! 'tis thine to ſee,
Unmov'd the ſlaughter of ſurrounding friends,
And bathe thy ſinews in their fluid ſtream.
The diſmal moanings of acuteſt pain
To thee are gentle ſymphonies; and groans
That iſſue dreadful from the embattled plain,
Hoarſe with the thunder of the cannon's throat,
Compoſe the chorus of thy griſly band.
In climes uncivilized, where paſſion foams
By judgment unreſtrain'd, thou mighſt exhauſt
Without ſurprize thy maledictive rage:
But why for poliſh'd days ſuch crimes reſerve?
Why ope in Gallia thy pandorian box?
'Tis done. — And from the caverns of Deſpair,
Where cold Malignity, in fetters bound,
Set brooding ſchemes of unexperienc'd woe,

Ruſh the fell miniſters of human blood;
And perpetrate in day's meridian beams
Acts that might blacken midnight's deepeſt ſhade.

Einen großen Theil des erſten Buches nehmen Klagen über die Mordthaten des 2ten und 3ten Septembers und die darauf folgenden Greuel des Blutſyſtems ein. Im zweyten Buche zeichnet ſich die Beſchreibung der Glückſeligkeit des häuslichen Lebens aus:

Yes: in the precincts of domeſtic life,
Tho' many a ſtraggling weed o'erun its paths,
And thorns ungrateful meet the traveller's ſtep,
There ſpring ſuch varied ſweets as never deck
Ambition's ſcorching heath; there flow ſuch ſtreams
Of pureſt nectar, as the fev'riſh thirſt
Of luſtful Uſurpation never taſtes.
Who that has felt — but prizes as he feels,
The dear connective zone with which eſteem
Links kindred ſpirits near the ſocial fire,
Mid Winter's elſe-inclement cheerleſs reign?
Delightful is the lively intercourſe
Of friends, thus met around the blazing hearth!
Erect on giddy eminence, diſdain
Perchance will overlook ſuch ſimple charms;
Or ſeeing, deem them far beneath his care:
Yet theſe are balms unfading, if aught are
That ſcent beneath the ſkies; and when abus'd

Or,

Or, but neglected, breed a thouſand ills
In ſtates and public councils; whence ariſe
Rapine and murder, ſuicide and war;
With wounds of little note, tho' ſorely felt,
Known in the catalogue of minor plagues.
Our only riches is a little ſpot,
Denominated home: thither directs
Shoeleſs Extravagance his bleeſter'd feet,
Drawn by Parental love; and often there,
Even Diſſipation lingers better hours
Than what hee meets in Levity's parade.
Home is the temple of ſerene Delight
In every age, and every circumſtance
That marks this changing ſcene; there we behold
A thouſand houſhold gods in various ſhape;
And recognize in each ſome pleaſing trace
Of youthful mirth, ſome bright enchanting dream
Of early life which once ſubſtantial ſhone:
Thou Paradiſe of Time — whoſe ſweets oft ſung,
Seem ſung without effect; ſoul-ſoothing *Home!*
O may thy rich, yet unambitious mines,
Attract the eye of all; there may they ſeek
Uncloying happineſs; for there alone
Dwell pleaſures new, exhauſtleſs, and ſupreme.

Digitized by Google

Die in England, eben ſo wie unter uns eingeriſſene Neigung der Leſewelt für das Abentheuerliche und Schreckliche, iſt vermuthlich die Haupturſache, warum gerade derjenige Theil der deutſchen Litteratur, deſſen wir uns am wenigſten zu rühmen haben, den meiſten Beyfall in England findet. Von Bürgers Leonore, ein Gedicht, das in Rückſicht auf dieſen Geſchmack Epoche macht, ſind auf einmal drey Ueberſetzungen erſchienen:

Leonora, a Tale: tranſlated and altered from the Germany of Gottfried Auguſtus Bürger. By I. T. Stanley. Eſq. a new Edition with Plates. 1796. (in dreyerley Format).

Leonore, a Tale; tranſlated etc. by Henry Iames Pye. 4to.

Leonora, tranſlated etc. by W. R. Spencer. Eſq With Deſigns etc. Fol. mit dem deutſchen Original.

Die erſte dieſer Ueberſetzungen ſcheint den Geiſt des Originals am beſten wieder zu geben, ob ſie ſich gleich die meiſten Abweichungen von demſelben erlaubt hat. Es iſt merkwürdig, daß ſich der Ueberſetzer durch moraliſche und religiöſe Gründe bewogen geſehn hat, in der zweyten Ausgabe, die Cataſtrophe zu ändern und die ganze Geſchichte in eine Viſion zu verwandeln. Leonore läßt ſich ihr Vergehen

gehen reuen und wird durch die Rückkehr ihres Geliebten belohnt. — Die beyden andern Ueberſ. haben ſich genauer an das Original gehalten, aber beyde haben den Ausdruck durch die poetiſchen Phraſen, mit welchen ſie die Lücken füllen, etwas ſteifer und feyerlicher gemacht, als daß man ihnen das Verdienſt einer wahren Treue zugeſtehen könnte. Wir glauben, daß es den meiſten unſerer Leſer intereſſant ſeyn wird, dieſe dreyfachen Ueberſetzungen unter einander und mit der Urſchrift zu vergleichen.

Stanley.

When, hark! without, what ſudden ſound!
She hears a trampling o'er the ground,
Some horſeman muſt be near!
He ſtops, he rings. Hark! as the noiſe
Dies ſoft away, a well - known voice
Thus greets her liſt'ning ear.

»Wake, Leonora; — doſt thou ſleep,
»Or thoughtleſs laugh, or conſtant weep,
»Is William welcome home?
»Dear William, you! — return'd and well!
»I've wak'd and wept — but why, ah! tell,
»So late — at night you come?«

„At midnight only dare we roam,
„For thee from Prague, though late, I come.“
„For me! — ſtay here and reſt;
„The wild wind whiſtle o'er the waſte,
„Ah, deareſt William! why ſuch haſte?
„Firſt warm thee in my breaſt.“

„Let the winds whiſtle o'er the waſte,
„My duty bids me be in haſte;
„Quick, mount upon my ſteed:
„Let the winds whiſtle far and wide,
„Ere morn, two hundred leagues we'll ride,
„To reach our marriage bed.“

„What, William, for a bridal room,
„Travel to night, ſo far from home?“
„Leonora, 'tis decreed.
„Look round thee, love, the moon ſhines clear,
„The dead ride ſwiftly; never fear,
„We'll reach our marriage bed.“

„Ah, William, whither would'ſt thou ſpeed,
„What! where! this diſtant marriage bed?“
„Leonora, no delay.
„'Tis far from hence; ſtill-cold-and ſmall:
„Six planks, no more, compoſe it all;
„Our gueſts await, away!“

Pye.

Through the ſtillneſs of the night
Hark! a horſe — he this way bends —
Now ſhe hears the rider 'light,
Now his foot the ſtep aſcends.
Hark! the tinkling gate bell rung
Now her liſtening ſenſes hear —
Accents from a well-known tongue
Thro' the portal reach their ear.

»Riſe, my love, the bar remove —
»Doſt thou wake or doſt thou ſleep?
»Think'ſt thou of thy abſent love? —
»Doſt thou love or doſt thou weep?«
»William, thou? — From ſorrow's power
»I have learn'd to weep and wake.
»Whence in midnight's gloomy hour,
»Whence his courſe did William take.?«

»We can only ride by night. —
»From Bohemia's plains I come,
»Late, ah late I come, but dight
»To bear thee to my diſtant home.«
»William, William, hither haſte —
»Thro' the hawthorn blows the wind,
»In my glowing arms embraced
»Reſt and warmth my love ſhall find.«

»Thro'

„Thro' the hawthorn let the winds
„Keenly blow with breath ſevere,
„The courſer paws, the ſpur he finds,
„Ah! I moſt no linger here.
„Lightly on the ſable ſteed
„Come, my love, behind me ſpring.
„Many a mile o'er paſt with ſpeed
„To our bride - bed ſhall thee bring.“

„Many a mile o'er diſtant ground
„Ere our nuptial couch we reach? —
„The iron bells of midnight ſound,
„Soon the midnight's fiends will ſcreech.“ —
„See how clear the moons full ray,
„Soon the dead's ſwift courſe is ſped.
„Long, o long, ere dawn of day
„We ſhall reach the bridal bed.“

„Who ſhall tend thy nuptial bower
„Who thy nuptial couch ſhall ſpread?“
„Silent, cold and ſmall our bower,
„Form'd of planks our nuptial bed.
„Yet for me, for thee there 's ſpace —
„Lightly on the courſer bound,
„Deck'd is now our bridal place,
„Gueſts expecting wait around.“

Spen-

Spencer.

Thus did the demons of deſpair
Her wildered ſenſe to madneſs ſtrain,
Thus did her impious clamours dare
Eternal wiſdom to arraign.
She beat her breaſt, her hands ſhe wrung,
Till weſtward ſunk the car of light,
And countleſs ſtars in air were hung
To gem the matron weeds of night.

Hark! with high tread and prancings proud,
A warhorſe ſhakes the rattling gate:
Clattering his clanking armour loud,
Alights a horſeman at the grate:
And hark! the door bell gently rings,
What ſounds are thoſe we faintly hear?
The night breeze in low murmur brings
Theſe words to Leonora's ear.

»Holla, Holla, my Life, my Love,
Does Leonora watch or ſleep?
Still does her heart my vows approve?
Does Leonora ſmile or weep?«
»Oh Wilhelm, thou? theſe eyes for thee
Fever'd with tearful vigils burn,
Aye fear, and woe, have dwelt with me,
Oh why ſo late thy wiſh'd return?«

»At

»At dead of night alone we ride,
From Prague's far diſtant field I come;
'Twas late ere I could' gin beſtride
This coal black barb, to bear thee home.«
»Oh reſt thee firſt, my Wilhelm, here!
Bleak roars the blaſt through vale and grove;
Oh come, thy war-worn limbs to chear
On the ſoft couch of joy and love!«

»Let the bleak blaſt, my child, roar on,
Let it roar on; we dare not ſtay;
My fierce ſteed maddens to be gone,
My ſpurs are ſet; away, away,
Mount by thy true love's guardian ſide;
We ſhould ere this full far have ſped;
Five hundred deſtin'd miles we ride
This night, to reach our nuptial bed.«

»Our nuptial bed; this night ſo dark,
So late, five hundred miles to roam?
Yet ſounds the bell; which ſtruck, to mark
That in one hour would midnight come.«
»See there, ſee here, the moon ſhines clear,
We and the dead ride faſt away;
I gage, though long our way and drear,
We reach our nuptial bed to day.«

»Say,

Digitized by Google

„Say, where the bed and bridal hall?
What gueſts our bliſsfull union greet?“
„Low lies the bed, ſtill, cold and ſmall;
Six dark boards, and one milkwhite ſheet.“
„Haſt room for me?“ „Room, room enow;“
„Come, mount; ſtrange hands our feaſt prepare;
To grace the ſolemn rite, e'en now.
No common brideſmen wait us there.“

Loſe was her zone, her breaſt unveil'd
All wild her ſhadowy treſſes hung;
O'er fear confiding love prevail'd,
As lightly on the barb ſhe ſprung.
Like wind the bounding courſer flies,
Earth ſhakes his thundering hoofs beneath;
Duſt, ſtones and ſparks, in whirlwind riſe,
And horſe and horſeman pant for breath.

Remarkable Ruins and Romantic Proſpects of North Britain. By the Rev. Charles Cordiner of Banff. The Engravings by Peter Mazell. 2 Vols. 4to. 5 l. 55 Taylor. Holvotn. 1795. Dieß koſtbare Werk enthält vier große Abſchnitte. Der 1ſte: Merkwürdige Ruinen und alte Gebäude von Gothiſchen Kirchen, Abteyen, Kathedralkirchen, alten Schlöſſern u. ſ. w. Der 2te: Romantiſche An- und Ausſichten, haupt-

hauptſächlich nach den Seeküſten, Waſſerfälle u. d. gl. Der 3te: Alte Schottiſche Denkmäler ꝛc. Der 4te iſt der Naturgeſchichte gewidmet, wo hauptſächlich ſeltne Seepflanzen, Gewürme, Polypen u. ſ. w. beſchrieben und abgebildet werden.

Nachricht.

Von dem ſehr intereſſanten Werke:

An hiſtorical Surrey of the French Colony in the Island of S. Domingo etc. By *Bryan Edward* Eſq. London 1797.

erſcheint im kurzen eine deutſche Ueberſetzung im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung zu Leipzig.

Inhalt.

Inhalt.

Erſtes Stück.

I. Ueber des Herrn Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg Ueberſetzung auserleſener Geſpräche Platon's. S. 3
II. Mythologiſche Briefe von Johann Heinrich Voß, 2 Bände 54
III. Hymni Homerici cum reliquis carminibus minoribus Homero tribui ſolitis et Batrachomyomachia. Textum recenſuit et animadverſionibus criticis illuſtravit *Car. Dav. Ilgen* 99
IV. Die heiligen Gräber zu Rom, und die Gebete: zwey ſatyriſche Gedichte von J. D. Falk 133
V. Vermiſchte Nachrichten:

a) Deutſche Litteratur.

Attiſches Muſeum; herausgegeben von C. M. Wieland 152
Nekrolog auf das Jahr 1794; enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in dieſem Jahre verſtorbener Deutſchen, geſammelt von Friedrich Schlichtegroll 163

Digitized by Google

Des C. Plinius Secundus Lobrede auf den Trajan; aus dem Lateiniſchen überſetzt, und mit nöthigen Einleitungen und Anmerkungen begleitet von David Ludewig Wigand 167

b) Engliſche Litteratur.

Poems on various Subjects, by *I. T. Coleridge* 172
Poems and fugitive Pieces, by *Eliza* 176
The Progreſs of Civil Society; a didactic Poem in 6 Books, by *Richard Payne* 176
The Influence of local Attachment with reſpect to Home; a Poem 180
Paradis regained, a Poem in four Books, by *John Milton*. A new edition with Notes of various Authors, by *Charles Danſter* 184
An Ode to a Boy at Eton, with three Sonnets and one Epigram, bey *W. Parſons* 184

VI. Kunſtnachrichten:

A Collection of Views in India, by *Hodges* 185
Select Views in Myſore, the Country of Tippoo Sultan; by Mr. *Home* 185
Muſeum national de Paris; ou Choix des plus beaux tableaux, Statues, têtes et Vaſes antiques etc. 186

Zweytes Stück.

VII. Chronik der Pariſer Theater, vom Jahr 1794 und 1795 195
VIII. Plato's Briefe, nebſt einer hiſtoriſchen Einleitung und Anmerkungen von J. G. Schloſſer 248
IX. De l'état des lettres en Europe, depuis la fin du ſiècle qui a ſuivi celui d'Auguſte, jusqu'au règne de

de Louis XIV. Discours prononcé à l'ouverture du Lycée républicain le 1. Dec. 1796, par *Jean François Laharpe* 271

X. Entwickelung des Ifflandiſchen Spiels in vierzehn Darſtellungen auf dem Weimariſchen Hoftheater, im Aprilmonat 1796 (vom Hrn. Conſ. Rath Böttiger) 282

XI. Einige Nachrichten von dem Leben des Herrn von Blankenburg, während ſeines Aufenthaltes in Leipzig, und ſeinem Tode 304

XII. Einige Zuſätze zur neueſten Ausgabe von Lucils Aetna in Wernsdorfs Poëtis latinis minoribus, von Hrn. Rector Matthiä zu Grünſtadt 311

XIII. Vermiſchte Nachrichten.

De Alceſtide Euripidea ſcripſit *Gottl. Wagner* 327

XIV. Engliſche Litteratur.

Poems by *G. D. Harley* 340

The Loves of Troilus and Creſeid etc. 340

Obſervations upon a Treatiſe, entitled: a Deſcription of the Plain of Troy by M. le Chevalier; by *Jacob Bryant* 341

Sorrows; ſacred to the Memory of Penelope 342

Poetic Trifles 344

Meditations by Moonlight, a Poem 345

Poems of various Kinds, by *Edward Hamley* 346

Poems, chiefly dramatic and lyric, by *H. Boyd* 346

Poems on various ſubjects by *Charles Lloyd* 347

The Birth and Triumph of Love, a Poem by *James Bland Burges* 349

Converſation, a didactic Poem in three Parts by *W. Cooke* 352

Bewſey, a Poem 352

Poems by Lady *Tuite* 355
Inez, a Tragedy 355
Memoirs of the Life and Writings of *Metaſtaſio*; by *Carles Burney* 355
Obſervations on *Pope*, by *Gilbert Wakefield* 356
The Sea, Poem in 2 Books by *John Bidlake* 356
Village Virtues; a dramatic Satire 360
The Pains of Memory, a Poem by *Robert Merry* 360
Miscellaneous Papers and legal Inſtruments under the Hand and Seal of *W. Shakſpeare*; in the Poſſeſſion of *Samuel Ireland* 364
Mehrere Schriften über dieſe Papiere von verſchiedenen Verfaſſern 365
Almeyda Queen of Granada, a Tragedy in 5 acts by *Sophia Lee* 371
The Pleader's Guide, a didactic Poem in 2 Books, by *John Surrebutter* 371
Revolutions, a Poem in 2 Books by *P. Courtier* 373
Drey Nachahmungen von Bürgers Leonore 376
Remarkable Ruins and romantic Proſpects of Nord Britain 383

Neue

Verlagsbücher der Dykiſchen Buchhandlung zu Leipzig in der Oſtermeſſe 1797.

Adolph, oder Reſultate der allerſchmerzlichſten Erfahrung. Aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Mounier. Nebſt einer Schilderung der Philoſophen und Politiker Frankreichs, und einer Prüfung ſeiner Pentarchiſchen Verfaſſung, wie auch des Zuſtandes und endlichen Schickſals ſeiner Colonien, 8. 1 Thlr. 4 gr

Phyſiſch-chemiſche Unterſuchung der warmen Mineral-Quellen zu Teplitz und jener zu Schönau; von D. W. C. Ambrozi. gr. 8. Mit drey Proſpekten. Auf Schreibepapier 2 Thlr.
Druckpapier 1 Thlr. 12 gr.

Bemerkungen über die Religionsfreyheit der Ausländer im Rußiſchen Reiche, in Rückſicht auf ihre verſchiedenen Gemeinen, ihre kirchlichen Einrichtungen, ihre Gebräuche und ihre Rechte, von Joach. Chriſt. Grot, Prediger an der St. Katharinenkirche zu Petersburg, 1ſter Band, gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.
Der zweyte und letzte Band erſcheint zu Michaelis.

Bey-

Beytrag zum Nachdenken über wichtige Vorfälle unſers Zeitalters, in einigen Religionsvorträgen; nebſt einer Vorrede über die Frage: ob man bürgerliche Vorfälle auf die Kanzel bringen dürfe? von J. C. Grot, gr. 8. 9 gr.

Briefe über die mahleriſche Perſpektive von Horſtig. Mit 32 Kupfertafeln, gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Polens Ende; hiſtoriſch, ſtatiſtiſch und geographiſch beſchrieben von einigen Freunden, unter dem Namen Siriſia. Mit vier Kupfern und einer Landcharte, gr. 8. 2 Thlr. 12 gr.

Die Landcharte einzeln, auf der man die verſchiedenen Theilungen angegeben findet, von einem Preußiſchen Ingenieur berichtiget 16 gr.

R. Sullivans Ueberſicht der Natur, in Briefen an einen Reiſenden. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Hrn. Doctor und Prof. Hebenſtreit in Leipzig, 3r Bd. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

(Der 4te und letzte erſcheint noch in dieſem Jahre.)

Exercitationes criticae in Scriptores veteres, auctore *Fr. Jacobs.* Tomus II. 8 maj. auf Schreibepapier 1 Thlr.

Druckpapier 18 gr.

Auch unter dem Titel:

Friderici Jacobs Animadverſiones criticae in Calliſtrati Statuas et Philoſtratorum Imagines. Accedit Deſcriptio nondum edita anaglyphorum in templo Apolloniadis.

Neben - Theater von J. G. Dyk, 7ter Band, 8. 1 Thlr.

Die

Aly Bey, Sultan von Aegypten; Trauerſpiel in 5 Acten 10 gr.

Die getäuſchte Wittwe; oder die Sympathie; Luſtſpiel in 3 Acten 8 gr.

Omar; oder das Ehegeſetz der Tatarn; Schauſpiel in 3 Acten 8 gr.

Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauch praktiſcher Aerzte, 17ten Band. 2s St. gr. 8. (Wird zu Johannis fertig.) 9 gr.

Ueber des Herrn Grafen Fr. Leop. zu Stollberg Ueberſetzung auserleſener Geſpräche Platon's von Karl Morgenſtern, gr. 8. 5 gr.

Prüfung der Wittingiſchen Tabelle über die ehehinderlichen Verwandſchaften; nebſt einer Tabelle zur Ueberſicht der Eheverbote in Churſachſen, von Gottl. Schlegel, gr. 8. 3 gr.

Gegengeſchenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar von einigen dankbaren Gäſten, 8 3 gr.

Europäiſche Regenten-Tabelle, nach der Hofrechtlichen und Staats-Ceremonial-Rangordnung. Auf das Jahr 1797. Fol. 1 gr.

Eſsai ſur la vie de Thomas Wentworth, Comte de Strafford, principal Miniſtre d'Angleterre, et Lord-Lieutnant d'Irlande, ſous le regne de Charles I. Ainsi que ſur l'Hiſtoire générale d'Angleterre, d'Ecosse et d'Irlande à cette époque, par le Comte de *Lally-Tolendal*, gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Cette édition eſt accompagné d'un précis du Plaidoyer de M. *Lally* pour Louis XVI.

Cette

Recueil des Morceaux détachés par Mad. la Bne. *Stael* de Holſtein, née *Necker*, 8. 18 gr.

Unter der Preſſe:

Kapua's Abfall und Strafe von A. G. Meißner, auf Velin- und auf ordinär Schreibep.

Spallanzani Reiſen, 5r Theil. Aus dem Ital.

Platons Leben von Karl Morgenſtern. (Wird zu Johannis fertig und ohngefähr 12 gr. koſten.)

Verfolgung der chriſtlichen Religion und ihrer Diener durch die Barbaren des achtzehnten Jahrhunderts, dargeſtellt von Joh. Franz Laharpe. Aus dem Franz. gr. 8.

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte, 5ten Band. 2tes Stück, gr. 8.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fried. von Vieth del. Gottſchick ſc. Schultze direx

Digitized by Google

Neue Bibliothek
der ſchönen
Wiſſenſchaften
und
der freyen Künſte.

Sechzigſten Bandes Erſtes Stück.

Leipzig,
In der Dyckiſchen Buchhandlung, 1797.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Ueber Zeit, Abſicht und Folgen der Berufung des Epimenides nach Athen †).

Unter allen den geprieſenen Eigenſchaften und Wundergaben, welchen Epimenides den ausgebreiteten Ruf einer göttlichen Weisheit und Heiligkeit verdankte und die in ſeinem Zeitalter ein Gegenſtand allgemeiner Bewundrung waren, ſchien doch das Talent, das man ihm beymaß, durch gewiſſe religiöſe Gebräuche den Zorn der beleidigten Götter zu verſöhnen und die Menſchen von Verbrechen zu reinigen, bey weitem das wichtigſte und hervorſtechendſte zu ſeyn. Ganze Städte ſuchten daher wetteifernd das Glück, bey öffentlichen Calamitäten, durch die geweihten Hände des berühmten Wahrſagers aus Kreta gereiniget zu werden, *)

†) Bruchſtück einer größern hiſtoriſch-kritiſchen Abhandlung über Zeitalter, Geiſt und Schickſale des Epimenides aus Kreta.

*) Pauſanias I. 14. T. I. p. 52. ed. Fac.

Digitized by Google

und namentlich wird die Inſel Delos genannt, wo er, bey einer uns unbekannten Veranlaſſung, eine öffentliche Reinigung verrichten mußte *).

Der Ruhm ſeiner Weisheit und Wunderthaten blieb auch Athen nicht lange verborgen, und es zeigte ſich in der damaligen, durch die Cyloniſche Verſchwörung ungemein zerrütteten Lage des Staates bald eine Gelegenheit, wobey die Athenienſer einen Beweis des Vertrauens ablegen konnten, welches auch ſie in ſeine außerordentlichen Talente ſetzten. Epimenides Berufung nach Athen macht einen zu wichtigen Umſtand ſeines Lebens aus, als daß eine genauere Darlegung der Sache zweckwidrig ſcheinen dürfte, da dieſe Begebenheit eines Theils eine ſichere Beſtimmung ſeines Zeitalters, andern Theils einen richtigen Maaßſtab für die ganze Wundergeſchichte des kretiſchen Heiligen an die Hand giebt. Denn hätte er nicht für die Athenienſer ein näheres Intereſſe dadurch erhalten, daß er in einem, für ihre Staatsverfaſſung und ihre Ruhe überhaupt entſcheidenden Zeitpunkte eine bedeutende Rolle ſpielte: ſo würde ſeine, mit Abenteuern durchwebte Geſchichte ſchwerlich zu der Celebrität haben gelangen können, die ſie doch im ganzen Alterthume gewann. Es ſchien ein Tribut der Dankbarkeit zu ſeyn, welchen das geiſtreichſte Volk

*) Plutarch Sept. Sap. Conv. c. 14. T. VIII. p. 34. ed. Hutt.

Volk der alten Welt dem Manne entrichtete, dem es in mancherley Betrachtung verpflichtet war, daß es den Namen ſeines Wohlthäters auf alle Weiſe zu verherrlichen ſuchte, und eine natürliche Folge der Bewunderung, die es ihm zollte, daß es ſeine Eigenſchaften und Thaten mit unmäßigem Lobe überhäufte. Ueberhaupt iſt es als eine Eigenheit in dem Charakter der Athenienſer zu bemerken, daß ſie ſich eben ſo geneigt zeigten, unbedingt zu loben als zu tadeln, und daß ſie, einmal für eine Sache oder Perſon gewonnen, nicht minder ausſchweifend waren, ſie zu erheben, als ſie, gegen dieſelbe eingenommen, keine Grenzen kannten, ſie herabzuſetzen und zu verunglimpfen: ein Zug der Parteylichkeit, der die Quelle mancher einſeitiger Urtheile und Ungerechtigkeiten in der Geſchichte geworden iſt und in vielen Fällen der hiſtoriſchen Kritik zum Führer dienen muß. *) Beym Epimenides iſt ſein Einfluß ſichtbar genug. Kreta und Athen, die vornehmſten Schauplätze ſeiner Wun-

*) Wie mancher Name iſt auf dieſe Art zu unverdienter Ehre gelangt, oder ungerechter Weiſe mit Schmach und nachtheiligen Gerüchten beladen worden! Man denke nur an Phalaris und die Böotier, deren Sache gegen den unverdienten Spott und die muthwilligen Verunglimpfungen ihrer Nachbaren, der Athener, einer unſrer beleſenſten und ſcharfſinnigſten Gelehrten neulich noch mit der ihm eigenen Gewandtheit geführt hat: Attiſch. Muſ. I. B. 2. Heft S. 341 u. ff.

Digitized by Google

derthätigkeit, jenes eben ſo ſtark im Glauben als dieſes im Bewundern und Lobpreiſen — was ließen ſie nicht für ſeinen Ruhm erwarten; aber wie zweifelhaft machen ſie auch alle die großſprecheriſchen Gerüchte, die von ihnen ausgingen! — Ein beyläufiger, aber nicht der geringſte Vortheil, den die nähere Beleuchtung jener Begebenheit verſpricht, entſteht daher, daß ſie, durch die nahen Berührungspunkte mit der bald darauf erfolgten Soloniſchen Geſetzgebung, manche unverächtliche und nicht ſehr gemeine Aufſchlüſſe über die Vorbereitungen zu derſelben veranlaßt und hie und da die erſten Keime zeigt, aus denen verſchiedene Einrichtungen und Verordnungen Solons, und gerade diejenigen, die auf Humanität und Sittenmilderung am meiſten wirkten, hervorſproßten.

Um uns über die Abſicht und Veranlaſſung zu der Berufung des Epimenides nach Athen Licht zu ſchaffen, müſſen wir die Geſchichte der Athenienſer zu Rathe ziehen; und ſo möchte die Verbindung, in welcher jene Begebenheit mit der vorhergehenden Geſchichte von Athen ſtehet, eine kleine Abſchweifung verzeihlich machen.

Ehe Solons Geſetze dem Athenienſiſchen Staate eine feſte Organiſation gaben, war er beynahe unausgeſetzt, durch mehrere Jahrhunderte hindurch, das Bild einer durch Geſetzloſigkeit und gefährliche Parteyſucht zerrütteten Maſſe. Mit der Einführung der Archonten hatten die Geſetze der vorigen Zeiten nicht die mindeſte Veränderung er-

lit-

litten, und Athen befand ſich in gleichem Falle mit Rom nach Vertauſchung der Königswürde mit dem Conſulate: die Klaſſe der Adelichen (εὐπατρίδαι) und Reichen (εὔποροι) wußte ſich im Staate den größten Einfluß zu verſchaffen, und durch ihre Anmaßung ward Athen im Grunde Ariſtokratie. Selbſt die, nach gewaltſamen Volksbewegungen, erfolgten Veränderungen des Archontates konnten nicht verhindern, daß der Zwieſpalt über die Regierungsform und die Unzufriedenheit der ärmern Volksklaſſen mit der oligarchiſchen Gewalt der Reichen hartnäckige Factionen im Innern des Staates erzeugte. Auch Drako's Geſetze (Olymp. 39. 1. 624. v. Chr.) konnten, da ſie an der Regierungsform ſelbſt nichts änderten, den Folgen dieſer Erbitterung der Parteyen gegen einander ſo wenig Einhalt thun, daß vielmehr die an Grauſamkeit grenzende Strenge derſelben den Unmuth und das Murren des Volkes noch um vieles vermehrte. Da die Reichen nicht abließen, die Armen zu unterdrücken und die härteſten Gewaltthätigkeiten gegen ſie zu verüben; ſo wurde die Unzufriedenheit mit der Regierung, die dieſen Druck der Armen, unter dem Vorwande der rechtlichen Strenge, ſchützte, und der Wunſch nach einer Umänderung derſelben endlich allgemeine Stimmung. Aber über die Art dieſer höchſt nöthigen und unvermeidlichen Reform waren die Einwohner von Attika wieder unter ſich in drey einander entgegen arbeitende Parteyen getheilt, nach den drey Diſtrikten des attiſchen Gebietes, Diakria, Pe-

dion und Paralia. Die Bewohner der gebirgigten, gegen Norden liegenden Gegenden, (Diakria) als der ärmere Theil, drangen auf eine demokratiſche Verfaſſung; die Bewohner der Landſchaft von Athen, (Pedion) als die reichſten Grundeigenthümer und Capitaliſten, forderten eine Ariſtokratie, und die Inhaber der Seeküſte oder des ganzen ſüdlichen Winkels von Attika, (Paralia) die ſich faſt einzig mit Fiſcherey und Schiffahrt beſchäftigten, wünſchten eine gemiſchte Regierungsform und erhielten die beyden erſten Parteyen im Gleichgewichte *).

Dieſer verwirrende Kampf der Factionen dauerte ſo lange fort, bis die ſich daraus entſpinnenden Cyloniſchen Unruhen, unter dem Archon Megakles, Olymp. 45. 1. 612. v. Chr. den endlichen Ausſchlag gaben. **) Cylon, der Catilina Athens, ein reicher Bürger und von altem Adel, machte, im Uebermuthe über ſein Anſehn und ſeine Siege in den Olympiſchen Spielen, Anſchläge auf die Beherrſchung Athens, und bemächtigte ſich, zur Zeit

*) Beweisſtellen: Herodot I. 59. Plutarch Solon c. XIII. p. 212. T. I. ed. Hutt. Ariſtoteles Polit. II. 12. Vergl. Meurſius Piſiſtrat. c. III. und Solon c. X.

**) Man ſehe die Hauptſtellen über das ἄγος Κυλώνειον beym Herodot V. 71. Thucydides I. 126. Plutarch Sol. c. XII. p. 209. u. f. und vergl. Larcher Hiſtoire d' Herodote traduite du Grec. T. IV. p. 297 u. ff.

Zeit der Feyer der Olympiſchen Spiele, mit Beyhülfe ſeines Schwiegervaters, des Tyrannen Theagenes von Megara, *) und einer zahlreichen Partey in ſeiner Vaterſtadt, ohne Widerſtand der Akropolis. Die traurigen Folgen dieſer tyranniſchen Ermächtigung ſind bekannt. Die Athenienſer strömten aus allen Diſtrikten herbey und belagerten den Feind des Staates in ihrer Burg, überließen aber bald, als die verzögerte Belagerung ihre Geduld ermüdete, die fernern Verfügungen der Willkühr der Archonten, welche nun auch in kurzem Cylon mit ſeinem Anhange dergeſtalt in die Enge trieben, daß er und ſein Bruder die Flucht zu ergreifen ſich genöthiget ſahen. Den zurückgelaſſenen Anhängern blieb jezt nichts weiter übrig, als ein Rettungsmittel zu wählen, welches die Religion der Griechen, von uralten Zeiten her, allen Verbrechern gewährte, — ſie flüchteten zu dem Altare der Minerva Polias auf der Akropolis und begaben ſich ſomit in den Schuz der Göttinn. Von nun an waren ſie als Schuzflehende (ἱκεται) zu betrachten, und es durfte ihnen, als ſolchen, kein Leid wiederfahren. Megakles, der zeitige Archon und ſeine Mitarchonten, beredeten ſie, unter dem Verſprechen völliger Sicherheit, ſich vor Gericht zu ſtellen, und erlaubten ihnen, um ſich des

*) Daß Cylon mit der Tochter des Tyrannen Theagenes vermählt geweſen, beſtätigt auch Pauſanias I. 28. T. I. p. 106. ed. Fac. und 40. p. 152.

Schutzes der Göttinn deſto mehr zu vergewiſſern, ein Band an ihre Bildſäule anzuknüpfen und mit dieſem in den Händen den Tempel zu verlaſſen. Als aber im Vorbeygehn bey dem Tempel der Eumeniden unglücklicher Weiſe das Band zerriß, ließen nun die Archonten ſie gewaltſam in Verhaft nehmen, unter dem Vorwande, daß ihnen die Gottheit ſelbſt den fernern Schutz entzogen habe. Auch derer, die noch Zeit gefunden hatten an den Altären der Eumeniden Schutz zu ſuchen, ſchonte jetzt die Wuth des empörten Volkes nicht, und ein großer Theil dieſer Unglücklichen ward umgebracht. Der Augenblick der aufwallenden Rache war vorüber, und indem man, bey ruhiger Ueberlegung der unſeligen Folgen dieſer ruchloſen That, die Untreue und Gottloſigkeit der Sieger verwünſchte, die den Fluch und die Rache der Götter auf ſich und den ganzen Staat geladen hatten, begünſtigte man immer mehr Cylons gekränkte Partey, die nun im beſtändigen Aufruhr gegen die verruchte Partey des Megakles war. Als unter ſolchen Umſtänden die Verwirrung auf das höchſte geſtiegen war, wurden, auf Solons Vermittelung, alle diejenigen, welche auf eine ſo unerhörte Art den Zorn der Götter gereizt hatten, aus dem Lande verwieſen: ſogar die Gebeine der bereits Verſtorbenen wurden aus der Erde ausgegraben und über die Grenze des attiſchen Gebietes gebracht *).

Aber

*) Ein Landesgebrauch der Athenienſer, deſſen die Geſchichte bey mehrern Veranlaſſungen gedenkt.

So

Aber noch waren die Götter nicht beſänftiget, und ganz Athen zitterte vor den Folgen ihres Zorns. Es brach eine Peſt aus, und die Megarenſer entriſſen den Athenienſern den Hafen Niſäa und Salamin. Mehrere zufällige Erſcheinungen und ſchreckliche Zeichen vergrößerten die Beſtürzung des Volkes. Die Wahrſager und das delphiſche Orakel *) erklärten, die Athenienſer ſtünden wegen großer Verbrechen, deren ſie ſich ſchuldig gemacht, unter dem Fluche: (ἄγος, wovon ſie ἐναγέες hießen) nur durch eine feyerliche Reinigung der Stadt wäre es möglich die Götter zu verſöhnen.

In einer ſo bedrängten Lage glaubte der Staat ſeine Zuflucht zum Epimenides nehmen zu müſſen, dem Manne, zu welchem man allein das Vertrauen hegte, er werde im Stande ſeyn, die fernern Strafgerichte des erzürnten Himmels von dem Staate abzuwenden. Zu dieſer Abſicht ward Nicias, Niceratus Sohn, mit einem Schiffe nach Kre-

So verfuhr man z. B., zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges, mit den Gebeinen des ermordeten Phrynichus, nachdem er, noch nach dem Tode, der Landesverrätherey überwieſen worden war. S. Lykurg adv. Leocr. c. XXX. Mehrere Fälle ſind geſammelt zum Aelian V. H. IV. 7. Vergl. Wyttenbach zu Plutarch de Ser. N. Vind. p. 16.

*) Diogenes Laert. I. 10. §. 3.

Kreta abgeſchickt, und Athen hatte die Freude, den weltberühmten Epimenides im Anfange der 46ſten Olympiade wirklich in ſeinen Mauern zu ſehen.

Zwar weichen die Berichte der Schriftſteller in Betreff dieſes Zeitbunktes eben ſo ſehr, als die Meynungen neuerer Zeitrechner von einander ab. Suidas ſetzt die Zeit der Ankunft des Epimenides in die 44ſte, Diogenes Laertius in die 46ſte, oder nach einer andern Lesart 47ſte Olympiade, und Euſebius ins zweyte Jahr der 47ſten.*) Die Cyloniſchen Unruhen fallen nämlich, nach der wahrſcheinlichſten Berechnung, in Olymp. 45. 1. Auf dieſe erfolgte ein Zeitraum der Verwirrung und Unordnung im Staate; dadurch ward die Berufung des Epimenides veranlaßt, und hierauf erſt nahm Athen, in dem Jahre, als Solon Archon war, Olymp. 46. 3. die neue Soloniſche Conſtitution an.**) Hieraus erhellt deutlich genug, daß Suidas die Zeit der Ankunft des Epimenides zu früh und Euſebius ſie zu ſpät anſetzt:***) denn

*) S. Meurſius Sol. c. IX. p. 30. Voß de Hiſt. Graec. IV. 1. p. 431.

**) Sigonius de Athen. tempor. p. 568. ed. Frf.

***) Wofern die Olympiadenzahlen nicht verſchrieben ſind, ſo müſſen dieſe beyden Schriftſteller nothwendiger Weiſe auch das Jahr des Soloniſchen Archontates anders angeſetzt haben; wenigſtens mußte es Euſebius eine Olympiade weiter hinausrücken. Mithin folgten ſie beyde wahrſcheinlich einer abweichenden Olympiadenrechnung.

denn da dieſelbe, der Geſchichte zufolge, in die Zwiſchenzeit der Cyloniſchen Unruhen und des Soloniſchen Archontates fällt: ſo kann nur die Angabe des Diogenes gültig ſeyn, der den Epimenides in der 46ſten Olympiade (im erſten Jahre derſelben 596. v. Chr.) nach Athen kommen läßt. Eine frühere Zeitrechnung der Cyloniſchen Unruhen Olymp. 41. 3. ſcheint dem Meurſius Veranlaſſung geweſen zu ſeyn, den Epimenides mit Suidas früher, in der 44ſten Olympiade, nach Athen zu berufen; und allerdings ließe es ſich ſehr wohl denken, daß ein ſolcher Zeitraum mit den nach ſeiner Abreiſe von neuem ausbrechenden Unruhen und den, ohne Zweifel beträchtlichen Zeitaufwand erfordernden Anſtalten zu der neuen Staatseinrichtung leicht ausgefüllt werden konnte.

Doch dieſe Verſchiedenheiten ſind nur gering gegen die Verwirrung, in welche uns eine höchſt befremdende Nachricht des Plato verſetzt. Plato nämlich läßt in den Geſetzen *) den Klinias aus Kreta von ſeinem Landsmanne Epimenides ſagen: Er ſey zehen Jahre vor dem Perſiſchen Kriege (πρὸ τῶν Περσικῶν δέκα ἔτεσι πρότερον) nach Athen gekommen, und habe den Athenienſern, welche damals ſchon einen Einfall der Perſer befürchteten, vorhergeſagt: ſie würden erſt nach einer Zeit von

*) Plato de Legg. l. I. p. 41. Tom. VIII. ed. Bip. Man vergleiche damit Clemens Alexandr. Stromat. VI. p. 268.

von zehen Jahren ins attiſche Gebiet einfallen, aber unverrichteter Sache wieder abziehen. Dieß wäre alſo das Jahr Olymp. 70. 1. Um einer ſo einleuchtenden Ungereimtheit auszuweichen, verſtand Aldobrandin, einer der Ausleger des Diogenes, und mit ihm Chaufepie, *) die Worte des Plato von dem Feldzuge der Perſer nach Lydien. Olymp. 43. 2. nahm Cyrus Sardes ein, alſo zehen Jahre vorher, ehe Epimenides nach Athen berufen ward: ein Nothbehelf, der dem Sinne und Zuſammenhange der Stelle ſo offenbar zuwiderläuft, daß es unnöthig iſt, ſich bey Widerlegung deſſelben auch nur einen Augenblick zu verweilen. Auch haben zwey der größten Kritiker, Bentley und Hemſterhuys, **) ſchon genugthuend bewieſen: daß Plato kein anderes Factum, als den Feldzug des Mardonius nach Attila und das Treffen bey Marathon, welches bekannter Maßen Olymp. 72. 3. vorfiel, könne im Sinne gehabt haben, und daß folglich, ſeiner Meynung nach, Epimenides im erſten Jahre der 70ſten Olympiade in Athen angekommen ſey. Es kann hier von keiner Wichtigkeit ſeyn, alle die Verſuche, welche die Kritik gemacht hat, um dieſen Widerſpruch mit der Geſchichte zu vereinbaren, anzuführen und zu prüfen: ein großer Theil derſelben iſt ſelbſt von jeder Art hiſtori-

ſchen

*) Nouv. Diction. hiſtorique crit. T. II. p. 42.

**) Jener in Reſponſ. ad Boyl. Opuſc. crit. p. 182. Dieſer zu Lucians Timon §. 6. T. I. p. 111. der Reiz. Ausg.

ſchen Beweiſes entblößt. Wenn es einmal entſchieden iſt, was Bentley und Andere ſchon bemerkten, daß Plato oftmals in ſeinen Dialogen gegen die Zeitrechnung verſtößt; wenn ferner in dem vorliegenden Falle ſeine Ausſage auf keine Weiſe mit den Zeugniſſen aller übrigen Schriftſteller und der Geſchichte ſelbſt ſich zuſammen reimen läßt, ohne geſchichtwidrige Vermuthungen mit zu Hülfe zu nehmen: ſo bleibt, nach dem Allen, nichts weiter übrig, als daß der Philoſoph ſich auch dießmal eines chronologiſchen Fehlers, abſichtlich oder wider ſeinen Willen, ſchuldig gemacht, und auch Herr Meiners *) hat ſchon beyläufig ſeine Angabe als einen zuverläſſigen Irrthum verworfen. Es ſey nun, daß Plato ſich geirrt habe, oder daß die Zahl verſchrieben ſey: ſo verdient die Sache in keinem Falle daß ſie uns weiter beſchäftige.

Epimenides nun übertraf bey ſeiner Anweſenheit in Athen die kühnſten Erwartungen des Volkes, und machte ſich in mehr als einem Betrachte auf eine ausgezeichnete Art um den Staat verdient. Sein vornehmſtes Geſchäft, wodurch er zugleich den Zweck ſeiner Reiſe auf das rühmlichſte erfüllte, beſtand jedoch darin, daß er durch heilige Gebräuche und beſondere dazu angeordnete

Opfer

*) Geſchichte der Wiſſ. in Griechenl. I. Th. S. 45. Barthelemy hielt es ebenfalls für das wahrſcheinlichſte, daß Plato ſich geirrt habe. Voyage du j. Anach. Tom. I. Note 2. im Anhange.

Opfer die Stadt von dem auf ihr haftenden Fluche befreyte und Gerechtigkeit und Eintracht wieder in ihre Mauern einführte. *) Durch welche Mittel er dieß bewerkſtelligte, können wir aus den wenigen Ueberreſten von hiſtoriſchen Nachrichten nur mühſam zuſammenleſen. So viel ſieht man wohl: Bey der Verwirrung der Dinge, die in der damaligen Zeit herrſchte, bey den ſchreckhaften Ahndungen noch größerer Uebel, von welchen das abergläubiſche Volk erfüllt war, und worin Prieſter und Wahrſager es zu beſtärken wußten, bedurfte es zur allgemeinen Beſänftigung weder ſehr künſtlich ausgedachter Mittel, noch gewaltſamer Veranſtaltungen; mit Freuden mußte das Volk dem Friedensbothen entgegen eilen, der ihm die lang erflehte Ruhe und die Verſöhnung der erzürnten Götter verkündigte, und je eifriger die Athenienſer der Religion ihrer Väter ergeben waren, deſto eher gewannen die religiöſen Anſtalten, welche Epimenides zur Reinigung der Stadt und zur Ausſöhnung der beleidigten Götter machte, das unbedingte Vertrauen des unruhigen Volkes. Eine dieſer Ceremonieen beſchreibt Diogenes Laertius, **) und es iſt der Mühe werth, ſie mit einiger Aufmerkſam-

*) S. Plutarch Sol. c. XII. p. 211.

**) Diogenes Laert. I. 10. §. 3. Eine beſondere Schrift von Grabner de Epimenide, Athenarum luſtratore, animadverſiones antiquariae ad Diog. Laert. lib. I. cap. 10. §. 3. Miſen. 1742. habe ich hiebey nicht benutzen können.

ſamkeit zu betrachten. Epimenides nahm ſchwarze und weiſſe Schaafe und trieb ſie auf den Areopagus. Hier ließ er ſie frey gehen, wohin ſie wollten, und befahl den Prieſtern, die ihnen folgen mußten, ein jedes an der Stelle, wo es ſich niederlegen würde, dem Genius des Ortes *) zu opfern. Es iſt ſchwer, mit Gewißheit zu ſagen, wie die Idee zu dieſem Verfahren entſtanden ſey. Am wahrſcheinlichſten glaube ich jedoch den Grund deſſelben darin zu ſuchen, daß, da bisher in der öffentlichen Religion der Athenienſer die Verehrung der örtlichen Genien verabſäumt worden war, Epimenides für nöthig fand, durch beſonders dazu angeordnete Opfer ihr Wohlwollen zu gewinnen, und daß er gleichſam die Opferthiere ſich ſelbſt den Ort wählen ließ, deſſen Genius ſie geweihet ſeyn wollten. Diogenes fügt noch eine eigene, ſehr merkwürdige Nachricht hinzu. „Von jener Begebenheit, ſagt er, findet man noch heutzutage in den Cantons von Attika unbenannte Altäre, **) als Denk-

*) Die Worte des Textes ſind: τῷ προσήκοντι θεῷ *deo convenienti*, (nicht wie es die lateiniſche Ueberſetzung giebt, loci eius proximo deo) der dem Orte zukommenden Gottheit, dem Schutzgotte des Ortes, τῷ θεῷ ἐγχωρίῳ. Deutlicher würde es freylich heißen: τῷ προσοικοῦντι θεῷ, deo eius loci accolae.

**) Βωμοὺς ἀνωνύμους. Battiere (Obſervatt. et emendatt. in Diog. Laert. im Muſ. Helv. P. XV. p. 325.) räth allzu voreilig dafür ἐνοδίους zu leſen

 und

Denkmähler jener Ceremonie.“ Eine andere Sage, die er gleichfalls anführt, war: Athen ſey durch den

und zeigt dadurch wenig Kenntniß der Sache. θεοὶ ἐνόδιοι (dii viales, compitales) ſind zwar bekannt, aber nicht βωμοὶ ἐνόδιοι; und wenn ſie es auch wären, ſo würden ſie hieher nicht paſſen. Βωμοὶ ἀνώνυμοι ſind namenloſe Altäre, ohne Aufſchrift, die keiner namhaften Gottheit, wie die übrigen Altäre mit Aufſchriften, ſondern den unbenannten Geniis locorum geweihet waren. Sie wurden bey dieſer beſondern Gelegenheit errichtet und nachher nicht mehr gebraucht. Pauſanias I. 1. p. 6. ed. Fac. erwähnt Altäre der unbekannten Götter und Heroen (βωμοὶ θεῶν τε ὀνομαζομένων ἀγνώστων καὶ ἡρώων) im Hafen Phalerus, und ſagt bald darauf, von einem derſelben, welcher der Altar des Heroen hieß: die Alterthumskundigen in Athen wüßten noch, daß dieſer dem Androgeos, Minos Sohn, gewidmet ſey; eben ſo gedenkt er V. 14. T. II. p. 63. unter vielen Götteraltären in Olympia einer Ara der unbekannten Götter. Da offenbar in beyden Fällen Altäre verſtanden werden, die in frühern Zeiten einem beſtimmten Gotte oder Heroen gewidmet waren, deren Name ſich aber nachmals verlohr: ſo ſieht man daraus, ſofern Diogenes ſich nur genau genug ausgedrückt hat, daß davon die unbenannten Altäre verſchieden ſeyn müſſen, die niemals einer beſtimmten Gottheit geweiht waren. Beyde hatten keine Aufſchriften, allein ſie waren von verſchiedener Beſtimmung. Aber

den freywilligen Tod zweyer Jünglinge, Kratinus und Kteſibius, von der Peſt befreyet worden *).

Außerdem errichtete er mehreren Gottheiten Tempel und Altäre, um ihren Zorn dadurch zu verſöhnen; und dieß ſind die ἱδρύσεις, welche Plutarch unter den von ihm gebrauchten Mitteln nennet. Erſtlich erbaute er den Eumeniden, die

Aber hieraus erhellet zugleich, wie ſchon Heyne bemerkt hat in einer gelehrten Anmerkung zu den Abhandl. und Ausz. der Par. Akad. d. Inſchr. I. Band, S. 120. daß dieſe Fälle zu der Stelle vom Paulus Act. XVII. 23. nicht paſſen, wo er eine Ara anführt mit der Inſchrift: τῷ θεῷ ἀγνώστῳ, und daß folglich, nach ſo vielem und meiſtentheils ſehr verworrenem Geſchreibe über den Gegenſtand, jene antiquariſche Schwierigkeit immer noch nicht befriedigend gelöſet iſt.

*) Es war nämlich eine Art der Luſtration, daß man alle die Flüche, womit ein ganzes Volk beſchwert war, auf einen oder ein Paar Menſchen häufte, und dieſe entweder tödtete oder aus dem Lande verwies. Es kann ſeyn, daß E. dieſes Mittels ſich in Verbindung mit den übrigen bediente. Diogenes, der doch aus den beſten Quellen ſchöpfen konnte, ſpricht, nach ſeiner Gewohnheit, von der Sache, deren ſonſt nirgends erwähnt wird, ſo obenhin und unbeſtimmt, daß wir uns nicht recht deutlich denken können, in wiefern der Tod der beyden Jünglinge die Abſichten des E. unterſtützte.

in Athen unter dem Namen der ehrwürdigen Göttinnen (σεμναὶ θεαὶ) verehrt wurden, einen Tempel, *) auf dem Areopagus, der Akropolis gegenüber, den Pauſanias noch zu ſeiner Zeit ſehen konnte. **) Weder an ihren Bildniſſen, noch an andern Bildern unterirdiſcher Gottheiten, welche in dem Tempel aufgeſtellt waren, war etwas Fürchterliches wahrzunehmen. ***) Ob auch dieſe ſchon

*) So berichtet Diogenes I. 10. §. 6. aus dem Werke eines Argiviſchen Schriftſtellers, Lobon von den Dichtern, der einen eigenen Artikel vom Epimenides, in Rückſicht ſeiner poetiſchen Werke, hatte, wie ich aus der Vergleichung mit einer Stelle I. 1. §. 8. vermuthe. Sehr richtig bemerkt übrigens Ulpian ad Demoſth. Orat. Mid. p. 180. A. daß der Eumenidentempel nicht wegen des Oreſtes, ſondern in Bezug auf die Urtheile über Leben und Tod, in der Nähe des Areopagitiſchen Gerichtshofes errichtet worden ſey, damit, wenn die Richter einen Hauptpunkt des Verbrechens vielleicht überſahen, die Rachgöttinnen ihnen gleichſam Hülfe leiſten könnten.

**) Pauſ. I. 28. Vergl. Meurſius Areop. c. II. und Lectt. Att. l. IV. c. 1.

***) Aus dieſer merkwürdigen Notiz laſſen ſich zweyerley Begriffe abnehmen: einmahl, daß im Alterthume wirklich Kunſtbildungen vorhanden waren; ferner, daß ſie nach einem ſchönen Ideale (als ewige Jungfrauen: in welcher Beziehung ſie

ſchon damals zugleich mit aufgeſtellt worden ſind, wird zwar nirgends geſagt, aber ich glaube es aus Gründen bezweifeln zu müſſen. Dagegen waren auf dem Gerichtsplatze des Areopagus zwey unbe-

B 3 ar-

ſie wahrſcheinlich in Geſellſchaft mit den Grazien zu Megalopolis verehrt wurden, nach dem Pauſanias VIII. 34. T. II. p. 456. ed. Fac.) gearbeitet waren. Wäre Leſſing früher darauf aufmerkſam geworden, ſo würde ſeine, auf den Grundſatz: daß die bildende Kunſt der Alten nur das Schöne vorgeſtellt habe (wogegen doch manche gegründete Erinnerung noch zu machen iſt und auch von Fr. L. Grafen von Stolberg Reiſe 2. Th. S. 214. gemacht wird) gebaute Behauptung: daß die Alten nie eine Furie gebildet (Laokoon S. 106 u. f.) wo nicht ganz unterblieben, doch gewiß weniger allgemein ausgedrückt worden ſeyn. Die Art, wie er ſich darüber rechtfertiget im achten Briefe der antiquar. Br. (Sämmtl. Schriften 11. Th. S. 48 u. ff.) läßt nicht undeutlich erkennen, daß er von der Uebereilung, die man ihm nachwies, betroffen war; (Man vergl. Eſchenburgs Zuſätze) gleichwohl aber ſetzt der Scharfſinn und die Gewandheit in Erſtaunen, womit er ſeine Ausrede zu decken wußte. Die hölzernen Furien unter Lebensgröße in dem Tempel zu Lerynea (Pauſan. VII. 25. T. II. p. 332.) hatten gewiß den Ausdruck der Wuth und des Schreckens, womit man ſich die Furien dachte, und ein altes Relief im päbſtlichen Muſeum zu Rom, wovon Hee-

Digitized by Google

arbeitete Steinmaſſen *) beſindlich, auf welchen der Kläger und der Beklagte zu ſtehen pflegte: den einen nannte man den Stein der Beleidigung, den andern den Stein der Unverſchämtheit. **) Dieſe weihete Epimenides zu Altären der Hybris und Anai-

Heeren eine ſo befriedigende Erklärung gegeben hat, in der Bibl. der alten Lit. u. K. 3. Stück. S. 1. u. ff. häuft noch die Beweiſe gegen die Leſſingiſche Behauptung. Epoche der Kunſt und Beſtimmung des Kunſtwerkes müſſen bey der Unterſuchung nothwendig unterſchieden werden.

*) Der gewöhnliche Text des Pauſanias lieſet: ἀργυροῦς λίθους. Aber Goldhagen hat doch wohl die richtige Lesart ἀργοὺς λίθ. getroffen. P. gebraucht den nämlichen Ausdruck noch zweymal: I. 37. VII. 22.

**) Pauſ. a. a. O. τὸν δὲ ὕβρεως, τὸν δὲ ἀναιδείας αὐτοὶ ὀνομάζουσιν. Dem Gegenſatze zu Gefallen, wollte Adr. Junius Animadverſſ. I. c. 3. wie Sylburg ihn anführt, τὸν δὲ ἀναιτίας leſen. Cicero de Legg. II. 11. ſpricht aber ausdrücklich von dem Altar der Contumelia und *Impudentia*, der Stellen aus Clemens Alex. und Suidas, die für daſſelbe zeugen, jetzt nicht zu gedenken. Es war zu wünſchen, daß der neueſte Herausgeber des Pauſanias ſowohl dieſe als die vorherige Stelle genauer möchte geprüft und uns ſein Urtheil über die zweifelhaften Lesarten, die hier für Sinn und Sache entſcheiden, nicht möchte vorenthalten haben.

Digitized by Google

Anaideia. *) Cicero hat dieſes Verfahren getadelt, weil er den Sinn deſſelben nicht faßte, oder es wenigſtens aus einem falſchen Geſichtspunkte betrachtete. Konnte Epimenides wohl eine andere Abſicht dabey haben, als dieſe feindſeligen Weſen in Ehren zu halten, um es nicht mit ihnen zu verderben und ihre ſchädlichen Wirkungen von dem Staate abzuwenden?

Durch dieſe Verfügungen gelang es dem Epimenides, der Klugheit genug beſaß, um die Religioſität des Atheniensiſchen Volkes zu ſeinen

*) Hybris, nicht bloße Dichteridee, iſt auch von andersher bekannt und heißt beym Apollodor I. 4. 1. Pans Mutter, ſo fern die Lesart ihre Richtigkeit hat; man ſ. Heyne's Not. P. I. p. 42. In dem Orakel beym Herodot VIII. 77. heißt Koros der Sohn der Hybris und beym Pindar Olymp. XIII. 12. — bloße Dichterallegorie. Die in Athen verehrte Anaideia glaubte Winkelmann auf einem alten Basrelief zu finden: Monum. ant. ined. N. 26. Aber ſo wenig es erweislich iſt, daß die fliehende Göttinn mit Flügeln keine andere als Dike oder Aſträa ſey, ſo unglaublich iſt es, daß die vor ihr knieende Figur mit einem Fruchtkorbe, woraus ein Phallus hervorragt, Anaideia ſeyn ſoll. Vermuthlich iſt ſie nichts als ein ſchamloſes Weib, mit Beziehung auf gewiſſe weibliche Sacra. Denn wie käme eine Göttinn dazu, der andern Opfer darzubringen?

Digitized by Google

Abſichten zu nutzen, unter dem Vorwande, die Stadt von der Blutrache befreyt und die beleidigten Götter verſöhnt zu haben, den unruhigen Bewegungen und den ängſtlichen Beſorgniſſen des empörten Volkes ein Ende zu machen. Aber weit entfernt, es dabey bewenden zu laſſen, gebrauchte er noch ſein Anſehn dazu, um durch verſchiedene Einrichtungen und Veranſtaltungen anderer Art für die Civiliſirung Athens von wohlthätigem Einfluſſe zu ſeyn; *) und dieß iſt gerade diejenige Seite der Unterſuchung, die, wegen der daraus ſich ergebenden Reſultate, über die erſten Vorbereitungen zu der wichtigſten Veränderung des Atheniensiſchen Staates, der Geſetzgebung Solons, die meiſte Aufmerkſamkeit verdient, indem ſie zeigt, daß Solon, bey mancher ſeiner Verordnungen, nur fortzubauen brauchte auf den Grund, den ſein Vorgänger früher ſchon gelegt hatte. Um deſto mehr iſt es aber zu verwundern, daß dieſe erſten Keime den Alterthumsforſchern, bey der Unterſuchung über die Soloniſchen Geſetze, bisher faſt ganz verborgen geblieben waren. Erſtlich ſchränkte Epimenides den übermäßigen Aufwand beym Götterdienſte ein, der ſchon zu jenen Zeiten in dem religiöſen Athen überhand genommen hatte. Solon gründete hierauf ſeine nachherigen Geſetze, worin für die

*) Das folgende iſt der Commentar über eine wenig benutzte Stelle Plutarchs Sol. c. XII. p. 211. Hutt.

Digitized by Google

die jährlichen Opfer und Opfermahlzeiten der Stadt eine gewiſſe Summe beſtimmt, ſo wie auch der Preiß der Opferthiere feſtgeſetzt wurde. *) Zweytens: Da bisher die Trauer über Verſtorbene immer mit den ungebührlichſten Ausſchweifungen verbunden waren und die dabey üblichen Gebräuche und Feyerlichkeiten gleich großen Koſten- und Zeitaufwand erforderten: ſo führte Epimenides eine mäßigere Trauer ein und geſtattete nur noch gewiſſe, bey Beerdigungen zu verrichtende Opfer, wobey jedoch aller Aufwand vermieden werden mußte. **) Solon knüpfte an dieſe Verfügung ſein nachmaliges Geſetz, vermöge deſſen die Trauermähler verboten wur-

*) Lyſias in Nicomach. T. V. p. 856. und daſelbſt Markland. Petitus Comm. in Legg. Att. p. 5. In der folgenden Zeit verlohren aber die Soloniſchen Geſetze auch in dieſem Punkte ihre Kraft, und kein Volk in Griechenland konnte ſich in Anſehung des religiöſen Luxus, der Menge und Pracht der Feſte und Opfer mit den Athenienſern vergleichen, bey welchen Superſtition und Prachtliebe einander die Hände reichten. Man ſ. Plato Alcib. II. c. 12. und Xenophon de rep. Ath. c. III. vergl. die Preißſchriften über den Luxus von Athen, vornämlich Reitemeiers S. 48. u. f.

**) In der angef. Stelle des Plutarch iſt unſtreitig θυσίας τινὰς εὐτελεῖς (anſtatt εὐθὺς) ἀναμίξας πρὸς τὰ κήδη, nach Reiskens Verbeſſerung zu leſen.

wurden, welche man vordem mit vielen Koſten anzuſtellen pflegte, ſo wie die Gewölbe und Hermen, womit man die Gräber verzierte; ferner erlaubte er kein größeres Monument zu ſetzen, als was von zehen Menſchen innerhalb drey Tagen errichtet werden konnte, *) und unterſagte endlich auch bey Beerdigungen einen Stier zu opfern und dem Todten mehr als drey Kleider mit ins Grab zu geben. Dazu kam noch **drittens**: daß Epimenides den ſittlichen Zuſtand der Weiber verbeſſerte, indem er gewiſſe rohe Gewohnheiten und Gebräuche derſelben, die aus den Zeiten der Barbarey noch übrig geblieben und als ein Haupthinderniß der Cultur anzuſehen waren, abſtellte. — Dasjenige, was von Philoſophen und Alterthumsforſchern, von jenen aber insgemein mit zu wenig Alterthumskunde und von dieſen mit zu wenig Philoſophie, über die ſittliche Lage des weiblichen Geſchlechtes und die Urſachen der zurückgebliebenen Bildung deſſelben unter den Athenienſern (wodurch erſt die Aufnahme der feiner gebildeten und geiſtreichern Hetären in dem richtigen Geſichtspunkte

*) Cicero de Legg. II. 25. Lege ſanctum eſt, Ne quis ſepulcrum faceret operoſius, quam quod decem homines effecerint triduo; neque id opere tectorio exornari, nec hermas imponi. Die weitere Erläuterung dieſer und anderer hieher gehörigen Verbote giebt Petitus Legg. Att. p. 495. u. ff. Vergl. auch Potters Griech. Arch. I. Th. S. 357. der Ramb. Ueb.

punkte erſcheint) ſo oft und auf ſo vielerley Art geſagt worden iſt, *) wirft im Allgemeinen ſchon ein Licht

*) Die neueſte Unterſuchung dieſes ſo oft beſprochenen Gegenſtandes von Fr. Schlegel im I. B. der Griechen und Römer, legt es darauf an, beydes, Alterthumskunde und philoſophiſches Raiſonnement zu verbinden, und aus den bald tiefern bald flachern Spuren in den Alten ſelbſt ein getreues Bild griechiſcher Weiblichkeit abzuleiten. Die Frage: welches waren die abweichenden Eigenthümlichkeiten in der Lage der attiſchen Frauen? führt auf eine Erklärung derjenigen Geſetze, die auf Einſchränkung der Weiber abzielten. S. 313. u. ff. Wenn hierbey als Nebenzweck des Soloniſchen und als Hauptzweck eines ſpätern Geſetzes, die Erhaltung der öffentlichen Ruhe angegeben wird: ſo möchte man zweifeln, ob dieſer Behauptung eine ſorgfältige Sichtung der Quellen vorangegangen ſey. Das Geſetz des Philippides, welches die Grundlage derſelben ausmachen ſollte, belegte keinesweges Weiber, »die auf den Straßen Unordnung erregten,« wie es S. 314. heißt, mit einer Geldbuße von tauſend Drachmen, ſondern war gegen diejenigen Frauen gerichtet, die in einem unanſtändigen Aufzuge auf den Straßen ſich ſehen ließen (κατὰ τὰς ὁδοὺς ἀκοσμούσας). S. Petitus Legg. Att. p. 467. Für die Richtigkeit dieſer Erklärung ſpricht theils der Tadel des Ariſtoteles, (Polit. IV. 15.) der ſonſt durchaus nicht treffend ſeyn würde, theils der Gegenſatz; daß Ehe-

ſicht auf die erwähnten Veranſtaltungen zur Verfeinerung der weiblichen Sitten. Deutlicher und beſtimmter aber wird die Sache durch die Art, wie Solon die erſten Winke nutzte, um mit Hülfe der geſetzlichen Strenge den Charakter des Weibes zu veredeln und ſo manche Mißbräuche und grobe Züge der Rohheit zu vertilgen, welche ſich aus barbariſchen Zeiten noch erhalten hatten. Solon nämlich machte ein Geſetz, worin er das bisher freche

und

Ehebrecherinnen nicht im Schmucke der ehrſamen Bürgerinnen erſcheinen durften (S. Petit. p. 466.) und eben ſo die Freudenmädchen, die ſich mit gefärbten Kleidern begnügen mußten. In dem frühern Soloniſchen Geſetze aber iſt nicht die mindeſte Spur von der Abſicht, dem Freyheitsgeiſte der Weiber Einhalt zu thun, ſichtbar; und was endlich die zur Begründung dieſer Meinung angeführten Thatſachen aus Herodot und Ariſtophanes betrifft, ſo können ſie, wie ähnliche Bewegungen der revolutionären Pariſerinnen in unſern Tagen, nichts mehr beweiſen, als die dem ganzen Geſchlechte natürliche Heftigkeit des Charakters, und die ungeſtüme Leidenſchaftlichkeit der Weiber überhaupt, wenn äußere Anläſſe ſie reizen. Ueberdieß hat es Hr. Schlegel mit den meiſten Commentatoren der Soloniſchen Geſetze gemein, daß ihm der Einfluß des frühern Epimenides unbemerkt geblieben iſt. Doch zur gefliſſentlichen Prüfung dieſer und anderer Punkte wird ſich nächſtens eine ſchicklichere Gelegenheit darbieten.

Digitized by Google

und ſittenloſe Betragen der Weiber bey öffentlichen Ausgängen, bey Trauerceremonien und Volksfeſten, ſtrengen Vorſchriften unterwarf. *) Wenn ſie ausgingen, um Theil an einer öffentlichen Feyerlichkeit zu nehmen, **) durften ſie nicht mehr als drey

*) Beym Plutarch Sol. c. XXI. p. 225. Hutt.

**) Dieß iſt ἐξιέναι, wie kurz vorher ἔξοδοι, in publicum prodire. — Die Ausgänge der attiſchen Damen waren alſo ſchon vor Solon mit vielem Gepränge begleitet. Sie pflegten, wenn ſie zur Feyer eines Feſtes, oder im Theater (ich wage es jetzt noch dieß hinzu zu fügen, mit dem beſondern Vorbehalte, meine Vermuthung: daß die attiſchen Frauen zwar nicht bey allen, aber doch bey gewiſſen dramatiſchen Vorſtellungen zuſchauten, und daß die Sitte hierin nicht zu allen Zeiten gleich war, anderswo auszuführen) öffentlich erſchienen, ſich von Sklavinnen Kleider nachtragen zu laſſen, um mit ihrem Anzuge wechſeln zu können, auch Mundvorrath in Körben mit ſich zu nehmen. Solon machte darin Einſchränkungen, die aber der einreißende Luxus in der Folge wieder aufhob und dagegen das ſo eben angezogene Geſetz des Philippides einführte, worüber ein dazu abſichtlich beſtellter Magiſtrat, Γυναικοκόσμοι, (deſſen Function von der der Γυναικονόμοι in etwas verſchieden war, wie man ſchon aus Athenäus VI. p. 245. A. u. f. ſehen kann) die Aufſicht führte. S. Petitus p. 467. und Reitemeier über den Luxus d. Athen. S. 84.

drey Kleider, nicht mehr als für einen Obol Erfriſchungen an Speiſen und Getränk, und keinen Korb, der größer war als eine Elle, mit ſich nehmen; auch durften ſie des Nachts nicht anders als auf einem Wagen, mit vorangehender Leuchte, über die Straßen der Stadt fahren. Solon verbot weiter das Zerfleiſchen der Wangen und die Klagelieder bey Begräbniſſen, ſo wie das unbändige Geheule, mit welchem die Weiber auch fremden Leichenbegängniſſen zu folgen pflegten *).

Zu allen dieſen Vorkehrungen, deren einziger Zweck nur der ſeyn konnte, nicht minder die Rauhheit der weiblichen Sitten zu mildern, als unnöthigen Aufwand zu verhüten, hatte früher ſchon Epimenides fruchtbare Fingerzeige gegeben. Es brauchte nichts mehr, als daß Solon in Form des

*) Dieſe natürlich rohen Ausbrüche des Schmerzes und der Betrübnis kennt man aus den alten Dichtern, dem Homer und den Tragikern. Man ſ. nur Lenz Geſchichte d. Weib. S. 89. u. f. — Trauerlieder hatte ſchon das heroiſche Zeitalter. So führt Homer Il. 24. 720. bey der Leiche des Hektor ἀοιδοὺς, θρήνων ἐξάρχους an, und die Klageweiber θρηνῳδοὶ γυναῖκες, ſind allgemein bekannt. Das Verbot Solons, in Betreff des Zerfleiſchens der Wangen, wurde auch den Römiſchen Geſetztafeln einverleibt, mit den Worten: Mulieres genas ne radunto, nach Cicero de Legg. II. 25. Alſo war die weibliche Heftigkeit nicht in Athen allein zu Hauſe!

des Geſetzes brachte, was dieſer als guten Rath, mit der Sanftheit des Sittenlehrers und des Weiſen, zugleich aber auch mit dem Nachdrucke, den ihm der Ruf, ein Götterfreund und Geweihter zu ſeyn, verlieh, vorgetragen und empfohlen hatte. Und ſo ergiebt ſich aus allen dem vollkommen, mit welchem Rechte vom Epimenides geſagt werden konnte, wie wir beym Plutarch leſen: er habe der Soloniſchen Geſetzgebung vorgearbeitet und ihr den Weg gebahnt.

Die Verehrung, welche Athen ſeinem Wohlthäter zollte, entſprach ganz dem Enthuſiasmus, womit er war erwartet worden, und man erkennt darin leicht den Charakter eines Volkes wieder, das von jeher eine eben ſo große Lebhaftigkeit der Empfindungen als Religioſität bewieſen hatte. Epimenides ward einmüthig für einen Abgeſandten der Götter und den einzigen Retter des Staates erkannt, und beſtärkte dieſe ehrenvolle Meynung von ſich theils durch öffentlich abgelegte Prophezeihungen, *) theils durch das Bekenntniß: ſeine Einſichten

*) Eine derſelben über den Hafen Munychia, die beym Plutarch Sol. c. XII. und Diogenes I. 10. §. 11. vorkömmt, iſt mir bis jetzt noch dunkel. Als er Munychia lange Zeit ſtillſchweigend betrachtet, äußerte er gegen die Umſtehenden: „Wie blind iſt doch der Menſch über die Zukunft! Wüßten die Athenienſer, welche Leiden die-

Digitized by Google

ten ſtammten von den Göttern ab, mit denen er im Traume vertrauten Umgang gepflogen habe. Zu dieſer Verehrung geſellte ſich ein heißes Gefühl der Dankbarkeit, womit die Athenienſer die ihnen geleiſteten wichtigen Dienſte aufnahmen, und die ſie bey ſeinem Abſchiede auf das lebhafteſte an den Tag legten. Der ehrwürdige Greis hatte die Freude zu ſehen, wie ſeine Bemühungen mit dem erwünſchteſten Erfolge bekrönt wurden, und Friede und Ruhe in die Mauern Athens zurückkehrten; er nahm die feurigſten Seegenswünſche und den Schmerz eines ganzen Volkes bey ſeiner Trennung mit hinüber in ſein Vaterland. Man hatte ihm durch ein Volksdekret ein Talent zur Belohnung ſeiner Verdienſte um den Staat und ein Schiff zur Rückreiſe nach Kreta beſtimmt. Aber der Weiſe lehnte das erſtere ab und begnügte ſich mit einem Zweige von dem heiligen Ollivenbaum der Minerva und einer Freundſchaftsverbindung zwiſchen ſeinen Landsleuten, den Knoſſiern und den Athenienſern, welche dieſe ihm aus Erkenntlichkeit anbothen *).

Wie

dieſer Hafen einſt über ſie bringen wird: wahrlich ſie würden ihn lieber mit den Zähnen zerſtören.«

*) Die Belege dazu ſind Plutarch Sol. c. XII. und Reip. ger. praec. T. II. p. 820. C. Diogenes I. 10. §. 3. Des freundſchaftlichen Vernehmens zwiſchen Knoſſus und Athen erwähnt auch Plato de Legg. I. p. 41. T. VIII. ed. Bip. — Der hei-

Wie lange die Athenienſer — ein Volk, das eben ſo bereitwillig war, Eindrücke zu verwiſchen als ſie zu empfangen — ſich der Ruhe und Sicherheit erfreuten, welche ihnen durch Epimenides Vermittelung wieder geſchenkt worden war, zeigt ſich im Verfolge ihrer Geſchichte. Epimenides hatte kaum Athen verlaſſen, ſo ſtörten neue heftige Ausbrüche der Parteyſucht ſchon wieder die Ruhe des Staates. Der immerwährenden Unruhen endlich müde, überzeugte man ſich, ſpät genug, daß nur eine Totalreform des Staates das lang genährte Uebel von Grund aus zu heilen im Stande ſey, — und dieß war die Loſung zu der Soloniſchen Conſtitution.

II. Jo-

heilige Olivenbaum der Minerva, eine attiſche Reliquie, ward auf der Akropolis aufbewahrt, als der erſte, den die Schutzgöttin der Stadt noch mit eigenen Händen ſollte gepflanzt haben. Man hatte die Sage: der heilige Oelbaum ſey im Brande der Stadt, zur Zeit des erſten Perſiſchen Krieges, verbrannt, aber noch an eben dem Tage zwey Ellen hoch gewachſen. Pauſan. I. 27. Herodot. VIII. 55. und die Ausleger.

Breslau.

C. F. Heinrich.

II.

Johann Neeb, d. Philoſ. D. und öffentl. ord. Lehrer auf der Univerſität zu Bonn, **über den in verſchiedenen Epochen der Wiſſenſchaften allgemein herrſchenden Geiſt, und ſeinen Einfluß auf dieſelben.** Frankf. a. Mayn, in der Andreäiſchen Buchhandlung, 1795. VIII S. Vorr. und 216 Seiten. 8.

Wir finden in jeder Periode der Wiſſenſchaften einen gemeinſamen Geiſt, der ſeinen Charakter der ganzen Ideenmaſſe mittheilte, Das Band der Wiſſenſchaften, das von dieſem herrſchenden Geiſte ausging, ſchlang ſich um mehr, als um die angrenzenden; der Geiſt der Wiſſenſchaften modificirte ſelbſt den jedesmaligen Ton der Kunſt. Die Veränderung des Zuſtandes einer einzelnen Wiſſenſchaft, z. B. der Philoſophie, läßt ſich daher ſehr unvollkommen und gezwungen aus ihrem vorigen Zuſtande allein erklären. Geht eine Erſchütterung des allgemeinen Geiſtes vor, ſo mag ihr voriger Zuſtand geſund oder krank geweſen ſeyn: ſie wird

Digitized by Google

wird mit fortgeriſſen, und in die Lage gebracht, die dem Zeitgeiſte gleichartig iſt (S. V.)

Gegenwärtige Schrift hat den Zweck, die Umwandlungen, den Charakter und Einfluß des allgemeinen Geiſtes, der die verſchiedenen Epochen (Perioden) der Wiſſenſchaften charakteriſirt, durch geſchichtliche Thatſachen darzulegen.

Die Neuheit des Geſichtspunkts, unter welchem hier eine Menge hiſtoriſche Data neben einander geſtellt werden; die Reichhaltigkeit von Ideen, die in dieſem kleinen Buche zuſammen gedrängt ſind; die eigenthümliche Darſtellungsweiſe des Verfaſſers, und der Umſtand, daß die Schrift weniger bekannt geworden iſt, als ſie verdient, — dieß alles beſtimmt Rec. eine ausführliche Darlegung des Inhalts der einzelnen Abſchnitte mit beyläufigen Bemerkungen und Erinnerungen zu geben. Der Hauptgeſichtspunkt des Verfaſſers, den allgemein herrſchenden, gemeinſamen Geiſt verſchiedener Wiſſenſchaften und Künſte in den verſchiedenen Perioden ihres Urſprungs, ihrer Ausbildung, ihres Verfalls und ihrer Wiederbelebung aufzuſuchen, entſchuldigt ihn in des Rec. Augen hinlänglich, wenn hier und da, bey Angabe der allgemeinen Berührungspunkte, die Angabe der Abweichungspunkte übergangen ſeyn ſollte. Dieſe wird man in der Schrift unſers Verfaſſers, deſſen Intereſſe es war, das Gemeinſchaftliche und Aehnliche zuſammen zu ſtellen, nicht ſuchen, ſondern vielmehr aus der allgemeinen Culturgeſchichte ſich ſelbſt daran erinnern.

Digitized by Google

Hier und da hat indeß Hr. R. auch ſelbſt auf Abweichungen einzelner Männer von der herrſchenden Denkart ihrer Zeit aufmerkſam gemacht, und mußte es natürlich, da dieſe Männer gemeiniglich eben die waren, welche in ihrem Fache Epoche machten, und früher oder ſpäter, ſobald der Zeitgeiſt ihrem Genius homolog war, eine gänzliche Revolution in ihrer Wiſſenſchaft bewirkten.

In der **Einleitung** (S. 1—10.) macht der Verf. aufmerkſam auf den **architectoniſchen** Trieb der Vernunft, vermöge deſſen wir unſre rhapſodiſchen Kenntniſſe in wiſſenſchaftliche Form vereinigen, und iſolirte Wahrheiten unter Syſtemseinheit bringen. Dieſer Gang des Menſchen verbreitet Licht über vier merkwürdige Erſcheinungen, welche die Geſchichte der Wiſſenſchaften uns aufweißt. 1) Sie hat uns beynahe nichts aufgezeichnet, als die Verirrungen des menſchlichen Verſtandes, die um ſo ausgebreiteter und dauernder waren, je mehr die ſcheinbare Form der Wahrheit dem Wahne Zutrauen erworben hatte. „Dieſe traurige Anſicht erzeugt den wenig tröſtlichen Glauben: die menſchliche Vernunft habe vor dem thieriſchen Inſtinkte den einzigen ſo theuren Vorzug, **methodiſch** und **ſyſtematiſch** zu irren.“ [Eine offenbar zu ſtark ausgedrückte, kaum halb wahre Bemerkung.] 2) **Conſequente** Denker konnten (vermöge jenes Triebes) mit einer Wärme, die aus der Liebe zur Wahrheit entſpringt, Irrſätze behaupten, deren ſchädliche Folgen man nicht auf Rech-

Rechnung ihres Herzens ſetzen kann. 3) „läßt ſich aus dieſem Hange des menſchlichen Geiſtes begreifen, warum er mehreren fragmentariſchen Erkenntniſſen Einheit der Wiſſenſchaft, mehreren Wiſſenſchaften Einheit des Tones, Kolorits und der Haltung giebt; auch warum es in verſchiedenen Epochen der Wiſſenſchaften immer einen allgemeinen herrſchenden Zeitgeiſt gab, der die Denkart der einzeln (der einzelnen) modificirte, aber auch oft ſelbſt von einem mächtigeren Genius eines Mannes, der über ſein Zeitalter hervorragte, ſelbſt modificirt wurde; warum Individuen mit ganz originellem Geiſte, mit eigner Größe ohne Beyſpiel, als wenn, wie ihre Lobredner ſagen, die Natur ihre Formen zerbrochen habe, um durch Seltenheit des Abdruckes ſeinem innern Werthe einen äußeren Preis zu verſchaffen, warum ſelbſt ſolche erhabene Weſen ihre Individualität nicht rein erhalten konnten, ohne Beymiſchung und fremden Zuſatz, aus dem ſich der Einfluß des Zeitgeiſtes erkennen läßt." 4) Erklärt ſich daraus die paradoxe Erſcheinung, „daß der gute oder der ſchlimme Einfluß des Zeitgeiſtes auf die einzeln [einzelnen] Wiſſenſchaften immer im Verhältniſſe der Homogenität der einzelen [einzelnen] Wiſſenſchaft auf den Zeitgeiſt ſtand."

So viele Verwandlungen der herrſchende Geiſt verſchiedener Zeiten durchgegangen iſt, ſo viele Revolutionen haben die Wiſſenſchaften ſelbſt erlitten. Der Verf. nimmt ſieben Revolutionen

 an.

an. „Wir benennen, ſagt er, (S. 8. f.) den in jeder Epoche [Periode] herrſchenden Geiſt nach dem Charakter, der ihn eigenſt auszeichnet, und finden, daß der kindiſche Geiſt des **Wunderbaren** ſich veredelte in den Geiſt der hohen **Empfindung**, welcher durch den Geiſt der kalten **Nachahmung** verdrängt wurde; dieſer artete in den Geiſt der **theoſophiſchen Hyperphyſik** aus; dieſer in den Geiſt des **Kleinerlichen** [Kleinlichen] und die **Spitzfindigkeit**. Ueber dieſen erhob ſich der Geiſt der **Phyſik** und des **Calculs**, und dieſer zeugte den Geiſt der **Vernunft** und **Selbſtändigkeit**.“

„In der **erſten** Epoche ſpielte die Vernunft noch mit den Sinnen am Gängelbande der Phantaſie. In der **zweyten** wurde ſie freyer, und dachte ſchon geſetzlich; ſie äußerte ſich als Geſchmack. In der **dritten** ſah all ihr Thun wie eitel Gedächtnißwerk aus; Nachahmung erſtickte Originalität und Selbſtſtändigkeit. Aus dieſer Ohnmacht erhob ſie ſich in der **vierten**, um zu faßlen, [faſeln ſollte es heißen]; ſie wurde eine ſchwärmeriſche Seherin, — Grüblerin in der **fünften**. — In der **ſechſten** zeigte ſie ſich als Beobachtungsgeiſt mit dem meſſenden Blicke; und erſcheint **nun** in ernſter Würde als forſchender Tiefſinn mit der kritiſchen Wage und dem richtenden Scheidemaß, ſouverän und geſetzgebend. Sie wagt es, ſie ſelbſt zu ſeyn.“

I. Epoche. Erſtes Hauptſtück. **Vom Geiſte des Wunderbaren.** (S. 11—36.) Herrſchaft der

der Phantaſie bey Kindheit des Verſtandes und der Vernunſt. Das Wunderbare, das Element, worin die regelloſe Phantaſie lebt und webt. Im Hange zum Wunderbaren, daher Ankündigung des erſten Kunſtgefühls im Menſchen. Nicht Wohlgefallen, welches durch das Schönheitsgefühl bewirkt wird, ſondern Schaudern und Staunen mit gemiſchtem Gefühle, Zweck der Kunſt in ihren erſten Epochen. Die Ueberreſte derſelben ſind in Aegypten und Chaldäa zu ſuchen, unter allen Kunſtprodukten aber gehören die Werke der Baukunſt unter die älteſten. Aegyptiſche Pyramiden und Obelisken ꝛc. Auch bey den Bildſäulen der Aegypter iſt der Geſchmack am Wunderbaren ſichtbar ꝛc. „In dem Sinne und Hange zum Wunderbaren [in dem Sinne für das Wunderbare und dem Hange zu demſelben] müſſen wir daher die Gründe aufſuchen, warum die Aegypter bey ihren Götterbildungen nicht auf eine der menſchlichen analoge, ſondern auf eine ſymboliſche Bildung verfielen.“ (S. 21.) Die Nachbildung der geſetzmäßigen Natur iſt kein angenehmes Geſchäft für die wilde Phantaſie. Ihr Flug ſteigt über die Grenze des Wirklichen. Sie gefällt ſich in Bildung von Sphinxen, Centauren, Chimären. Auch die hängenden, in der Luft ſchwebenden Gärten der Semiramis ſind Beweiſe des damals herrſchenden Geſchmacks ꝛc. Geiſt des Wunderbaren auch in den älteſten Werken der Dichtkunſt (z. B. in der Iliade) und in den älteſten Werken der Beredſamkeit. (S. 23. heißt es ſinnreich: „Homer's

mer's Gedichte kamen auf die Nachwelt, eben weil er nicht für ſie ſang; er ſang für Ohren ſeiner Zeit, und malte ſo treu, mit ſo vielem Leben die menſchliche Natur, wie er ſie fand.") — In einer Periode, wo man Naturgeſetze nicht fodert noch erkennt, iſt der Inhalt der Geſchichte und die Tradition nothwendig geheimniß- und wunderreich. Da werden z. B. aus Steinen Menſchen, dort aus Menſchen Steine. Die Leyer baut hier ſo geſchwind Mauern und Städte auf, als dort die Poſaune ſie umriß ꝛc. „Es iſt noch eine Aufgabe für unſer alles calculirende Zeitalter, zu beſtimmen, ob ehedem der ungelehrte Volksglaube emſiger und glücklicher war, Allegorien zu verwirklichen, oder das Beſtreben unſrer gelehrten Exegeten, wunderſame Thatſachen in Allegorien zu verwandeln." (S. 26). — In einem ſolchen Zeitalter ſtrenge, furchterregende Geſetze. Stolz einer Nation auf ihr Alterthum. — Hätte **Prodikus** im Zeitalter des Wunderbaren gelebt, ſo würde er die Tugend nicht ſo in ihrer Anmuth, Milde, Herablaſſung gezeigt haben, wie wir ſie in Xenophon's Sokratiſchen Denkwürdigkeiten finden. — **Licht** und **Finſterniß** bezeichnen in der älteſten Moral die Grundbegriffe des Guten und Böſen; und wurden wegen ihrer Anſchaubarkeit auch zu den zwey entgegengeſetzten Grundprinzipien der Kosmogenie gemacht. — Die Phantaſie belebte alles; das war die Naturlehre. Die Phantaſie mit dem religiöſen Gefühl vereinigt, vergötterte alles; das war die Theologie der Urwelt. Bemerkungen über die

leʒ-

letztere S. 28—32. — Eigentliche Philoſophie ſucht man in dieſem Zeitalter noch vergebens. Was aber von weitem ſeiner Form nach ausſah wie Philoſophie, war dem allgemeinen Geiſte homolog. Damals mehr Richtung auf das **Unerforſchliche**, als auf das **Erkennbare**. Die erſten ſogenannten Philoſophen unterſuchten daher lieber den Urſprung der Götter, als wie ſie ihr eignes Daſeyn veredlen ſollten; forſchten lieber nach den Prinzipien der Weltbildung, als daß ſie die alltäglichen Naturerſcheinungen beobachteten ꝛc. Allgemeine Bemerkungen über den bis in die Periode der Cultur hinein fortdauernden Hang zum Wunderbaren (S. 34—36.) — Unter andern heißt es S. 35.: „Wenn der Geiſt der Phyſik alles naturaliſirt, ſo wird die öffentliche Meynung glücklicher und ſchneller, als Scheiterhaufen, die ganze Zauberzunft und Hexenſippſchaft vernichten. Dafür wird aber ſich der hohe und niedrige, gelehrte und ungelehrte Pöbel von Magnetiſten, Alchymiſten, Martiniſten und Kalioſtros [Caglioſtro's] ihr Gaukelwerk vormachen laſſen, und die gnädig und gnädigſt ertheilten Privilegien, reſpektive [zu] betrügen und ſich betrügen zu laſſen, werden noch lange geltend bleiben. Den Hang zum Wunderbaren in ſich zu erſticken, iſt eine ſo ſchwere Pflicht, als das nil admirari des Weiſen. Lord Cherbury bat kniefällig zu Gott, er möge durch ein Wunder ſein Buch beſtätigen, worin er die Wunder der Bibel beſtritt."

Man ſieht aus dieſem Auszuge die Reichhaltigkeit gleich des erſten Abſchnitts.

II. Epoche. Zweytes Hauptſtück. **Geiſt der Empfindung.** (S. 37—82.) „Für das Jünglingsalter der Menſchheit paßt ein Genius, den man **weiblichen** Verſtand nennen könnte, eine **gebildete** Einbildungskraft, die zart und rein das Regelmäßige, Harmonievolle **fühlt.** Erhöhetes **Schönheitsgefühl** muß der auszeichnende Charakter dieſer neuen Epoche ſeyn. — S. 39—46. Angabe der Urſachen, warum das Schönheitsgefühl ſich gerade bey den **Griechen** am erſten und vorzüglichſten entwickelte. Der Verf. will den Gründen, die ſchon **Winkelmann** in ſeiner Geſchichte der Kunſt, und **Hemſterhuys** in dem Briefe über die Bildhauerkunſt angeführt haben, die ſeinigen kurz beyfügen. [Er hätte noch vorzüglich **Herder** im XIII. Buche ſeiner **Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit** anführen ſollen.] Was er nun von der geographiſchen Lage und dem Klima Griechenlandes; vom Einfluſſe, den die Regierungsverfaſſung der Griechiſchen Staaten und ihre Kriege unter einander auf ihre Bildung hatten; ferner von ihrer Erziehung und deren zwey wichtigen Beſtandtheilen, Muſik und Gymnaſtik, S. 39—46. ſagt: das alles enthält eben nichts Neues, aber es iſt auf eigne Art gut dargeſtellt, und zeigt deutlich, wie, durch dieſes zuſammen genommen, der Geiſt der äſthetiſchen Empfindung geweckt werden mußte. — S. 48.

S. 48. die Bemerkung: „Selbſt die Getheiltheit [dafür wünſchte Rec. ein anderes Wort] und politiſche Schwäche der einzeln [einzelnen] Griechiſchen Staaten mußte den Geiſt vom übertriebenen Großen ab, und auf das Schöne und Reizende hinwenden. Einzele [einzelne] Städte waren zu ohnmächtig, in den Werken der Baukunſt die Idee des Unermeßlichen bloß durch die Menge des Stoffes zu verſinnlichen.“ — Zarte Empfindlichkeit und feines geläutertes Gefühl für das Schöne war bey den Griechen nicht bloß ein Eigenthum der höheren Klaſſe, ſondern ſelbſt beym großen Haufen keine Seltenheit. (S. 49.) Leidenſchaft für das Theater ꝛc. Beweiſe des feinen Schönheitsgefühls der Griechen in Sprache und Ausdruck, Dichtkunſt, Beredſamkeit, Geſchichte, Muſik; in der Bauart, die Joniſche und Doriſche Säulenordnung (S. 51—53.) — Dann wird (S. 53—59.) gezeigt, wie in dem Maße, als das Schönheitsgefühl bey den Griechen entwickelt und gebildet wurde, auch das moraliſche Gefühl entwickelt und gebildet werden mußte. — Auch die Religion der Griechen war, dem herrſchenden Geiſte gemäß, ſinnlich ſchön (S. 59—63). — Der Geiſt des richtigen Gefühls wirkte mächtig und wohlthätig auf die Geſetzgebung (S. 63—65.) Hier heißt es u. a. S. 64.: „Der Geſetzgeber mochte entweder, wie der ſtrenge Lykurg, die Abſicht gehabt haben, den Charakter der Nation nach den Geſetzen zu bilden; oder wie der ſanftere Solon, die Geſetze nach dem Geiſte der Nation einzu-

rich-

richten, — ſie wußten das Geheimniß zu treffen, nicht nur das Privatintereſſe mit dem öffentlichen zu identificiren, (dieſes Problem war für die Griechiſchen Staaten nicht ſo ſchwer zu löſen) und die Schwäche des Menſchen durch die Stärke des Bürgers zu unterſtützen; ſondern (woran die Montesquieu's verzweifeln) die Stärke des Menſchen durch das durch bürgerliche Geſetze [das doppelte durch war zu vermeiden] geleitete moraliſche Gefühl nicht zu ſchwächen, die freyen Handlungen nicht zum Mechanismus zu verwöhnen, und den Menſchen dem Bürger nicht aufzuopfern." [Auch nicht in Sparta?] — Wenn man den Verſtand des vorigen Zeitalters kühn nennen will, ſo verdient der Verſtand dieſes Zeitalters den Namen des ſchönen Verſtandes. „Die Philoſophie war daher in dieſem Zeitalter mehr ein Kind der von Vernunft geleiteten Phantaſie, und der von Phantaſie geleiteten Vernunft, als der reinen Vernunft; mehr eine methodiſche Sammlung warmer Empfindungen, als räſonnirter Wahrheiten. Die Erkenntniſſe waren mehr aus dem Dunkel zur Klarheit und Verſtändlichkeit hervorgefühlt, als zur Deutlichkeit durch Vernunfthandlung erhoben. Selbſt in dem Räſonnement erſetzte die Feinheit und der Witz den tiefen Forſchgeiſt. Die Kenntniß war eben nicht von der Oberfläche aufgeſchöpft [abgeſchöpft], aber auch die tiefe Unterſuchung brachte ſie nicht leicht über das täuſchende Dämmerlicht der Empfindung. Selbſt die Lehrart diente mehr zur ſanften Ueberredung des Herzens, als

zur

Digitized by Google

zur kalten Ueberzeugung der Vernunft. Die Sokratiſche Methode, welche dem Verſtande keine Gewalt anthut, ſondern die dunkeln Empfindungen des Schülers zum Bewußtſeyn des klaren Gedankens aufhellet, und in dem Lehrer nur den aufklärenden Freund ahnden läßt, iſt dem Geiſt der Empfindung eben ſo eigen und angemeſſen als die trockne, didaktiſche, mathematiſche, dem Geiſt der Phyſik und Mathematik in der ſechſten Epoche, der ſie auch ihre Entſtehung und Einführung verdankt. Jene Lehrart war natürlich auch für eine ſolche Art von Philoſophie die ſchicklichſte. Die Philoſophie jener Zeit ſchauete abſtrakte Begriffe in der individuellen Zeichnung an, und erkannte geiſtige Wahrheiten an dem ſinnlichen Gewand, in das ſie gekleidet waren. Die prüfende Vernunft verwahrte den Verſtand vor den Ausſchweifungen, nicht vor den Dichtungen der Phantaſie, vor ihren abentheuerlichen Schwärmereyen, nicht vor ihren ſchönen Geburten u. ſ. w." Als eine natürliche Tochter dieſes Geiſtes, ſieht der Verf. die Philoſophie Platon's an.

In allen dieſen Bemerkungen erſcheint gewiß ſehr viel Wahres, zumal wenn man ſich in den Geſichtspunkt des Verfaſſers zu ſtellen nicht vergißt. Er will Belege zu dem allgemein herrſchenden Geiſte des Zeitalters aufſtellen. Man würde meines Bedünkens mehr von ihm fodern, als die Natur der Sache erlaubt, wenn man von ihm verlangen wollte, die allgemeinen charakteriſtiſchen

Züge,

Digitized by Google

Züge, die er angiebt, ſollten allenthalben auch im Einzelnen zutreffen. Es werden daher ſelbſt an den Beyſpielen, die er als Belege ſeiner Behauptung anführt, Seiten ſeyn, die, den Gegenſtand aus einem andern Geſichtspunkte betrachtet, hell ins Auge ſtralen, wenn anders jener ganz verſchiedenartige Seiten hat, wie dieß z. B. bey **Platon** der Fall iſt, der hier vorzüglich von Seiten ſeiner verſchönernden Phantaſie betrachtet iſt, der aber auch von Seiten ſeines, Begriffe in ihre letzten Beſtandtheile zerlegenden Scharfſinns und ſeines manche Gegenden der Ideenwelt durchſpähenden Tiefſinns, welchem wir manche der wichtigſten Entdeckungen im Gebiete der Philoſophie verdanken, hätte betrachtet werden können: was aber freylich außer dem Kreiſe der Abſichten des Verfaſſers lag. Eben ſo werden in den verſchiedenen Zeitaltern Erſcheinungen aufſtoßen, die mit dem allgemein herrſchenden Zeitgeiſte, wie er von Hrn. N. angenommen wird, nicht harmoniren, wie dieß allerdings mit **Ariſtoteles** der Fall iſt. Aber der Verf. hat meines Bedünkens Recht, wenn er ſagt: „Die Natur liebt die Mannichfaltigkeit, und ſcheint ſich in Hervorbringung gewiſſer Individuen zu gefallen, die, wie Wunder, weder an den Ort, noch in die Zeit paſſen, wo wir ſie finden." Den mächtigen Einfluß, den Ariſtoteles auf die philoſophiſche Denkart folgender Zeitalter hatte, hatte er wirklich nicht ſogleich. „Weder Ariſtoteles Sprache, noch [ſeine] Methode, noch der beliebteſte Stoff ſeiner Philoſophie war dem Zeitgeiſte homolog:

die=

dieſer rächte ſich auch genug an dieſer Abart. Ariſtoteles Schriften waren vergeſſen, und vergraben, indeſſen [indeß] die Schriften des göttlichen Plato in aller Händen waren. Wie lange mußte jener auf den ihm gleichartigen Zeitgeiſt warten, der ihm die Ehre der Apotheoſe zudachte.“ — Alles wahr, ſo viel ich ſehe. Ariſtoteles iſt, wie der Verfaſſer S. 68. ſelbſt bemerkt, eine Erſcheinung, die nicht in die Epoche paßt. — So hebe man, könnte einer ſagen, eine neue Epoche mit ihm an. Dieß, antwortet Rec., geſchieht in der Geſchichte der Philoſophie von den beſten Bearbeitern derſelben auch wirklich. Aber da kann man die Hauptveränderungen der Philoſophie auch mit Ueberſpringung entlegener Zeiten nach ihrem Zuſammenhange betrachten. Allein in einer Schrift, wie dieſe, die nicht bloß vom Geiſte der Philoſophie handelt, ſondern nach der Zeitfolge den in verſchiedenen Perioden allgemein herrſchenden Geiſt der wiſſenſchaftlichen und der Kunſt-Bildung betrachtet, ging das nicht wohl an.

Der Verf. zeigt ferner, wie diejenigen Künſte und Wiſſenſchaften, die dem Geiſte der Empfindung verwandt waren, unter ihm gedeihen, und die höchſte Stufe der Cultur erreichen konnten, wie z. B. die Bildhauerkunſt, die theatraliſche Dichtkunſt: keinesweges aber die Künſte und Wiſſenſchaften, die kälteres Nachdenken erfodern, wie Mathematik, Aſtronomie, Naturlehre (S. 71—78.) Gelegentlich wird die verſchiedenartige

Digitized by Google

Beſchäftigung der Seele bey der mathematiſchen Conſtruction und der äſthetiſchen Beurtheilung ſehr paſſend erläutert (S. 72—76.) — S. 78. heißt es: „Archimedes, Euklides und Hippokrates [der Zeitordnung nach ſollte die Reihe umgekehrt ſeyn. Die beſten Schriftſteller, wenigſtens die Alten, ſind ſorgfältig in dergleichen], dieſe ſcharfſinnigen Beobachter der Natur.“ Den Euklides kennt Rec. nicht als Naturbeobachter. — Verfall des Griechiſchen Geiſtes der Humanität S. 78—82., und Urſachen dieſes Verfalls. „Dieſer Geiſt iſt zeithero immer herumgeirrt ohne bleibende Stätte; noch nie hat er wieder ein Vaterland gefunden, oder eine Nation, die ihm huldigte. In jedem Zeitalter war er der Genius einzeler [einzelner] Männer, die bey [mit] wärmerem Gefühle und zarter Empfindung, eine Denk- und Seheart verbanden, die den Geiſt des Plato und ſein Zeitalter charakteriſiren.“ — Wenn irgend ein Zeitalter war, wo ſich wenigſtens ein ähnlicher Geiſt der Empfindung zeigte: ſo war es, dünkt Rec., das Zeitalter des Lorenzo de Medici. Ficino aber, im Grunde mehr Freund Neu-Platoniſcher Schwärmerey, als ächt Platoniſcher Philoſophie, ſollte S. 82. wohl nicht unter jene einzelne Männer, die der Verf. vorher charakteriſirte, gerechnet werden. Er hatte zwar eine ſehr lebhafte Phantaſie, aber nicht jenes Zartgefühl des Schönen in ausgezeichnetem Maße, das jene glücklich organiſirten, wohlgebornen Männer werth macht, als Griechen zu Perikles Zeit geboren zu ſeyn, oder,

da

Digitized by Google

da ſie das nicht wurden, von uns als Griechen bewundert und nachgeahmt zu werden. Ueber Ficinco vergl. Roscoe's Lorenz von Medici, überſ. von K. Sprengel S. 155. 156.

Bey dem ganzen zweyten Hauptſtück des Verf. läßt ſich freylich die Erinnerung machen, die bereits ein Recenſ. dieſes Werkes in der N. A. D. Bibl. treffend machte, mit deſſen Worten ich ſie herſetze: „So gut die Meiſterſtücke der ſchönen Künſte und der Dichtkunſt, welche das ſchöne Jahrhundert des Perikles hervorbrachte, mit dem Charakter: Geiſt der hohen Empfindung, den der Verf. dieſem Jahrhundert beylegt, übereinſtimmt: ſo ſcheint er doch den ganzen Umfang dieſes Geiſtes bey weitem nicht zu umfaſſen. Es war nicht nur hohe Empfindung, nicht nur äſthetiſche Beurtheilungskraft, nicht nur Geſchmack, die ſich in dieſer Periode auszeichneten; ſondern auch Verſtand, teleologiſche und praktiſche Urtheilskraft, gemeine Menſchenvernunft und philoſophirende Vernunft; jeder ſeiner Kräfte und ſeiner Vermögen ward ſich der menſchliche Geiſt bewußt, jede derſelben von ihm bearbeitet und ausgebildet, und es ſcheint keine einzige Laufbahn, worin er ſich in der Folge mit Vortheil gezeigt hat, ihm damals ganz verſchloſſen und unbetreten geblieben zu ſeyn. — Dieß wunderbare Jahrhundert brachte nicht bloß vortrefliche Maler und Bildhauer, Dichter und Redner, nicht nur phantaſiereiche Philoſophen, einen Plato; ſondern auch kalte, commonſenſe Philoſophen, einen Sokrates und

Xenophon; ſogar einen eigentlichen, vielleicht den erſten Vernunftphiloſophen, den Ariſtoteles, und endlich auch, was gegen den beygelegten Charakter eines Geiſtes der hohen Empfindung am meiſten abzuſtechen ſcheint, im Thucydides den erſten pragmatiſchen Geſchichtſchreiber hervor. — Alle dieſe zum Theil ſehr heterogene Erſcheinungen möchten uns eher berechtigen, dem in dieſer herrlichen Periode herrſchenden Allgemeingeiſte eine umfaſſendere Benennung, etwa der allgemeinen Entwickelung und Bildung aller Kräfte und Vermögen des Geiſtes zu ertheilen."

Dieſe Bemerkungen ſind, auch meines Bedünkens, allerdings ſehr gegründet. Doch ſcheint auf der andern Seite wahr, daß unter allen Kräften des Menſchen in dieſer Periode keine glücklicher und häufiger geübt ſey, als das Gefühl des Schönen. Daher mögen die Geiſtesfrüchte aller andern Art in andern Zeiträumen unter der höher heraufſteigenden Sonne der Vernunft und wiſſenſchaftlichen Ausbildung noch mehr gereift, zu einem noch ſchönern Wuchſe gediehen ſeyn: die Blumen und Früchte, deren Flor und Reife vom Einfluſſe des Schönheitsſinnes abhängt, ſind nirgends in keiner Zeit wieder zu einem ſo herrlichen Flore, zu einer ſo einzigen Reife gediehen. Wollte man daher den Geiſt der Periode der höchſten Griechiſchen Cultur am treffendſten und umfaſſendſten mit einigen Worten charakteriſiren: ſo würde es, dünkt mich, nach dieſem allen am richtigſten ſo geſchehn: Geiſt

der

der allgemeinen Entwickelung und Bildung aller Kräfte und Vermögen des Geiſtes, vorzüglich aber des Gefühls für das Schöne.

III. Epoche. Drittes Hauptſtück. Vom Geiſte der Nachahmung. (S. 83—102.) Die Römer, in Künſten und Wiſſenſchaften Nachahmer der Griechen (S. 83—87.) Sie lernten Philoſophie von ihnen. Eine ſtrenge Charakteriſtik der Philoſophie bey den Römern S. 90—93. [Wenn S. 92 die Bücher von den Pflichten, Cicero's beſtes philoſophiſches Werk genannt werden: ſo möchten Andere denſelben wohl die Bücher de Finibus noch vorziehen]. — Selbſt fremde Religionen nahmen die Römer in die ihrige auf (S. 93.) — Ihre Nachahmung der Griechiſchen Dichter- und Rednerwerke S. 94—96. Eben ſo in den bildenden und zeichnenden Künſten, S. 96—99. — Von der Geſetzgebung, Moral und moraliſchen Cultur bey den Römern nur ganz kurz S. 100. 101. Der Verf. will jene und dieſe lieber aus lebenden Zeitumſtänden, als dem Geiſte der Nachahmung erklärt haben. — Die Herrſchaft des Nachahmungsgeiſtes konnte nicht immer dauern. „Denn als er, [wie der Verf. ſich zu geſucht ausdrückt] zuletzt alle Selbſtheit erſtickt, alle Seelengröße niedergebeugt, dem Genie ſeine Schwungfedern abgeſtutzt, und den ihre Kräfte mißkennenden Ikaruſſen, den Affen des Genies, wächſerne Flügel angeſetzt hatte, wodurch denn eben ſo weinerliche Geſchichten entſtanden; ſo mußte

aus dieſer Verwilderung ein neuer Geiſt hervorgehn, der den vorigen verdrängte.“

IV. Epoche. Viertes Hauptſtück. **Vom Geiſte der Hyperphyſik und Theoſophie.** (S. 103—134.) Es iſt offenbare Uebertreibung, wenn der Verf. S. 103. ſagt: „Wir wandelten in der vorletzten Epoche in einem ſchönen Lande von Menſchen bewohnt, **kamen darauf in das Reich der Affen**, und ſind nun in eine traurige Wüſte verſchlagen, wo nur Geſpenſter hauſen.“ — Wie? die ganze Periode, welche auf die folgt, worin die Griechen den höchſten Gipfel in den ſchönen Künſten, und einen hohen in den Wiſſenſchaften erreichten, das Zeitalter der Alexandriner, ferner das ganze Zeitalter der Römiſchen Bildung mit allen ſeinen vortreflichen Köpfen, die, obgleich großentheils Nachahmer der Griechen, doch die Bewunderung der ganzen Folgezeit verdienen, nennt der Verf. ſo allgemein: **Das Reich der Affen?** Wie weit doch zuweilen die Begierde, etwas Auffallendes in frappanten Bildern zu ſagen, ſelbſt einen einſichtsvollen Schriftſteller über die Grenzen der Wahrheit hinausführt! — Was den Inhalt des vierten Hauptſtücks betrifft, ſo giebt der Verf. zuförderſt die Umſtände an, welche jenen unſeligen Geiſt der vierten Periode herbeyführten (S. 105—109.) Artig ſagt er u. a. S. 108.: „Die Philoſophie, die Sokrates vom Himmel gerufen hatte, ſtieg auf den Schultern der Theologie wieder über die Wolken hinauf.

Sie

Sie hatte durchaus nichts Menſchliches mehr zum Gegenſtande der Unterſuchung, und kein Zweck der Humanität ſchien mehr würdig, darnach zu ſtreben. Wunder der Thaten, Wunder der Erkenntniſſe waren ihre Objekte. Die Weltweisheit ſchwärmte über in Theoſophie.“ Der Geiſt dieſer gab allen Theilen der menſchlichen Erkenntniß einen geheimnißvollen Ton, entzog ihnen ihre urſprüngliche Eigenheit, entkleidete ſie aller Wirkſamkeit auf Humanität, und verſetzte ihre Objekte in die geträumte hyperphyſiſche Welt. — Weitere Charakteriſtik der Philoſophie dieſes Zeitalters (S. 113—119.) inſonderheit der ausgearteten Moral (S. 119—127.), und der meiſt in Dämonologie ausgearteten Pſychologie (S. 127. 128.) Phyſik und Arzneykunſt war in Magie, Aſtronomie in Aſtrologie verwandelt (S. 129. 130.) Die Muſen flohen dieſen Geiſt (S. 130—132.) Der Verf. ſchließt ſeine Schilderung dieſer Periode mit einigen allgemeinen Zügen (S. 132—134.) Furchtſamer Aberglaube und vermeſſener Fanatismus zeigten ſich in ihrer größten zerſtöhrenden Wuth u. ſ. w. Am Schluſſe ſagt Herr Neeb: „Von dieſer Zeit an war [die] Philoſophie zur Dienſtmagd der Theologie erniedrigt. Dieſe, ſtolz auf ihren Adel und höhere Abkunft, maßte ſich ein herriſches Anſehn über die Freygeborne an. Die Zofe hielt ſich dadurch für die widerrechtliche Kränkung ſchadlos, daß ſie ſich in die Gunſt der alten Matrone, durch Annahme ihrer Lieblingsmeinungen, einzuſchmeicheln wußte, und ihr unvermerkt

ihre eigene [n] Geſinnungen einſchwazte. Dieſe glaubte dann, betrogen, bloß ihrem Sinne zu folgen, da ſie die Meynungen ihrer Sklavin heiligte.“ — S. 88. werden entgegen geſetzt der ſtrenge Zeno und der Weltmann Epikur. Ariſtipp war ein Weltmann; aber auf den indolenten, ſelbſtgenugſamen Epikur paßt dieſer Name gar nicht.

V. Epoche. Fünftes Hauptſtück. Geiſt der Spitzfindigkeit (S. 135—156.) Wie der Geiſt der Spitzfindigkeit und des Kleinlichen [Kleinerlichen ſchreibt der Verf. immer unrichtig] aus dem Geiſte der Hyperphyſik hervorging, wird S. 135 ff. gezeigt. In dem unendlichen leeren des Hyperphyſiſchen hatte der wieder erweckte Geiſt der Dialektik freyen Spielraum. Auch bey den Arabern zeigte ſich jener Geiſt. „Eine ungereimte Religion, ſagt der Verf. treffend S. 136., weckt außerordentlich den Scharfſinn; die Thorheit des Syſtems ſchärft den Witz des Anhängers. Der Kampf zwiſchen dem Gefühle des Paſſenden, das durch die Ungereimtheit beleidigt wird, und der Anhänglichkeit des Herzens an die vaterländiſche angeerbte Religion, nöthigt den Denker auf Mittel zu ſinnen, das Gefühl zu befriedigen, ohne ein Verräther des Herzens zu werden u. ſ. w. Ein Hauptgrund der Spitzfindigkeit war die unumſchränkte Herrſchaft des Ariſtoteles. Sein Scharfſinn erzeugte in ſeinen blinden Nachfolgern Spitzfindigkeit. S. 139 ff. Ueber

die

die Urſachen der Herrſchaft der Ariſtoteliſchen Philoſophie gelegentlich einige feine Bemerkungen. — Syllogiſtik (S. 145 f.), Gothiſcher Geſchmack in der Philoſophie (S. 147 f.). Phyſik, Chemie, Naturgeſchichte waren in einem traurigen Zuſtande (S. 149.) Nur ein **Gerbert** und **Roger Baco** ſtrebten dem Zeitgeiſt entgegen. — Auch in der **Moral** neue Subtilitäten bey der Zerlegung der menſchlichen Triebe, Vervielfachung der Affekte, Erſinnung unendlicher Caſus und eben ſo vieler Todſünden (S. 149. 150.) — Geiſt des Kleinlichen auch in den Werken der Kunſt (S. 150—152.) „So wie, ſagt der Verf., das unverſtändliche Wortgeklümper [Wortgeklimper] und der ganze Subtilitätenkram in allen ſpekulativen Wiſſenſchaften ein Deckmantel der groben Unwiſſenheit ſeyn ſollte, ſo ſollten äußere Verzierungen, deren erſtes Geſetz Sparſamkeit iſt, die Plumpheit der Kunſtwerke verbergen. Das iſt der Charakter und war der Zweck des Gothiſchen Geſchmackes. Das Erhabene und Schöne in Gebäuden findet man ſo ſelten, als Tiefſinn und wahren Witz in der Beredſamkeit und Poeſie. So wie man durch unendliche Diſtinctionen ſeine Kraft und nicht die Wahrheit offenbaren wollte, ſo ſollte in den Werken der Baukunſt die mühſame Arbeit an unendlich kleinen, eckigen, ſpitzigen Maſſetheilchen kennbar, und das Kunſtwerk über der Kunſt vergeſſen werden. Man verſtand nicht, den Zauber der Einheit in die große Mannichfaltigkeit zu bringen.“ — Arabesken S. 152. — In der Poeſie Anagrammen, Rei-

me, Wortſpiele, Chronoſtichen ꝛc. Durch den Helden- und Rittergeiſt erweckt, erhoben ſich indeß viele Provenzalen, Troubadours, Minneſänger, Dante ꝛc. über ihr Zeitalter. — In der Malerey ſollte der Mangel ſchöner Zeichnung durch Farbenſchmuck erſetzt werden S. 153. — Das Schnörkelhafte erſtreckte ſich bis auf die Kleidermode. Die bunten, angepuſten Kleider verriethen den allgemeinen kindiſchen Geſchmack. — In der Tonkunſt macht die Kirchenmuſik, inſonderheit der erhabne ernſte Choral, eine Ausnahme. Bald ward indeß auch die einfache, herzrührende Muſik von der gekünſtelten, vieltönigen verdrängt. S. 154. [Prudentius, den der Verf. S. 152 anführt, gehört nicht in die fünfte Periode, da er um das Jahr 400 blühte.] — Der Verf. beſchließt die Darſtellung des Zeitgeiſts dieſer Periode mit einer ſcharfſinnigen Vergleichung zwiſchen dem beſondern Geiſte der Spitzſindigkeit, der in und kurz vor dem Zeitalter der Empfindung (bey den Griechen) einige Männer (z. B. die Eleatiſchen und Megariſchen Philoſophen) charakteriſirte, und dem allgemeinen Geiſte, der dieſer fünften Periode eigen iſt.

VI. Epoche. Sechſtes Hauptſtück. Geiſt der Phyſik. (S. 157—180.) Das ſechzehnte Jahrhundert gab den Wiſſenſchaften einen neuen Schwung. Der menſchliche Geiſt durchbrach endlich die Feſſeln. Aber welche Richtung ſollte er nehmen? „Nur ein bisher unbewohntes Land (ſagt der

der Verf. S. 159.) war übrig, wo jene Herrſcherin (die ſcholaſtiſche Theologie) zwar auch ihr Kreuz, als das Signal ihrer Beſitznehmung, aufgepflanzt hatte, das ſie aber wegen der Entfernung von ihrem Gebiete nicht ruhig und ſicher behaupten konnte; das Gebiet der Phyſik und Mathematik.“ — Man hatte zwar ſelbſt verſucht, die Phyſik und einige Theile der Mathematik, wie Aſtronomie, in das Gebiet der Offenbarung zu ziehen, und die ſtreitigen Fragen dem Forum der Bibel zu unterwerfen. Joſua ſollte das Sonnenſyſtem beſſer verſtehen als Galilei ꝛc. Aber 1) war doch die ſogenannte Phyſica ſacra zu eingeſchränkt, das große Feld der profanen zu befaſſen. Die Bibel hatte auf die meiſten ſogenannten weltlichen Fragen keine Antwort gegeben. 2) Konnte man phyſiſche Wahrheiten ſo handgreiflich machen und durch Verſuche dem Augenſcheine ſo nahe bringen, daß alle theologiſche Spitzfindigkeit an ihnen zu Schanden wurde.“ — In vorigen Zeiten hatte man durch bloßes Denken ſo wenig Wahrheit entdeckt, man mußte nun ſie zu beobachten ſuchen. Der Geiſt der Spitzfindigkeit mußte nun dem Geiſte der Beobachtung weichen. Von der wahren Phyſik aber iſt Mathematik unzertrennbar. — Bacon. Des Cartes. Gaſſendi. (S. 163.) Dieſer Geiſt der Phyſik zeigt vorzüglich ſeine Macht durch mannichfaltige Entdeckung phyſiſcher Wahrheiten und ihre ſchnelle Ausbreitung. S. 165. [Der Cardinal Nicolaus Cuſanus lebte um 1431. (ſ. von ihm *Sax*. Onomaſt. lit. Part. II. p. 415.)

Digitized by Google

Der Verf. durfte ihn daher nicht, wie er S. 165. thut, ins Mittelalter ſetzen.] — Alle Wiſſenſchaften mußten nun gewinnen, die mit jenem Geiſte in Verbindung und Verwandtſchaft ſtehn, als Mechanik, Optik, Aſtronomie, Geographie, Medizin, Naturgeſchichte, Oekonomie, Chemie ꝛc. ſelbſt Phyſicotheologie S. 167—169. „Die Natur wurde der Liſt des Menſchen unterthänig, und die Wunder der fabelhaften Welt nun wirklich ausgeführt. Tſchirnhauſen ſtiehlt wie Prometheus das Sonnenfeuer, und bannt es in einen Brennpunkt. Pilatre de Rozier und Romain erneuerten die Geſchichte des Icarus ꝛc. Lavaters Phyſiognomik. Anwendung der Mathematik ſelbſt auf Dinge, worauf ſie keine Anwendung leidet. — „Die Denkart richtete ſich nach dem allgemeinen Geiſte. In der Epoche der Empfindung wurde alles belebt, in dem Zeitalter der Phyſik wird alles bewegt. Wie man dort moraliſche Empfindungen auf die Materie übertrug, ſo ſprechen wir nun mit Hemſterhuys und Dalberg von Attraction des Geiſtes, von Aſſimilation der Weſen, und eine Seelenlehre lautet wie Chemie.“ — In der Seelen- und Tugendlehre ging man bey Anwendung der Phyſik zu weit. Moraliſcher und pſychologiſcher Materialismus, Temperamentstugenden ꝛc. (S. 172 f.) — Auf die Künſte des Geſchmacks war der Einfluß dieſes für ſie ſo heterogenen Geiſtes nicht ſo nachtheilig, als man hätte denken ſollen. Aufleben der bildenden Künſte in Italien. Die Perſpective und Farbengebung, von ihrer mechaniſchen

niſchen Seite betrachtet, verdankten viel dem herrſchenden Geiſte. Das Studium der Anatomie erſetzte einiger Maßen den vermißten Anblick gymnaſtiſcher Uebungen. Doch auch übertriebner Gebrauch des mathematiſchen Meſſens bey der Zeichnung ꝛc. Mißbrauch der Naturkunde, Chemie ꝛc. zu Charlatanerien. — Iſt, (fragt der Verfaſſer doch offenbar zu unbeſtimmt,) die Ideenmaſſe größer und die Gründlichkeit feſter, als im Zeitalter der Empfindung und Moral? **Raynal** bejaht die Frage, weil die Philoſophie in unſerm Zeitalter an der Hand der Phyſik und Mathematik gegangen, und ſie im Zeitalter der Empfindung (bey den Griechen) bloß auf das Moraliſche des Menſchen beſchränkt geweſen ſey. Allein, wendet Hr. N. dagegen ein, man kann nicht beweiſen, daß die phyſiſche Seite des Univerſums mehr Stoff für den Beobachtungsgeiſt und das Nachdenken darbiete, als die moraliſche und pſychologiſche des Menſchen. Dazu haben wir zu wenig Schriften der Alten übrig, um von ihrer Ideenmaſſe hinreichend urtheilen zu können. Mittel zur Ausbreitung der Erkenntniß haben wir freylich viel, die den Griechen mangelten, als Buchdruckerkunſt, Zeitſchriften ꝛc. S. 177. — Den vortheilhaften Einfluß hat das Studium der Phyſik und Mathematik offenbar auf die Denkart gehabt, daß die Unwiſſenheit ſich nicht mehr durch leeres Wortgepränge das Anſehn des Tiefſinnes geben konnte. — Das reine Denken wurde bey dieſer Denkart freylich aufgehalten, aber nur, um in der letzten Epoche ſich

mit

Digitized by Google

mit deſto größerm Glücke und mehr Stärke, als je, zu zeigen. — Wenn es S. 170. heißt: „Die natürliche Magie iſt durch Weigel und Martius zur Wiſſenſchaft erhoben,“ ſo ſollte es umgekehrt heißen: durch Martius und Weigel, da jener früher lebte. Uebrigens muß man mit dem Namen von Wiſſenſchaft freygebiger ſeyn, als man nach des Rec. Ermeſſen ſeyn darf, wenn man die Sammlung von Kunſtſtücken allerley Art, die man unter dem Titel natürliche Magie in den Büchern von Martius, Weigel, Funk, Halle, Roſenthal zuſammengemiſcht ſieht, mit jenem ehrenvollen Titel benennen will.

VII. Epoche. Siebentes Hauptſtück. Geiſt der Selbſtſtändigkeit. Sapere aude (S. 181—216.) Unter den ſich darbietenden Benennungen des Geiſtes, der aus dem Geiſte der Phyſik und Mathematik hervorging, als: Geiſt der Philoſophie, Geiſt der Aufklärung, Geiſt der Cultur, Geiſt der Kritik, Geiſt der Vernunft (ſo wie dem Zeitalter der Griechen Geiſt der Empfindung zugeſchrieben wurde) wählt der Verf. den Namen Geiſt der Selbſtſtändigkeit, und verſteht unter Selbſtſtändigkeit den Zuſtand der Unabhängigkeit von aller andern, als vernunftmäßigen Nöthigung (S. 182.) Nun glaubt Rec. allerdings: unſer Zeitalter iſt zwar noch nirgends zur Selbſtſtändigkeit gekommen; aber es ſtrebt dahin, im umfaſſendſten Sinne des Worts: nach politiſcher, moraliſcher und religiöſer Unabhängigkeit. In

der

Digitized by Google

der Philoſophie endlich charakteriſirt der Geiſt der Selbſtſtändigkeit, in dem Sinne, worin Hr. N. es nimmt, allerdings die neue philoſophiſche Denkart, die eine der merkwürdigſten Erſcheinungen unſers Jahrhunderts iſt: die kritiſche Kant's und ſeiner Verehrer; da nämlich in dieſer Philoſophie nicht nur der Vernunft in praktiſcher Hinſicht Autonomie, ſondern auch dem Verſtande in theoretiſcher Beziehung Nomothetik beygelegt wird. Aber nun hätte der Verfaſſer, zufolge dem Plane, den die Ausführung der übrigen Epochen hat, das Streben unſers Zeitalters nach Selbſtſtändigkeit in der zuvor erwähnten Bedeutung, beſonders in politiſcher, religiöſer, moraliſcher Rückſicht, und dann freylich auch in Rückſicht der Philoſophie, zeigen und mit Beyſpielen belegen ſollen; das letztere wenigſtens in ſo fern, als hier von der kritiſchen Philoſophie, als etwas unſerm Zeitalter Eigenthümlichen geredet werden konnte, die aber mit der Philoſophie unſrer Zeit überhaupt, die ja in ſo vielen neben einander beſtehenden, ziemlich gleich zahlreichen Parteyen beſteht, noch keines weges einerley iſt. Allein ſtatt deſſen liefert Hr. N. etwas ganz anders, etwas viel Eingeſchränkteres, als man erwartet. Er begnügt ſich nämlich, in dieſem ganzen Hauptſtücke nichts weiter zu unterſuchen, als „den Geiſt der Selbſtſtändigkeit," 1) „in wiefern er ſich bey den Menſchen als Intelligenz äußerte, und die Geſetzgebung des Verſtandes in theoretiſcher Hinſicht [im kritiſchen Philoſophen] zum deutlichen Selbſtbewußtſeyn brach-

brachte; 2) in wiefern er ſich bey dem Menſchen als Perſon offenbarte, und die Geſetzgebung der Vernunft in praktiſcher Beziehung zum deutlichen Selbſtbewußtſeyn [im kritiſchen Philoſophen] herbeyführte." Dieß wird S. 185—214. weitläuftig gezeigt, ganz auf die Art, wie man es von dem Verfaſſer der Schrift über Kant's Verdienſte um das Intereſſe der philoſophirenden Vernunft vorher vermuthet. Herr N. ſcheint dem Rec. in ſolchen philoſophiſchen Ausführungen Aehnlichkeit mit Reinhold zu haben, den er ſich in deſſen populären philoſophiſchen Aufſätzen wahrſcheinlich zum Muſter genommen hat. Einige Bemerkungen, die hier vorkommen, haben auch ein allgemeineres Intereſſe, z. B. S. 195: „Es war ein Glück für die Kantiſche Philoſophie, daß ſie in Deutſchland unmittelbar auf die ſtrenge methodiſche Wolfiſche folgte, die doch noch im Räſonnement auf Feſtigkeit in den Begriffen, auf Beſtimmtheit ſah. In Frankreich hätte ſie ſich vor dem Spotte nicht genug verbergen können. Man hätte da nur die Seite hervorgeſucht, wo ſie auf Shafesbury's Prüfſtein der Wahrheit nicht Strich hielte." — Ueber den Einfluß der kritiſchen Philoſophie auf Sittenlehre, Religionslehre, Pädagogik, Aeſthetik ꝛc. (S. 196—214.) Das Bekannte, doch auf eigne Art dargeſtellt.

S. 214—216. Beſchluß. „Humanität iſt das höchſte Ziel des Menſchen. Dazu wird zuletzt die Vorſicht das Menſchengeſchlecht groß

groß ziehen, zu einem Zuſtande, wo die Sinnlichkeit mit der Sittlichkeit, der gemeine Menſchenſinn mit den Reſultaten der philoſophirenden Vernunft, die Sitten mit den Vernunftgeſetzen, die Freyheit des Bürgers mit der Freyheit des Menſchen in Harmonie ſeyn werden.“ Ganz der Idee entſprechend wird wohl der philoſophiſche Chiliasmus ſo wenig, als der theologiſche, wirklich werden. Aber wir werden jenem hohen Ziele doch immer näher kommen. Mit dieſen und ähnlichen tröſtlichen Hofnungen ſchließt die Schrift.

Noch muß Rec. von dem Style und Ausdruck des Verfaſſers reden. Jener iſt lebhaft, reich an Bildern, Metaphern, Antitheſen. Er zeugt von einer lebendigen Phantaſie, von Sinn für das Schöne und von vielem Witze. Der Genius des Verfaſſers ſcheint mir von einer Seite dem Herderſchen verwandt; doch fehlt ihm der gebildete Geſchmack, der dieſen begleitet, noch großen Theils. Correctheit, ſowohl in grammatikaliſcher, als in äſthetiſcher Rückſicht, vermißt man an ſehr vielen Stellen dieſer Schrift. Bey dem ſichtbaren Beſtreben ihres Urhebers nach ſchöner Darſtellung, bey der wirklich beträchtlichen Anzahl ſchön geſchriebener Stellen, und bey dem liberalen, mit mannichfaltigen Kenntniſſen genährten Geiſte, wovon dieſes Büchlein ein Abdruck iſt, ſcheint es dem Rec. Pflicht, auf manche Mängel des Ausdrucks aufmerkſam zu machen. Bey einem ſchlechten Schriftſteller würde er ſich dieſe Mühe nicht nehmen.

Digitized by Google

Es ſind zu verſchiedenartige Bilder zuſammen gereihet, wenn der Verf. S. 157. 158. ſagt: „Der Geiſt der Wiſſenſchaften iſt ein ewiges Feuer, das zwar in Schutt und Aſche begraben werden kann, aber zuletzt ſelbſt dieſe Aſche verzehren und zur nährenden Luft den Weg ſich öffnen wird. Das ſchleichende Gift des ſtolzen Dogmatismus kann ihn einſchläfern, die Geißel eines despotiſchen Glaubensſyſtems ihn zum niederträchtigen Schweigen demüthigen; aber ihn [zu] tödten, zernichten, vermögen ſie nicht.“ — S. 39. heißt es: „Daß die Griechen das auserwählte Volk waren, die [das] am früheſten in den Zuſtand übertraten, wo das Schönheitsgefühl herrſchendes Bedürfniß wurde, und alle Zweige der Wiſſenſchaften darauf gerichtet wurden, und davon Ton und Kolorit erhielten.“ Zweige und Ton und Kolorit paſſen nicht zuſammen. — Es iſt ein zugleich geſuchtes, ſonderbar gemeines Bild, wenn der Verf. S. 65. ſagt: „Der Geſetzgeber wußte das Oel der Geſetze ſo verhältnißmäßig in den Eſſig des moraliſchen Sinnes zu miſchen, daß folgſame Biegſamkeit mit gerader feſter Selbſtſtändigkeit beſtand.“ Wer kann ſich bey dieſen an einen Sallat erinnernden Ausdrücken des Lächelns enthalten? — Spielend iſt es ausgedrückt, wenn es S. 86. heißt: „Meiſter Grieche hatte ſeine Kunſtprodukte bis zum Idealen veredelt; die Muſter, die dem Schüler Römer vorgelegt wurden, mußten von ihm als treue Realiſirung des Urbildes, dem doch kein Gegenſtand angemeſſen ent-

entſprechen konnte, angeſehn werden." — Eine unrichtige Conſtruction findet ſich S. 100: „Man denkt von dem Zeitalter Auguſt's zu ſchmeichelhaft, um es mit dem Zeitalter des Perikles zu vergleichen." Der Verf. wollte offenbar ſagen: „wenn man es mit dem Zeitalter des Perikles vergleicht." — S. 210. 211. iſt die Periode: „Wie weit ꝛc." dadurch verunglückt, daß nicht vor wollen wir ſo etwas wie: zum Beweiſe davon, eingerückt iſt.— Verunglückt iſt auch folgende Periode S. 46: „Mathematik und Phyſik hatten eine zu entfernte Beziehung auf den Staat; um der erſten, war er zu abſtract; und zu wenig ſinnlich, um der andern; und zu uncultivirt und zu enge begrenzt, um der letzten Bedingung zu entſprechen." — S. 20. „Würde der Geiſt der ſchönen Empfindung die alten Morgenländer beſeelt haben; ſie würden ꝛc.", anſtatt: Hätte — beſeelt; ſie würden ꝛc. — Wenn es S. 44. heißt: „Wer auf andere wirken wollte, müßte das menſchliche Herz durchwühlen, aus jeder Senne ein Ankerſeil drehen:" ſo iſt mir der Sinn dieſer geſuchten Metapher nicht ganz deutlich.

Viele Fehler finden ſich in einzelnen Wörtern und Ausdrücken, z. B.: S. 1. „durch es verfertigte Poliklet (Polyklet) ſeine Regel; durch es erkannte Bonnarotti (Buonaroti) ꝛc." Eben ſo S. 188: „Die auf es geſtellte Philoſophie." — S. 8. und ſonſt oft dörfen für dürfen: eine Anomalie, die der Verf. mit Herder ge-

gemein hat. — S. 11. zum Mitgifte ſtatt zur Mitgift. — S. 18. Köſten für Koſten, und S. 20. Ehlen für Ellen; anderſt (S. 29. 52.) ſtatt anders. — S. 32: „auf die religiöſe Stimmung anzupaſſen" für: „der religiöſen Stimmung anzupaſſen." — S. 36. verhext hat für behext hat. — S. 89. Sie ermannete. Ermannen wird nicht intranſitive gebraucht.— S. 92. an die Seite ſtehn ſtatt: an der Seite. — S. 119. „Die Moral war für dieſes Verderbniß wegen ihrem überſinnlichen Charakter und Erhabenheit über Natur am empfänglichſten" ſtatt: wegen ihres überſinnlichen Charakters und ihrer Erhabenheit über die Natur. — Wegen verbindet der Verf. auch an andern Stellen (S. 124. 148.) unrichtig mit dem Dativ. — S. 128. den Tägen ſtatt den Tagen. — S. 130. ſelbſten für ſelbſt. — S. 155. bemißt für mißt. — S. 160. „zu platt nichts nütze," ein Ausdruck, der in die edlere Bücherſprache nicht gehört: eben ſo wenig, als S. 162. ſich ungehudelt anbauen. — S. 177. „Raynal ſchreibt die ſchnellen Fortſchritte der Philoſophie in unſerm Zeitalter dem Umſtande bey, daß ꝛc." Es ſollte heißen: ſchreibt — zu. — S. VIII. „ob — vorhielte" ſtatt vorhielt. — S. 215. „im ſteten Kampfe mit Natur und ſich" ſtatt im ſteten Kampfe mit der Natur ꝛc. — S. 47. großmöglichſte Anzahl für größtmögliche Anzahl. — Dem Genitiv des Pluralis hängt der Verf. öfters ein n an, wo keins hin-

gehört,

gehört, z. B. S. 99. ihrer Gebäuden. S. 84. der Wiſſenſchaften und Künſten. S. 42. aller Zeiten und Orten.

Die Orthographie iſt, beſonders bey ausländiſchen Namen, ſehr vernachläßigt. Da lieſt man Phydias (S. 49. 50.), Aphrodyte (S. 61.), Thesbis (S. 77.), Hudgeſon (S. 197), Kalioſtro (S. 35.), Dantes (S. 81.), Hypokrates (S. 69.), Meſalla (S. 92.), Mytheas (S. 93.), Philetus (S. 94.), Marſias (S. 98.), Clemenz (S. 111. u. 118.), heraklytiſch (S. 7.), Jamblichius Theumaſius (S. 113.), Wiſton (S. 171.), Hallei (daſ.), Troubatues (S. 152.), Jeſuit Baldus (S. 123.), Kronoſtychen (S. 152.), Chymie (S. 176. ꝛc.) u. ſ. w. anſtatt: Phidias, Aphrodite, Theſpis, Hutcheſon, Caglioſtro, Dante, Hippokrates, Meſſala, Mithras, Philetas, Marſyas, Clemens, Heraklitiſch, Jamblichus Thaumaſius, Whiſton, Halley, Troubadoues, Jeſuit Baltus, (nämlich der Verf. des Jugement des S. S. Peres ſur la Morale de la Philoſophie payenne,) Chronoſtichen, Chemie ꝛc. Viele dieſer Nachläſſigkeiten mögen auf des Setzers Rechnung kommen; da ſie aber zum Theil öfters wiederkehren, ſo ſcheint auch der Verf. nicht frey von dieſer Schuld. Schade iſt es überhaupt, daß das Buch ſehr durch Druckfehler entſtellt iſt, wovon einige das kritiſche Divinationsvermögen des Leſers auf

einen Augenblick beſchäftigen können. S. 5. Kamäleane wahrſcheinlich für Chamäleone. S. 24, Quillivers Reiſe für Gullivers Reiſe, und Balaams Langohr für Bileams. S. 56. „Wenn Phidias und Apelles nicht vergebens um den Beyfall des Athenienſers und Choers ꝛc.“ Choers? Es muß heißen Koërs, d. i. eines Einwohners der Inſel Kos. — S. 71. wird es für: „im Spiegel der äußern Handlungen die Geheimniſſe des Menſchen laſſen ſoll,“ wohl heißen müſſen: leſen ſoll. — S. 72. Z. 18. wird es für aufſchließen wohl ausſchließen heißen müſſen. S. 79. Z. 20. l. hatte für hätte. S. 131. αστειον. S. 114. für *prope* wahrſcheinlich *probe* u. ſ. w.

III. Ue-

III.

Ueber den groſsen Tempel und die Statue des Jupiters zu Olympia. Eine Erläuterung der Beſchreibung des Pauſanias. Von *L. Völkel*, Prof., Lehrer Sr. Hochf. Durchl. des Erbprinzen von Heſſen und ord. Mitgl. der Geſellſchaft der Alterthümer zu Caſſel. Leipzig, 1794. in der Breitkopfiſchen Buchandlung. 236 Seiten in 8.

Ueber den Tempel und die Bildſäule des Jupiters zu Olympia: ein antiquariſcher Verſuch von *Johann Philipp Siebenkees*, der Philoſ. Prof. zu Altorf, der daſigen Alumnen und der Freytiſche Inſpector, und der Akademie der Volſker zu Veletri Mitglied. Nürnberg bey J. A. Stein. 1795. 106 Seiten in gr. 8.

Pauſanias iſt ohne Zweifel einer von denjenigen Schriftſtellern des Alterthums, deren Entbehrung die ſichtbarſten Lücken in unſerm Studium der Geſchichte und Kunſt der Griechen verurſachen, und die

Digitized by Google

Kenntniß einiger der wichtigſten Theile des Alterthums nur noch mangelhafter und einſeitiger machen würde, als ſie für uns ſpäte Enkel ohnehin ſchon ſeyn muß. Eben ſo wenig in dem Beſitze eines vorzüglichen Beobachtungsgeiſtes und einer, für ſeinen Zweck nur zum großen Nachtheile der guten Sache entbehrten kritiſchen Prüfungs- und Unterſcheidungsgabe, als des Talentes einer deutlichen und anſchaulichen Darſtellung und eines anziehenden Vortrages, machte er dennoch ſeine Materialienſammlung auf einer in artiſtiſcher Abſicht unternommenen Reiſe zu einem ungemein reichhaltigen Repertorium der mannichfaltigſten hiſtoriſchen, artiſtiſchen und antiquariſchen Nachrichten und zu einer unerſchöpflichen Fundgrube ſeltener Notizen und Kenntniſſe, welche uns ſein Werk ſo lange wichtig und ſchätzbar erhalten werden, als Griechenlands Geſchichte und Kunſtcultur die Aufmerkſamkeit gebildeter Menſchen auf ſich ziehen wird.

Ungeachtet aller der Vortheile, welche die Benutzung dieſes Werkes in mancherley Betrachtung verſpricht, darf es gleichwohl nicht befremden, daß daſſelbe bisher am meiſten für die Geſchichte der Kunſt vernachläßiget worden iſt, wenn man nur einen aufmerkſamern Blick auf den Gang, den das Studium des Alterthums und der claſſiſchen Schriftſteller überhaupt unter uns genommen hat, zurückwerfen will. Die Verirrungen und Abwege ungerechnet, auf welche der menſchliche Geiſt

auch

auch in dieſem Felde von Zeit zu Zeit gerathen iſt, und die das vorgeſteckte Ziel mehr als ein Mal aus den Augen rückten, ſo wurden die Vorbereitungen und Vorarbeiten von Jahrhunderten erfordert, mußte ſo mancher dürre Weg betreten, ſo manches Gerüſt mühſam aufgeführt werden, bevor auch dieſe Studien, von dem todten Buchſtaben ab, auf Geiſt und Leben zurückgebracht und ein wahrer Gewinn aus denſelben gezogen werden konnte. Man denke, wie lange alle Bemühungen, den dornigten Weg zum Alterthume zu bahnen, nur auf die Bearbeitung der Mittel und die Herbeyſchaffung aller der Geräthſchaften ſich einſchränkten, welche zum Anbau des genußreichen und fruchtbaren Gefildes erforderlich waren; wie lange erſt Varianten, Lesarten und Worterklärungen den Fleiß der Gelehrten beynah einzig beſchäftigten, bis man endlich dahin gelangte, durch Aufmerkſamkeit auf Geiſt, Inhalt, Gedanken und Sachen dem eigentlichen Zwecke dieſes Studiums entgegen zu arbeiten! Was Wunder, wenn Jahrhunderte verfloſſen, ehe man darauf dachte, auch ſolche Schriftſteller des claſſiſchen Alterthums zum Gegenſtande abſichtlicher Bearbeitung zu machen, die durch den Umfang, die Mannichfaltigkeit und den Reichthum der behandelten Materien von den geringfügigen Rückſichten auf Worte und Sylben ablenkten, und ein weites Feld für Forſchungen mancherley Art eröffneten, wenn alſo gerade diejenige Klaſſe von alten Schriftſtellern, deren Verdienſt minder nach Vortrag und Einkleidung, als nach Inhalt und Sachen

gewürdiget ſeyn will, und die mithin allerdings eine Bereicherung unſerer Kenntniſſe und Vermehrung unſerer Begriffe erwarten laſſen, entweder völlig unbeachtet da lagen, oder doch bey weitem nicht in der Art genutzt wurden, wie ſie genutzt werden konnten.

In dieſe Klaſſe gehört neben einem Athenäus, Plutarch, Strabo, Plinius u. a. auch Pauſanias, deſſen Reiſe durch die Staaten Griechenlands, auch wenn ſie bloß in der Hinſicht bearbeitet würde, um daraus für die Geſchichte der Künſte Ausbeute zu ziehen, dem Fleiße und Scharfſinne des gelehrten Forſchers eine vielſeitige Beſchäftigung darbieten würde. Wäre Pauſanias ein Schriftſteller, dem die Gabe der Beobachtung und die Kunſt der Schilderung in dem Grade zu Gebote ſtand, daß er die unzähligen Gegenſtände der Kunſt, der Bildnerey, Mahlerey und Architectur, welche er in allen Gegenden des mit Kunſtwerken angefüllten Griechenlandes vor ſich fand, mit der Richtigkeit und Feinheit zu beobachten und mit der Klarheit und Ordnung zu beſchreiben im Stande war, welche alsdann unentbehrlich iſt, wenn man ſich von nicht ſelbſt geſehenen Werken ein vollkommenes Bild entwerfen ſoll; kurz, hätte Pauſanias die zahlloſen Merkwürdigkeiten der Griechiſchen Kunſt mit dem Auge und Geiſte eines Ramdohrs ſehen und durchdringen können; ſo würde er eines Theils ſeinem Werke ein weit vorzüglicheres Verdienſt ertheilt, andern Theils aber dem

Gelehr-

Gelehrten die Mühe der Anwendung und Benutzung ſeiner Nachrichten zur Erläuterung der Kunſtgeſchichte um ein großes erleichtert haben. Da nun aber ſeine Nachrichten von Kunſtwerken, die er ſelbſt an Ort und Stelle zu ſehen Gelegenheit hatte, insbeſondere von den größern und aus mehreren Theilen zuſammengeſetzten, faſt niemals die Eigenſchaften einer guten Beſchreibung an ſich tragen; da ſein Vortrag, aus Mangel an geſchickter Anordnung, meiſtentheils dunkel und verworren, oft unzuſammenhängend und zerſtückelt iſt: ſo wird die beſſere Anordnung, Zuſammenſtellung und Prüfung der von ihm geſammelten Materialien und die Erläuterung ſeiner Beſchreibungen, ſo wie die Vergleichung derſelben mit den Nachrichten, die ſich über dieſelben Gegenſtände bey andern Schriftſtellern finden, ein eigenes, zwar mühſames, aber um ſo mehr belohnendes Geſchäft des gelehrten Alterthumskenners.

Es ſind zweyerley Arten einer zweckmäßigen Behandlung des Pauſanias denkbar. Ein beträchtlicher Vortheil für den hiſtoriſchen Theil des Antikenſtudiums würde ſchon daraus erwachſen, wenn es ein antiquariſcher Gelehrter zum Vorwurfe ſeiner Bemühung machte, alle vom Pauſanias verzeichnete Kunſtwerke aus ſeinem großen Repertorium, nach einer gewiſſen Ordnung, auszuziehen und in beſtimmte Klaſſen zu bringen. Der Nutzen einer ſolchen Arbeit liegt am Tage, wenn wirklich die Kenntniß der Gegenſtände, welche alte Künſtler

in verſchiedenen Zeiten bearbeiteten, ſo wie der alten Künſtlerfabel und Künſtlerideen, für uns noch wichtig und intereſſant ſeyn kann. Wir erinnern uns eines Verſuches in der Art von einem Engliſchen Gelehrten; da dieſer Auszug aber bloß auf eine trockene Aufzählung der im Pauſanias vorkommenden Statuen hinausläuft und überdieß von aller weitern Ausſtattung entblößt iſt: ſo wird dadurch ein zweyter fruchtbarerer Verſuch nichts weniger als entbehrlich gemacht. Es ſey uns daher zu wünſchen erlaubt, daß der junge teutſche Gelehrte, der vor einigen Jahren eine Bearbeitung des Pauſanias auf die angegebene Art beabſichtigte, ſeinen Plan nicht verlaſſen haben möge, wozu er die nöthigen Kenntniſſe durch gelehrte Proben vor dem Publikum hinlänglich bewieſen hat.

Ein zweyter Weg wäre, daß man die durch den P. auf uns gekommenen Kunſtnachrichten einzeln mit kritiſchem Auge zu beleuchten und in gelehrten Erläuterungen, als Beyträge zur Geſchichte der Kunſt und zur tiefern Kenntniß der alten Welt überhaupt und insbeſondere der Mythologie und Ikonologie, aufzuſtellen übernähme: und dieſe Art der Bearbeitung iſt es, von welcher bis jetzt unſere Literatur die meiſten Proben aufzuweiſen hat. Wenn Winkelmann und der Graf Caylus, deren ganzes Streben dahin ging, das bisher faſt ganz verkannte antiquariſche Studium nur erſt in ſeine richtige Bahn einzulenken und Fächer zu bauen, die ſpäter allmählig ausgefüllt werden konnten, weniger

niger auf die Urbarmachung dieſes viel verſprechenden Feldes bedacht waren und kaum einige Male ſich obenhin erinnerten, daß jene Kunſtnachrichten zur beſſern Erklärung der noch vorhandenen Kunſtdenkmäler ſich benutzen ließen: ſo hat dagegen Heyne's umfaſſender Blick auch hierin einen Weg entdeckt, auf welchem ſo manche genießbare Blüthe zu brechen war, fehlte es nur dem Wanderer nicht an Scharfblick und Faſſungskraft. Des Grafen Caylus Commentar über die Gemählde des Polygnotus beym Pauſanias X. 25—31. in Hiſtoire de l'Acad. des Inſcript. Tom. XXVII, konnte die erſte Veranlaſſung zu dieſer Idee gegeben haben; aber der Geſichtspunkt war dabey noch viel zu eingeſchränkt. Heyne's im Jahr 1770 ans Licht geſtellte bekannte Vorleſung über den Kaſten des Cypſelus, ein altes Kunſtwerk zu Olympia, und die acht Jahre ſpäter an der Spitze der Sammlung antiquariſcher Aufſätze erſchienene Abhandlung über den Thron des Amycläus, ein altes Kunſtwerk zu Amyclä, enthielten ſo manchen vortreflichen Aufſchluß und ſo manche überraſchende Bemerkung über den Charakter und Styl der älteſten Kunſt, über die Verwandtſchaft derſelben mit der Bilderſchrift und die Anwendung davon auf eine richtigere Erklärung der Bilderſprache und Mythologie, und über andere damit verbundene Gegenſtände, daß man ſich der neuen Ausſicht, welche dadurch in die entfernteſten Gegenden des Alterthums eröffnet ward, mit Recht erfreuen konnte. Zugleich ſollten dieſe Erſtlinge eines neuen Zweiges des antiquariſchen

ſchen Studiums als eine Einladung zu mehreren Beyträgen und Verſuchen in der Art dienen. Heyne hat in ſeinem langen thätigen Leben oftmals die Freude gehabt, zu erfahren, daß ſo manche von ihm ausgeſtreute Idee ſpäterhin mit gutem Erfolge benutzt, mancher ſeiner Gedanken aufgefaßt und weiter verfolgt, und daß von mehr als einer Seite ſein Beyſpiel zum Vortheil für wiſſenſchaftliche Aufklärung geachtet worden war und Nachfolger geweckt hatte; und ſo ließ ſich erwarten, daß ſein Vorgang auch hierin nicht unwirkſam bleiben würde. Die von ihm gelieferten Proben beſchäftigten ſich einzig mit Erläuterung der Beſchreibungen, welche Pauſanias von Kunſtwerken des hohen Alterthums giebt, aus Zeiten, wo die Kunſt ſich zwar ſchon über die erſten rohen Verſuche erhoben hatte, aber noch nicht auf Schönheit und guten Geſchmack hinarbeitete. Aber zu der Zeit, als Pauſanias die Gegenden von Griechenland bereiſete, hatte das Land, ungeachtet der ungeheuern Plünderungen, welche erſt Mummius und die beyden Luculler, dann Sulla, Auguſt und insbeſondere Nero ſich erlaubten, immer noch einen ſehr anſehnlichen Vorrath von Sehenswürdigkeiten, und zwar gerade aus den Epochen der höchſten Kunſt, aufzuweiſen, ſo daß zu den Zeiten des ältern Plinius zu Rhodus noch drey tauſend Statuen und zu Athen, Olympia und Delphi nicht weniger noch vorhanden waren; (Plin. H. N. XXXIV. 17.) ſeine Nachrichten erſtrecken ſich daher auch, außer jenen, auf eine große Anzahl von Denkmälern aus den

Zei-

Zeiten der ſchönen Kunſt, auf welche Griechenland noch nicht aufgehört hatte, ſtolz zu ſeyn. Hätten die mächtigen Römiſchen Plünderer eben ſo gelehrte und Kunſtverſtändige Commiſſare gehabt, denen ſie die Auswahl der Griechiſchen Kunſtbeute anvertrauen konnten, als die Neufranken bey Abführung ihres Raubes in Italien: ſo würde Griechenland wahrſcheinlich weit weniger noch von ſeinen koſtbaren Zierden behalten haben, und der Beobachtungskreis für den künftigen Reiſenden weit mehr noch beengt worden ſeyn. Vor allen andern hatten die Kunſtwerke aus Elfenbein, die in dem Zeitalter von Phidias bis auf Alexander herab den Kunſtfleiß der Griechen faſt einzig beſchäftigten, aus einem zufälligen Grunde, das Glück, von den räuberiſchen Händen der Enkel des Romulus verſchont zu bleiben: die Maſſe war zum weiten Transport ſo wenig tauglich, daß man die Werke ſelbſt lieber unangetaſtet laſſen, als die unnütze Mühe übernehmen wollte, — zerbrochene Waare in Italien einzuführen. Wir wiſſen aus zuverläſſigen Nachrichten, daß nur durch die dringenden Vorſtellungen des Römiſchen Architekten, Memmius Regulus, die Ausführung des unſinnigen Plans hintertrieben ward, welchen Caligula in einem Anſtoße von Wahnwitz machte, unter einer Menge anderer berühmter Götterbilder auch die Bildſäule des Olympiſchen Jupiters von Griechenland auf ſeine Villen verpflanzen zu laſſen, um — ſeinen eigenen Kopf — ein würdiges Surrogat für das majeſtätiſche Haupt des Gottes der Götter! — darauf zu

ſetzen.

ſetzen. Hätte die Kur des Architekten nicht noch zur rechten Zeit an dem fieberkranken Gehirne des Cäſars angeſchlagen: ſo würde vielleicht das erhabene Werk des Phidias auch nicht einmal in einer treuen Beſchreibung auf uns gekommen ſeyn.

Pauſanias hat uns von keinem Griechiſchen Tempel eine ausführlichere Beſchreibung, und nur von wenigen Denkmälern der Bildnerey ſo umſtändliche Nachrichten hinterlaſſen, als von dem Tempel und der Coloſſalſtatue des Jupiters in Olympia, jenem berühmten und nie genug bewunderten Werke der Griechiſchen Kunſt, von dem ſelbſt der kalte Epiktet mit Wärme zu ſeinen Schülern ſagte: „Ihr reiſet nach Olympia, um des Phidias Jupiter zu ſehen; zu ſterben, ohne ihn geſehen zu haben, hält Jeder für ein Unglück.“ (Arrian. diſſertat. Epict. I. 6.) So wenig auch ſeine Schilderung in manchen Stücken dem forſchenden Leſer genügt, ſo iſt ſie dennoch, auch in ihrer unvollkommenen Geſtalt, als ein wichtiger Beytrag zur nähern Beurtheilung der Baukunſt und Bildhauerarbeit, in den glücklichſten Zeiten der Kunſt der Griechen, anzuſehen, und verdiente ſchon längſt zum Gegenſtande einer beſondern antiquariſchen Erläuterung gewählt zu werden. Vor beynahe zwanzig Jahren hatte ſchon Heyne einen Plan auf dieſe Arbeit, (Man ſ. Sammlung antiquar. Aufſ. 2. Stück. S. 165.) der nun aber leider! mit der Fortſetzung ſeiner vortrefflichen antiquariſchen Aufſätze aufgegeben worden iſt. Um ſo

mehr

mehr haben wir Urſache, uns über die wohlgerathene Behandlung und Erläuterung jenes ſchätzbaren Stückes zu freuen, welche zu gleicher Zeit zwey Gelehrte geliefert haben, wovon ein Jeder mit allen erforderlichen Hülfsmitteln und Kenntniſſen ausgerüſtet zu ſeinem Geſchäfte hinzutrat. Es wird ganz eigentlich in den Plan dieſer Bibliothek gehören, den Gang eines Jeden im Einzelnen zu verfolgen und zu ſehen, worin das Eigenthümliche von Beyden beſtehe.

Nach einigen vorläufigen Bemerkungen über Olympia und die ehemals daſelbſt befindlichen Sehenswürdigkeiten, beginnt Herr Völkel mit den Nachrichten von dem Jupiterstempel, zufolge der vom Pauſanias gegebenen umſtändlichen Beſchreibung. (S. Pauſan. V. 10.) Die Zeit der Erbauung deſſelben findet ſich beym Pauſanias ſelbſt nicht angegeben; aber ſie wird durch den hiſtoriſchen Umſtand von der Veranlaſſung zu dem Baue, um die ein und achtzigſte Olympiade beſtimmt, als zu welcher Zeit die Eleer mit Hülfe der Lacedämonier Piſa und die damit verbündeten Städte zerſtörten und, einem gethanen Gelübde zufolge, von dem Ertrage der Beute die Koſten für den Tempelbau und die Statue beſtritten. (bis S. 22.) Die Bauart oder Säulenordnung des Tempels war im doriſchen Style, wie am Tempel des Theſeus und der Minerva zu Athen. Beyläufig wird gezeigt, daß man aus der Höhe der Säulen nicht immer mit Sicherheit auf das Alter derſelben ſchließen könne,

könne. Hierauf folgt eine genaue und weitläufige Erörterung der architektiſchen Verhältniſſe und der innern Einrichtung des Tempels, mit Zuziehung der Ruinen ähnlicher Tempel. Der Tempel war von Tufſtein gebaut, der in Elis ſelbſt gebrochen wurde, das Dach über den Portico's und den Façaden mit ziegelförmigen Marmorplatten gedeckt. (bis S. 55.) Erläuterung der äußern Zierrathen am Tempel. (bis S. 63.) Das erhobene Bildwerk an den beyden Giebelfeldern, mit einem eben ſo großen Aufwande von artiſtiſcher als mythologiſcher Gelehrſamkeit erklärt: das Relief, welches den Oenomaus und Pelops vorſtellte, wie ſie im Begriffe ſind ein Wettrennen zu halten; ein anderes: das Gefecht der Centauren und Lapithen bey der Hochzeitsfeyer des Pirithous, eine häufig behandelte Künſtlerfabel, und die Reliefs über den Thüren der Celle und des Opiſthodomus, deren Sujets die Thaten des Herkules ſind. An einem Orte, von dem man ſich keine recht deutliche Vorſtellung machen kann, da Pauſanias zu unbeſtimmt davon redet, ſtand eine allegoriſche Gruppe: Iphitus, der von einer weiblichen Figur, Ekechiria, gekrönt wird, wovon eine ſehr ſcharfſinnige und zuverläßige Deutung gegeben wird. (bis S. 103.) Eine allgemeine Idee von dem im ganzen Alterthume angeſtaunten Wunderwerke der Kunſt, dem Throne und der Bildſäule Jupiters. (bis S. 106.) Hr. Völkel drückt ſich darüber folgendermaßen aus: „Jupiter, von Gold und Elfenbein gemacht, ſaß auf einem erhabenen Throne. Sein

Haupt

Haupt war mit Oellaube bekränzt, in der Rechten hielt er eine Victoria, in der Linken einen Scepter oder langen Stab, auf deſſen Spitze der Adler ſtand. Er war bekleidet mit einem goldnen Gewande; ſeine Füße ruhten auf einem Fußſchemel. Der Thron hatte die Geſtalt eines Stuhls mit zwey Armen — und einer Rückenlehne. Die zwey Stäbe, auf welche die Arme gelehnt werden, lagen vorne auf 2 Sphinxen. Zwiſchen den vier Füßen giengen Querſtäbe durch von einem zum andern, und außer jenen waren noch vier Stützen untergeſetzt, damit der Thron das ſchwere Gewichte der Statue beſſer tragen konnte. Alles war auf mancherley Art verziert. Die Statue war ein Meiſterſtück des Phidias. Die Inſchrift an den Fußſohlen (?) nannte ihn als den Künſtler.“ Vielleicht dürfte an dieſer Stelle, ſo wie an mancher andern, ein wenig mehr Würde und Correktheit der Schreibart zu wünſchen ſeyn. Die ſchwierige und durch die Verirrungen der alten Schriftſteller verworrene Frage: in welcher Olympiade die Statue verfertiget worden ſey? iſt, nach Anleitung einer ſchon von Heyne darüber angeſtellten Zeitforſchung, dahin entſchieden: daß Phidias den Jupiter zu Olympia eher als die Minerva im Parthenon zu Athen und vor Aufführung der großen Gebäude in Athen, folglich noch vor der 86ſten Olympiade, als in welcher der Bau des Perikles geendiget war, verfertiget habe. Aus dieſer Zeitberechnung, die, alle Umſtände genau gegen einander abgewogen, allein beſtehen kann, ergiebt ſich zugleich, warum

Plinius (XXXIV. 19.) die Epoche des Phidias in die 83ſte Olymp. ſetzt, als zu welcher Zeit dieſer Künſtler ſein berühmteſtes Werk verfertigte (bis S. 119.) Was die Höhe der Bildſäule und den Umfang des Poſtamentes anlangt, ſo läßt uns Pauſanias darüber in der Ungewißheit, und andere unkritiſche Schriftſteller geben davon ſo unwahrſcheinliche und übertriebene Berichte, daß wir damit um nichts gebeſſert ſind. Indeß läßt ſich aus der Höhe der Tempelcelle vom Fußboden bis an das Dach, welche nicht viel über 43 Fuß betrug, ungefähr abnehmen, wie hoch die Statue mit dem Poſtamente war, da wir wiſſen, daß der Kopf derſelben beynahe bis an die Decke reichte. (bis S. 126.) Ueber die Idee des Kunſtwerkes, deren Grund in einer kühnen, von der Erhabenheit und Majeſtät des Homeriſchen Bildes erfüllten Einbildungskraft zu ſuchen iſt, werden trefliche Bemerkungen, und in einer edeln, der Sache angemeſſenen Sprache gemacht. (bis S. 134.) Hier hätten wir zugleich ein kurzes Reſultat gewünſcht, über die Stufe der Kunſt und den Styl des Phidias, der an der Jupitersſtatue ſelbſt am deutlichſten ausgedrückt war. Unter den Reſten der alten Kunſt findet ſich keine Copie der bewunderten Bildſäule des Jupiters: aber, aller Wahrſcheinlichkeit nach, haben wir noch die Abbildung des Kopfes auf einigen Münzen der Eleer, die nicht, wie Hr. Eckhel (Doctrina num. vet. P. I. p. 90.) annahm, Geld der Faliſcer in Italien ſind. (bis S. 140.) Von der Maſſe, ſo wie von der mechaniſchen Bearbei-

arbeitung wird nur wenig geſagt, da beydes von Andern in das gehörige Licht geſetzt worden iſt. Jupiter hatte einen Kranz von nachgemachten Oelzweigen auf dem Kopfe, der wahrſcheinlich von Gold und, wie der Verf. glaubt, grün emaillirt war. Ueber die Verzierungen des goldenen Gewandes, ob die Figuren geſchnitzt, gehauen oder eingegraben, ob das Gewand ſelbſt geſchlagen, getrieben oder gegoſſen war, und über ähnliche Dinge, kann man kaum über ſinnreiche Vermuthungen hinausgehen, da der Schriftſteller unſere Wißbegierde hierin unbefriedigt gelaſſen hat. (bis S. 165.) An dem Throne des Gottes war eine eben ſo große Verſchwendung von Materialien als Ueberhäufung mit Zierrathen. (bis S. 173.) Prüfung und Erklärung der Beſchreibung, welche Pauſanias von dem Throne und den einzelnen Verzierungen deſſelben macht. (bis S. 202.) Aus einigen undeutlichen und, wie es ſcheint, verdorbenen Stellen der Beſchreibung, ſucht der Verf. mit vieler Mühe eine Vorſtellung von einer um den Thron herum geſtellten Wand oder Baluſtrade zu geben, worauf Gemälde von Panänus, dem Bruder des Phidias, angebracht waren, und läßt hierauf ein Verzeichniß der Gegenſtände von dieſen Gemälden folgen. (bis S. 214.) Das letzte Stück der Erläuterung macht das Poſtament aus, worauf der Thron mit der Statue und die Wand um denſelben ſtand. Die ſchwierige und in der gemeinen Lesart ganz unverſtändliche Stelle, womit die Beſchreibung im Pauſanias anhebt, wird, nach dem glücklichen

Digitized by Google

ſchlage des Hrn. Facius, berichtiget und ſofort die mannichfaltigen Verzierungen des Poſtamentes erläutert. Darunter findet ſich eine ſonſt völlig unbekannte und dem Alterthume fremde Vorſtellung: Selene zu Pferde. Wir wagen indeß die Vermuthung, daß vielleicht der Beſchauer in der Eile die Figur am Poſtamente unrichtig deutete, welche, nach der Idee des Künſtlers, die Eos vorſtellte, die, auf einem Roſſe reitend, bekanntlich bey alten Dichtern häufig vorkommt. Man ſ. Voß Mythol. Briefe 2. Band. S. 62. Dieſe Muthmaßung ſcheint durch das Gegenſtück zu der Figur, den Helios, deſſen Vorläuferin die Eos iſt, einiges Gewicht zu erhalten. Den Beſchluß des Ganzen machen einige, die Statue betreffende vermiſchte Nachrichten aus dem Pauſanias.

Nicht ohne ein bitteres Gefühl der Erinnerung nehmen wir die Schrift des Prof. Siebenkees über denſelben Gegenſtand zur Hand, eines Mannes, in deſſen Geiſte und vielſeitiger, auf langen Reiſen erweiterten Gelehrſamkeit wir noch vor kurzem die ſchönſten Früchte für die Wiſſenſchaften aufblühen ſahen. Er iſt nicht mehr! Mit ihm fiel ſo manche ſchmeichelnde Hoffnung im Gebiete der alten Literatur, und die ſparſam mitgetheilten, aber äußerſt ſchätzbaren Bereicherungen unſerer Kenntniſſe, welche wir ihm verdanken, machen ſeinen allzu frühen Verluſt um ſo beklagenswerther.*) —
Wir

*) Wie wir hören, ſo iſt nun die fernere Bearbeitung des von dem verſtorbenen Siebenkees angefange-

Wir ehren die vorliegende Schrift, als ein würdiges Denkmal, welches der Verfaſſer ſeinem Geiſte ſtiftete, und machen es uns zur angenehmen Pflicht, unſern Leſern den Gang ſeiner Unterſuchung umſtändlicher vorzuzeichnen.

Der Abdruck von des verewigten Siebenkees Abhandlung war beynahe geendiget, ehe er die Schrift ſeines gelehrten Nebenbuhlers kennen lernte, welche bey ſeiner eigenen Arbeit zu benutzen ihm nun nicht mehr vergönnt war. Es iſt daher für den Freund gründlicher Forſchung ein eben ſo angenehmes als unterrichtendes Geſchäft, zu ſehen, wie zwey Männer von entſchiedenem Berufe, unabhängig von einander, auf ganz verſchiedenen Wegen ſich über einerley Gegenſtand verbreiten, bald ſich auf einem Pfade begegnen, bald ſich mehr von einander entfernen. — Siebenkees gieng von einigen Bemerkungen über die Fortſchritte der Kunſt bey den Griechen in dem Zeitraume zwiſchen

fangenen Strabo in die Hände des Hrn. Harles gekommen. Von der rüſtigen Feder dieſes arbeitſamen und beharrlichen Gelehrten dürfen wir uns gewiß eine baldige Vollendung des lang gewünſchten Werkes verſprechen. Paarte ſich nur dieſe Rüſtigkeit immer mit der nöthigen Vorbereitung und Bedachtſamkeit, die, nebſt dem Beſitze reifer und tief eindringender Sachkenntniß, bey keiner Arbeit mehr, als bey dieſer, zur unerläßlichen Bedingung wird!

dem Ende des zweyten Perſiſchen und dem Anfange des Peloponneſiſchen Krieges und über den Styl des Phidias aus, deſſen Ruhm das erhabene Bild des Jupiters in Olympia bekrönte. In einer fruchtbaren Note werden die abweichenden Nachrichten über Phidias letzte Schickſale, meiſtentheils nach Heyne und übereinſtimmend mit Völkel, erörtert (bis S. 7.) und die gewöhnliche Annahme, Phidias habe ſein ganzes Kunſtwerk ſchon in der 83ſten Olympiade, in einem Zeitraume von acht Jahren, vollenden können, zweifelhaft gemacht. (bis S. 15.) Indeß ſieht man wohl, daß, bey unſerer mangelhaften Kenntniß von dem mechaniſchen Theile der Kunſt und der Art, wie die alten Künſtler ihre Stoffe bearbeiteten, die davon hergenommenen Gründe nicht von ſehr großem Gewichte ſeyn können. Ueberdieß berichtet Plinius, (XXXIV. 19. 27. und XXXV. 34.) daß ein wenig bekannter Bildhauer, Kolotes, mit dem Phidias den Olympiſchen Jupiter verfertiget habe; ein Umſtand, der dem Fleiße beyder Gelehrten entgangen iſt, ſo wie wir nicht finden, daß einer von beyden auf die ſehr ſinnreichen Ideen des de Pauw, (Recherches philoſ. ſur les Grecs 2. Th. S. 130. u. ff. der teutſchen Ueb.) über die Art der Bearbeitung elfenbeinerner Statuen, einige Rückſicht genommen hätte. — Widerlegung der Behauptung Corſini's, Phidias habe erſt nach Vollendung der Minerva, in der 86ſten Olympiade, an der Jupitersſtatue zu arbeiten angefangen. (bis S. 21.) Ueber die am Throne befindliche Figur eines jungen Athle-

Athleten, welche im Alterthume, und nicht von dem Cicerone des Pauſanias allein, für das Bild des Pantarkes gehalten ward, ſehen wir zwar außer der Stelle des Clemens von Alexandria Cohort. ad gentes S. 47. ed. Potter. auch die von Hrn. Völkel übergangene des Arnobius adv. gentes l. VI. (S. 199. et Lud. Bat.) nachgewieſen, worin geſagt wird: der Bildhauer habe an dem einen Finger der Statue den Namen ſeines Lieblings Pantarkes angebracht; aber was der Verf. darüber ſagt: man könne dieſe Inſchrift auch von dem Jupiter verſtehen, wiſſen wir uns nicht zu enträthſeln. Offenbar wollte doch Phidias den Namen ſeines Lieblings dadurch verewigen, und die Nachwelt über die Portraitfigur am Throne jedes Zweifels überheben. Ueber die einzelnen Theile des Tempels. (bis S. 24.) Erläuterung der an dem Tempel angebrachten Verzierungen und einiger darin aufgeſtellter Weihgeſchenke, mit einer Fülle von antiquariſcher und hiſtoriſcher Gelehrſamkeit. (bis S. 59.) Die Bildhauerarbeit des Alkamenes am Fronton des Tempels giebt Gelegenheit zu einer Reihe treffender Bemerkungen über die Anordnung der Reliefs und die Gegenſtände der Nachbildung in halberhobener Arbeit: S. 38. bis 46. eine Abſchweiſung, die zwar zum Ganzen ein wenig unverhältnißmäßig ſcheint, deſſen ungeachtet aber, wegen der Belehrung, welche ſie verſchafft, auch an dieſer Stelle ſehr willkommen und dankenswerth ſeyn muß. Eben ſo unterrichtend iſt die gehaltvolle Note S. 52 und 53. über den Charakter

der ſogenannten Etruſciſchen Kunſtwerke, welche, nichts weniger als Denkmäler der Kunſt der Etruſcer, eine eigene Klaſſe von altgriechiſchen Kunſtwerken ausmachen. Durch die ſchöne Kunſt verdrängt, erhielt ſich dieſer Styl, den man nicht unrecht den heiligen Styl nennen könnte, in der Bildnerey der Tempel bis auf die ſpäteſten Zeiten der Römiſchen Kaiſer, vornehmlich in Unter-Italien. Beſchreibung der Bildſäule bis S. 65. „Majeſtät, ſagt der Verf., deren zurückſtoßender Ernſt durch einige Züge von Güte gemildert iſt, und die den Anbetenden ſowohl mit Ehrfurcht gegen die Gottheit als mit Vertrauen zu ihr erfüllt, iſt das Ideal des Vaters der Götter und Menſchen, was in ſtärkern oder ſchwächern Zügen, in allen Abbildungen deſſelben angetroffen wird. Großer Ausdruck von Kraft, hoher Ernſt und ruhige Ueberlegung, wie man ſie bey dem Gotte erwartet, der die goldene Wage in der Hand hält und die Schickſale der Nationen wiegt (wägt), ſind die hervorſtechenden Züge ſeines Geſichtes. Den Ausdruck der Majeſtät hebt ein zu beyden Seiten des Haupts in mehrern Locken herabwallendes dichtes Haar und ein ſtark gelockter Bart. Aber einige Züge von Milde auf ſeinen Wangen und Lippen, die eben hinreichen, dem Ausdruck der Majeſtät das Furchtbare zu nehmen, und den Beherrſcher des Olympus vor dem ſchrecklichen König des Hades auszuzeichnen, verbreiten über ſein Geſicht die Heiterkeit, die eine Folge des Friedens iſt, der in den ſeeligen Wohnungen der Gottheit wohnt.“ S. 64. wo der Jupiters-

tersſtatue gedacht wird, die ſpäter als die Minerva verfertiget ſeyn ſoll, vergaß der Verf., daß er ſelbſt vorher das Gegentheil bewieſen hatte. Daß aber Phidias die Schuhe des Bildes ohne Verzierung ließ, war keineswegs eine Folge ſeines veränderten Geſchmackes, da er vielmehr die Schuhe der ſpätern Minerva mit Zierrathen überfüllte; ſondern rührte von der ſehr einfachen Urſache her, daß darauf eine Inſchrift mit dem Namen des Künſtlers angebracht und folglich andern Verzierungen der Raum benommen war. Auch könnte man nicht ohne Grund ſagen: Es war dem altgriechiſchen Coſtum zuwider, männlichen Statuen verzierte Schuhe zu geben, da hingegen die herrſchende Mode der Athenienſiſchen Frauen, Schuhe und Sohlen mit allerley Zierrathen zu tragen, (Man ſ. Jul. Pollux VII. 32.) dieß bey weiblichen Statuen geſtattete. Der Thron des Gottes, der dunkelſte und verworrenſte Theil der Beſchreibung, bis S. 89. An der Stelle, wo Pauſanias die ζῶα γραφῇ μεμιγμένα am Throne erwähnt, glaubte der Verf. die an der Wand befindlichen Gemälde des Panänus verſtehen zu müſſen, um den Vorwurf einer geſchmackloſen Verzierung von dem Künſtler zu entfernen. Indeß hat er in Rückſicht dieſer unſtatthaften und höchſt gezwungenen Erklärung ſchon in der Vorrede S. XI. u. f. ſeine Meynung zurückgenommen, und den Ausdruck des Pauſanias richtiger und den Worten angemeſſener von muſiviſchen Gemälden erklärt. Von der ganzen Ausſicht des Thrones machte ſich der Verfaſſer

Digitized by Google

eine Vorſtellung, die wir mit ſeinen eignen Worten wiedergeben wollen. „Nach meiner Vorſtellung, ſagt er S. 73., hatte der Thron die Geſtalt des halben Cirkels; eine bey den Alten für zierlich gearbeitete Stühle ſehr beliebte Form. Er war von Ebenholz gebaut, dem härteſten und dauerhafteſten Holze, was die Alten kannten. An den Leiſten und zwiſchen den Bildnerwerken war er mit Streifen von Elfenbein, gefärbten Streifen und Gold incruſtirt. Die Lehne war ausgeſchweiſt. Auf ihr ſtanden, zu beyden Seiten der Statue, Figuren von runder Arbeit aus Elfenbein und Gold, drey Horen und drey Grazien. Ob die Lehne, wie am Thron zu Amyklä, mit halb erhobener Bildhauerarbeit verziert, oder bloß mit Elfenbein, Gold und Steinen eingelegt war, berichtet Pauſanias nicht. Die beyden vordern Füße waren mit halb erhobenen Arbeiten geziert. An dem obern Theile derſelben waren Sphinxe angebracht, welche die Thebanerknaben entführten, und weiter unten ſahe man die Kataſtrophe der Familie der Niobe. Die Füße waren durch Banden oder Querbreter mit einander verbunden, an denen mehrere Figuren aus Elfenbein und Gold in halb erhobener Arbeit angebracht waren. An jedem der vier Füße ſtand die Bildſäule einer Siegsgöttin in tanzender Stellung, ebenfalls aus Elfenbein und Gold verfertiget. Näher an dem Fußſchemel des Jupiters waren zu beyden Seiten noch zwey andere ähnliche Siegsgöttinnen. Der Thron ſtand auf einem Würfel, deſſen Stirnſeite ebenfalls mit Bild-

Bildhauerarbeit geziert war. Um das ganze Werk lief eine an der Außenſeite mit Gemälden verzierte Wand, welche verhinderte, daß man nicht, wie zu Amyklä, das Innere des Throns betrachten konnte.“ Dieſer Thron war dem zu Amyklä in Abſicht der Bauart und der Geſtalt ſehr ähnlich, aber, als Kunſtwerk betrachtet, eben ſo von jenem unterſchieden und ungleich vorzüglicher. Dieſe Bemerkung veranlaßt eine kurze Ausführung der ſtufenweis fortſchreitenden Vervollkommnung der Bildnerey, bis auf die Epoche des Hauptgeſetzes in der ſchönen Kunſt, welches Simplicität und Einheit der Vorſtellung fordert. (S. 75. bis 78.) Die hierauf folgende Erklärung der einzelnen Bildwerke am Throne iſt daher, einige Male nicht ohne ſichtbaren Zwang, auf die Idee gebaut: daß im Zeitalter des Phidias ſchon der zweyte Schritt in der Kunſt gethan war, die mannichfaltigen Figuren auf einer Fläche in einer gewiſſen Verbindung mit einander und in Beziehung auf Einen Hauptgedanken vorzuſtellen. Durch dieſe Vorausſetzung, die in beſondern Fällen doch immer manche Einſchränkung leidet, iſt der ſinnreiche Erklärer zu einer Deutung hingezogen worden, welche zu offenbar den Geiſt ſpäterer allegoriſirender Künſteley verräth, als daß man verſucht ſeyn könnte, ihr Beyfall zu geben. Sie betrifft nämlich die Bildwerke an den beyden Vorderfüßen des Thrones, wovon das eine Sphinxe, welche Thebaniſche Knaben zwiſchen den Klauen halten, und das andere die Erlegung der Kinder der Niobe vorſtellt. Siebenkees ſcheint ſich

Digitized by Google

ſehr in der Idee gefallen zu haben, der Künſtler habe dieſe Schildereyen am Fuße des Thrones in der Abſicht angebracht, „um den Athleten, der ſtolz auf ſeinen Sieg und trunken vom Beyfall, den ihm das verſammelte Griechenland zujauchzte, ſich dem Throne des Jupiters nahte, von dem ihm die Siegsgöttinnen den Siegerkranz entgegen zu reichen ſchienen, durch dieſe Bilder insgeheim die Lehre zu geben: Ueberhebe dich nicht deines Sieges, damit nicht Jupiter ein trauriges unerwartetes Verhängniß über dich ſchicke, und deinen Uebermuth beſtrafe!“ Demnach hätte der Künſtler die Verſinnlichung einer Lehre beabſichtigen wollen, welche Pindars Lyra ſo oft, und in jedesmal abwechſelnden Accorden, dem freudetrunkenen Sieger entgegen tönet. Aber wir brauchen wohl kaum erſt zu erinnern, was ein uneingenommener Leſer von ſelbſt ſchon fühlt, wie wenig dieſe Abſicht der Einfalt der Kunſt in jenem Zeitalter entſpricht, ja wie wenig eine ſo ſpielende Allegorie des Geiſtes eines Phidias würdig wäre. Die Gemälde des Panänus an der Außenſeite der Wand, in neun Feldern, deren jedes eine für ſich beſtehende Vorſtellung enthielt, ganz in dem Geiſte und in der Manier der ältern Künſtler. (bis S. 100.) Am Schluſſe der Abhandlung noch einige Bemerkungen über die Höhe der Statue, die Art ihrer Verwahrung gegen den ſchädlichen Einfluß des Locals und die jüngſten Schickſale des Kunſtwerkes.

Wir glauben, daß dieſe Auszüge genügen werden, unſere Leſer mit dem weſentlichen Inhalte die-

dieſer beyden reichhaltigen Schriften bekannt zu machen und ſie anzulocken, den Reichthum beyläufiger ſeiner Bemerkungen und Erläuterungen über mancherley intereſſante, hiſtoriſche und antiquariſche Punkte aus den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen. Zu wünſchen iſt es, daß Hr. Völkel fortfahren möge auf dem Wege, welchen er hier mit ſo viel entſchiedenem Glücke betreten hat, um uns mit mehreren Arbeiten in dieſem Fache zu beſchenken, die, ſo fern ſie der hier abgelegten Probe entſprechen, immer als erhebliche Beyträge zur Erweiterung des gelehrten Kunſtſtudiums die Aufmerkſamkeit und den Dank aller Freunde der Kunſt und des Alterthums eben ſo wohl verdienen als erhalten werden. Und welch einen unerſchöpflichen Stoff zum denken und forſchen bietet die alte Welt, mit dem ganzen Gefolge ihrer merkwürdigen Erſcheinungen, dar, wenn es wahr iſt, was Seneca ſagt: In eodem prato bos herbam quaerit, canis leporem, ciconia lacertum.

IV.

Der Torſo. Eine Zeitſchrift der alten und neuen Kunſt gewidmet von C. Bach und C. F. Benkowitz. Erſter Band. 1ſtes bis 6tes Heft. (204 Seiten in 4. mit einem in Kupfer geſtochenen Umſchlage und 30 Kupfertafeln.) Breslau, bey W. G. Korn. 1796. und 97.

Es giebt einen gewiſſen literariſchen Vorwitz, (Andere nennen es härter, aber nichts deſto weniger treffend, Inſolenz) der zwar an ſich, als eine natürliche Wirkung des Genius der Zeit, nicht zu verwundern iſt; aber in der That der Literatur und dem weitern Fortſchreiten in wiſſenſchaftlicher Cultur mehr Nachtheil bringt, als es auf den erſten Anblick ſcheint, und der zugleich die Ueberſchwemmung unnützer und nichtswürdiger Schriften und Schriftchen in einem ſo hohen Grade vermehrt, daß man nicht ſieht, wie bald aus dieſem immer mehr um ſich greifenden Uebel unſerer Zeit Rettung wird zu hoffen ſeyn. Es war eine Zeit, wo nur diejenigen den rauhen Pfad des Ruhms zu betreten

ten wagten, die, nach ernſthafter Prüfung ihrer Kräfte und nach langer Beſchäftigung mit ſich und ihrer Bildung, wahren Beruf in ſich fühlten, die Summe fruchtbarer Kenntniſſe und nützlicher Ideen zu vermehren. Seit den letztern Jahrzehnden unſeres Jahrhunderts haben ſich die Dinge, am meiſten in Teutſchland, ſo ungemein geändert, daß ein Verzeichniß lebender Gelehrten kaum einen verhältnißmäßigen Anhang macht zu der zahlloſen Legion lebender Schriftſteller, und daß, was Horaz in ſeinem Zeitalter als die Peſt des guten Geſchmacks rügt Scribimus indocti doctique, zu unſerer Zeit nicht nur der Verderb des guten Geſchmacks — wiewohl ſchon dieſer Schaden beträchtlich genug wäre — ſondern aller wahren Gelehrſamkeit und ächter Gründlichkeit in den Wiſſenſchaft zu werden anfängt. Schon fragt man nicht mehr: wie viel Geiſt und Kenntniſſe habe ich, um zur Belehrung und Unterhaltung meiner Zeitgenoſſen und zum Anbaue der Wiſſenſchaften etwas dankenswerthes beyzutragen? ſondern nur: reicht meine Zeit und der Vorrath an Schreibmaterialien hin, um zur bevorſtehenden Meſſe etwas zu Tage zu fördern, was in der nächſt folgenden in verdiente Vergeſſenheit zurückgeſunken ſeyn wird? Schon halten die Meiſten den Weg zum Ruhme und zum Gelderwerbe für ſo eben und anmuthig, daß nur Herzhaftigkeit und Keckheit genug dazu gehört, um die Reiſe ſogleich anzutreten, und Kräfte und Beruf ſelten dabey in Anſchlag kommen. Konnte man zu Salomo's Zeit ſchon ausrufen: „des Büchermachens

Digitized by Google

machens iſt kein Ende, und viel verführiſcher Dunſt, daß man ſich daran krank leſen kann:“ was bleibt für ein Ausdruck für die Schreibſeligkeit und den Vorwitz unſeres Jahrhunderts, der immer mehr beſtätiget, was ſeit länger als zwey Jahrtauſenden ein großer Schriftſteller urtheilte: daß Unwiſſenheit verwegen, Verſtand zaghaft mache!

Eines Theils zwar könnte man dem geſchäftigen Spiele der Zeit mit Gelaſſenheit zuſehen und ſich dieſes Unweſen höchſtens ein vorübergehendes Lächeln koſten laſſen, wenn es nichts weiter zu bedeuten hätte, als jene müßige Geſchäftigkeit des alten Cynikers, der, da er einsmals in Korinth alles um ſich her bemüht ſah, die Stadt gegen den Einfall des heranrückenden Feindes zu verwahren, das Aemſigthun manches Müßiggängers ſehr ſinnreich dadurch parodirte, daß er das irdene Faß, worin er dem Spiele der Welt zuzuſehen pflegte, auf dem Kranion eifrig hin und her wälzte, um unter der allgemeinen Thätigkeit, wie er ſagte, ſeine Hände nicht allein ruhen zu laſſen. Aber die literariſche Ueberſchwemmung des achtzehnden Jahrhunderts ſteht mit dem Genius der Zeit ſelbſt in der engſten Verbindung und hat auf denſelben einen beynahe unüberſehbaren Einfluß; ſie iſt alſo ein wirklich großes Uebel unſerer Zeit, das in ſeinen unglücklichen Folgen verhüten zu wollen, freylich nichts weiter heißt, als in den Sand ſchreiben oder mit dem Siebe Waſſer ſchöpfen. Sehen wir nur auf den unendlichen Nachtheil, den die ſchriftſtellernde Rüſtigkeit der Zeit der Literatur und der

gründ-

Digitized by Google

gründlichen Gelehrſamkeit ſelbſt bringt! Aber auch hierin laſſen ſich mehrere Seiten auffaſſen. Darunter iſt eine, die dem Freunde der Wiſſenſchaften am meiſten wehe thut, daß nämlich der Vorwitz dem Verſtande ſo häuſig in den Weg tritt und in ſo vielen Fällen die beſſere Ausführung irgend eines aufgefaßten Gedankens ſchon in der Geburt erſtickt. —

Unſere Leſer werden den Zuſammenhang dieſer Betrachtungen mit der gegenwärtigen Anzeige nicht länger vermiſſen, wenn wir ihnen die Eigenſchaften des Werkes, dem unſere Beurtheilung gilt, ein wenig genauer werden zergliedert haben. Zwar kann man von uns keine eigentliche Berichtigung und Rüge deſſen, was zu beyden auffordert, erwarten: wir würden leicht in die Nothwendigkeit gerathen, das alte Gebäude niederzureißen, um mit größerer Mühe ein neues von Grund aus aufzuführen; indeß, um zu zeigen, auf welche Weiſe bey dieſem Unternehmen die erregten Erwartungen erfüllt worden ſind und was die Herausgeber geleiſtet haben im Verhältniſſe zu dem, was nicht ohne Geräuſch verſprochen worden war, dazu iſt eine gewiſſe Umſtändlichkeit um ſo nöthiger, da der richtige Geſichtspunkt, aus dem daſſelbe zu beurtheilen iſt, neuerlich auf eine ſehr befremdende Art in einem der geleſenſten kritiſchen Blätter abſichtlich verſchoben zu ſeyn ſchien *).

Es

*) Allg. Lit. Zeit. N. 129. April 1797.

Es war an und für ſich gewiß kein unrechter Gedanke der Herausgeber des Torſo, eine Zeitſchrift anzulegen, welche auf Verbreitung und Beförderung der bildenden Künſte und des Geſchmacks in denſelben ganz eigentlich abzwecken ſollte. Nach ſo manchem mislungenen Verſuche, konnte eine ſolche Veranſtaltung, da ſie beydes Unterricht und Vergnügen gemeinſchaftlich zur Abſicht hat, in unſerm an Journalen mehr als zu fruchtbaren Zeitalter, vor vielen andern nicht anders als willkommen ſeyn.

So leicht aber auch dieſes Bedürfniß ſich zu bemerken darbot, ſo viele Bedenklichkeiten ſtellten ſich entgegen, die vor der Ausführung erſt wohl erwogen ſeyn wollten. Denn nicht nur, daß ein ſolches Werk Kräfte verlangt, die nur ſelten in Mehreren, geſchweige in Einem ſich zuſammen finden: ſo hat es eine vorzüglich glückliche individuelle Lage und eine ſolche Beſchaffenheit der Localumſtände zur Bedingung, in welchen nichts Weſentliches von dem mangelt, was dem Gedeihen deſſelben beförderlich iſt. Fielen die Berathſchlagungen über dieſe Vorausſetzungen dahin aus, daß man geſtehen mußte: individuelle Lage und Local begünſtigten einen Plan der Art nur ſehr wenig; ſo war es billig, die Liebe zur guten Sache über Selbſtliebe ſiegen zu laſſen und entweder günſtigere Zeiten abzuwarten, oder einer genügenden und wahrhaft nutzbaren Ausführung von anderswoher entgegen zu ſehen.

Wer

Wer die Lage Schleſiens in Rückſicht der Künſte kennt und es weiß, wie gering die Aufmunterung iſt, deren ſie ſich in dieſem Lande erfreuen; wer die Armuth an Hülfsmitteln, den Mangel an Kunſtwerken und Kunſtſammlungen, ſelbſt an Künſtlern von mehr als gemeinen Fähigkeiten, in der Hauptſtadt ſo wie in der ganzen übrigen Provinz, und endlich die Unmöglichkeit kennt, auch bey dem beſten Willen, im gelehrten Kunſtſtudium bedeutende Fortſchritte zu machen, dem kann das Gewagte in der Abſicht nicht entgehen, einen Plan auszuführen, welchem in jenem Lande ſo mannichfaltige, zum Theil unüberwindliche Hinderniſſe im Wege ſtehen.

Die Herausgeber des Torſo verrathen offenbar ſchon dadurch, daß ſie ſich einem Werke unterzogen, welches, ſo anlockend die Lorbeern auch immer ſeyn mögen, die ſich dadurch einärnten laſſen, wenn man zu ärnten verſteht, von ihrer äußern Lage nur ſehr wenig begünſtiget wurde, wie wenig ſie die Schwierigkeiten ihres Unternehmens gekannt haben. Was Wunder, wenn die Vorbedeutung in Erfüllung gieng, die der Name Torſo ſchon bey der Ankündigung zu enthalten ſchien! Freylich wohl hätte man erwarten ſollen, daß Leute, die Muth genug beſaßen, dem Drange vielfacher Hinderniſſe entgegen zu arbeiten, den Verluſt äußerer Begünſtigung durch eigenen Fleiß und Talente zu erſetzen bemüht ſeyn würden.

Allein, ſchon die vorangeſchickte Ankündigung, wiewohl ſie ihren Weg in die Welt mit ziemlicher Vermeſſenheit nahm, mußte gerechte Beſorgniſſe erregen. Zufolge derſelben, ſollten nicht mehr als fünferley Hauptzwecke mit einem Mahle erreicht werden: der Zeichenſchüler ſollte den Unterricht in den Elementen, der Kenner und Kunſtliebhaber die Kenntniß der Meiſterwerke in der Mahlerey, Bildhauerkunſt und Baukunſt alter und neuer Zeit, das Publikum ſollte überhaupt die Bildung des Geſchmacks in Sachen der Kunſt, Fabrikanten, Manufakturiſten und Handwerker ſchöne Formen, Muſter und Ideen zu neuen Erfindungen, und endlich die größere Leſewelt eine anziehende Unterhaltung aus dieſer Zeitſchrift ſchöpfen können. Bewieſen die Unternehmer ſchon durch die Sache ſelbſt, wie ganz unbekannt ſie mit den Schwierigkeiten einer ſolchen Unternehmung waren: ſo verriethen ſie darin noch weit mehr, daß ihnen auch nicht einmal die gemeinſten Begriffe von Plan und Anordnung eines Werkes beywohnten. Wie hätte es ihnen ſonſt auch nur einfallen können, ſo viele fremdartige Zwecke zuſammen zu ſtellen und die entlegenſten Abſichten verbinden zu wollen? Der eine Zweck ſchließt augenſcheinlich den andern aus, und indem allen insgeſammt Genüge geleiſtet werden ſollte, konnte kein einziger von allen befriedigend erfüllt werden. Ueberdieß, was für Kenner mochten ſich die Herausgeber denken, die ihre Kenntniß der Meiſterwerke der Kunſt erſt aus einem dürftigen Journale erholen ſollten? und welche

Be-

Begriffe erweckt dieß von ihrer eignen Kennerſchaft? —

Nicht überlegter war der Wink, der dem Publikum im Voraus gegeben ward, um, wo möglich, die Rüſtigkeit der Unternehmer bewundern zu können. „Zu dieſen Hauptzwecken, heißt es in der Ankündigung, ſind die nöthigen (?) Anſtalten gemacht, und nur von der Unterſtüzung des Publikums hängt es ab, welchen Grad der Vollkommenheit das Werk erreichen ſoll.“ Alſo nur von der Unterſtüzung des Publikums hing der Grad der Vollkommenheit des Werkes ab, nicht von den Kenntniſſen, den Fähigkeiten, dem Fleiße der Unternehmer? nicht von der thätigen Mitwirkung mehrerer Hände und Köpfe? nicht von einer immer vollkommenern Ausführung? —

Die Bearbeitung dieſes Werkes zerfiel, ihrer Natur nach, in zwey Theile: der eine ward Antheil des Künſtlers, der andere des Gelehrten. Beyde Theile erregten von ihrem Berufe zu dieſem Unternehmen, von ihrer Tüchtigkeit und dem Umfange ihrer Talente und Kenntniſſe zum voraus einen ſehr erhabenen Begriff.

Der Zeichner, Hr. Bach, deſſen Namen wir vergebens unter den teutſchen Künſtlern ſuchen, ausgenommen, daß er in einem Verzeichniſſe Berliniſcher Gelehrten und Künſtler, eben nicht auf die ehrenvollſte Art genannt wird, ſuchte zuerſt durch Hinweiſung auf ſeine funfzehnjährigen Rei-

ſen in Italien und andern Ländern von Europa jede Bedenklichkeit von ſich zu entfernen. Wer zweifelt daran, daß ſich in dem Vaterlande der Künſte, in einem ſo langen Zeitraume, mit Kopf und einem ausreichenden Schatze von vorerworbenen Kenntniſſen nicht die größten Fortſchritte in der Kunſt machen ließen? Wir ſagen: mit Kopf und den nöthigen Vorkenntniſſen; die Reiſen allein machen es nicht aus, wie leicht zu begreifen iſt. Zudem lagen, zufolge der Ankündigung, die vorzüglichſten von jenen Kunſtſachen bearbeitet da, und erwarteten nur den Zeitpunkt, um ans Licht zu treten. Wir haben Urſache zu wünſchen, daß dieſer Zeitpunkt nun bald eintreten möge; denn aus dem, was bis hieher vom Torſo erſchienen iſt, iſt weder eine Spur von den Früchten langer Reiſen wahrzunehmen, noch iſt überhaupt etwas geleiſtet worden, was für die Kunſtkenntniß von einiger Bedeutung ſeyn könnte.

Ein nicht geringeres Geſchäft erwartete den Schriftſteller, der ſeine Feder lieh, die ſich bisher in dieſem Fache noch gar nicht verſucht, und überhaupt ſich erſt kaum durch einige Kleinigkeiten, dergleichen Charaden und Erzählungen ſind, merkwürdig gemacht hatte. Daß dieſer mit allen Zweigen der gelehrten Kunſtkenntniß völlig vertraut zu dem Felſen hinzutreten würde, den er zu wälzen über ſich genommen, war eine ſehr natürliche Erwartung: er mußte im Stande ſeyn, durch den Beſitz der mannichfaltigſten Kenntniſſe und eines umfaſſen-

faſſenden Studiums der Antike und des ganzen Alterthums, das freylich nicht ſo von Ohngefähr in die Hände fällt, die Anſprüche auf den Namen eines gelehrten Kunſt- und Alterthumskenners, nach der Ausdehnung, welche Graf Caylus unter den Franzoſen, Winkelmann und Heyne unter den Deutſchen und Quirino Visconti unter den Italienern dem antiquariſchen Studium gegeben haben, zu behaupten. Die erſte Probe ſeiner Stärke in dieſem Fache und ſeines Berufs zu dem übernommenen Geſchäfte ſollte er am Torſo ſelbſt ablegen. Indeß erſchien der erſte Heft, und die ganze gelehrte Erläuterung des Torſo, die dem Werke die erſte Empfehlung ſeyn ſollte, beſtand in nichts weiter als — in einem Paar ausgeſchriebenen Stellen aus Winkelmann. Alſo war man unbekannt mit den Ideen eines Mengs, Bernini, Visconti, von Ramdohr u. a. über den Torſo? — Wenn dieß nicht ſchreyende Unwiſſenheit iſt: ſo giebt es keine.

Doch wir müſſen bey unſerer Beurtheilung etwas mehr ins Einzelne gehen, um den Leſern recht anſchaulich zu machen, was in dieſem Werke geleiſtet, oder eigentlicher zu reden, was darin nicht geleiſtet worden iſt.

Im Allgemeinen drängt ſich zuvörderſt, bey einer flüchtigen Ueberſicht des Inhaltes der ſechs vor uns liegenden Hefte, nur zu bald die Bemerkung auf: daß bis jetzt auf alte Kunſt, deren der Titel ſich rühmt, eigentlich noch wenig oder gar keine

Rückſicht genommen worden iſt. Und gleichwohl ward es als eine Hauptbeſtimmung des Torſo angegeben: die Kenntniß der alten Kunſtdenkmäler unter ein größeres Publikum zu verbreiten. Wofern wirklich, laut der Ankündigung, die vorzüglichſten von jenen Kunſtſachen, auf funfzehngjährigen Reiſen in Italien und andern Ländern geſammelt, bearbeitet da lagen: was hinderte, durch Mittheilung derſelben, dem Torſo eine lehrreichere und empfehlendere Ausſtattung zu geben? Oder hielt man einige, gerade nicht der vorzüglichſten Werke der neuern Kunſt, und eigene Erfindungen für wichtiger, als die unſterblichen Werke der Künſtler von Griechenland und Rom, oder der Kunſt eines Michel Angelo, Rafael, Titian, Rubens? —

Ein Schritt weiter führt uns auf die jedem Hefte beygefügten Kupfertafeln, wo der Zeichner Hr. Bach zeigen ſollte, was ſeine Schultern zu tragen vermöchten. Es iſt hier nicht thunlich, alle dieſe Platten, der Reihe nach, herzuzählen und zu beurtheilen: wir bemerken nur Einiges davon, was aber auf die Beſchaffenheit des Uebrigen einen ſichern Schluß machen läßt. Der Umſchlag von lichtbrauner Farbe zeigt auf der Vorderſeite den Torſo auf einem viereckigten Steine, von einem Genius mit der Fakel beleuchtet; auf der einen Seite zwey andere Genien, einen zeichnenden, und einen zweyten, der die Zeichnung betrachtet; auf der Hinterſeite die Bildniſſe berühmter Mahler. Vier Kupfertafeln im erſten Hefte enthalten die

An-

Digitized by Google

Anfangsgründe der Zeichenkunſt, wovon die Fortſetzung in den folgenden Heften gegeben wird, eine fünfte, das Ehrendenkmal des General von Tauenzien vor Breslau. Was den Umſchlag anbetrifft, ſo iſt vielleicht die dabey zum Grunde liegende Idee nicht ohne alles Verdienſt: aber wir müſſen auch frey bekennen, daß uns die Ausführung in ein Erſtaunen geſetzt hat, welches bey ſo ganz getäuſchten Erwartungen ſehr natürlich in Verdruß übergehen pflegt, da dieſer fackelbeleuchtete Torſo mit ſeinem Zubehöre durch eine Menge der auffallendſten Fehler entſtellt ans Licht tritt, die ein auch nur mittelmäßig geübtes Auge auf das unangenehmſte beleidigen müſſen. Wir würden hievon Anlaß nehmen, einer Fehde zu erwähnen, die zwiſchen den Herausgebern und einem Kupferſtecher in Breslau, Namens Endler, über die Zeichnungsfehler im Torſo entſtanden iſt, wenn der Gegenſtand ſelbſt erheblicher und des allgemeinen Intereſſe's würdig, das Benehmen der ſtreitenden Parteyen aber nicht mehr poſſirlich, als für ernſthafte Zuſchauer erbaulich wäre. Eben ſo wenig kann es unſere Abſicht ſeyn, eine ſo undankbare Mühe zu übernehmen, als die Rüge aller übrigen Sünden des Zeichners in den folgenden Heften ſeyn würde. Iſt es dem Hrn. Bach noch möglich, künftig zu der ihm höchſt nöthigen Selbſterkenntniß zu gelangen: ſo dürfen wir hoffen, er werde der Bibliothek der ſch. Wiſſenſch. die Schonung Dank wiſſen, welche ſie ſeinen Vergehungen angedeihen ließ. —

Digitized by Google

Was eine andere Seite der Beurtheilung des Torſo, das Verdienſt des Gelehrten nämlich, oder genauer zu reden, des Schriftſtellers anlangt: ſo würde auch hier ein Verfolg aller einzelnen Aufſätze uns weit über die Grenzen dieſer Recenſion hinausführen. Wäre es eine Mühe, für die wir uns den Dank der Leſer verſprechen dürften, ſo würden wir uns leicht anheiſchig machen können, bey jedem gethanen Schritte zu zeigen, wie wenig Hr. Benkowitz in jedem Betrachte dem Geſchäfte gewachſen iſt, welches er mit ſo viel Muth und Selbſtgefühl übernommen hat, zu zeigen, daß ihm nicht nur ein ausgebreitetes Studium der Antike, nach ſeinem Umfange, gänzlich mangele, ſogar daß er oftmals nicht einmal die erſten und gemeinſten Kenntniſſe in dieſem Fache verrathe. Um dieſes letztere ſehr begreiflich zu finden, braucht man bloß zu wiſſen, daß Hr. B. an einem Orte lebt, der in keinem Zweige der gelehrten Studien weniger Hülfsmittel und geringern literariſchen Vorrath beſitzt, als gerade in dieſem Fache der Archäologie und Kunſtkenntniß überhaupt. Wir haben ſchon vorher der befremdenden Dürftigkeit der Erklärung des Torſo gedacht, wobey man die nöthige Beleſenheit und Bekanntſchaft mit der antiquariſchen Literatur nur allzu ſehr vermißt. Dieſelbe Dürftigkeit herrſcht durch das ganze Werk, und bey jedem Schritte merkt man den Fremdling, der kaum erſt ſeit geſtern die Rolle eines Antiquars übernommen hat. Vergleicht man dieſe Magerkeit mit der Fülle, dem Reichthume und der Uep-

pigkeit, wodurch ähnliche Arbeiten eines Heyne oder Böttiger ſich auszeichnen: ſo findet ſich ein Abſtand, wie zwiſchen der reich beſetzten Tafel des Schwelgers und dem mehr ärmlichen als frugalen Mahle in der Hütte des dürftigen Landmannes. Um hier nur Einiges anzuführen: durchaus unbefriedigend iſt im 1. Hefte der Commentar über das Tauenzienſche Ehrendenkmal. Bey der Note über den Sarkophag mußte wenigſtens die Belegſtelle aus Plinius Nat. Geſch. 36. 17. nachgewieſen werden. Auch die Erklärung der auf dem Sarkophage ruhenden weiblichen Figur iſt mangelhaft. Wie Vieles war hier noch nach Anleitung Winkelmanns in den Monum. antichi ined. beyzubringen! Vor allen Dingen wünſchten wir Beweiſe für die Idee, welche von der Abbildung einer Bellona gegeben wird, zu ſehen. Wie wenig eindringend, wie ſehr von der Oberfläche geſchöpft ſind die Erläuterungen anderer antiquariſcher Gegenſtände im zweyten und dritten Hefte, der Vaſen, Dreyfüße, Inſtrumente u. a. Auch die Erörterung über die Propyläen des Perikles in Athen enthält nichts, was nicht ſchon die gemeinſten Compendien an die Hand geben. Nirgends entdeckt man auch nur die mindeſte Spur vom Studium der Quellen: und von welchem Nutzen oder Verdienſte kann es ſeyn, längſt bekannte Dinge immer von neuem zu wiederholen? Nicht zu gedenken, daß die Abbildung der Propyläen ſelbſt aus einer ſehr unzuverläßigen Quelle, den Reiſen des jungen Anacharſis, entnommen iſt, da ſich doch die vor-

tref-

Digitized by Google

treflichſten Abbildungen in den koſtbaren Werken eines Le Rooy (Ruines de la Grece. Tom. I. pl, 26.) und Stuart (Antiquities of Athens. Tom. II. ch. 5.) darboten.

Da es ein Hauptwunſch der Verfaſſer war, der Leſewelt in dieſem Journale eine anziehende Unterhaltung zu geben: ſo läßt ſich erwarten, daß es an Materialien dieſer Art in einer Schrift nicht fehlen werde, die ſich, allem Anſcheine nach, eben nicht im Stande befindet, über ihren Stoff frey gebieten zu können. In wiefern aber an ſich die Abſicht zu billigen ſey, ein Werk von dieſer Beſtimmung, welches ein ſo weites Feld von nähern Gegenſtänden vor ſich ausgebreitet ſieht, mit fremdartigen Erzählungen, kurzweiligen Hiſtörchen und Anekdoten aufzuputzen, darüber iſt ſchon vorhin ein Wink im Allgemeinen gegeben worden. Die weit ausgeſponnene Geſchichte des Zauberers Angelion, welche der Verf. ſelbſt ſehr offenherzig eine Geſchichte ſeltſamen Inhalts nennt, hat doch nur eine ſehr entfernte Beziehung auf Kunſt, und es iſt ſchwer zu ſagen, was ſich eigentlich daraus lernen laſſen ſoll. Ueberdieß fehlen ihr diejenigen Eigenſchaften, welche die Aufnahme derſelben noch entſchuldigen würden. Von den erzählten Anekdoten iſt der größte Theil ohne Kern, wie die im 3. Hefte S. 95. u. f. (wovon die erſtere noch dazu einer eigenen Erfindung ähnlich ſieht) und im 5. S. 145. u. f. Andere ſind völlig im Geiſte des Vademecums. Wie die Anfrage an die Amſter-

dam-

damſche Geſellſchaft zur Beförderung der Dichtk. und der ſchönen Wiſſenſch. 3. Heft S. 98. ſich in den Torſo verlohren habe, begreifen wir nicht, da ſie in das Intelligenzblatt der Allg. lit. Zeitung gehörte. Als Probe der höhern Schreibart ſoll vermuthlich die halb poetiſche Apoſtrophe an das Jahr 1797. 4. Heft S. 133. angeſehen werden. Aber wir müſſen freymüthig geſtehen, daß die ampullae und ſesquipedalia verba unſer Gefühl nie mehr beleidigten, als in dieſer von Bombaſt und leeren Schallwörtern ſtrotzenden Declamation. Eben ſo hat der Commentar über die Idee eines Denkmals Friedrichs II. 6. Heft. S. 194. an manchen Stellen einen übel angebrachten Schwung. Wir können hiebey den Wunſch nicht bergen, daß Hr. B. die Theorie des edlen Styls künftig ſorgfältiger ſtudieren und ſeinen Geſchmack durch anhaltendes Betrachten der beſten Muſter mehr ausbilden und läutern möchte.

Wir ſollten nun noch, wenn wir mehr darauf zu ſehen hätten, was die Herausgeber ſelbſt von uns verlangen, als was die Leſer der Bibliothek wünſchen werden, von demjenigen Theile des Journals reden, wodurch die Herausgeber ihren Ruhm am feſteſten zu gründen hoffen, nämlich von der Anweiſung zum Zeichnen, die unter dem Titel: das Alphabet der Kunſt, einen beträchtlichen Raum in jedem Stücke einnimmt: und wir würden in der That lieber in den Fehler einer unverhältnißmäßigen Weitläuftigkeit verfallen, als uns den Vor-

wurf zuziehen abſichtlich dasjenige mit Stillſchweigen übergangen zu haben, was dem in ſo vielen Rückſichten tadelhaften Werke noch zu einiger Empfehlung dienen könne. Angenommen aber, dieſe Anweiſung wäre wirklich von der Art, daß durch dieſelbe frühere Vorgänger entbehrlich gemacht würden, oder daß ſie einen bisher unerforſchten, leichtern und ſicherern Weg zur Kunſt zeigte, als die vorher mit dem beſten Erfolge eingeſchlagenen: ſo fällt ihr doch an und für ſich ſchon der Umſtand zur Laſt, daß ſie in einem Kunſtjournale durchaus am unrechten Orte ſteht, das keineswegs den Zweck haben kann, den Lehrling mit den erſten Anfangsgründen der Kunſt bekannt zu machen, ſondern ein Magazin ſeyn ſoll, worin neue Aufſchlüſſe und Beyträge zur Erweiterung des Faches niedergelegt werden. Auf der andern Seite gehört auch das Alphabet der Kunſt, als ſolches, nicht in den Plan einer Bibliothek der ſchönen Künſte. Und ſo ziehen wir die Hand von dieſem Theile des Torſo ab, von welchem ohnehin nur zu ſehr das Leſſingſche Wort gelten möchte: Er enthält viel Wahres und Neues; nur Schade, daß das Wahre nicht neu, und das Neue nicht wahr iſt.

So ſehen wir uns an den Grenzen dieſer Recenſion, von welcher wir eines Theils hoffen, daß ſie ſelbſt die im Eingange aufgeſtellten Bemerkungen bey unſern Leſern rechtfertigen werde, andern Theils, daß die Unternehmer des Torſo, mit Verläugnung alles Eigendünkels und aller lächerlichen

An-

Anmaßung, ſie zu ihrem und des Publikums Vortheile beherzigen werden. Wir dürften uns, nach der Erſcheinung der zweyten Hälfte von dieſem Jahrgange, leicht wiederum auf dieſem Wege treffen; aber wir werden alsdann kürzer davon kommen können. Trügen uns nicht alle Ahndungen und Wünſche: ſo wird ſchon das Ende des laufenden Jahres uns in den Stand ſetzen, über den Torſo ausrufen zu können: Es iſt vollbracht!

V.

Franzöſiſche Literatur.

L'ouverture de la Campagne d'Italie, Poême par Jean-François Mimaut; à Paris, de l'imprimerie de Lenormand. 1796. Die flüchtige Arbeit eines guten Patrioten, der die Thaten eines Buonaparte beſingt, und einiges Talent für die Dichtkunſt zeigt. Wir ſetzen den Schluß des Gedichtes hierher:

Honneur à tes talens, honneur à ton ouvrage,
O jeune Buonaparte! ô toi dont le courage,
Plus heureux que Condé triomphant à Rocroi,
Fait pour la liberté ce qu'il fit pour un Roi.

Guide,

Digitized by Google

Guide, guide aux combats les phalanges françaiſes;
Emplis de nos ſoldats les villes piémontaiſes.
Je vois Albe et Ceva, Tortone et Mondovi,
Et les remparts fameux du ſuperbe Coni,
En te voyant paraître ouvrir ſoudain leurs portes,
Et remettre leur ſort à tes fières cohortes.
Mais là, digne de toi, digne de ton pays,
Arbitre modéré d'un peuple entier ſoumis,
Scèle de ton épée, à Beaulieu ſi peſante,
Du ſang autrichien encor toute fumante,
Scèle la douce paix, le voeu de tous les coeurs,
Le but de nos travaux, et le prix des vainqueurs.

Ohnſtreitig iſt die Abſicht des Verf. um vieles beſſer als ſeine Verſe.

Carite et Polydore par I. I. Barthélemi, Auteur du Voyage du jeune Anacharſis en Grèce, précédé d'une notice ſur la vie et les Ouvrages de l'Auteur. à Lauſanne. 180. S. 12. Dieſes kleine Gedichte eines berühmten Gelehrten erſchien zuerſt im J. 1760 und fand vielen Beyfall. Es enthält die Geſchichte zweyer athenienſiſchen Kinder, die ſich lieben und nach Creta geſchickt werden, um dem Minotaurus zum Opfer zu dienen. Sie werden verſchiedenemal durch unerwartete Zufälle getrennt, und nach einer Reihe von Unfällen wieder mit einander vereinigt. Man erkennt in dieſer Erzählung den vortreflichen Verf. der mit dem Geiſte des Alterthums genährt und durchdrungen war, und mit einem Reichthum gelehrter Kenntniſſe das Talent

zu

zu ſchreiben in einem hohen Grade beſaß. Folgende ſchöne Anekdote wird hinreichen die Manier des Vortrags kenntlich zu machen: Polydor kömmt, indem er ſeine Geliebte aufſucht, nach Epidaurus: Environ à une demi-mille d'Epidaure, un vieillard qui conduiſait des troupeaux l'arrêta: Jeune étranger, lui dit-il, ſi vous ſouhaſtez d'entrer dans la ville, je vous conſeille d'attendre jusqu'à demain; il faut traverſer cette forêt qui n'eſt pas longue à la vérité, mais dont les détours ſont obscurs et difficiles; attendez jusqu'à demain, vous dis-je; déja l'ombre descend des montagnes, et déjà la fumée s'élève du toît des hameaux voiſins: reſtez avec-moi; je vous offre du laſt pour votre repas et des feuilles fraîches pour paſſer la nuit. J'accepte votre offre, lui dit Polydore; puiſſe Jupiter hospitaliér vous en donner la récompenſe.

Ils s'avancent à ces mots: une nombreuſe famille vient au devant du vieillard; on reçoit Polydore avec joie; chacun s'empreſſait autour de lui, lorsque le vieillard, élevant la voix, lui dit: Etranger, la paix, dont vous nous voyez jouir, n'a pas toujours regné dans ces climats: ce n'eſt que depuis peu de mois, et par la valeur d'un ſeul homme, que nous avons acquis la ſécurité dans laquelle nous vivons.

Il n'y a pas longtems qu'il habitait dans ces lieux un géant féroce connu ſous le nom de Sinnis: ce brigand féſait périr tous les voyageurs par le ſupplice le plus cruel; ſa force était ſi prodigieuſe qu'il pliait jusqu'à terre deux pins énormes, et après avoir attaché ſes

victimes à chacun de ces arbres, il les laiſſait aller à la fois l'un et l'autre, afin que le mouvement qu'ils féſaient en ſe relevant déchirât les membres de ces malheureux. Je ſus moi-même le témoin du dernier de ces crimes; et je le vis recevoir le juſte chatiment qu'il méritait: ce ſouvenir me glace encore d'effroi. J'allais à la ville et je traverſais la forêt auſſi vite que mon âge et mes forces pouvaient le permettre, lorsque je rencontrai un homme qui accompagnait une femme du même âge que lui; ils me demandèrent le chemin, et m'apprirent qu'ils étaient Crétois: je m'éloignai d'eux en leur ſouhaitant toutes ſortes de proſpérités. Mais à peine eus-je fait quelques pas, que je les entendis l'un et l'autre pouſſer de grands cris: je me retournai; le géant avait ſaiſi le jeune homme, et le traînait par les cheveux. Son épouſe le ſuivait en implorant ce barbare; mais loin de toucher ſon coeur, elle ne feſait que l'irriter davantage.

A peine le Crétois avait perdu la vie, que Théſée arriva dans ces lieux; il n'eſt pas poſſible, continua le vieillard, que vous n'ayez entendu parler de ce héros qui fait aujourdhui l'admiration de la Grèce, et qui marche ſur les traces d'Alcide: depuis la défaite du Minotaure, il a fait mordre la pouſſière à pluſieurs brigands qui déſolaient l'Achaïe, et quoiqu' Égée ſon père ſoit mort depuis un an, il préfère les combats et la gloire des armes à l'éclat tranquille du trône.

Théſée arriva, comme je vous l'ai dit, dans le moment que le jeune Crétois venait d'ex-

d'expirer: il attaqua le monſtre; et après l'avoir déſarmé, il le fit périr par le ſuplice, qu'il avait lui-même inventé. Ce héros après avoir tué le géant, déracina lui ſeul les deux arbres qui avaient ſervi d'inſtrument à ſa cruauté, afin d'effacer jusqu'aux traces de cette affreuſe barbarie.

J'étais reſté à quelque diſtance, pénétré de douleur et d'effroi, lorsque je vis la jeune Crétoiſe qui reſſemblait en pleurant les membres épars de ſon époux; j'allais moi même la ſoulager dans ce pieux office, et je ramenai dans ma maiſon. Quelques jours après elle fit élever un tombeau dans le lieu où cet infortuné a perdu la vie; et tout auprès de ce monument, elle en a fait conſtruire un autre pour un de ſes frères qui était mort, diſait-elle, auparavant.

Dès que ces deux ouvrages ont été finis, on a bâti dans le même endroit une cabane pour elle; et depuis ce tems elle y demeure ſans ceſſe entre les mânes errans de ſon frère et de ſon époux. Il faut paſſer dans cet endroit pour aller à la ville; nous nous y arreterons demain enſemble. Jeune homme, de tels exemples ſont faits pour votre âge: ſi vous aimez la vertu et la piété, celui-ci touchera votre coeur: préſentement allez-vous repoſer; j'aurai ſoin de vous avertir moi-même quand il faudra partir.

Ah mon pere! lui dit Polydore, qu'elle eſt à plaindre, et qu'il eſt affreux de perdre ce qu'on aime!

Le Seau enlevé, poême héroi-comique, imité du *Taſſoni*, par Auguſte C.... à Paris. 2 Volume. in 12. 1796. Der ungenannte Nachahmer des Taſſoni zeigt weder einen vorzüglichen Grad von Geſchmack noch von Erfindungskraft. Er hat die beſten Stücke ſeines Originals zur Seite liegen laſſen; er hat ihm andere Begebenheiten, andere Situationen, andere Charaktere untergeſchoben; aber ſeine eignen Erfindungen wiegen die Erfindungen Taſſonis nicht auf. Die Verſe ſind in eine Art von achtzeiligen Stanzen getheilt, die aber nur die Zahl der Zeilen mit den italieniſchen Stanzen gemein haben. Die Verſification iſt im Ganzen leicht, aber nicht correkt. Der Scherz iſt oft fein und munter, aber auch oft geſucht und zugeſpitzt.

Contes et Nouvelles en Vers par Jean La Fontaine en 2 Vol. in 4to. tirés de 550 exemplaires ſur grand raiſin velin, ornés de 80 eſtampes gravées d'après les Deſſins de Fragonard. Chez Pierre Didot, l'ainé. 1796. Unter den vielen Ausgaben der Erzählungen des berühmten Dichters, eine der ſchönſten; ganz gewiß aber die correkteſte. Die Kupferſtiche ſind, unter der Aufſicht von Tilliard, de la Foße und Saint Aubin von geſchickten Künſtlern gearbeitet.

Théatre de Pierre Corneille avec les Commentaires de Voltaire. Chez Didot. Tom. I. II. 4to. Dieſer ſchöne Abdruck ge-

hört

hört zu der Sammlung franzöſiſcher Claſſiker, die anfänglich zum Gebrauche des Dauphins herausgegeben wurden, und von denen gegen dreyßig Bände erſchienen ſind. Die chronologiſche Ordnung iſt in dieſem Abdrucke der dramatiſchen Arbeiten Corneillens beſſer beobachtet, als in der Ausgabe von Voltaire, deſſen ſämmtliche Anmerkungen beygefügt ſind.

La Jéruſalem délivrée, en vers français. Par L. P. M. F. Baour-Lormian, Tom. I. à Paris de l'imprimerie de Didot l'aîné; l'an IV de la Republ. in 4to. avec deux belles figures à chaque chant. Dieſer Band der kühnen Arbeit eines jungen Mannes enthält die erſten fünf Bücher des befreyten Jeruſalems. Die Ueberſetzung iſt, wie ſich ſchon von ſelbſt verſteht, in Verſen, die ziemlich leicht und fließend ſind, aber oft dem Original Züge entziehn, die man ungern vermißt, und noch öftrer etwas hinzuſetzen, was niemand vermiſſen würde. Zur Probe mag die Ueberſetzung der berühmten Stelle von der Verſammlung der Teufel im vierten Buche hier ſtehn.

Les lugubres clairons de l'empire des mânes
Raſſemblent auſſi-tôt leurs phalanges profanes;
Leurs ſiniſtres accens épouvantent les airs,
Et grondent ſourdement dans le greux des enfers.
Les échos ſouterrains prolongent leur murmure:
Tels, dans ces monts brûlans, effroi de la nature,
Des torrens ſulfureux s'embrâſent à grand bruit

Digitized by Google

Et roulent au milieu d'une éternelle nuit.
Soudain les habitans de ces ſombres royaumes,
Les larves gémiſſans et les pâles fantômes,
A pas précipités accourent tour-à-tour....
Ciel! quel ſpectres hideux peuplent ce noir ſé-
jour!
Les uns avec effort de leur bouche enflammée
Vomiſſent des torrens d'une épaiſſe fumée;
La terreur et la mort reſpirent dans leurs yeux;
Un dragon traîne ici ſes anneaux écailleux;
Des Centaures, des Sphinx, des Gorgones im-
mondes
Abandonnent plus loin leurs cavernes profondes:
Jamais dans le ſommeil le malade égaré
De monſtres plus affreux ne ſe vit entouré.

Sur des trônes de fer tout le ſénat ſe place;
Aſſis au milieu d'eux Lucifer les ſurpaſſe:
Il leur donne des lois: un ſceptre ſouverain,
Symbole de ſon rang, s'agite dans ſa main;
Son front eſt ſurmonté de cornes menaçantes,
Tel oppoſant ſa baſe aux vagues écumantes,
Au rivage des mers un rocher ſourcilleux
Inſulte à leur courroux et menace les cieux.
Perçant la profondeur de ces voutes funèbres,
Ses regards foudroyants brillent dans les té-
nèbres;
Une barbe hideuſe embraſſe ſon menton.
Ses yeux ſont abreuvés d'un funeſte poiſon,
Et d'un ſang empeſté ſa bouche dégoutante
S'ouvre comme le ſein d'une fournaiſe ardente.

De cette bouche impure un ſouffle empoiſonné
Se répand ſur les flots de l'Erèbe étonné:
Tel l'Etna dévorant, ſur le ſol qu'il conſume
Roule

Digitized by Google

Roule des rocs, des feux, du ſoufre et du bitume.
Il parle, tout ſe taît. Pour la première fois
Cerbère en friſſonant retient ſa triple voix;
Immobile d'horreur le Cocyte s'arrête,
L'abyme eſt enchainé, l'hydre même eſt muette;
Et du noir Achéron les gouffres frémiſſans
Retentiſſent au loin des ces triſtes accens.

Epitre aux femmes par Conſtance D. T. Pipelet; à Paris chez Deſenne, libraire. (1797.) Die Verfaſſerin, deren Name in der neueſten franzöſiſchen Literatur nicht unbekannt iſt, vertheidigt die ſo oft beſtrittenen Anſprüche ihres Geſchlechts auf ſchriftſtelleriſche Verdienſte, indem ſie zugleich Lehre und Beyſpiel zu vereinigen unternimmt. Sie geht davon aus, daß die Natur beyden Geſchlechtern gleiche Rechte verliehen habe:

Si la nature a fait deux ſexes différents
Elle a changé la forme et non les élémens.
Même loi, même erreur, même ivreſſe les guide:
L'un et l'autre propoſe, exécute ou décide:
Les charges, les devoirs entre eux deux diviſés,
Par un ordre immuable y reſtent balancés.
Tous deux penſent regner, et tous deux obéiſſent:
Enſemble ils ſont heureux, ſéparés ils languiſſent:
Tour à tour l'un de l'autre enfin guide et ſoutien;
Même en ſe donnant tout ils ne ſe doivent rien.

Der Mann hat dieſes Geſetz der Natur verhöhnt und ſich zum Tyrannen erhoben, und nur bisweilen führt ihn das Erwachen ſeiner Sinne zum Ge-

horſam zurück. Dann ſinkt er zum Sclaven herab und geſteht dem Weibe, ſo lange ſeine Reize dauern, die Oberherrſchaft zu. Will das Weib dieſe Macht jenſeits der Gränzen ihrer Blüthe ausdehnen, ſo muß ſie ihren Geiſt durch die Wiſſenſchaften zu bilden ſuchen. Dieſe ruft die Dichterin im Namen ihres Geſchlechtes an:

Science, poeſie, arts, qu'ils nous interdiſent,
Sources de voluptés qui les immortaliſent,
Venez et faites voir à la poſtérité
Qu'il eſt auſſi pour nous une immortalité.

Mais déja mille voix ont blâmé notre audace:
On s'étonne, on murmure, on s'agite, on menace;
On veut nous arracher la plume et les pinceaux;
Chacun a contre nous ſa chanſon, ſes bons mots.
L'un ignorant et ſot vient avec ironie
Nous citer de Molière un vers qu'il eſtropie:
L'autre vain par ſyſtême et jaloux par métier,
Dit d'un air dédaigneux: *elle a ſon teinturier.*
De jeunes gens, à peine échappés du collège,
Diſcutent hardiment nos droits, leur privilège;
Et leurs arrêts dictés par la fatuité,
La mode, l'ignorance et la futilité,
Répétés en echos par ces juges imberbes,
Après deux ou trois jours ſont paſſés en proverbes.
Envain l'homme de bien (car il en eſt toujours)
Envain l'homme de bien vient à notre ſecours,
Leur prouve de nos coeurs la force, le courage,
Leur montre nos lauriers conſervés d'âge en âge,
Leur dit qu'on peut unir graces, talens, vertus;

Que

Que Minerve était femme, auſſi bien que Venus:
Rien ne peut ramener cette foule en délire;
L'honnête homme ſe taît, nous regarde et ſoupire.

Selbſt der Umſtand, den man ſo oft den Anſprüchen der Weiber entgegengeſetzt hat, daß ſie beſtimmt ſind, Mütter zu ſeyn, iſt eine neue Stütze derſelben. Um ihre Pflichten als Mütter zu erfüllen, müſſen ſie ihren Geiſt durch nützliche Kenntniſſe bilden; ſie müſſen die Führerinnen und das Muſter ihrer Kinder ſeyn:

Eh! quel maître jamais vaut une mère inſtruite?
Sera-ce un pédagogue enflé de ſon mérite,
Un mercenaire avide, un triſte précepteur?
Ils auront ſes talens; mais auront-ils ſon coeur?

Selbſt den unterrichteten Mann, wenn er ein Freund der Wiſſenſchaften iſt, wird eine Frau, welche Kenntniſſe beſitzt, glücklicher machen. Er kann ſeine Neigungen mit ihr theilen und den Reiz geiſtreicher Unterhaltung mit den Reizen der Liebe vereinigen:

Qu'un tel homme eſt heureux au ſein de ſa famille!
Il voit croître aux beaux arts et ſon fils et ſa fille;
Ecoutant la nature avant de la juger,
Il cherche à l'ennoblir et non à l'outrager.
Chez lui l'humanité ne connait point d'entrave;
L'homme n'eſt point tyran, la femme point eſclave;
Et le génie en paix planant ſur tous les deux,
De l'inégalité décide ſeul entre eux.

Die Dichterin ſegnet das Andenken ihres Vaters, welcher ihr frühzeitig Geſchmack an den Künſten einflößte. Sie ermahnt die Weiber den Geſetzen zu huldigen, in deren Befolgung ſie ſelbſt ihr größtes Glück findet:

Il eſt des noeuds ſacrés et d'honorables chaînes:
Il eſt de doux plaiſirs et de plus douces peines;
Et cet échange heureux des ſoins de deux époux
Fait leur bien mutuel et le charme de tous.

Wenn ſie aber den Keim des Genies in ſich ſpüren, ſollen ſie auch hier den Geſetzen und der Stimme der Natur gehorchen, ohne die Spöttereyen der Männer zu fürchten. — Iſt dieſes Gedicht auch nicht gerade geeignet, die Anſprüche der Weiber auf das, was ihnen Rouſſeau, man weiß nicht recht warum, abſtritt, zu begründen, ſo giebt es doch, als ein Werk des Talentes, ſeiner Verfaſſerin ein neues Recht auf einen Platz unter den geiſtreichen Schriftſtellerinnen. Gut zu raiſonniren, iſt eine nicht ſehr häufige Gabe unter den Weibern; aber gut in Verſen zu raiſonniren verſtehen auch unter den Männern nur Wenige.

Epitre ſur la Calomnie par Marie-Joſeph *Chénier*, Membre du conſeil des cinq-cents et de l'Inſtitut national. à Paris. 1796. 16 S. Dieſes Gedicht eines bekannten Verfaſſers iſt mehr die Eingebung des Verdruſſes und Unwillens als der Muſe. Angegriffen von einigen Journaliſten, klagt er die Verläumdung an, und rächt ſich mit der Bitterkeit eines beleidigten Dich-

ters

ters an ihren Prieſtern. Daß man faſt überall, vornemlich in der zweyten Hälfte dieſer ſatyriſchen Epiſtel, die Quelle ſo deutlich ſieht, aus welcher der Verf. ſeine Begeiſterung geſchöpft hat, dient nicht zur Empfehlung derſelben. Zorn und Eigenliebe, wenn ſie ſich das Geſchäft der Muſen anmaßen, geben ſelten etwas ein, das vor dem Richterſtuhle des Geſchmackes beſtehen könnte. Unter ihrem Einfluſſe vertrocknen die Quellen der Phantaſie, und indem ſie den Geiſt auf ſubjective Zwecke richten, wird das was auf Vollendung in ſich ſelbſt Anſpruch macht, zu den Gegenſtänden des Bedürfniſſes herabgeſetzt. Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn der ſo reichhaltige Gegenſtand dieſer poetiſchen Epiſtel mit einer Dürftigkeit behandelt iſt, die ſich durch den Flitterſtaat des poetiſchen Ausdrucks und einiger glänzenden Tiraden keinesweges verbergen kann. In dem erſten Theile hat es der Verfaſſer mit den ſchlechten Dichtern und Schriftſtellern überhaupt, in dem zweyten mit ſich und ſeinen Verdienſten zu thun; von der Verläumdung erfährt man nur wenig und nichts, was nicht ſchon hundertmal und weit beſſer geſagt wäre. Die Empfindungen ſind eben ſo ſchwach als die Gedanken. Statt des Unwillens der Tugend ſieht man nichts als den Unwillen der gekränkten Eitelkeit; ſtatt Laune und Witz nichts als Bitterkeit und Misgunſt. Selbſt eine der vorzüglichern Stellen, die dem Lobe einiger berühmten Männer gewidmet iſt, hat dieſen Fehler:

Digitized by Google

Ma voix pour décerner un hommage équitable,
N'attend pas que le tems de ſa faux rédoutable
Ait réuni Saint-Pierre à ſon maître Platon,
Garat à Condillac, et la Grange à Newton.
J'aime à voir de Colin la décente Thalie
Des humains en riant crayonner la ſolie:
Parny dicter ſes vers mollement ſoupirés;
Dans ſes malins écrits avec goût épurés,
Paliſſot aiguiſer le bon mot ſatyrique;
Lebrun ravir la foudre à l'aigle pindarique;
Delille nous rendant le Cygne aimé des Dieux,
Moduler avec art ſes chants mélodieux;
Et de l'Eſchyle anglais évoquant la grande ombre,
Ducis tremper de pleurs ſon vers tragique et ſombre.
Si même il fût un tems, où la Harpe irrité
Velut noircir mes jours d'un fiel non mérité;
Oubliant ſa brochure et non pas Mélanie,
Quand les Goths menaçaient l'auteur de Virginie,
N'ai-je pas temoigné tout mon mépris pour eux,
Et le reſpect qu'on doit au talent malheureux?
Des beaux arts opprimés relevant l'infortune,
J'ai de ces noms fameux embelli la tribune etc.

Zu den beſſern Stellen des Gedichts gehört die, in welcher die Zeiten der Dictatoren beſchrieben werden.

Narciſſe et Tigellin, bourreaux légiſlateurs,
De ces menteurs gagés ſe font les protecteurs;
De toute renommée envieux adverſaires,
Et d'un parti cruel plus cruels émiſſaires,
Odieux proconſuls, règnant par des complots,
Des fleuves conſternés ils ont rougi les flots:

D'un

D'un peuple trop crédule adulateurs impies,
De l'état épuiſé dévorantes Harpies,
Gorgés de ſang et d'or, ces tyrans du ſénat
Aux juges meurtriers dictaient l'aſſaſſinat:
J'ai vu fuir à leur noms les épouſes tremblantes.
Le Moniteur fidele, en ſes pages ſanglantes,
Par le ſouvenir même inſpire la terreur,
Et dénonce à Clio leur ſtupide fureur:
J'entends crier encore le ſang de leurs victimes;
Je lis en traits d'airain la liſte de leurs crimes.
Et c'eſt-eux qu'aujourdhui l'on voudrait excuſer!
Qu'ai-je dit? — On les vante . . . et l'on m'oſe accuſer?

Dieſe Stelle führt zu einem Selbſtlob und einer ziemlich froſtigen, ziemlich verlegenen Erwähnung ſeines hingerichteten Bruders. Man erwartet, daß der Dichter ſich erwärme und hebe, aber die Rückſicht auf ſein eignes Ich zieht ihn unabläßig zu Boden. Der Styl iſt oft an einigen Stellen nachläſſig und die Bilder durchkreuzen ſich in ſeltſamer Verwirrung. z. B.

Ces reptiles hideux, ſifflant dans la pouſſière
N'ont pas *ſemé la guerre* entre ſon ombre et moi.

oder:

Ils mettent leurs ſottiſes aux gages des libraires.
Après un long orage *inſectes éphémères*
Envieux par nature et *brigands par métier*
Ils vendent l'infamie à qui veut la payer.

Wir ſetzen zum Schluß eine Stelle hierher, welche man auch zu wiederholten malen mit Vergnügen lieſt,

Digitized by Google

ließt, ob man ſich ſchon wundern muß, ſie in dem Gedichte eines Mannes von Cheniers Grundſätzen zu leſen:

Vois dans ſes premiers jours la république en deuil,
L'élite des Français deſcendant au cerceuil,
Les impurs échafauds ſervant de mauſolées,
Les graces, les vertus d'un long crêpe voilées,
Près d'elle le génie éteignant ſon flambeau,
Et les beaux arts pleurant ſur ſon vaſte tombeau.
Ces malheurs ſont récents: quel monſtre les fit naître?
Sa trace enſanglantée eſt facile à connaître:
La calomnie, eſclave et docile aux tyrans,
Dès qu'ils eurent parlés, déchaîna ces torrents,
Qui, du Var à la Meuſe étendant leurs ravages,
Ont ſéché leurs lauriers croiſſants ſur nos rivages.
Elle ouvrit les priſons, dreſſa les échafauds,
Et ſur le tribunal fait ſiéger les bourreaux.
C'eſt elle, tu le ſais, qui, dans Athène ingrate,
Exilait Ariſtide, empoiſonnait Socrate;
Qui dans Rome opprimée égorgait Cicéron,
Ouvrait le flancs *glacés* du maître de Néron;
Qui livrait dans Paris aux fureurs populaires
Du ſage Lamoignon les vertus *ſéculaires*.
Ainſi tombaient Thouret, Barnave, Chapelier,
L'ingénieux Bailly, le ſavant Lavoiſier,
Vergniaux, *dont la tribune a gardé la mémoire*,
Cuſtine et Beauharnais, noms chers à la victoire.
Condorcet dans les bois traînant ſes pas errants,
Nous éclairait encor de ſes rayons mourants;
Et des vainqueurs des rois les bourreaux deſpotiques,

Ambi-

Ambitieux ſervis par des ſots fanatiques,
Souillant la liberté d'éloges impoſteurs,
Immolaient en ſon nom ſes premiers fondateurs.

Dieſe Epiſtel, in welcher mehrere lebende Schriftſteller mit Bitterkeit und Stolz angegriffen ſind, veranlaßte eine Antwort:

Petite réponſe à la grande Epitre ſur la Calomnie de Marie-Joſeph Chénier etc. Par F. P. A. Léger. à Paris. Der Verf. derſelben war durch den Vers:

Le ſtupide Léger veut remplacer Piron

nicht wenig gekränkt. Das Gefühl eines bittern Verdruſſes verbirgt ſich auch nur wenig unter dem leichten Tone, den er in der Antwort annimmt, in welchem er Chenier ſeine ehemaligen Verbindungen mit Robespierre und den Jakobinern bitter genug vorrückt. Vorzüglich hat er die Unſchicklichkeit nicht ungerügt gelaſſen, die in Chenier's Klagen über den Tod ſeines Bruders und einiger andern Schlachtopfer der Tyranney jedem, der in der Geſchichte des Jakobinismus nicht fremd iſt, auffallen muß.

Mais d'où naît ta douleur tardive
Pour l'immortel André Chénier?
Laiſſe en paix ſon ombre plaintive
Répoſer avec Lavoiſier.
Oui, tous les ans, près de ſa tombe,
Les vrais amis des arts, en deuil,
Iront de pleurs, par hécatombe,

Baig-

Baigner ſon glorieux cercueil.
Et, ſur la dépouille mortelle
D'un martyr qui n'eſt pas vengé,
Jurer une guerre éternelle
Aux brigands qui l'ont égorgé.
Mais garde toi, malheureux frère,
D'y porter tes pas chancelans!
Fuis, fuis cette urne cinéraire
Où dorment ſes manes ſanglans.
A ton aſpect, je vois ſa cendre
Se ſoulever avec effort;
Dans les tombeaux, je crois entendre
Ce cri, qu'Echo prolonge encor:
Vivant il fallait me défendre,
Non me pleurer après ma mort.

L'expédition des Argonautes, ou la conquête de la Toiſon d'or. Poëme en quatre chants; par Apollonius de Rhodes. Traduit pour la prémière fois du grec en français, par I. I. Cauſſin, profeſſeur au collège de France; à Paris chez Moutardier, l'an cinquième de la Républ. 56 u. 400 S. Die Vorrede enthält Nachrichten über das Leben des Dichters, und die Literatur ſeiner Gedichte, nebſt Betrachtungen über den Stoff des Werkes ſelbſt. In der letztern zeigt der Verf. daß die Entdeckung des ſchwarzen Meeres durch die Griechen und der dadurch veranlaßte Handel mit den Bewohnern des Pontus Euxinus die Grundlage der ganzen Fabel ſey. Die Ueberſetzung ſelbſt verbindet mit dem Verdienſte der Treue eine gefällige Geſchmeidigkeit und Eleganz. In den beygefügten

An-

Anmerkungen werden Stellen der lateiniſchen Dichter angeführt, die den Apollonius nachgeahmt haben. In einem zweyten Bande verſpricht der Ueberſetzer den Scholiaſten zu liefern.

Les Bataves par Bitaubé, membre de l'Inſtitut national de France et de l'Académie royale des Sciences et Belles - Lettres de Pruſſe. à Paris, chez D. B. Garnèry. 1797. Dieſes proſaiſche Heldengedicht beſingt die Befreyung der Niederlande von dem ſpaniſchen Joch. Der Stoff iſt rein hiſtoriſch, aber der Verf. hat für gut gefunden einige Maſchinen einzuweben, um, dem Vorurtheile ſeiner Landsleute zufolge, die Eppopee mit dem nothwendigen Antheile von Wunderbaren auszuſteuern. Dieſe Perſonen ſind allegoriſche Weſen, der Fanatismus, die Tyranney, der Genius der Meere, Orcanor u. a. eine Vermiſchung von Wahrheit und Dichtung, welche, wie man leicht denken kann, weder die Wahrſcheinlichkeit befördert, noch eine große Anſtrengung der Erfindungskraft nöthig macht. Die Sprache iſt lebhaft und das Colorit bisweilen warm; aber, abgerechnet, daß die Proſa den poetiſchen Flug nicht hinlänglich unterſtützt, iſt der dichteriſche Schmuck allzu oft und allzu ſichtbar aus der Beute älterer Dichter zuſammengeraft. Gleich die Expoſition erinnert zu ſehr an das befreyte Jeruſalem: Je peindrai le courage de ce peuple peu nombreux, qui, combattant de formidables armées, ſurmontant les revers, conquit ſa liberté, fit re-

revivre ſon antique gloire, digne deſcendant du Batave, arracha ſes provinces des chaînes de l'Eſpagnol et les unit d'un lien fortuné. En-vain un roi, dont le ſceptre menaçait d'aſſervir le monde, s'arma pour anéantir cette valeureuſe nation qui luttait contre ſa puiſſance; envain les monſtres des enfers, la tyrannie et le fanatiſme, ſecondant les efforts du monarque, la précipitèrent dans l'abîme de l'infortune; le Battave rejetta le joug, et levant ſa tête victorieuſe, environnée de ruines, il fonda la Hollande. Folgende Stelle, welche ſich in Rückſicht auf Energie auszeichnet, mag zugleich als eine Probe dienen, wie der Verf. die allegoriſchen Weſen gebraucht: Enfin du ſein de la Libye accourt la famine, fantôme hideux, que l'on confondrait avec la mort, et qui ſuit les pas de la guerre: Vas, lui dit le demon des combats, hâte-toi, descends dans ces murs, et dévore ceux qui me ſont échappés; il dit: le monſtre s'élance dans Leyde. Là, de maiſons en maiſons, il montre ſa tête livide, deſſèche de ſon ſouffle aride les canaux de l'abondance, s'immole de nombreuſes victimes, et porte l'épouvante au ſein du plus intrépide. Bientôt, comme ſi ce monſtre s'était multiplié, on voit les citoyens errer languiſſament, et l'on croit être dans le ſéjour lugubre de la mort, au milieu des pâles ombres. Ce qui aggravait leur infortune, c'eſt qu'ailleurs on recueillait les préſens de la terre; ils ſe repréſentent l'agrégable bruit des faucilles qu'aiguiſe le moiſonneur, les nombreux épis abattus ſous leur tranchant, les joyeux villageois formant des

ger-

gerbes odorantes, en chargeant un char, qui gémit ſous le lourd fardeau, et le conduiſant en triomphe dans leurs granges ouvertes pour le recevoir, et où il n'entre qu'avec de pénibles efforts. A ces tableaux ſuccède l'affreux ſpectacle de leurs calamités. Enfin accourt encore la contagion, plus formidable que la famine; ſes bras multipliés ſont armés de faulx énormes; ſon ſouffle eſt mortel. Autour d'elle tout s'abat; les vivans et les morts occupent les mêmes demeures. Encore quelque tems, et il ne reſtera plus aſſez d'habitans pour rendre les devoirs funèbres, et Leyde ne ſera qu'un tombeau; déjà règne de toutes parts le ſilence du trépas interrompu par les adieux des mourans et par des cris lamentables. Die Charaktere der Hauptperſonen ſind mit Geſchicklichkeit dargeſtellt und ausgeführt. Wilhelm von Oranien behauptet überall den erſten Platz. Seine Standhaftigkeit und ſein Muth werden durch eine intereſſante Empfindſamkeit gemildert, die in ihm das Bild eines vollkommenen Mannes vollendet. Auch ſeine beyden Brüder, Ludwig und Adolph; die unglücklichen Helden der Freyheit, Horn und Egmont: ihre Gemahlinnen und Coligny ſpielen ihre Rollen in dieſem Werke, deſſen Fehler aus dem Weſen der Gattung ſelbſt, welche auf den Grenzen der Poeſie und Geſchichte ſchwankt, entſprungen ſcheinen.

Digitized by Google

VI.

Engliſche Literatur.

The Triumphs of War, and other Poems. By W. Amphlett. 1796. 12. 138 S. Dieſe Gedichte ſind die Kinder einer warmen Einbildungskraft und wahren poetiſchen Talentes. Der Styl iſt belebt und bilderreich; was aber noch mehr werth iſt, eine edle Denkungsart ſcheint überall durch. Die Sammlung enthält Oden, Elegien, Sonnette; das vornehmſte Stück iſt das auf dem Titel angezeigte, the Triumphs of War. Hier giebt der Dichter eine hiſtoriſche Ueberſicht von den Verwüſtungen des Krieges in mehrern Zeitaltern, und als er auf die neuern Zeiten kömmt, von deren Cultur man ſich etwas beſſeres hätte verſehen ſollen, bricht er in folgende Klagen aus:

Riſing from gothic darkneſs, ſcience ſhines
Each rolling year with more reſplendent light:
Invention roves exulting round the world,
Inſtructing nations in the uſeful arts:
And had the arts of peace alone employ'd
His ſtudious hours, the happy race of man

Had

Had never wept: or had humanity
In ev'ry breaſt, as in our Bacons glow'd;
Arts that excite revenge, or ſtimulate
Ambitious projects, never had been known.
But 'twas for monks reſerv'd to teach mankind
More expeditious murder! — And ſeldom fail'd
The holy mother church in breeding broils,
Wherein the pious advocates may learn
The novel arts. Accurſed homicides!
'Twas your hot bigotry and baſtard zeal,
So long in darkneſs hid the human mind,
Clouding the ſky of reaſon with the ſtorms
Of ſuperſtition's ſombre hemiſphere.
Inexorable foes of man and truth!
To you may war attribute half his ills,
And all his modern terrors. — Many a ſlave
Expiring in the agonies of death,
Has breath'd his laſt anathema's on you:
Repenting ſore that unauſpicious day
He left his ſimple joys and native home,
To roam about the world an abject ſlave:
Bearing vile inſtruments of pain and death,
To level at the heads of unknown men.

Der Verfaſſer hat die Grille eine Menge lateiniſche Wörter anzubringen, die ſeinen Verſen bisweilen ein pedantiſches Anſehn geben und ihren Wohlklang ſtören.

Quaſhy or the Coal-Black Maid. A Tale. By Captain Thomas Morris. 1796. 8vo 26 S. Die Liebesgeſchichte eines Negers und ſeines Mädchens, in der Abſicht geſchrieben,

 die

die Empfindungen des Leſers gegen den ſchändlichſten aller Handelszweige zu ſtimmen. Dieſe Abſicht verdient mehr Lob als die Ausführung. Die Geſchichte iſt ohne ſonderliches Intereſſe, ſo leicht es auch hier war, ohne großen Aufwand von Kunſt, durch den Contraſt eines zarten Triebes und den Mishandlungen hartherziger Grauſamkeit zu rühren, den der Verf. in folgenden Zeilen andeutet:

Each ev'ning, when our lovers taſk was o'er,
And the dread ſound of ſcourges heard no more,
With ſmiles they met; tho' ſtill with toil ſubdu'd,
They ſcarce had ſtrength to taſte their ſcanty food.
At length, forgot the labours of the day,
Stretch'd on the ground the ſable helots lay;
And when to ſleep's invading pow'r reſign'd,
A pleaſing dream would oft refreſh the mind.
Then fancy painted near a cane-topt hill,
A garden water'd by a falling rill;
And in midſt a whiten'd cot was ſhewn,
The mimic whiſp'ring »theſe are all your own;
For ſuch ſweet ſpots to franchis'd ſlaves are giv'n,
When dying ſinners make their peace with heav'n?«

Das Verdienſt dieſes Gedichtes beſteht hauptſächlich in einer fließenden und correcten Verſification.

The Paradiſe of Taſte. By Alexander Thomſon Eſq. Author of Whiſt; a Poem. 1796.

1796. 4to. 124 S. Dieſes Gedicht, zu welchem der berühmte Temple de Goût Veranlaſſung gegeben zu haben ſcheint, führt den Leſer durch die verſchiedenen Gebiete des Geſchmacks. Der erſte Geſang, welcher als Einleitung angeſehen werden kann, aber mit den übrigen nicht genug zuſammenhängt, zeigt den Dichter in ſeiner Bibliothek, wo er die mannichfaltigen Klaſſen nützlicher und unterhaltender Werke durchläuft, und ſie kurz charakteriſirt:

And like the bee, in ſpring's favonian hour,
That wanders reſtleſs thro' a thouſand ſweets,
And viſits bloſſoms of unnumber'd hues,
With aim unfix'd, as varying fancy ſways,
Unwearied ſtill thro' many a volume ſtrays.

Der zweyte Geſang führt den Titel: The Viſion. Der Dichter hat einen Wintertag im Genuß des Studirens geſchwelgt, und überläßt ſich ſeinen Betrachtungen über die Macht des Genies, als ihm die Gottheit des Geſchmacks erſcheint, und ihm, nach einigen Lobſprüchen, die ſie ſeinem Eifer und Hange den Geiſt auszubilden macht, die Abſicht ihrer Erſcheinung auf folgende Weiſe erklärt:

Tho' much of me, my nature and my laws,
In various notes my tuneful ſons have ſang,
Not one has yet conceiv'd the bold deſign
To trace my progreſs from Creation's birth
Thro' all the changing ſcenes of place and time,
And lead his free and animated ſtrain,
With equal vigour, thro' the circling maze

Of manners and of Art. — For thee alone
Was this great theme reſerv'd — nor ſhall the taſk
Be wholly left to thy unaided pow'r;
For I will dictate to thy liſt'ning Muſe,
And prompt thy ſpirit with the daring ſong.
But comme with me — for I will ſhow thee firſt
The various wonders of my bright domain.

Sonderbar iſt es, daß die Göttin bey der Ausführung des Planes ihr Verſprechen vergißt und weit weniger erfüllt als ſie hier erwarten läßt; noch ſonderbarer aber iſt die Entſchuldigung, mit welcher der Dichter in der Vorrede das Mangelhafte der Ausführung entſchuldigen will. Da es nur in ſeiner Gewalt geſtanden hätte, die Stelle, welche das vielumfaſſende Verſprechen enthält, umzuändern, ſagt er: „er habe immer eine unbeſiegliche Abneigung gegen die nächtliche Beſchäftigung der Penelope gehegt, das was er einmal gewebt, wieder aufzulöſen.“ — piger ſcribendi ferre laborem. — Indeß ergreift die himmliſche Geſtalt

like one of thoſe
Reſplendent ſhapes, with which Religion, rapt
In holy meditation, loves to cloath
The pure unbodied energies of Heav'n —

den Dichter bey der Hand und führt ihn zu einem diamantnen Felſen, welcher das Paradies des Geſchmacks umgiebt. Ein rieſenmäßiges Thor von Ebenholz öffnet ſich dem Willen ſeiner Führerin und er tritt in den Garten der Schönheit. Die Be-

Beſchreibung deſſelben füllt den **dritten** Geſang. Er findet in ſeinen bezaubernden Schatten die ſchönſten Geiſter der Alten und Neuern. Um Theokrit und Geßner ſcherzen die Lämmer auf blühenden Raſen, während Anakreon und Catull in einer Laube von Myrthen und Reben ihre Leyer ſtimmen. Der Weg führt ihn im **vierten** Geſang in das Thal des Mitleidens, wo Sappho, Tibull, Petrarch, Shenſtone, Oßian, Euripides, Göthe u. a. Tragiker und Romanſchreiber, wohnen. Eine ganz verſchiedene Scene öffnet ſich im **fünften** Geſang, wo der Dichter in die Wohnung des Lächerlichen eingeführt wird, ein ſonderbares, phantaſtiſches Gebäude, in welchem ſich Lucian und Swift, Plautus und Rabelais, Martial und Congreve, Butler und Prior, Cervantes, Moliere und Fielding aufhalten. In dieſem Geſange, wo ſich der Dichter bemüht, witzig und luſtig zu ſeyn, zeigt ſich der Einfluß ſeiner Führerin am allerwenigſten. Im **ſechſten** Geſang beſteigt er den Berg der Erhabenheit. Auf ſeinem Gipfel thront Homer und der Dichter des verlohrnen Paradieſes. Pindar, Dryden und Gray ſchweben über zerriſſene Felſen und dampfende Ströme, während Lukrez, Akenſide und Thomſon, von mannichfaltigen Farben und Pinſeln umgeben, auf einem ſanften Raſen ruhn. In dem **ſiebenten** und letzten Geſang führt eine beſeelte Barke den Dichter auf die Inſel der Phantaſie, die von Ovid, Arioſt, Spencer, Dante, Shakſpear u. a. bewohnt wird. Die Beſchreibung des Eylandes iſt voll Leben und Wärme:

Encourag'd thus, away my fears I threw,
And ſaw without diſmay, the ſtrangeſt ſight
Was ever yet reveal'd to mortal view;
Two Suns at once, in Heav'ns meridian height,
Of equal ſplendor and of equal might —
But oh! what tongue can all the glories tell,
With which their influence cloth'd that land of light,
Or from each burning orb what ardors fell,
Where Heat's whole ſtrength appear'd omnipotent to dwell.

No common warmth, indeed, had equal been
To tinge the graſs with their luxuriant grew,
Nor, as in other lands, of vulgar green,
But painted rich with many a brilliant hue,
From the fierce crimſon to the gentle blue.
Nor leſs of wonder did each flow'r diſcloſe
That met our eyes, of ſhape and colour new;
The lily there in purple beauty glows,
And there, with thorns unarm'd, appears the azure roſe.

Nor were the trees like thoſe of other ſoils;
Each barren branch was rough with golden ore,
And each prolific bluſh'd with precious ſpoils;
The plum with ſapphire fruit was cover'd o'er,
And emeralds the vine and rubies bore;
Each quiv'ring leaf was a melodious tongue,
That ſtill untired the ſweeteſt notes could pour;
And ev'ry bird that on the branches hung,
Accordant to the ſound, in human accent ſung.

The rivers here no vulgar boons beſtow'd;
Some taught their yellow waves with gold to ſhine,

While

While ſome with honey, milk and nectar flow'd,
And others rolling down the richeſt wine,
Supplied their happy Lords with draughts divine.
Nor leſs the mountains huge did ours ſurpaſs;
One ſeem'd of glitt'ring gold a ſolid mine,
Of iron one, and one of burniſh'd braſs,
Of rugged diamond ſome, and ſome of poliſh'd
glaſs.

Der Verf. hat ſich, wie ſchon aus den angeführten Proben erhellt, die Freyheit genommen, das Sylbenmaas nach der Beſchaffenheit der Gegenſtände abzuändern. In dem erſten Geſange wechſelt daſſelbe mehrmals ab; der zweyte iſt ganz in reimloſen Verſen geſchrieben; in dem dritten herrſcht hauptſächlich der zehnſylbige gereimte Vers; der vierte iſt im elegiſchen Sylbenmaas; der fünfte gröſstentheils in achtſylbigen gereimten Jamben, wie die im Hudibras; der ſechſte wiederum in blank verſes; der letzte endlich in der von Spenſer eingeführten Stanze. Mit mannichfaltigen Fehlern in der Ausführung, und einem oft fühlbaren Mangel an Richtigkeit und Sicherheit des Geſchmacks, vereinigt dieſes Gedicht viele Vorzüge, die das poetiſche Talent des Verfaſſers in ein helles Licht ſetzen.

Sappho and Phaon. In a Series of Legitimate Sonnets with Thoughts on poetical Subjects, and Anecdotes of the Grecian Poetreſs. By Mary Robinſon, 1796. 8vo. 82 S. Dieſe Sonnette enthalten die Geſchichte

ſchichte der Leidenſchaft der lesbiſchen Dichterin in warmen Gemählden bis zu dem Augenblick, wo ſie den leucadiſchen Felſen beſteigt, um ihren Leiden ein Ende zu machen. Die mannichfaltigen Abwechſelungen ihres Gemüthszuſtandes ſind mit der Zartheit ausgedrückt, die der Gegenſtand forderte, und wenn ſich die Verfaſſerin bisweilen von der Einfalt entfernt, mit der ſich Sappho ſelbſt dargeſtellt haben würde, ſo hat ſie doch wenigſtens das negative Verdienſt, den Schimmer witziger Einfälle beſſer vermieden zu haben, als in ihren frühern Produkten. Folgende Proben werden indeß zeigen, daß in dieſen Sonnetten mehr der Geiſt der italieniſchen Sonnettiſten, als des Alterthums herrſcht:

Characteriſtics of Love.

Is it to love, to fix the tender gaze,
To hide the timid bluſh and ſteal away;
To ſhun the buſy world, and waſte the day
In ſome rude mountain's ſolitary maze;
Is it to chant one name in ceaſeleſs lays,
To hear no words that other tongues can ſay,
To watch the pale moon's melancholy ray,
To chide in fondneſs and in folly praiſe?
Is it to pour th' involuntary ſigh
To dream of bliſs, and wake new pangs to prove;
To talk, in fancy, with the ſpeaking eye,
Then ſtart with jealouſy, and wildly rove;
Is it to loath the light and wiſh to die?
For theſe J feel — and feel that they are Love.

Reſol-

Reſolves to take the Leap of Leucata.

Yes, J will go where circling whirwinds riſe,
Where threat'ning clouds in ſable grandeur lour;
where the blaſt yells, the liquid columns pour,
And madd'ning billows combat with the ſkies!

There, while the Daemon of the tempeſt flies
On growing pinions through the troublous hour,
The wild waves gaſp impatient to devour,
And on the rock the waken'd Vulture cries!

O dreadful ſolace to the ſtormy mind!
To me more pleaſing than the valley's reſt,
The woodland ſongſtres, or the ſportive kind,
That nip the turf, or prune the painted creſt;
For in deſpair alone, the wretched find
That unction ſweet, which lulls the bleeding breaſt.

Fables by John Gay, illuſtrated with Notes and the Life of the Author. By William Coxe. Rector of Bemerton. 1796. 322 S. 12. Jn den Anmerkungen zu dieſer beliebten Sammlung von Fabeln erläutert der durch ſeine Reiſen bekannte Herausgeber die vorkommenden Anſpielungen auf Mythologie und Geſchichte, ungewöhnliche Ausdrücke, Naturhiſtoriſche Notizen u. dergl. Hin und wieder verbeſſert er die moraliſche Anwendung und vergleicht ähnliche Stellen aus andern Schriftſtellern. Die Arbeit iſt hauptſächlich für den Gebrauch von jungen Leſern berechnet. Vorzüglich ſchätzbar iſt das vorausgeſchickte Leben des Dichters.

The

The Chace; a Poem, by William Sommerville Eſq. a new Edition. To which is prefixed a critical Eſſay by J. Aikin, M. D. 1796. 8vo. 186 S. Dieſe neue Ausgabe eines bekannten Gedichts empfiehlt ſich durch ihre äußere Schönheit, und die vorangeſchickte kritiſche Abhandlung. Der Verf. derſelben würdigt das Verdienſt des Dichters mit folgenden Worten: He is ſtrictly and almoſt ſolely a deſcriptive poet; and his talent lies in delineating actual ſcenes with fidelity and ſpirit, adorning them with beauties of diction, but leaving them to act upon the imagination by their own force, without aid from the creations of fancy. In claſſical alluſion he is not deficient, but it is of the more common kind, and little occurrs in his writings that indicates a mind inſpired by that exalted enthuſiaſm which denotes the genius of ſuperior rank. His verſification is generally correct and well varied, and evidentlys flows from a nice and well practiſed ear. His language is well ſuited to his ſubjects, riſing and ſinking with them; and free from the ſtiffneſs and affectation ſo commonly attendant upon blank verſe. It more reſembles that of Armſtrong, than of Thomſon and Akenſide. Some of his other poems ſhew him to have had a ſtrong perception of the ludicrous; and in this too traits of humour are diſcernible. On the whole, Sommerville occupies a reſpectable place among our native poets; and his Chace is probably the beſt performance upon that topic which any country has produced.

The

Digitized by Google

The Way to get married; a Comedy in five Acts. By Thomas Morton Eſq. 1796. 8vo. Uebertriebene Charaktere, einige humoriſtiſche und einige ſchauderhafte Scenen, einige witzige Einfälle machen das Verdienſt dieſer Comödie, ſo wie der meiſten, welche jetzt auf dem engliſchen Theater erſcheinen. Der Verf. ſcheint die Geſinnungen und die Sprache der verſchiedenen Klaſſen von Charakteren, die er aufführt, gut zu kennen.

Poems by Robert Southey. 1797. 220 S. 8vo. Der Verf. der Joan of Arc, eines romantiſchen Gedichtes, deſſen wir in einem der vorigen Bände dieſer Bibliothek Erwähnung gethan haben, liefert hier eine Sammlung kleinerer Gedichte, in denen man dieſelbe Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, dieſelbe Zärtlichkeit des Gefühls und den melodiſchen Fluß des Ausdrucks bey noch weniger Fehlern wieder findet. Sonnette, Balladen, Hymnen ſind hier unter einander gemiſcht; auch ein hiſtoriſches Gedicht The Triumph of Woman, zu welchem der Stoff aus I. Eſdra. 3. 4. genommen und ohne weſentliche Veränderung ausgeführt iſt; und ein Monodrama. Original iſt der Gedanke, den traurigen Zuſtand der Negerſclaven zum Gegenſtande einiger Sonnette zu machen, und demnach auch die Kraft der Poeſie zur Aufhebung des Sclavenhandels wirken zu laſſen. Eben ſo original und glücklich ausgeführt ſind des Verf. Botany-Bay eclogues, unter denen ſich

die erſte auszeichnet. So mannichfaltig der Inhalt dieſer Gedichte iſt, ſo herrſcht doch durchaus ein Ton des Trübſinns und der Schwermuth, der in den Balladen eine vortrefliche Wirkung thut.

Specimen of Arabian Poetry, from the earlieſt Time to the extinction of the Khalifat. Withi ſome Account of the Authors. By J. D. Carlyle. Chancellor of Carliſle and Profeſſor of Arabic in the Univerſity of Cambridge. 1796. 260 S. 4to. Um die Kenntniß der arabiſchen Literatur in England zu befördern, hat der Herausgeber eine Auswahl arabiſcher Gedichte veranſtaltet, dieſe überſetzt, und in chronologiſcher Ordnung neben einander geſtellt. Vor den Arbeiten eines jeden Dichters geht eine kurze Nachricht von ſeinem Leben und den Veranlaſſungen ſeiner Gedichte vorher. Er fängt mit Mahomeds Zeitgenoſſen an, und geht, wie ſchon der Titel ſagt, bis zum Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts herab. Um eine richtige Idee von der arabiſchen Poeſie zu geben, hat der Herausgeber auch Räthſel, Scharaden und andere ähnliche Spielereyen, auf welche dieſes Volk einen Werth legte, in ſeine Sammlung aufgenommen. Der Druck des Originaltextes fällt ſchön in die Augen; aber für die Correktheit deſſelben iſt nicht hinlänglich geſorgt.

The Epiſtle of Horace to the Piſos, on the Art of Poetry. Tranſlated into Engliſh

liſh Verſe. By William Clubbe. L. L, B. Vicar of Brandeſton, Suffolk. 1797. 4to. 42 S. Eine ziemlich wohlgerathene Arbeit; in welcher der Gebrauch des Reimes den Verf. nicht gehindert hat, das Original mit Treue und Genauigkeit wiederzugeben.

A Diſſertation concerning the War of Troy, and the Expedition of the Grecians, as deſcribed by Homer; ſhewing that no ſuch Expedition was ever undertaken, and that no ſuch city of Phrygia exiſted. By Jacob Bryant. 1796. 196 S. 4to. Daß der gelehrte Dr. Bryant die Abſicht hätte, das ſchon von einigen alten Sophiſten behauptete Paradoxon, daß es weder ein Troja noch einen Trojaniſchen Krieg gegeben, von neuem auf die Bahn zu bringen, iſt bey Gelegenheit der Anzeige ſeiner Bemerkungen gegen Le Chevalier erwähnt worden. Hier erfüllt er dieſes Verſprechen, indem er, nach ſeiner Weiſe, große Gelehrſamkeit mit großem Scharfſinne gepaart zur Erweiſung unhaltbarer Behauptungen aufbietet. Bey der gegenwärtigen Materie leitete ihn noch überdieß, ſeiner Verſicherung zufolge, ein frommer Bewegungsgrund. „Ich unternahm, ſagt er, dieſe Unterſuchung mit deſto größerer Bereitwilligkeit, je mehr ſie Gelegenheit giebt, den Contraſt zwiſchen der heiligen und Profan-Geſchichte ſichtbar zu machen. Je ſorgfältiger wir die alten Denkmäler Roms und Griechenlands unterſuchen, deſto dunkler und ungewiſſer er-

erſcheint alles. Keines beſteht die Probe einer ſorgfältigen Prüfung; ſondern bey einer genauen Betrachtung erſcheint alles in ihnen dunkel, zweifelhaft und unzuſammenhängend. Nehmen wir dagegen die heiligen Bücher zur Hand, ſo erſcheint alles ganz anders, und je tiefer wir ſelbſt in die Theile, die das höchſte Alterthum betreffen, eindringen, deſto größere Schätze entdecken wir." u. ſ. w. Der Beweiß des Verf. gründet ſich übrigens größtentheils auf Vermuthungen, die er hiſtoriſchen Factis entgegenſtellt. Es iſt nicht wahrſcheinlich, ſagt er, daß zwiſchen den mannichfaltigen und entfernten Staaten Griechenlands, in ſo frühen Zeiten, eine allgemeine Verbündung ſtatt gefunden habe. Es iſt glaublich, daß einige dieſer Staaten damals noch gar nicht exiſtirten; und die vorhandenen waren unbedeutend und trieben mit ihren Nachbarn keinen Verkehr. Die Größe des Heeres, welches nach Troja gegangen ſeyn ſoll, macht die Sache vollends unglaublich; denn ſie überſteigt bey weitem die Größe der Armeen, die man in ſpätern Zeiten einem gefährlichen, in das Land ſelbſt eindringenden Feind entgegenſetzte. — Mit dieſem Wahrſcheinlichkeitsbeweiſe, dem man ſchwerlich eine große Kraft zugeſtehn wird, verbindet er einige hiſtoriſche Argumente. Anaxagoras hielt ſich lange in Lampſacus auf, wenige Meilen von dem Orte, wo das alte Ilium geſtanden haben ſoll, entfernt: er hatte alſo Gelegenheit genug, Unterſuchungen anzuſtellen; gleichwohl hielt er das Gedicht Homers für eine Allegorie. Die Meynung,

daß

daß der Zweck der Iliade moraliſch ſey, erhielt ſich lange; (als ob dieſes Urtheil den Glauben an die Wahrheit der zum Grunde liegenden Thatſachen ausſchlöſſe!) Andere legten dem Dichter andere philoſophiſche Abſichten bey. Auch die Geſchichte von dem Urtheile des Paris, der Grundlage der ganzen Iliade, wurde von Mehreren für eine Allegorie erklärt. Hierzu kömmt, daß keiner von den Alten, nicht einmal diejenigen, die ſich ein eigenes Geſchäfte daraus machten, im Stande waren, eine Spur des alten Troja zu entdecken. — Endlich muß auch ſogar die Fabel, daß nicht Helena ſelbſt, ſondern nur ein Bild von ihr entführt worden ſey, als ein Grund dienen, die ganze Geſchichte des Krieges für ein Mährchen zu erklären. Ueber Homer ſelbſt, ſein Vaterland und ſeine Herkunft hat Br. einige Hypotheſen, die man leicht für Aegri ſomnia halten dürfte.

Eſſays on ſome of Shakeſpeare's Dramatic Characters. To which is added an Eſſay on the Faults of Shakeſpeare. The Fifth Edition. By William Richardſon M. A. Profeſſor of Humanity in the Univerſity of Glasgow. 1797. 8vo. 401 S. Eine Sammlung der intereſſanten Aufſätze über Shakeſpeare mit einigen Verbeſſerungen und in einer bequemern Anordnung.

The Art of Poetry, according to the lateſt improvements, a Poem. By Sir Simon Swan, Baronet. Publiſhed by Joſeph

Fawcett, Author of the Art of War. 1797. 16 S. 4to. Eine launige Satyre auf den neuſten Geſchmack in der Poeſie, welche auch unter uns häufige Anwendungen leiden dürfte. In folgender Stelle ertheilt der Dichter der ſentimentaliſchen Klaſſe Unterricht:

Would'ſt thou the ſentimental tribes engage,
To hang enchanted o'er thy magic page;
Although thy ſecret ſoul ſhould dance and ſing,
Blithe as the birds whoſe notes ſalute the ſpring;
Though at thy ſide mirth's ſportful goddeſs ſtands,
Along with Nature ſhouts and claps her hands
And, breathing all her Deity, ſupplies
Jeſts to thy lips, and laughter to thine eyes;
Although, the merrieſt of the muſe's ſons,
Thou ſing the livelieſt catch to Oxford's gowns;
Or dance at Bajae, gayeſt of the gay;
Yet, when you write, let ſorrows ſhade the lay!
Still in your ſong, a deep dejection wear;
Diſmiſs each ſmile, and pour the tuneful tear:
Appear ſome wretch, whom cruel ſtars purſue,
Whom Peace and Joy have bad a long adieu:
As deep deſpair had breath'd it, let the ſtrain,
In each ſmooth line, harmoniouſly complain etc.

One Thouſand Seven Hundred and Ninety-Six; a Satire: in four Dialogues. Dialogue the firſt and ſecond. By Peter Pindar Eſq. 1797. 48 S. 4to. Nach einem mehrjährigen Stillſchweigen des bekannten Pindar, das er in Liberty's laſt Squeak angekündigt hatte, tritt er von neuem mit luſtigen Betrach-

trachtungen über die Begebenheiten des auf dem Titel genannten Jahres auf. Man kann leicht denken, daß die politiſchen Gegenſtände, Pitt, Malmesbury's Geſandſchaft, die Faſttage, eine Hauptrolle ſpielen; aber auch Gegenſtände der Kunſt und Poeſie werden mitgenommen. Von den vier auf dem Titel angekündigten Dialogen ſind nur zwey erſchienen mit dem Verſprechen, die beyden andern in kurzem nachzuliefern.

The Henriade, an Epic Poem, in Ten Cantos. Translated from the French of Voltaire into Engliſh Rhyme, with large Hiſtorical and Critical Notes. Part the firſt, containing the five firſt Cantos. 1797. 132 S. 4to. Dieſe Ueberſetzung empfiehlt ſich durch Treue und Eleganz. — Die Anmerkungen ſind zum Theil aus den Voltairiſchen entlehnt, aber mit vielen eignen vermehrt.

The Poets Fate. a poetical Dialogue. By George Dyer. 1797. 8vo, 50 S. Der Dichter unterredet ſich mit ſeinem Freunde über das Schickſal der Dichter, deren er eine Menge anführt, die bey vielen Talenten von dem Publikum vergeſſen worden. Dieſe Satyre zeichnet ſich durch die ſeltne Eigenſchaft aus, daß der Verf., von Bitterkeit und Haß entfernt, durch Einfachheit, Gutmüthigkeit und Lebhaftigkeit intereſſirt. Folgende Stelle des Dialogs mag als Probe dienen:

P. Then woe is me! to rove with empty purſe,
My wit a torment, and my rhymes a curſe,
To rove and rove, and keep on roving ſtill,
A mere knight-errant of the grey-gooſe quill;
Now doom'd in penance of my former crimes,
To ſcribble mournful verſe in ſtarving times;
When gracious George proclaims, that days are bad,
And critics ſwear, that authors muſt be mad;
Kings, queens and princes touch not wheaten bread.
And bookſellers themſelves are meanly fed.

X. Who ſee their danger, ſhould that danger ſhun,
When ſinks the belly, and a ſcowling dun —

P. To ſlow for labour, yet too ſtout to beg,
Dextrous, as Foote, to hide his corken leg,
To proud to crouch, to ſtubborn for a bribe
And far to grave for epigram and gibe;
To catch the hues of this fantaſtic age,
To turn to ſterling gold the lucky page:
Toſſing and reſtleſſ on my midnight bed,
Inceſſant rhymings ringing in my head,
What courſe muſt J purſue? — X. Take poor repaſt;
For ſuch as needs muſt write, ſhould learn to faſt;
Take moderate exerciſe, and keep up ſtairs;
When hungry, ſmoke your pipe, or ſay your pray'rs:
Or plough in learned pride, the Atlantic main,
Join Pantiſocracy's harmonious train;

Haſte,

Haſte, where young Love ſtill ſpreads his brooding wings,
And freedom digs, and ploughs, and laughs and ſings.

P. God ſave your worſhip! lowly thus J bend,
And grateful bleſs the critic and the friend:
Fain would J climb for thee you high abode,
Fain from Parnaſſus bear a blooming ode;
But Gray and Maſon cropp'd each verdant tree,
Ambitious rogues! how little blooms for me!
See Pye and Hayley ſteal each relique bough;
That for great George, and this for Howard's brow;
And ſhould J dare one ſonneteering line,
Perchance in future Baviads J might ſhine.

Dem Gedicht ſind erläuternde Anmerkungen, welche biographiſche Nachrichten enthalten, beygefügt.

Priſon Amuſements and other Trifles: principally written during nine months of confinement in the Caſtle of York. By Paul Poſitive. 1797. 200 S. 8vo. Eine Sammlung meiſt ſehr geiſtreicher Gedichte, denen man den Ort ihrer Entſtehung nicht anſieht. In einigen derſelben ſchildert der Verfaſſer die Freuden eines Gefangenen.

* * *

Von deutſchen Schriften aus dem Fache der ſchönen Wiſſenſchaften ſind ſeit kurzem folgende Ueberſetzungen erſchienen: Maurice a German

 Tale,

Digitized by Google

Tale, by Mr. Schulz, translated from the French. 2 Vol. 12. ein Werk, das dazu beytragen kann, die Engländer zu überzeugen, daß wir uns nicht blos in der Darſtellung des Abentheuerlichen und Schrecklichen gefallen. Fieſco or the Genoeſe Conſpiracy, a Tragedy. Translated from the German of Frederick Schiller. By G. H. N** and J. S. 1796. 8vo. eine wohlgerathene und ziemlich getreue Ueberſetzung, die aber nicht überall die Kraft des Originals erreicht, oder zu erreichen gewagt hat. Daß auch A. H. Geßners **Laura oder der Kuß** einer Ueberſetzung werth gehalten worden iſt, wird dem Verf. vielleicht eine hinreichende Rechtfertigung gegen die Kritiken ſeiner Landsleute ſcheinen; Unpartheyiſche werden aus dieſem, ſo wie aus mehrern andern Beyſpielen ſchließen, daß man eben nicht Urſache habe, auf die Ehre in eine fremde Sprache überſetzt zu werden ſonderlich begierig zu ſeyn. Einer gleichen Ehre iſt der Genius des Herrn Groſse theilhaft geworden: The Genius, or the Myſterious Adventures of Don Carlos de Grandez. By the Marquis von Groſſe. Translated from the German by Joſeph Trapp. 2 Vol. 1796. 12. Hierher gehört auch folgende Sammlung: The German Miſcellany, conſiſting of Dramas, Dialogues, Tales and Novels, translated from that Language. By A. Thompſon. 1796. 12. Dieſe Sammlung enthält: die Indianer in England; die Nußſchale, eine Erzählung; Bianka

Ca-

Capello; die Geſchichte von Lamberg; das deutſche Theater zu Venedig.

Außer den drey, neulich von uns erwähnten Ueberſetzungen von Bürgers Leonore, iſt noch eine vierte erſchienen, welche den Rang vor allen andern zu verdienen ſcheint. Der Verf. hat die wilde Kühnheit des Originals glücklich nachgebildet; und indem er ſich hierzu des alten Balladentons und der in dieſer Gattung einheimiſchen belebten Sprache bedient, verſetzt er ſeine Leſer in das Zeitalter der Geiſtererſcheinungen, in welches die ganze Geſchichte eigentlich gehört. Da die alte engliſche Sprache, ſo wie die meiſten alten Sprachen, eine Menge lebendiger mahleriſcher Ausdrücke beſitzt, deren ſie ſich in neuern Zeiten entſchlagen hat, ſo gewährte dieß dem Ueberſetzer den Vortheil, ſich auch von Seiten der tonreichen Energie dem Original mehr als einer ſeiner Rivalen zu nähern. Wie ſehr ihm dieſes geglückt iſt, wird folgende Stelle aus der Beſchreibung von Wilhelms Ritt beweiſen:

How ſwift they flood, the mead, the wood,
  Aright, aloft are gone!
The bridges thunder as they paſs,
  But earthly ſowne is none.

Tramp, tramp, acroſs the land they ſpeede;
  Splaſh, ſplaſh acroſs the ſee:
»Hurrah, the dead can ride apace;
  Doſt fear to ride with me?

»The moon is bright and blue the night;
  Doſt quake the blaſt to ſtem?
Doſt ſhudder, maid, to ſeeke the dead?«
  No, nó, but what of them?

How glumly ſownes yon dirgy ſong!
  Night-ravens flappe the wing.
What knell doth ſlowly tolle ding-dong?
  The pſalms of death who ſing?

Forth creepes a ſwarthy funeral train,
  A corſe is on the biere;
Like croke of todes from lonely moores,
  The chauntings meete the eare.

»Go, bear the corſe when midnight's paſt,
  With ſong, and tear, and wail;
J've got my wife, J take her home,
  My hour of wedlock hail!

»Lead forth, o clark, the chaunting quire,
  To ſwell our ſponſal ſong:
Come, preaſt, and reade the bleſſing ſoone:
  For bed, for bed we long!«

* * *

Der in der Geſchichte der Literatur ſo merkwürdige Betrug, Shakeſpeare's Papiere betreffend, iſt nunmehr durch das aufrichtige Geſtändniß ſeines Urhebers vollkommen enthüllt: An authentic Account of the Shakſperian Manuſcripts. By W. H. Ireland. 1796. 8vo. 44 S. Eine vollſtändige Erzählung, wie der junge Menſch es anlegte, ſeinen Vater und mehrere Männer von Anſehn zu hintergehn, mehr in dem Tone ſchamlo-

ſer

Digitized by Google

ſer Eitelkeit, als der Reue vorgetragen. Das wichtigſte in dieſer Schrift iſt, daß ihr Verf. den Herausgeber der Papiere, ſeinen Vater, auf das feyerlichſte von aller Mitwiſſenſchaft um den Betrug losſpricht. Hierauf bezieht ſich eine Vertheidigungsſchrift des Betrogenen ſelbſt: Mr. Irelands Vindication of his Conduct reſpecting the Publication of the ſuppoſed Shakſpeare MSS. Being a Preface or Introduction to a Reply to the critical Labours of Mr. Malone. 1796. 8vo. In dieſer Schrift werden noch eine Menge Gelehrten nahmhaft gemacht, die ſich durch den Betrug täuſchen ließen, und ſich zum Theil recht dazu drängten, unter denen genannt zu ſeyn, welche die Aechtheit der gemachten Entdeckung anerkannt hätten. Daß Hr. Ireland an dem Betrug keinen Antheil genommen und nicht einmal eine Ahndung deſſelben gehabt habe, läßt ſich nach der Ausführung in dieſen beyden Schriften nicht mehr in Zweifel ziehn. Merkwürdig iſt es, daß, nach der gänzlichen Aufklärung des Betrugs, ein gelehrter Engländer, Sir George Chalmers Eſq. es ſich nicht verdrießen ließ, in einer ſehr weitſchweifigen, pedantiſchen Schrift diejenigen zu vertheidigen, welche an die Aechtheit der Manuſcripte geglaubt hatten. Sein, vorzüglich gegen Malone gerichtetes Buch, führt den Titel: An Apology for the Believers in the Shakſpeare Papers, which were exhibited in Norfolk-Street. 1797. 8vo. Er bemüht ſich zu zeigen, daß eine Menge von Malone's Behaup-

hauptungen zu allgemein und zuverſichtlich, andere ganz irrig wären.

VII.

Biographiſche Nachrichten.

Michel-Jean Sédaine war geboren zu Paris den 4. Junius 1719 und ſtarb den 17. May 1797 in einem Alter von 78 Jahren. Den Ruhm, den er erwarb, verdankt er einzig und allein der Natur und ſeinem Genie. Das Glück hatte nichts für ihn gethan. In ſeinem dreyzehnten Jahre war er ſich ſelbſt überlaſſen, und da es ihm an aller Unterſtützung mangelte, ſah er ſich genöthigt, ein Handwerk zu lernen. Er wurde Steinmetz, dann Mauermeiſter, endlich Baumeiſter. Die ſeltne Rechtſchaffenheit, mit welcher er ſein Geſchäfte trieb, war beynah eben ſo merkwürdig, als ſein entſchiedner Hang zu der Poeſie und vorzüglich zu dem Theater.

Ein artiges Luſtſpiel La Gageure imprévue und ein Drama in 5 Akten, le Philoſophe ſans le ſavoir *) ſind ſeine vorzüglichſten Arbeiten. Aber

*) Von Gotter meiſterhaft unter dem Titel überſetzt: Der Weiſe in der That. Engel behauptete von dieſem Stück: es verdiene die nächſte Stelle nach Diderots Hausvater im neuern Theater der Franzoſen,

Aber vorzüglich haben ihn ſeine komiſchen Opern berühmt gemacht. Jedermann kennt Roſe et Colas, On ne s'aviſe jamais de tout, les Sabots, le Roi et le Fermier... In ſeinem Félix, dem Déſerteur, Richard coeur de lion, erhob er ſich zu einer ernſthaftern Manier. Faſt alle ſeine Stücke zeichnen ſich durch wohlerfundene Charaktere, und überraſchende, aber wohlherbeygeführte Situationen aus. Sie ſind faſt alle mit Beyfall geſehen worden und haben ſich auf dem Theater erhalten, ſo oft man auch die Verſification in ſeinen Arien lächerlich gemacht hat. In der That war ſeine Sprache, in den Verſen vorzüglich, weder rein noch richtig; aber ſein Dialog iſt faſt durchgängig von einer bewundernswürdigen Wahrheit. Ein denkender Künſtler, Grétry, ſagt in ſeinem Eſſai ſur la Muſique: „Wenn Sédaine den für den Geſang beſtimmten Verſen keine große Sorgfalt ſchenkt, ſo haben dafür die Situationen, die er herbeyführt, nicht findet, wie ſeine Gegner ſagen, eine ſo gebieteriſche Kraft, daß ſie den ganzen Eifer des Tonkünſtlers rege machen. Er ſagt faſt immer das eigentliche Wort und glaubt ſich dann der Mühe überheben zu können, es durch poetiſche Wendungen auszuſchmücken. Dadurch zwingt er den Componiſten neue Formen zu erſinnen, um die Originalität ſeiner Charaktere darzuſtellen.“ Und an einer andern Stelle: „Hr. Sédaine iſt einer von den glücklich organiſirten Dichtern, für welche die Natur keine Reize haben würde, wenn ſie dieſelbe nicht unter allen ihren wahre-

ſten

ſten Verhältniſſen faſſen könnten. Jede Situation, die er wählt, wählt er bloß darum, weil er gewiß iſt, daß ſie dieſe Wirkung hervorbringen wird. Ich pflege deshalb, während der Vorſtellungen, auf die kleinſten Aeußerungen ſeines Willens Achtung zu geben; wenn er einen Stuhl verſchiebt, ſo ſieht er gewiß zum voraus, daß man die Schauſpielerin im Profil ſehen muß, wenn die volle Wirkung erreicht werden ſoll. Aber er hat ſeine Situationen noch mehr gefühlt, als bedacht. — Bey der Vorſtellung der berühmten Scene Blondels mit Richard hat man ihn in Thränen zerfließen ſehn; ſo daß man nicht zweifeln darf, daß ihn bey ſeinen Arbeiten das Gefühl leitet, und daß eine Scene, deren Schöpfer er iſt, ihn eben ſo ſehr ergreift, als jeden andern Zuſchauer.“ — Ohnerachtet ſeines geringen Talentes für die Verſification gab Sedaine in ſeiner Jugend eine Sammlung von Gedichten heraus. Unter dieſen ſind die Epitre à mon habit und die Tentation de Saint-Antoine faſt das einzige, was ſich im Andenken erhalten hat. — Mit ausgezeichneten Talenten verband er viele häusliche Tugenden. Er war ein zärtlicher Gatte, ein guter Vater, ein treuer Freund. Er beſaß den edeln Stolz und die Einfachheit des Charakters, welche von dem wahren Genie unzertrennlich ſcheint. Er ſtarb als ein rechtſchaffner Mann.

Das Théâtre du Vaudeville feyerte das Andenken dieſes Dichters im Favart aux champs Eli-

Eliſées, einem Stücke, welches in ſeiner Neuheit vielen Beyfall erhielt, und jetzt mit einigen Scenen vermehrt erſchien. Zu der einen bot ein Schauſpieler des italieniſchen Theaters, Clairval, zu der andern Sedaine die Veranlaſſung dar. Das Publikum ſah den Dichter, dem es ſo viele vergnügte Abende dankte, mit einem wehmüthigen Vergnügen in die Elyſäiſchen Gefilde eingehn. Der glückliche Gedanke, das Andenken eines beliebten Dichters und der Genoſſen ſeines Ruhms auf eine gefühlvolle und geiſtreiche Art zu feyern, blieb nicht ohne Beyfall.

* * *

Einige zufällige Hinderniſſe haben die Verfaſſer dieſer Bibliothek bis jetzt abgehalten, die Pflichten der Freundſchaft gegen einen ihrer ehemaligen Mitarbeiter, den im Jahre 1795 verſtorbenen Georg Schaz zu erfüllen und ſeinem Andenken einige Blätter eines Werkes zu widmen, das ſeiner Theilnahme in dem verfloſſenen Decennium ſo vieles verdankt. Wir entledigen uns jetzt dieſer Pflicht, in der Hofnung, daß unſre Leſer gern einige Augenblicke an dem Grabe eines Mannes verweilen werden, deſſen Arbeiten ſie bey ſeinem Leben ihren Beyfall nicht verſagt haben.

Die Lebensumſtände des Gelehrten, von welchem wir hier Nachricht zu geben haben, ſind äußerſt einfach. Er war den 1. November 1763 zu Gotha gebohren. Die außerordentliche Lebhaftig-

tigkeit des Knaben, die ſich in ſeinen frühſten Jahren zeigte, hätte eine ungewöhnlich einſichtsvolle Erziehung erfordert; aber hier ging alles den gewöhnlichen Weg. Seine erſten Lehrer kannten keinen Zügel für dieſen aufſtrebenden raſtloſen Geiſt, als Strenge; und es war noch ein Glück, daß Unterricht und Zucht ſo ſparſam ausfiel, und in dem väterlichen Hauſe der freyen Entwickelung ſeiner Talente wenigſtens keine Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden.

Eine etwas ſchwächliche Conſtitution kam der eignen Bildung zu Hülfe. Da ſeine Kräfte für die Vergnügungen anderer Knaben deſſelben Alters nicht hinreichten, ſah er ſich bald genöthigt, eine gemächlichere Art von Unterhaltung aufzuſuchen. Sehr früh bemächtigte ſich ſeiner eine unwiderſtehliche Begierde zu leſen. Ohne Anleitung und Führer las er anfänglich alles was er erhalten konnte. Der Zufall führte ihm einige gute Bücher in die Hände; ſein franzöſiſcher Sprachmeiſter machte ihn mit dem La Fontaine und Boileau bekannt, und ſein guter Verſtand lehrte ihn frühzeitig den Unterſchied zwiſchen dem Guten und dem Schlechten, dem Beſſern und dem Vortreflichen fühlen. Voll Begierde, alles kennen zu lernen, was ſeinen Geiſt nähren könnte, unternahm er in ſeinem funfzehnten Jahre die Lectüre der Literaturbriefe und der allgemeinen deutſchen Bibliothek, welche damals ein unumſchränktes Anſehn genoß. Dieſe Wahl hat auf die Neigungen ſeines ganzen Lebens,

lebens, auf die Richtung und Bildung ſeines Geſchmacks einen großen Einfluß gehabt. Sein entſchiedener Hang zur Kritik und der Ton, in welchem er am häufigſten ſchrieb, muß hieraus erklärt werden.

Schon vorher hatten ihn Leſſings Schriften angezogen. Die Denkungsart dieſes Schriftſtellers, ſein Witz und die Eigenthümlichkeit ſeines Styls war ſeiner eignen Denkungsart, ſeinem eignen Geiſte am meiſten analog. Er las ihn ohn' Unterlaß; er verehrte ihn mit einem Enthuſiasmus, deſſen nur wenige Jünglinge ſeines Alters gegen einen Schriftſteller dieſer Art fähig ſeyn dürften. Er beweinte Leſſings Tod aus der Fülle ſeines Herzens. In dieſer Gemüthsſtimmung ſchrieb er die ſchöne Viſion Leſſing, die man im Anhange zu ſeiner Ueberſetzung von Merciers Träumen findet.

Für jedes nicht ganz blöde Auge war es unverkennbar, wie ſehr das Studium dieſer Schriften auf ſeinen Geiſt gewirkt hatte. Die frühe Gewöhnung, alles nach dem Maaßſtabe der Richtigkeit und techniſcher Regeln abzumeſſen, war von der einen Seite eben ſo gefährlich, als ſie auf der andern nützlich war; und es könnte leicht ſeyn, daß, indem er ſich eine ſeltne Sicherheit des Urtheils über die Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks erwarb, er in Anſehung der Beurtheilung der Ideen ſelbſt, bisweilen wenigſtens, in eine gewiſſe Einſeitigkeit des Geſchmacks verfallen wäre. Die Eigenſchaften des Styls, welche er am meiſten ſchätz-

ſchätzte, Klarheit und Beſtimmtheit, Richtigkeit, Lebhaftigkeit, Reichthum an Wendungen, und jenen epigrammatiſchen Ueberraſchungen, die er bey Leſſing ſchätzen gelernt hatte, zeigten ſich in den mannichfaltigen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen ſeiner Schuljahre auf eine höchſt ausgezeichnete Weiſe.

Die Talente eines ſiebzehnjährigen Jünglinges, der mit ſo vielem Geiſt und Witz eine ſo ungewöhnliche Gewandheit des Ausdrucks verband, und eine Fertigkeit zeigte, die einem Manne Ehre gemacht haben würde, blieben dem verſtorbenen Stroth, welcher damals dem Gymnaſio zu Gotha vorſtand, nicht verborgen. Er würdigte ihn ſehr bald eines freundſchaftlichen Umgangs. Stroth war ein liebenswürdiger Mann, ein Mann von Geiſt und ausgebreiteten literariſchen Kenntniſſen. Sein Umgang befeſtigte die Liebe zur Literatur in der Seele ſeines jungen Freundes, der ſeinen Lehrer bewunderte und liebte, und für den dieſer Umgang von noch wichtigern Folgen hätte ſeyn können, wenn Stroth ſein Anſehn hätte benutzen wollen, der noch mangelnden Bildung nachzuhelfen und vor den Gefahren der Laufbahn zu warnen, die ſein Schüler betrat.

Im J. 1782 begab ſich S. nach Jena, um ſich der Rechtswiſſenſchaft zu widmen. Ich würde ſagen, daß die Zeit, welche er dort zubrachte, für ihn verlohren geweſen ſey, wenn er nicht einige Freundſchaften geſtiftet hätte, die bis an ſeinen Tod gedauert haben. Er ſetzte ſeine Lectüre, ſeine ſchriftſtelleriſchen Uebungen fort; aber nie haben

ſeine

ſeine mehrmals wiederholten Verſuche, öffentliche Vorleſungen zu hören, einigen Erfolg gehabt. Auch die ſtillen Beſchäftigungen der Studierſtube wurden oft unterbrochen; und die Zerſtreuungen, zu welchem ein ausgebreiteter Umgang Veranlaſſung gab, vernichtete die Ausführung manches Studien-Plans, der vielleicht mit Eifer und Feuer entworfen worden war. In der letzten Zeit ſeines dortigen Aufenthalts beſchäftigte ihn eine metriſche Ueberſetzung der Adelphen des Terenz mit dem meiſten Erfolg.

Durch die Rückkehr in ſeine Vaterſtadt wurde er zu ſeinen ehemaligen Gewohnheiten zurückgeführt; und der vertraute Umgang mit Gotter und Schmidt, die ihn bey allen ihren poetiſchen Arbeiten zu Rathe zogen, trug nicht wenig dazu bey, ihm die Beſchäftigung mit der Poeſie und Literatur noch theurer zu machen. Der größte Theil ſeiner Zeit war der Lectüre gewidmet. Ohne Unterlaß ſtudirte er die Meiſterſtücke der Franzoſen, Italiener und Deutſchen; ſein Geſchmack gewann an Umfang und Sicherheit, und ſein Talent zu ſchreiben bildete ſich immer mehr durch fleißige Uebungen aus. Er entwarf damals den Plan zu einer metriſchen Ueberſetzung des Taßo; und eine Ueberſetzung der Florentiniſchen Geſchichte von Macchiavell führte er größtentheils aus. Sein Lieblingsgedanke war, wenn er ſich durch Vorarbeiten hinlänglich geſtärkt haben würde, für die Bühne zu arbeiten. Im J. 1784 ſchrieb er an einen ſeiner Freunde: „Ja, mein Freund, ein

Gedanke, der mir ſonſt, zwar niemals als Ueberzeugung, aber doch oft als Ahndung, Hofnung, Vermuthung durch den Kopf fuhr, der Gedanke einmal — vielleicht — als Dichter zu glänzen, der Gedanke, der zu meinem Unglück nicht ohne Unterſtützung von außen blieb, — iſt gänzlich, gänzlich verloſchen. Doch nein, er hängt wenigſtens noch von einer Seite, an einem Faden der Hofnung! Daß mein Plan durchginge, daß ich Gelegenheit hätte, die Welt und den Menſchen kennen zu lernen! Daß aus ſeiner trägen, zwar behaglichen Ruhe geriſſen, mein Geiſt neue Spannung erhielte, und es mir dann verliehen wäre, von dem noch ziemlich dürren Anger unſrer dramatiſchen Poeſie wenigſtens ein Winkelchen urbar zu machen! Wie dauern mich die verfloſſenen Jahre — perdendo inutilmente tanti paſſi!" —

Sein Hang zu der leichtern Gattung der Poeſie wurde kurz darauf durch Veranlaſſungen begünſtigt, deren Erzählung nicht hierher gehört. Es gab eine Zeit, wo kein Tag verfloß, ohne daß ihm ein Madrigal, ein Epigramm, eine Fabel, eine Ode entfallen wäre; aber er ſelbſt legte keinen ſonderlichen Werth auf dieſe Arbeiten, und es bedurfte aller Ueberredungskünſte ſeiner Freunde, um ihn zu einer öffentlichen Ausſtellung zu bewegen. Dieſes geſchah zuerſt in dem deutſchen Merkur, deſſen Herausgeber ihn zur weitern Ausbildung ſeiner Talente durch Worte aufmunterte — quae poſſent timido quoque addere mentem. Im

J. 1786

J. 1786 entſchloß er ſich ſeine kleinen Gedichte zu ſammeln, und dieſe Sammlung erſchien in dem folgenden Jahre unter dem Titel: Blumen auf den Altar der Grazien.

Schon ſeit einiger Zeit hatte ihr Verfaſſer an mehrern kritiſchen Blättern Theil genommen. Er hatte eine Anzahl von Schriftſtellern durch misbilligende Urtheile beleidigt, und eine noch größere Anzahl, deren Arbeiten er vielleicht nicht einmal geleſen hatte, glaubten von ihm beleidigt zu ſeyn. Daß er es mit dem reizbaren Volke der Dichter zu thun hatte, machte ſeine Sache noch ſchlimmer, und daß er die Waffen des Witzes mit Geſchicklichkeit führte, machte ihn allen denen verhaßt, denen ihr eigenes Bewußtſeyn nicht viel Gutes erwarten ließ — ſunt quos hoc genus minime juvet, utpote plures Culpari dignos. — Kaum waren alſo ſeine Gedichte erſchienen, als man ſich zu rächen ſuchte. Jedes Epigramm ward ausgedeutet, und, da es nirgends an Thoren fehlt, ſo war es kein Wunder, daß man überall die Originale des Dichters fand. Die beleidigten Autoren und ihre Freunde ſchrieben bittere und hohnneckende Rezenſionen; die Ton angebenden Journale ſchwiegen *); der Verfaſſer hatte tauſendfältigen Verdruß und wenig, ſehr wenig Freude von ſeinem Werke.

*) Erſt im J. 1792 erſchien in der A. L. Z. eine Rezenſion, in welcher dem Dichter Gerechtigkeit wiederfährt.

Jetzt da der Tod alle perſönlichen Verhältniſſe aufgehoben hat, würde man wahrſcheinlich günſtiger über dieſe Sammlung urtheilen, wenn man ſich die Mühe nähme, etwas zu leſen, was vor zehn Jahren gedruckt worden iſt. Es würde unnütz ſeyn zu leugnen, daß ſich in dieſelbe eine Anzahl von Gedichten eingeſchlichen habe, die ihres Verf. nicht würdig ſind. Eine übertriebene Beſcheidenheit hatte ihn abgehalten, ſeine Freunde zu Rathe zu ziehn. Keiner von ihnen wußte, was die Sammlung enthalten würde; und bey weitem das meiſte war ihnen, bey der öffentlichen Erſcheinung derſelben, eben ſo neu, als es dem Publikum war. — Aber man müßte ſehr ungerecht ſeyn, wenn man um einzelner, unbedeutender oder incorrecter Stücke willen, das Verdammungsurtheil über die ganze Sammlung ausſprechen wollte. Wir ſind fürwahr noch nicht ſo reich an guten Epigrammen und Madrigalen, um den feinen und treffenden Witz, das zarte Gefühl, die neuen und glücklichen Wendungen, in den Arbeiten dieſes Dichters zu verſchmähen; und noch iſt Correktheit und Gewandheit des Ausdrucks keine ſo gemeine Eigenſchaft unter unſern Dichtern, daß wir neben einem derſelben, der ſie in einem vorzüglichen Grade beſitzt, mit Kaltſinn vorübergehn dürften.

Indeß war die Aufnahme, welche dieſes erſte Produkt ſeiner Muſe erhielt, eben nicht ſehr geeignet, einen Schriftſteller anzufeuern, der, jemehr er das Innere der Literatur unſers Vaterlandes kennen

nen lernte, immer gleichgültiger gegen den Ruhm wurde. Er beſchäftigte ſich von dieſer Zeit an ſehr wenig mit der Poeſie, und man hat nach ſeinem Tode nur eine ſehr kleine Anzahl ſpäterer Gedichte gefunden, welche die Eingebungen glücklicher Momente waren. Wenn ihn ſeine Freunde auf die verlaßene Bahn zurückzuführen ſuchten, pflegte er zu ſagen: das wahre poetiſche Genie kündige ſich durch einen unwiderſtehlichen Hang, die Kunſt zu treiben, an; dieſer Hang ſey ihm fremd. Er wolle der Natur nicht Gewalt anthun.

Ueberhaupt ſcheint er von dieſer Zeit an, größern Planen nicht mehr nachgehängt zu haben. Die Theilnahme an den angeſehenſten kritiſchen Zeitſchriften, für die er mit einem Eifer arbeitete, welcher vielleicht ohne Beyſpiel iſt, koſtete ihm bey weitem den größten Theil ſeiner Zeit. Dieſe Beſchäftigung, deren Laſten er vorzüglich in den letzten Jahren ſeines Lebens fühlte, wurde bisweilen durch Ueberſetzungen unterbrochen, von denen die meiſten mit verdientem Beyfalle von dem Publikum aufgenommen worden ſind. Wir wollen hier nur der Denkwürdigkeiten von Goldoni, der Laura, der Träume von Mercier (nebſt einem Anhange neuer Träume, zur Berichtigung jener,) der Erzählungen von Cazotte und der kleinen Schriften von Franklin erwähnen, welche eine ſeiner letzten und vollendeteſten Arbeiten war. Im J. 1790 übernahm er die Beſorgung der neuen Ausgabe des Home, um welchen er ſich ausgezeichnete Verdienſte erwarb. Eine Menge Stellen ſind richtiger über-

ſetzt, in andern iſt der Ausdruck beſſer gerůndet; alle poetiſchen Beyſpiele ſind in Verſe ůbergetragen. Einige Jahre darauf fing er mit einigen ſeiner Freunde die Nachtråge zum Sulzer an, welche mehrere ſehr ſchåtzbare Beytråge von ſeiner Hand enthalten.

Wåhrend er faſt alle ſeine Zeit der Lectůre, der Erlernung fremder Sprachen und der Schriftſtellerey widmete, nahm ſeine Geſundheit, welche von Jugend auf ſchwåchlich geweſen war, ſichtbarlich ab. Er verfiel in eine Art von Auszehrung, deren vornehmſte Quelle eine fehlerhafte Organiſation ſeiner Bruſt war. Nach einer ſchmerzhaften Krankheit von wenigen Wochen ward er zwiſchen dem 2. und 3. Mårz 1795 der Welt und ſeinen Freunden entriſſen.

Er hat nie ein Amt bekleidet, und ſich nie um ein Amt beworben. Unabhångigkeit, und Freyheit in der Wahl ſeiner Geſchåfte, hielt er fůr das hőchſte Gut, das er nur in dem åußerſten Nothfall aufzuopfern willens war. Aber er ſcheute keine Arbeit, ſelbſt die trockenſte nicht, wenn er durch ſie ſeine Kenntniſſe vermehren, oder ſeinen Freunden nůtzlich werden konnte. Seine Gefålligkeit gegen die letztern war ohne Grånzen; wåhrend ihn eine oft zu weit getriebene Delikateſſe abhielt, åhnliche Dienſte, als er erzeigte, von ſeinen Freunden zu fordern. Sein Umgang war fůr die, welche ihn nåher kannten, in einem hohen Grade anziehend. Die Mannichfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe,

Digitized by Google

die Leichtigkeit ſich mitzutheilen, ſeine muntere Laune und ſein treffender Witz machten ihn zu einem unterhaltenden und liebenswürdigen Geſellſchafter. Alle Pedanterey war ihm fremd. Sein Ausdruck war immer richtig, oft ſchön, aber niemals geſucht. Wer ihn nicht kannte, fürchtete ihn; wer ihn kannte, liebte ihn. Mit Recht hat man geſagt, daß er nie einen lauen Freund gehabt habe. Mit eben ſo vielem Rechte könnte man ſagen, daß er nie einen ruhigen und kaltblütigen Gegner hatte.

So empfänglich er für das Schöne war, eben ſo reizbar war er für das Gute aller Art. Seine Gewiſſenhaftigkeit in der Ausübung ſeiner Pflichten, und die Pünktlichkeit mit welcher er ſeine Verſprechungen zu erfüllen pflegte, war muſterhaft. Alle Prahlerey mit Verdienſten und Talenten war ihm verhaßt. Nie erwähnte er ſeine Arbeiten; und es war ihm peinlich, ſie von andern erwähnen und rühmen zu hören. Er haßte die moraliſche Heucheley ſo ſehr, daß er bisweilen ſeine Tugenden unter dem Schein der Fehler verbarg, und in ſeinen Grundſätzen einen Leichtſinn zeigte, von dem er in ſeinen Handlungen weit entfernt war. Um ihn zu achten, wie er verdiente, mußte man ihn ganz kennen; eine flüchtige Bekanntſchaft gab ein irriges und falſches Bild. Witz war das einzige, was er nicht verbergen konnte. Aber dieſe Gabe ſchien denen, die ihn verkannten, eine Fackel in der Hand eines Mordbrenners zu ſeyn. Die ehrlichen Leute hielten ihn für einen gefährlichen, die

Heuchler für einen furchtbaren Menſchen; viele hätten ihm alles verziehn, wenn er nur eben ſo platt und alltäglich geweſen wäre, als ſie ſelbſt.

Nie hat ſich ein Dichter wahrer geſchildert, als er ſelbſt in der Grabſchrift gethan hat, die den Beſchluß ſeiner Gedichte macht, und eine ſeiner vollendetſten Arbeiten iſt. Dieſes Gedicht wird hier an ſeiner Stelle ſtehn. Die Empfindungen und Geſinnungen, die es ausdrückt, ſind aus dem Innerſten ſeines Herzens genommen. Vielleicht kann es etwas dazu beytragen, ſeine Gegner mit ihm auszuſöhnen, wenn es der Tod noch nicht gethan haben ſollte; ganz gewiß aber wird es in dem Herzen derer, die ihn kannten, die wehmüthige Erinnerung an einen geliebten Freund auf das lebhafteſte erneuern:

Ein Jüngling ſchläft in dieſem ſtillen Grabe,
Der gern gelebt, und doch nicht ungern ſtarb.
Ein zärtlich Herz war ſeine beſte Habe,
Und aller Ruhm, um den er ſich bewarb.
Die Muſen liebt' er ſehr — zwar liebten ſie ihn wenig,
Und doch hätt' er dem größten König
Sein Fünkchen Witz, ſein ſchalkhaft Saitenſpiel,
Das ſeiner Fannia und ihm ſo wohlgefiel,
Für keine Krone hingegeben. —
Die Weisheit lehrt' ihm bald des Goldes wahren Werth,
Drum hat er es mit frohem Muth entbehrt,
Und, unbemüht, nach Würd' und Rang zu ſtreben,

Sich

Sich früh gewöhnt, verkannt und ungeehrt,
Sich ſelbſt und der Natur zu leben.
Zwar gänzlich blieb er nicht vom Loos der Menſchheit frey:
Oft hat ein ſtolzer Wunſch ihm Ruh und Luſt verbittert,
Und öfter noch ſein Geiſt vor eitler Furcht gezittert,
Der Tochter banger Phantaſey!
Zuletzt entflohn, mit ſchnellem Schritte,
Geſundheit, Muth und Scherz aus ſeiner kleinen Hütte,
Und mancher Freund in ihrer Mitte,
Allein ſein Mädchen blieb ihm treu.
Dieß ſeltne Glück hat ihm die Nächte ſonder Schlummer,
Die Schwermuth, die aus kranker Seele fließt,
Und allen Schmerz, und allen Kummer,
Das Leben und den Tod verſüßt.

* * *

Vielleicht wird man einige von Schazens ungedruckten poetiſchen Kleinigkeiten hier nicht ungern leſen.

An Herrn ***.

Auf hundert Stümper paßte ſicherlich
Mein Epigramm, doch keiner regte ſich,
Als du allein. — Nun paßt es nur auf dich.

An eine Maus in der Falle.

Verwegene, da haſt du nun den Lohn
Für dein ſo ſtrafbares Vergehn!
Du nagteſt hier an Wielands Oberon,
Und ſahſt den Doolin in der Nähe ſtehn!

An

An Laura.

Deine Schönheit ſetzet jedes Herz in Gluth,
Aber deine Strenge raubt ihm bald den Muth.
Dich zu lieben lehreſt du die Männer alle,
Willſt du keinen lehren, wie er dir gefalle?

Vaterliebe.

Von ſeinen wohlgerathnen Kindern
Wird Bav geliebet und geehrt,
Bav aber iſt nicht dieſer Liebe werth.
Er hängt allein an ſeinen Geiſteskindern,
Und dieſe machen dankbarlich
Vor aller Welt den Vater lächerlich.

Troſt auf dem Sterbebette

Stirb unbeſorgt! dein Tod erpreſſet keine Zähren,
Dich kann Welt, Land und Stadt, und Haus und Weib entbehren.

An Ariadne.

(Beym Anblick einer ſchönen faſt vollendeten Bildſäule derſelben.)

Ein Anbeter brach dir einſt den Schwur der Treue:
Pallas ſchenkt für Einen dir jetzt tauſend neue.

Grabſchrift eines unglücklichen Dichters.

Mit leichtem Sinn,
Ging er dahin,
Der Schöpfer ſüßer Lieder!
Verkannt blieb er, verfolgt, gehaßt,
Das Leben ward ihm eine Laſt,
Zehn ſetz' ich gegen eins, er kömmt nicht wieder.

An

An einen Katholiken
(am Schluſſe ſeines erſten Ehejahres.)

Nun hoff' ich wirſt du doch geſtehn,
Die Herren Päbſte konnten wohl auch fehlen,
Und wenn ſie ſieben Sakramente zählen,
Daß ſie um Eins ſich mindeſtens verſehn:
Freund, oder glaubſt du noch es ſey
Die Eh' und Buße zweyerley?

Warnung an einen Jüngling.

Flieh die Syrenen, flieh, wenn ſchon von ihren Lippen
Verſtand und Witz, ſelbſt Tugendrede rinnt:
Oft ſtrandet rettungslos das beſte Schiff an Klippen,
Die in der glatten See dem Blick verborgen ſind.

Das Gleichgewicht.

In Strömen fließt der Völker Blut und Geld,
Doch nicht umſonſt. Des Gleichgewichts
Europens wegen ficht der Held,
Sengt, plündert, mordet — unſertwegen.
Und — ſeht ihr nicht des Himmels Seegen? —
Bald ſtehn die Schalen gleich, bald iſt in beiden nichts.

Erlaubter Wunſch.

Ja, Strephons junge Braut iſt reich an Cypris Gaben;
Friſch, rund und voll, und freundlich, ſanft und mild!
Ich möchte wohl auch ſolch' ein reizend Bild
Auf meiner — Doſe haben.

Digitized by Google

Auf eine Bildſäule der Zeit.

Du, die du keiner Macht auf dieſem Erdball weicheſt;
Nur Thoren iſt dein Zepter ſchwer;
Wenn du die Luſt, den Scherz, die Freuden uns verſcheucheſt,
Dann führeſt du die Weisheit her.

Meiner Eliſe.

Dein war der letzte Ton der Laute,
Die ſiebzig Monden nun bedeckt vom Staube ſchlief;
Dein ſey auch wiederum der erſte, meine Traute,
Den meine Hand aus ihren Saiten rief.
Durch dich war mir manch Liedchen einſt gelungen,
Und wenn ich mir ein kleines Lob erſungen,
Wem dank' ich's als dem Geiſt, womit du mich beſeelt?
Nimm — Schöpferin von allen meinen Freuden,
Nimm, Tröſterin in allen meinen Leiden:
Von dem, den ſich dein Herz aus vielen auserwählt,
Die kleine Gabe hin! Was könnt' ich Armer geben,
Das deiner würdig ſey? Und wär' ich groß und reich,
Und wär mein Eigenthum ein weites Königreich,
Ich könnte dich auf einen Thron erheben;
Doch tilgen meine Schuld? — auch dann vermöcht' ich's nicht.
Du meiner Tage Schmuck, du meiner Seele Licht,

Was

Digitized by Google

Was ich dir längſt geweiht, der Reſt von meinem Leben,
Iſt ein Geſchenk, dem du erſt einen Werth gegeben.

Kunſtnachrichten.

Dresden.

„Wir haben hier das Vergnügen gehabt, die ſeltenen alten Tapeten (Hautelisse) öffentlich im Japaniſchen Palais ausgeſtellt zu ſehen, welche nach den bekannten Cartons des Raphaels, die ſich in England befinden, gewirkt worden ſind. Dieſe Tapeten, welche vor langer Zeit hieher gekommen ſind, waren durch den ehemaligen Gebrauch völlig unkenntlich gewo den. Herr Lechner, Inſpektor der hieſigen Sammlung indiſcher und anderer fremder Porcellaine, beſitzt die Kunſt dergleichen Werke wieder herzuſtellen. Er hat dieſe Tapeten ſo gereinigt, daß ſie, ganz friſch und neu, eben erſt aus des Meiſters Händen zu kommen ſcheinen. Ueberhaupt iſt in dieſen Kunſtwerken viel Schönes. Es ſind ihrer ſechſe *), und, wie Sie aus den Kupferſtichen

*) Die ſiebente hat ſich zur Zeit noch nicht wiedergefunden. Pabſt Leo X. ließ dieſe Tapeten, nach colorirten Zeichnungen von Raphael, die itzt der König von England beſitzt, dreymal zu Brüſſel wirken; einmal für ſich ſelbſt, einmal für Kaiſer Karl V. und einmal für den Churfürſt von

chen wiſſen, Gegenſtände aus der Geſchichte Chriſti. Die Figuren ſind über Lebensgröße.“

Schubert.

Das vor einem Jahre von Herrn Bauſe angekündigte Bildniß Guſtav Adolfs wird nach der Michael-Meſſe dieſes Jahrs herauskommen.

von Sachſen, Friedrich den Weiſen. Weder zu Madrit noch zu Wien weiß man, wo die dem Kaiſer verehrten hingekommen ſind; die neu wieder hergeſtellten zu Dresden fand der Hr. Hausmarſchall Freyherr von Racknitz zuſammengerollt auf einem Boden: ſie ſind wahrſcheinlich nie aufgehangen worden, vermuthlich wegen der damaligen Disharmonie zwiſchen dem Sächſiſchen und Päbſtlichen Hofe. Als Moritz die Churwürde erhielt, hatte man das päbſtliche Geſchenk entweder ſchon vergeſſen, oder wollte abſichtlich es nicht öffentlich zeigen.

A. d. H.

Ende des erſten Stücks.

Von folgender, in jedem Betracht merkwürdigen Schrift erſcheint nächſtens im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung eine deutſche Ueberſetzung:

Le Culte des Théophilanthropes, ou Adorateurs de Dieu et amis des hommes; contenant leur Manuel et un Recueil de Discours, Lectures, Hymnes et Cantiques pour toutes leurs fêtes religieuſes et morales.

Neue Bibliothek
der ſchönen
Wiſſenſchaften
und
der freyen Künſte.

Sechzigſten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckiſchen Buchhandlung,
1797.

Digitized by Google

Digitized by Google

VIII.

Erholungen. Herausgegeben von W. G. Becker. Erſtes Bändchen, 292 S. Zweytes Bändchen, 272 S. Drittes Bändchen, 284 S. Viertes Bändchen, 284 S. Leipzig, bey Voß und Compagnie. 1796. 8vo.

Die Abſicht dieſer Sammlung, von welcher jedes Vierteljahr ein Bändchen erſcheint, wird durch ihren Titel angezeigt; über die Art aber, wie dieſelbe erreicht werden ſoll, hat ſich der Herausgeber nur auf eine negative Weiſe erklärt, indem er bemerkt, daß alles Politiſche und Wiſſenſchaftliche von der Aufnahme in ſeine Quartalſchrift ausgeſchloſſen ſeyn ſoll. Dieſe Erklärung wird in einer Vorrede von wenigen Zeilen, mit Vermeidung aller der marktſchreyeriſchen Künſte, mit denen jetzt Schriftſteller und Buchhändler das gutmüthige Publikum um ihre Bude zu verſammeln ſuchen, abgegeben. Was dieſes beſcheidene und anſpruchsloſe Auftreten für eine Wirkung gehabt habe, wiſſen wir nicht; aber es wäre um der Grazien des Anſtandes und der Sittſamkeit willen zu wünſchen, daß die-

ſes eine Beyſpiel recht viele Nachahmer finden möchte. Kräftige und groſze Verſprechungen ziehen groſze Forderungen und bittere Kritiken nach ſich; Beſcheidenheit und Ruhe aber theilt ſich den Gemüthern der Leſer und Kunſtrichter mit. Stolz auf wirkliche Verdienſte hat zu allen Zeiten Misgunſt erregt; aber Hohn folgt dem Stolze auf Verdienſte, die erſt noch errungen werden ſollen. Nun giebt es aber wenige Schriftſteller, die das Wohlwollen ihrer Beurtheiler gänzlich entbehren könnten oder möchten; und gleichwohl iſt keine Gattung derſelben reizbarer und zorniger, als gerade die, welche durch ihren Ton und Miene zu den allerſtrengſten Urtheilen auffordert. Dieſz iſt freylich ſehr natürlich. Wer nur immer die ſchmeichelnde Stimme der Eigenliebe in ſeinem Innern hört, wird in jedem Urtheile, das ihm nicht ohne Einſchränkung huldigt, Partheylichkeit, böſen Willen und Unkenntniſz ſehn. Wir alle ſind ziemlich geneigt, nur denen Einſicht und Geiſt zuzugeſtehn, die mit uns überein denken; wie ſollte die entſchiedene Eigenliebe in einem misbilligenden Urtheile Einſicht und Geiſt anerkennen?

Bey keiner Art von literariſchen Produkten iſt vielleicht der Kunſtrichter ſo ſehr in Gefahr, die Vorſchriften der Billigkeit aus den Augen zu ſetzen, als bey periodiſchen Schriften, bey denen das plura nitent für die Vollkommenheit ſelbſt gelten muſz. Ein Journal, in welchem nichts mittelmäſzig, alles vortreflich wäre, wird ſo lange ein from-

ner Wunſch bleiben, bis ſich die beſten Köpfe der Nation ernſtlich vereinigen werden. Aber wenn wird eine ſolche Vereinigung ſtatt finden? Wenn wird der Geiſt der Partheyſucht, der Einſeitigkeit und örtlicher Verhältniſſe in dem Geiſte der Humanität und eines wahren Patriotismus untergehn?

Die vor uns liegende Sammlung empfiehlt ſich durch eine Anzahl ſchätzbarer poetiſcher und proſaiſcher Arbeiten, und einen liberalen, anſtändigen Ton. Aber etwas mehr Abwechſelung und Mannichfaltigkeit dürfte ihr wohl zu wünſchen ſeyn. Der ganze Inhalt dieſer vier Bände läßt ſich, wenige Ausnahmen abgerechnet, unter zwey Klaſſen bringen: Gedichte und Erzählungen. Jene ſind nicht alle von der Art, daß ſie auf viele Leſer rechnen dürften; und auch unter dieſen haben mehrere eine gewiſſe Aehnlichkeit in der Anlage und Behandlung, die zwar zufällig, aber doch dem Intereſſe nicht günſtig iſt. Wir wollen die einzelnen Aufſätze durchgehn, und dieſe Anzeige mit einem kurzen Urtheile begleiten.

Erſter Band. I. Marianne Roſenfeld, eine Erzählung von Kretſchmann. Wenn jemals das amphora inſtituit eine Anwendung gelitten hat, ſo iſt es hier, wo ſich der Leſer am Ende ganz überraſcht findet, ſo mancherley Anſtalten zu Nichts werden zu ſehn. Die ganze Erzählung ſcheint um einiger recht vernünftiger Betrachtun-

gen über Weiber und Heyrathen willen erfunden zu ſeyn; aber die Erfindung ſelbſt iſt ſo unbedeutend, daß auch ein noch wichtigerer Schatz von Weisheit kaum hinreichend ſeyn dürfte, den Verdruß des Leſers über ſeine getäuſchte Erwartung aufzuwiegen. Man dürfte ſich ſchwerlich überreden können, daß der Verf. beym Anfange der Arbeit etwas von ihrem Ende gewußt habe; ſo auf gutes Glück, ſo ohne Zweck iſt der erſte Theil der Erzählung entworfen. Die ganze Geſchichte von der Erziehung und den Reiſen des Grafen, ſo wie die Schilderung ſeines Hofmeiſters, der nur auftritt, um zu eſſen, zu trinken und zu ſterben, konnte füglich wegfallen, oder auf Eine Seite zuſammengezogen werden. Die Geſchichte finge noch früh genug an, wenn ſie auf der 21ſten Seite begönne, und der Leſer würde durch dieſe Abkürzung nichts weiter als einige humoriſtiſche Züge eingebüßt haben, die uns wenigſtens nicht von dem beſten Geſchmacke ſcheinen. Wir wollen nur Eine Probe geben: S. 10. heißt es in der Geſchichte der Reiſe des Grafen Franz: „So fuhr nun Herr und Diener in den großen Stiefel Europens hinein, von Turin bis Reggio. Sie kehrten zurück und blieben in der Gegend der heiligen Wade zu Rom ſitzen, um da in aller Andacht Altes und Neues nach Herzensluſt zu genießen. Auch hierzu fand der Graf mehr als eine Gelegenheit, und nutzte ſie ſo gierig, daß dem ehrlichen Kammerdiener endlich das Herz im Leibe zu krachen anfing. Hier war nicht der Soff der vereinigten Niederlande,

nicht Großbritanniens Punſchrauſch, nicht Galliens Liqueurhieb; es war eine weit verwickeltere und feinere Art von Trunkenheit“ u. ſ. w. Die Unterredung des Grafen mit dem alten Gerichtsdirector iſt der beſte Theil der Geſchichte, wenn auch ſchon nicht mit ſonderlicher Kraft behandelt, und, wie das meiſte, ohne Ebenmaaß. II. An Lina, ein poetiſcher Brief, von Tiedge. Eine vierzig Seiten lange Epiſtel in fünf- und ſechs-ſylbigen Trochäen, die, ſo wie ſie den Dichter in ein Labyrinth von Weitſchweifigkeit verwickeln, den Leſer in Schlaf wiegen. Der Verf. handelt die Thorheiten der Eitelkeit vorzüglich im Alter ab, und ſtellt eine lange Gallerie platter weiblicher Charaktere auf, in denen die Umriſſe oft widerlich und hart, die Farben verblichen und matt ſind. Wir wiſſen das Verdienſtvolle der moraliſchen Tendenz des Verfaſſers ſehr wohl zu ſchätzen; aber die Stimmung, aus welcher dieſelbe entſpringt, ſo achtungswerth ſie den Menſchen macht, iſt für den Dichter doch nichts weiter, als was ein wohlgewählter Grund für den Mahler iſt. Hier ſieht man auf dem Grunde blaſſe Geſtalten ohne Leben und Wärme umherſchwanken; abſtoßend durch ihre Häßlichkeit und eben ſo wenig durch die auf ihre Darſtellung gewendete Kunſt einladend. Es iſt an ſich ſchon ein gefährliches Unternehmen, eine Anzahl von Misgeſtalten nebeneinander aufzuſtellen; aber durch äſthetiſche Fülle und eine weiſe Auswahl der kräftigſten und bedeutungsvollſten Züge kann ſelbſt die Misgeſtalt anziehend werden. Aber hier finden

den wir nur Fülle von Worten, nicht von Einbildungskraft, und unter der Menge verbrauchter Züge manchen, welcher den Schönheitsſinn des Leſers ohne alle Noth beleidigt. So S. 57.

Mirta hat — wie lange
Schon — ihr Herz verſpielt!
Ob es draußen hagelt,
Donnert oder blitzt,
Weiß ſie nicht; ſie ſitzt
An den Tiſch genagelt,
Miſcht die Kart' und ſchwitzt.

Der wüſte Mund einer abgelebten Schöne, und der Spiegel, der voll Roſenhügel ſchöner Wangen blüht, verräth zugleich Mangel des Geſchmacks in der Wahl und in der Zuſammenſetzung der Bilder. Jenes iſt ekelhaft; dieſes iſt abgeſchmackt. Wer mag in folgendem Portrait auch nur einen Funken der genialiſchen Kraft entdecken, ohne die der beſte Verſifikator doch nicht viel mehr als ein Handwerker iſt:

Clara iſt nicht witzig,
Ihre Läſterung
Iſt nur eigennützig,
Iſt nur Huldigung,
Die ſie, ſich zu bringen,
Andern Weibern raubt:
Solche Ehren, glaubt
Clara's Neid, umſchlingen
Dann ihr eignes Haupt;
Ja ſie meynt zum Engel

Sich

Sich hinaufgeſiegt (?)
Wenn ſie eigne Mängel
Dreiſt an Andern rügt.

In der That ſcheint zwar der Verfaſſer nach Eigenthümlichkeit zu ſtreben; aber dieſe liegt dann nicht in der Neuheit der Form, ſondern in geſchraubten Ausdrücken, die einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick, mit dem Scheine der Neuheit täuſchen. Kann man den Gedanken, daß an einem Frauenzimmer alles fremd und erborgt ſey, ſeltſamer ausdrücken, als in folgenden Zeilen geſchieht: (S. 64.)

Stieß Aline nicht
Selber ihr Geſicht
Weg aus ihrem Weſen,
Als ſie, Zug für Zug,
Wie des Kopfes Federn
Weit und breit aus Bädern
Sich zuſammentrug?

oder in der Reflexion (S. 65.):

Ja, aus Freud' und Leid,
Kurz, aus allen Sachen
Weiß die Eitelkeit
Eitelkeit zu machen.

III. Leid und Freude. Eine Revolutionsſcene in einem Familienſchauſpiele, von Weiße. Man gefällt ſich in der Geſellſchaft der braven wohlgeſinnten Menſchen, welche in dieſem kleinen Stücke auftreten. Die Handlung, welche nur wenig Ver-

Digitized by Google

wicklung hat, iſt zu einem Vehikel benutzt worden, billige Geſinnungen über verſchiedene mit der Revolution verwandte Gegenſtände mitzutheilen. Der Ausgang thut nicht ſeine volle Wirkung, weil die Auflöſung nicht genug vorbereitet iſt. Die flüchtige Erinnerung der Madam Allemand (S. 112.) über ein zurückgelaſſenes Kind iſt, wenn ſie dem Zuſchauer auch nicht entgehen ſollte, doch zu unbeſtimmt und vorübergehend, um uns das Wiederfinden dieſes Knabens ſo fühlen zu laſſen, wie es wohl ſeyn ſollte. IV. Morayzela, Sultanin von Granada; eine mohriſche Erzählung, von A. W. Schlegel. Der aus Gines Perez Hiſtoria de las guerras civiles de Grenada entlehnte Stoff iſt frey behandelt, und zu dem was eigentlich hiſtoriſch iſt manches hinzu erfunden worden, das der Geſchichte mehr Zuſammenhang und innere Wahrſcheinlichkeit giebt. Das Intereſſe der Begebenheiten, in der Geſchichte der Verwirrungen eines anarchiſchen Staats; der Contraſt der Sitten, in dem öffentlichen Leben der Ritter und der ſtillen Eingeſchloſſenheit der Weiber; der Contraſt der Charaktere und der Ereigniſſe, vorzüglich in der Geſchichte der ſchönen Morayzela, iſt von dem Verfaſſer mit Einſicht benutzt worden. Aber die Wirkung des intereſſanten Punktes der Geſchichte, Morayzelas Gefahr und Rettung, wird durch die unverhältnißmäßig lange hiſtoriſche Einleitung geſchwächt, und die Schickſale des Sultans nehmen einen größern Raum ein, als der Zweck der Erzählung rechtfertigen dürfte. Der Vortrag

iſt

iſt ungezwungen und lebhaft; aber vorzüglich die zweyte Hälfte zeichnet ſich durch eine ſanfte und gefällige Farbengebung aus. Morayzelas Betragen in ihrer Gefangenſchaft, ihr ſchönes Verhältniß zu Eſperanza, ihrer Freundinn, und das reizende Helldunkel, das ſich aus der düſtern Farbe des Unglücks und dem ſanften Glanze einer ſchönen Schwärmerey miſcht, wird in jedem empfänglichen Gemüthe einen angenehmen Eindruck zurücklaſſen. V. Der dankbare Appenzeller, von Meißner. Eine ziemlich unbedeutende Geſchichte. VI. An Fanny, von Jünger. Eine witzige poetiſche Kleinigkeit, in welcher ein mehrmals gebrauchter Gedanke mit Geiſt benutzt iſt. Eine ſorgfältigere Bearbeitung des Ausdrucks und der Verſification würde dieſem Gedichte einen Platz unter unſern beſten lyriſch-epigrammatiſchen Gedichten verſchaffen. VII. Der Pranger. Ein Gemählde aus dem häuslichen Leben, von G. W. C. Starke. In der bekannten Manier des Verf. ein wenig breit erzählt und noch breiter dialogiſirt. VIII. A— an Tiedge und Antwort darauf. Eine Freundin räth dem Verf. ab, Satyren zu ſchreiben; weil nichts dabey herauskomme, weil Gott ſelbſt den Narren ihren Platz in der Welt gönne, weil jedes Laſter durch eine Tugend bezahlt werde, und weil — doch das müſſen wir die Briefſtellerin ſelbſt ſagen laſſen:

Gott hat das Laſter ſelbſt gezeichnet,
Die Tugend ſchuf er ſelbſt ſo ſchön;
Und wer die Grenzen beyder läugnet,

Der braucht ja beyde nur zu ſehn.
Die Tugend wandelt hell und heiter,
Das Laſter kriecht und ſcheut das Licht:
Was brauch' ich nun zur Tugend weiter,
Als nur ein Herz und ein Geſicht?

Wir zweifeln, daß dieſes irgend jemand für Naivetät gelten laſſen werde. Von der Antwort auf dieſe Aufforderung, in welcher die gute Meynung bey weitem das beſte iſt, müſſen wir eben das ſagen, was wir von der Epiſtel an Lina geurtheilt haben. Sie iſt weitſchweiſig und zeigt mehr eine gewiſſe Fertigkeit Verſe zu ſchreiben, als Anlage zum Dichten; mehr moraliſche Abſichten, als einen reinen und richtigen Geſchmack. In der Beſchreibung des Geiſtlichen S. 247. f. welche mit einem glücklichen Zuge eingeleitet wird,

Wer iſt der Mann von deſſen Lippen
Das Lob der Tugend ſich ergießt,
Wie eine Quelle, die von Klippen,
Von unfruchtbaren Klippen fließt —

zieht der geiſtloſe Stoff den Verfaſſer recht ſichtbar bis zum Niedrigen herab. Der Chriſtenglaube, den der Oberhirt für einen guten Schmaus zum Fenſter hinauswirft; die geiſtlichen Bücher, die er mit einem derben Spaße dem Mottenfraße und wer ſie ſonſt noch freſſen mag, überläßt; der Bauch, der von der Bank bis zum Tiſche hinangereift iſt; die geſattelte Poſtille, auf der er ins Chriſtenthum hineinreitet; alles dieß iſt in einem ſehr ſchlechten Geſchmack. Und warum verweilt

weilt nur der Verf. ſo gern in dem Kreiſe der aller-geiſtloſeſten Thoren, die viel zu tief unter der Satyre ſtehn, und durch keine Satyre verbeſſert werden können; Menſchen, denen man mit Mitleiden aus dem Wege geht, und an denen ſich nur Muthwillen, oder Geckerey, oder eine ihnen ähnliche Einfalt reiben mag? Wenn der Satyrendichter Geſchöpfe der Art, wie der dumme Criſpin, der Schlemmer Pull, die abgeſchmackte Corinna u. a. eines einzigen Blickes würdigt, ſo iſt es genug; ausführliche Schilderungen ihrer flachen, widerlichen Phyſiognomien würden durch den größten Aufwand von Witz und Laune doch nur erträglich werden. Wie aber, wenn auch dieſe Ingredienzien fehlen; wenn man überdieß in Sprache, Vers und Reim Spuren einer Peinlichkeit wahrnimmt, die überall, und am meiſten bey einem Stoffe, der gar keiner Mühe würdig iſt, misfällt? Unſre Leſer mögen ſelbſt urtheilen:

Corinna will nichts ſeyn; ſie kann und will nur täuſchen:
Und drum verſteckt ſie ſich mit mühevollem Fleiß
Tief hinter ihren Glanz und tritt dann mit Geräuſchen
In den erwartungsvollen Kreis.
Und was geſchieht? Es wird ein großes Weſen,
Wie Aufſtand der Natur, wie Aufgang eines Lichts!
Ein redneriſcher Putz, verrätheriſch erleſen!

Sie

Sie trágt den ganzen Sinn (?) aus Caſſel, Wien und Dreſen (?)
Und hinter dieſem Glanz ſteckt dann ſo viel als nichts?

IX. Die Gewiſſensfrage, von dem Herausgeber. Uns dünkt, daß das Zurückführen der Geſchichte in ihren einzelnen Theilen auf einen etwas unbeſtimmten philoſophiſchen Geſichtspunkt dem Intereſſe, welches wir an der Begebenheit ſelbſt nehmen, Schaden thut. Iſt die Geſchichte wahr, ſo laſſen ſich gegen ihre Anlage keine weitern Einwendungen machen, und ſie kann als ein Beytrag zur Sittengeſchichte von Rom mit Vergnügen geleſen werden. Wäre ſie erdichtet, ſo hätte die Kataſtrophe, unſrer Einſicht nach, ganz anders erfolgen müſſen. Der Vorſatz, das ſchöne Mädchen zu befreyen, hätte nicht bloßer Vorſatz bleiben; aber das Unternehmen ſelbſt hätte ihren Tod beſchleunigen müſſen. Dann würde auch die Gewiſſensfrage in ein ganz anderes Licht getreten ſeyn. Der Ton der Erzählung iſt ſehr gefällig. Der Verf. verſteht die Kunſt, durch kleine lebendige Züge auch das an ſich Gewöhnliche anziehend zu machen.
X. Sappho bey Erblickung des (eines) Lichtes. Es herrſcht in dieſer Ode der verſtorbenen Karſchin der ächt lyriſche Geiſt, der ſie in ihren beſſern Arbeiten beſeelte, neben den Fehlern, in die ſie ſo leicht durch ihren unſichern Geſchmack verführt wurde. Der Anfang iſt ganz in ihrer ſchlechten Manier:

Du

Du brennend Fett vom ſchon verzehrten Thiere,
Du flammend Tocht, du ſchwaches Licht.

In folgenden Stanzen hingegen wird man wahres Genie, bey allen Mängeln des Ausdrucks, den ſie nie ganz in ihrer Gewalt hatte, nicht verkennen:

Wenn um mich tauſend Lampen angezündet
Helleuchtend wären, wie des Mondes Pracht,
Durch deſſen Licht den Weg der Wandrer findet,
So blieb es doch in meiner Seele Nacht.

Da möcht' ich ſitzen in der dunkeln Höhle,
In die der Schäfer ſeine Heerden trieb,
Als vor dem Donner die erſchrockne Seele,
Sich nicht bewußt, noch in ihm blieb.

Bis über ihm ein ſtarker Sturm die Flügel
Mit größerm Brauſen, mit Gewalt erhub,
Den Sandfels ſchlug und dann ein Stück vom Hügel
Herunterſchüttelnd warf und ihn begrub.

Zweyter Band. Friedrich der Große; ein epiſches Gedicht; Erſter Geſang; von Kretſchmann. Durch die Benennung epiſches Gedicht, glaubt ſich der Verf. einen ſeiner Abſicht angemeßnen Spielraum zu verſchaffen, den ihm der Titel einer Epopöe entzogen haben würde. „Die Epopöe, ſagt er in der Vorerinnerung, hat nur Eine Begebenheit, die durch Einen Helden bewirkt wird, zur Grundlage; das epiſche Gedicht hingegen iſt an die Einheit der Begebenheit nicht gebunden.“ Es war die Abſicht des Dichters in einer Art von cycli-

cycliſchem Gedichte die Thaten Friedrich des II. an einander zu reihen. Vielleicht erregte Hrn. Jeniſch Boruſſias dieſe Idee; aber, wie dem auch ſeyn mag, der Verf. hat ſie auf einem originalen Wege verfolgt. Epiſch kann indeß dieſes Gedicht wohl ſchwerlich genannt werden. Das freye, zügelloſe, immer abwechſelnde Sylbenmaaß, das ſich mit der Ruhe des epiſchen Vortrags ganz und gar nicht verträgt, würde den epiſchen Stoff in die Region der lyriſchen Poeſie hinüber ſpielen, wenn auch wirklich der Dichter von einer epiſchen Stimmung ausgegangen wäre. Aber vielleicht würde dann der Dichter ein ſolches Sylbenmaaß gar nicht gewählt haben. Die epiſche Begeiſterung, welche, durch die Betrachtung einer ganz vollendeten Handlung erregt, in der Darſtellung der Handlung ſelbſt Befriedigung ſucht, macht einen abgemeſſenen, regelmäßigen und ſteten Gang nothwendig; während die lyriſche Begeiſterung, die durch das ſo eben entſtehende, augenblicklich auf das Gemüth eindringende hervorgebracht wird, ihren Charakter durch einen ungleichförmigern Schritt ausdrücken wird. Ob aber grade eine ſolche Ungleichförmigkeit, wie ſich Hr. K. erlaubt hat, in irgend einer Gattung — die burleske etwa ausgenommen, — gerechtfertigt werden dürfte, möchte eine andere Frage ſeyn. Uns ſcheint die Zügelloſigkeit eines ſolchen Sylbenmaaßes, das bisweilen in jeder Zeile einem andern Geſetze folgt, alle Vortheile wieder aufzuheben, welche aus dem Gebrauche des Sylbenmaaßes überhaupt entſpringen. Wenigſtens können wir in

die-

dieſer Regelloſigkeit keinen andern Vortheil wahrnehmen, als den Vortheil der Bequemlichkeit, welcher aber noch größer ſeyn würde, wenn man die Natur auch noch des kleinen Reſtes der Feſſeln entledigte, mit welcher die Kunſt ſie nicht ohne dringende Gründe belaſtet hat. Aber auch abgeſehn von dieſer Anomalie, iſt überhaupt in dem ganzen Gedichte nichts, das die Benennung eines epiſchen Gedichtes rechtfertigte. Es ſind keine Begebenheiten, es iſt keine Handlung, was der Dichter darſtellt, ſondern Empfindungen und Bilder, die ſich bey der Betrachtung gewiſſer Begebenheiten in ſeiner Seele erheben; es iſt alſo recht eigentlich lyriſche Poeſie. Aus dieſem Geſichtspunkte muß das Gedicht betrachtet werden; aber wir fürchten, daß es auch aus dieſem Geſichtspunkte nur wenigen Leſern Genüge thun werde. Man bemerkt zwar ein immer reges Beſtreben, alles in das Gebiet des Erhabnen hinaufzuziehn; aber eben dieſes bemerkbare Streben verbreitet einen rhetoriſchen Froſt über das ganze Gedicht. An mehr als einer Stelle, in welcher die Einbildungskraft recht eigentlich zu herrſchen begehrt, glauben wir wahrzunehmen, daß die Bilder, nicht, wie es ſeyn ſollte, durch die Macht der Begeiſterung aus ihren Tiefen hervorgelockt, ſondern bald mühſam heraufgetrieben, bald nur von der Oberfläche geſchöpft, bald durch eine leichte Operation des Gedächtniſſes herbeygerufen ſind. Einen ſo reichhaltigen Gedanken, wie in folgenden Verſen angedeutet wird, (S. 5,) hätte der Dichter ent-

entweder gar nicht berühren, oder er hätte tiefer ſchöpfen ſollen:

O ſo erhebet nur den ſtolzen Blick, ihr Fürſten,
Hierher, aus eurem Weyhrauchs-Wolkenduft!
Hier ſchläft ein König, deſſen Namen
Die Ewigkeit durch Erd' und Himmel ruft;
Indeß ſein Herz, ſein Arm, ſein Auge modert,
Hier in der finſterſtillen Todtengruft.

Wenn wir nicht irren, ſo hat das Streben nach einer Fülle poetiſchen Schmuckes, welches von einer wahren Bewegung der Einbildungskraft nicht hinlänglich unterſtützt war, an einigen Stellen eine Verwirrung von Bildern hervorgebracht, die ſich vor dem Richterſtuhle des Geſchmacks nicht ſo leicht rechtfertigen laſſen dürfte. Der Dichter fordert S. 6. ſeine Harfe, die er, etwas ſonderbar, das Mädchen ſeiner Jugend nennt, um durch ihre reinen Melodien die Ungeheuer der Verläumdung und des Neides zu bannen, welche um Friedrichs Grab ſchleichen:

Du aber, Wahrheit, komm und ſalbe du den Ringer:
Hier iſt die Hand auf treuen Bund!
Dein Muth ermanne mich; mit deinem Roſenfinger
Entſiegle Herz und Mund!
Denn ich will kämpfen, ich will ringen
Um dieſen Kranz auf jenen Höhn:
Ich will ihn ſtolz zum Opfer bringen
Dem Einzigen!

Von

Digitized by Google

Von dir, o Göttin Wahrheit, fleh ich Wahrheit;
Fleh ich, ſey du mir Recht und Licht!
Dann fürcht' ich vor mir her der hellen Fackel Klarheit,
Den irren Gang der raſchern Muſe, nicht.

Iſt es nicht ſonderbar, daß ſich der Barde, der durch die Kraft ſeiner Melodien die Furien der Unterwelt verſcheuchen wollte, mit einmal in einen Ringer verwandelt, der nicht mehr durch magiſchen Zauber, ſondern durch eigentlichen Kampf, einen Kranz, der ihm in der Höhe ausgeſteckt iſt, erringen will? Er erfleht hierzu den Beyſtand der Wahrheit, die ihn nicht nur ſalben, ſondern — was bey einem Ringer eben nicht ſehr nöthig ſcheint — Herz und Mund aufſiegeln ſoll. Aber auch dieſe Beſtimmung ſeiner Kräfte ſcheint er wieder zu vergeſſen, indem er der Fackel der Wahrheit, in der Begleitung oder unter der Führung der Muſe, nachgeht. — Ziemlich ſonderbar ſind auch in folgender Stelle die mit unnützer Ueppigkeit gehäuften Bilder gruppirt:

Laß ſeyn, daß auf dem unbeſorgten Wandel
Ein Dorn des Jünglings Ferſe ſticht;
Daß er am Stamme ſüßer Mandel
Auch bittre Frucht von falſchen Sträuchern (Sträuchen) bricht;
Laß ſeyn, daß zwiſchen thauerfüllten Glocken
Die giftige Napell ihm winkt;
Daß aus der Dryas dichten Locken
Ihm eine Schlang' entgegen ſpringt;

Daß er, vom goldbeſtaubten Schmetterling ver-
führet,
Sich auf der Schwindelhöh' verlieret,
Wo tief im Abrund ſchon der Tod
Mit ausgeſtrecktem Arme droht!
Ihn ſchützt der Vorſicht Hand u. ſ. w.

Wozu mag es dienen, einen Gedanken durch eine ſolche Reihe von Bildern zu führen, wenn auch dieſe Bilder wirklich viel beſſer gewählt und contraſtirt wären? Sollte dieß irgend jemand für Fruchtbarkeit halten können?

Es iſt in dieſem Gedichte ein großer Aufwand von allegoriſchen Perſonen gemacht. Dieſe machen das Gemählde ziemlich bunt; daß ſie es aber ſonderlich belebten, können wir nicht ſagen. An die Vermiſchung der heidniſchen und chriſtlichen Mythologie ſcheint ſich der Verf. gar nicht geſtoßen zu haben. Aber wir zweifeln, daß ſeine Leſer eben ſo nachſichtig ſeyn werden. Wenigſtens braucht man nicht eben übrig ſtrenge Grundſätze zu haben, um eine Verwirrung des Coſtume, wie in folgender Rede der chriſtlichen Religion, widerſinnig zu finden:

Ach Schweſtern! ach ihr ſchönen Muſen,
Ihr holden Grazien, was ſoll mit mir geſchehn?
An eurer Hand, an eurem Buſen
Wird er mich einſt verſchmähn!

Von dem Ton und Styl dieſer Rede, ſo wie von der, welche zur Antwort gehalten wird, wol-

wollen wir nichts ſagen. Es giebt Dinge, die ſich ſelbſt hinlänglich verurtheilen, um einen Richter nöthig zu haben.

Der erſte Geſang beſchäftigt ſich mit Friedrichs Kindheit; der zweyte (im dritten Bande) mit der Jugend des Helden. Wir können nicht ſagen, daß wir nach einer Fortſetzung ſehr begierig wären.

II. Die Vernichtung; eine Viſion, von **Jean Paul Richter.** Ein Traumgeſicht eines Fieberkranken, von einer bewundernswürdigen Abentheuerlichkeit. Man fühlt die Wahrheit der Dichtung und zollt der Einbildungskraft, die die wilde Geſetzloſigkeit ſelbſt mit Erfolg nachbildet, willig den Tribut der Bewunderung, ob man ſchon bisweilen geneigt wird, an ſeinen Kopf zu greifen und zu fragen: Wie ſteht's? **III. Claudius in Halberſtadt, von Klamer Schmidt.** Ein Brief mit einigen ganz unbedeutenden Anekdoten über den Aufenthalt des bekannten Aſmus in Halberſtadt. **IV. Der Reiſende als er Montpellier verließ, von Thümmel.** Ein einziger, vielleicht etwas allzulanger Periode, aber voll Laune, Salz und Witz, und mit dem Anfluge von Sentimentalität, der die Produkte dieſes originalen Schriftſtellers ſo höchſt anziehend macht. In Rückſicht auf Ausdruck und Verſification dürfte es leicht eine ſeiner vorzüglichern poetiſchen Arbeiten ſeyn. **V. Die Glückſeligkeit**; zwey Erzählungen, die im Grun-

de nur Eine ausmachen, von Jünger. Ein Vater und eine Mutter, die der Glückſeligkeit lange auf dem gewöhnlichen Wege in dem Geräuſche der großen Welt nachgejagt haben, einander überdrüßig wurden, ſich trennten, und, nach vielen vergeblichen Verſuchen glücklich zu werden, wieder vereinigten, erzählen ihren Kindern die Geſchichte ihrer Verirrungen, um ſie gegen ähnliche Thorheiten zu warnen. Um dieſem Zwecke vollkommen Genüge zu leiſten, hätte der leichtſinnige Ton, der in einigen Stellen der Erzählung herrſcht, vermieden werden ſollen. Aber dieſer Ton und der ganze Anſtrich des Vortrags, der Grundſätze und der Sprache iſt ſo ächt franzöſiſch, daß wir kaum zweifeln, hier eine Ueberſetzung oder freye Bearbeitung eines franzöſiſchen Originals vor uns zu haben. Wir glauben, daß unſre Leſer derſelben Meynung ſeyn werden, wenn wir ihnen einige Proben vorlegen. S. 97. „Man kann faſt darauf wetten, daß eine Frau, die albern genug iſt, in ihren Mann noch acht Tage nach der Hochzeit verliebt zu ſeyn, ihn am Ende des Jahres gar nicht lieben wird. Das ſetzt einen ungeheuren Vorrath von Zärtlichkeit bey ihr voraus, und mit einem zärtlichen Herzen kömmt eine Frau bey einem Manne, der ſie bloß aus Familienrückſichten geheyrathet hat, nicht weit.“ Man denke, daß hier eine Mutter zu ihrer Tochter redet! S. 100. „Nichts iſt unerträglicher, als ein Familienzirkel; er beſteht mehrentheils aus alten Figuren, die ſich Freunde eines Hauſes nennen, weil ſie ſeit vierzig und mehrern

ren Jahren das ausſchließende Recht beſaßen, Langeweile zu verbreiten.“ S. 106. „Ein Weib auf Koſten einer (eines) andern loben, iſt der ſicherſte Weg, ihr den Kopf wirblich (?) zu machen. Das ſchmeichelt zugleich ihrem Neide und ihrer Eitelkeit: zwey ſehr gefährliche (n) Feinde (n) des weiblichen Herzens! Man braucht nur einen von beyden auf ſeiner Seite zu haben, um ſeines Sieges gewiß zu ſeyn.“ In dem Munde einer Frau von Lebensart und Bildung ſollte ein Ausdruck, wie alberner Vollwanſt, (S. 108.) niemals gehört werden; ſo wenig als eine ehrbare Frau hätte ſagen ſollen (S. 101.) „Mädchen, die ſich vor lauter Schaam und Züchtigkeit nicht getrauten einen Spargel anzurühren, oder den Blick auf einen gekochten Kapaun zu werfen, der etwa vor ihnen hingeſetzt wurde“ u. ſ. w. VI. Die Elemente, nach de la Vergne, von Manſo. Eine kleine geiſtreiche Coſmogonie, in welcher Amor, wie billig, die Hauptrolle ſpielt. Man möchte wünſchen, daß die gelehrten Anſpielungen etwas weniger gehäuft wären. Die Verſification und Sprache iſt ſo fließend und leicht, als man von einem ſo geübten Verſificator, als der Ueberſetzer iſt, erwarten durfte. Wir ſetzen den Anfang des zweyten Abſchnittes zur Probe hierher:

Schon wandelt, in des Weltalls Mitte,
Die Erde mit gemeßnem Schritte,
Geruhig, ihre ſichre Bahn,
Und ihre weite Fläche füllen

Zahlloſe Thiergeſchlechte an.
Der blinde Trieb, der ihren Willen
Nach der Natur Gebot beſtimmt,
Er iſt ein Funke von dem Strahle,
Der in der Schöpfung Ideale
Und ihrem Herrn, dem Menſchen, glimmt.
Seyd mir gegrüßt, erhabne Weſen,
Hehr von Geſtalt, an Anmuth reich!
Zum Herrſchen wurdet ihr erleſen.
Der Gottheit Abglanz ruht auf euch.
Ihr Gatten, ihr, und du den Küſſen
Fruchtbarer Lieb' entkeimte Saat,
Zählt eure Tage nach Genüſſen
Und meßt nach Freuden euren Pfad.

Nur ſelten ſtößt man auf harte Zeilen, wie etwa folgende: (S. 148.)

Kein Räuber ſchreckt ſie mehr in ihm,
Und die Begierde ſich zu rächen
Muß, ſanftern Trieben weichend, fliehn.

VII. Einige Winke über Volksſagen und Volkserzählungen, von Ottmar. Der Verf. zeigt, daß man aus alten Volksſagen, verbunden mit der Kenntniß der politiſchen Lage eines Volkes, manche Aufſchlüſſe über die Stimmung und Denkungsart einer Nation erhalten könne; auch ſey die Kenntniß der Wanderung dieſer Volksſagen für den eigentlichen Geſchichtsforſcher wichtig, theils um die Verbindung mancher oft entfernten Völker, näher darzuſtellen (?), theils für den großen Ueberblick (?) der Entwickelung des Menſchengeſchlechts. Der Verf. dieſes Aufſatzes, dem es an

ſicht und Beſtimmtheit, auch wohl an eigentlicher Kenntniß des Gegenſtandes in ſeiner Ausdehnung fehlt, giebt ſelbſt einige Proben niederſächſiſcher Volksſagen, welche, in Anlage und Ausführung gleich dürftig, nichts weiter beweiſen, als daß vordem in den Gegenden des Harzes Ritter und Räuber und eine ziemlich unpoetiſche Art von Aberglauben einheimiſch war. Die Manier des Verf. iſt ſchleppend und langweilig. VIII. Sechs Fabeln von Leſſing, in Verſe gebracht von Ramler. Wir können nicht finden, daß dieſe Fabeln durch Verwandlung der raſchen lebhaften Proſe in einförmige vierzehnſylbige Jamben gewonnen hätten. IX. Der Affe, der ſich in der Welt umgeſehn. (Eine Erzählung von Gay.) Von Bürde. Es iſt leicht zu ſehn, daß die beyden Hälften dieſer Fabel in keinem Verhältniſſe zu einander ſtehen. Der Affe iſt offenbar weiſer und einſichtsvoller geworden, als er nach den gegebnen Prämißen hätte werden können, wenn nicht der Dichter, wie es in dieſer Gattung ſo oft geſchieht, die Wahrſcheinlichkeit der Erfindung der Leichtigkeit der Deutung aufgeopfert hätte. Dieſer Fehler kömmt nicht auf die Rechnung des Ueberſetzers, welcher ſeine Pflicht vollkommen gethan hat. X. Die große Begebenheit aus kleiner Urſache. Geſchichte eines gutmüthigen Schwärmers, von Fg. Die ſchlecht geſchriebene Einleitung erregt wenig Erwartung. Der Anfang der Erzählung ſelbſt mißfällt durch einen ſichtbaren Anſpruch auf Witz und Laune, die ſich in ziemlich abgenutzten Wendungen und Ein-

Digitized by Google

fällen zeigt; mit einemmal hebt ſich der Styl und das Intereſſe der Geſchichte; bis ſich der Leſer am Ende in ſeiner Erwartung auf das vollkommenſte getäuſcht ſieht. Der Verf. hätte ſeine Leſer vielleicht rühren können, wenn er ſie nicht hätte beluſtigen wollen; oder er hätte ſie beluſtigen können, wenn er nicht auf Rührung gearbeitet hätte.

XI. An A—a. Zweyte Epiſtel, von Tiedge. Ebenfalls eine Vertheidigung ſeiner ſatyriſchen Werke, aber den beyden Epiſteln des erſten Bandes weit vorzuziehn. Der größere Theil des gegenwärtigen poetiſchen Briefes iſt der Darſtellung von Empfindungen und dem Ausdrucke moraliſcher Geſinnungen gewidmet; und da iſt der Verf. auf ſeinem eigenthümlichen Boden: der kleinere enthält Charakterſchilderungen; aber auch dieſe ſind hier etwas beſſer ausgeführt, als in den vorigen. Möchte ſich doch Hr. T. der Anſprüche auf originale Laune begeben, die ihm nicht zu Gebote ſteht! Dann wird er die Andacht einer in Seide gekleideten Modethörin nicht mehr eine **ſeidne Andacht**, noch ihre Gebete **diamantne Gebete** nennen; er würde nicht von einer Grazie ſanft wie Seide ſprechen, noch ſich, dem Satyrenſchreiber, beylegen, daß er kaum **durch das Vorgebäude des Bauches dringe, mit welchem ſich Paſſ umbaue.** — Möchte er überhaupt mehr auf dem Gebiete der Empfindung verweilen, und uns, ſtatt ohne Erfolg die Fußtapfen Horatzens und Juvenals aufzuſuchen, mehrere Stellen geben, wie folgende iſt:

Drum

Digitized by Google

Drum nimm mich endlich auf, o Ruh;
Ich walle deinem Tempel zu!
Was kann den Mißwachs mir vergüten,
Der meine Freuden traf, als du?
In deinen Arm drückt ſich mein Herz hinein, o Ruh!
Für Stellen, die geblutet haben,
Biſt du nur weich und ſanft genug!
Dein Abendſchatten mög' ihn laben,
Den Müden, der das Leben trug!
Bereite du die Stelle meiner Hütte!
Nur eine Hütte, ſtill und klein,
Ein wenig nah an einem Hain,
Iſt alles, was ich mir erbitte:
Da ſoll die Ruheſtatt des müden Wandrers ſeyn!
Nicht weit von einer regen Quelle,
Von Pappelſchirmen überſproßt,
Und von der Reb' umarmt, von welcher ſüßer Moſt
In meine Schaal', und Ruh' — wie leicht umwölkte Helle
Des ſüßen Abendlichts — in meine Tage quölle,
u. ſ. w.

XII. Denkſprüche, von Gleim. Größtentheils vortreflich. Die wackre Stimmung, in welcher der Greis dichtet, erfriſcht das Herz des Leſers und richtet es zur Freudigkeit und zum Guten auf. Mehrere derſelben empfiehlt die treffende Wahrheit, wie:

7.

Sey nicht der Stoa feind und fühle jeden Schmerz!
Gleichgültigkeit legt Eis ums Herz.

10. Gieb

10.

Gieb jedem deinen guten Rath,
Iſt gleich der Boden deiner Saat
Nicht dankbar! Bloß aus Menſchenliebe
Gieb jedem deinen guten Rath!
Wer Dank verlangt für ſeine That
Der that ſie nicht aus reinem Triebe.

Einige empfehlen ſich zu gleicher Zeit durch eine neue, glückliche Wendung:

In Gottes Welt ſind wir, wie Pilger oder Gäſte;
Wir gehen ein in ſie und aus:
Wer für ein großes Narrenhaus
Am wenigſten ſie hält, der, glaub' ich, iſt der Beſte.

Dritter Band. I. Klamersruh; eine ländlich mahleriſche Dichtung, von Klamer Schmidt. Die gute Stimmung, in welche der Leſer durch den muntern Ton, den heitern und geſunden Sinn, der ihn in dem Eingange dieſes Gedichtes anſpricht, geſetzt wird, dürfte doch ſchwerlich lang genug dauern, um ihn auch nur durch den größern Theil deſſelben zu begleiten. So lange uns der wünſchende Dichter noch auf ſeiner Flur, in ſeinem Garten, auch wohl in ſeinen Ställen umherführt, geht es noch; aber wenn er an ſeine Bibliothek kömmt, und einen langen, unendlich langen raiſonnirenden Catalog derſelben giebt, verliert auch wohl der Geduldigſte die Geduld. Die zweckwidrige Ausführlichkeit, welche in dieſem und mehrern Theilen des Gedichtes herrſcht, wird um

deſto ermüdender, je öftrer wir an dem ungefeilten, oft geſuchten und dunkeln Ausdrucke, und allen den Nachläſſigkeiten anſtoßen, von denen vorzüglich die zweyte Hälfte wimmelt. II. Die Putzmacherin; oder Sieg der Tugend über Vorurtheile; von Weiße. Dieſe Erzählung vereinigt das Verdienſt der Einfachheit und Wahrſcheinlichkeit mit einem leichten und gefälligen Vortrage. Etwas zu raſch und unbeſonnen dünkt uns das Betragen von Juliens Tante in der Scene, welche die Cataſtrophe herbeyführt; ſo wie vielleicht dieſes Weib überhaupt zu verabſcheuungswürdig und nicht ſchlau genug geſchildert iſt. III. An Herrn von Kneſebeck, von Tiedge. Eine Kette von leichten Reimen, die aber weder die Phantaſie noch das Herz feſſeln. IV. Das Grab auf dem Hügel, von Kotzebue. Man kennt das Talent des Verf. Wirkung hervorzubringen, und ſeinen Erzählungen, wenn auch nicht gerade ein wahres, ſo doch faſt immer ein anziehendes und piquantes Colorit zu geben. Aber nicht minder bekannt iſt ſein Fehler, zu Gunſten des Effektes dieſes und jenes zu thun, was bald den Schönheitsſinn, bald die Regeln der Wahrſcheinlichkeit, bald auch noch höhere Geſetze als dieſe verletzt. So iſt es freylich frappant, daß der Ausgewanderte, welcher die Geſchichte der Frau von Birkenhayn mit anhört, ihr erſter ungerechter Gemahl iſt, welcher jetzt von ſeinem Irthume und ſeiner eignen Strafbarkeit überzeugt wird; es iſt noch auffallender, daß er plötzlich nach dieſer Erzählung ſtirbt: aber jenes iſt nicht ſonderlich

lich wahrſcheinlich; dieſes iſt ſogar gräßlich und macht der wehmüthigen Stimmung, in welche die Geſchichte den Leſer verſetzt hat, auf eine unangenehme Weiſe ein Ende. Mit Verwunderung ſieht man S. 208 daß ſich eine ſo vorſichtige und fein empfindende Frau, wie die Frau v. B., ſo weit vergißt, den Vater ihrer Töchter, ihren zweyten Mann, in der Gegenwart derſelben, tief unter ſich zu ſetzen und ihre Verbindung mit ihm für eine Aufopferung zu erklären. V. Friedrich der Große. Zweyter Geſang. VI. Fragmente aus Dante's Büßungs-Welt, von W. A. Schlegel. Die Manier, in welcher der Verfaſſer den Dante bearbeitet, iſt aus mehrern Proben, welche der Bürgeriſchen Academie der Redekünſte und den Horen einverleibt ſind, hinlänglich bekannt. Der Geiſt des Originals ſcheint uns mit Glück nachgebildet zu ſeyn; und auch den Ton deſſelben würde man vielleicht noch beſſer wieder erkennen, wenn nicht das gewählte Sylbenmaaß, das bey aller äußern Aehnlichkeit in ſeinem Innern ſehr von dem Sylbenmaaße des Originals verſchieden iſt, dem Vortrage etwas Abgeriſſenes und Zerſtückeltes gäbe, welches dem Originale fremd iſt. VII. Der Feyerabend, von dem Herausgeber. Ein junger Mann, welcher alle Glückſeligkeit in dem Leben des Landmannes vereinigt glaubt, wird durch eine glückliche Bauernfamilie von dieſem Wahne geheilt. Der anziehendſte Theil dieſer Erzählung beſteht in mehrern lachenden Landſchaftsgemählden, die nur ſo weit, als es der Zweck der Dichtkunſt fordert,

dert, verſchönert ſind. Die Beſchreibung von der romantiſchen Lage der Hütte S. 265 dürfte indeß kaum gelungen ſeyn. Auch hätten vielleicht in dem, für den Zweck zwar nothwendigen Detail der Rückſeite des Landlebens S. 278 einige Züge übergangen werden ſollen. Die Epiſode S. 260 — 263 ſcheint uns überflüſſig. VIII. Der Karrenſchieber, von Langbein. Weder in Rückſicht auf die Erfindung, noch den Vortrag, noch die Moral merkwürdig.

Vierter Band. Die Tauben der Venus; ein erotiſches Gedicht, von Manſo. Philint, ein ſicilianiſcher Hirt aus der Gegend von Eryx, liebt Adelinden, das ſchönſte Mädchen der Flur; aber ſeine Bemühungen um ihre Gegengunſt ſind fruchtlos. Er wendet ſich mit Gebeten und Opfern an den Gott der Liebe; ſeine Gebete bleiben unerhört. Amor liebt ſelbſt Adelinden und

harrt nur ſeiner Zeit,
Um ſie, wie Pſychen einſt, der Liebe Glück zu lehren.

Das Feſt ſeiner Mutter iſt für dieſen Unterricht beſtimmt:

An ſeiner Mutter Feſt wird er ſich, unerkannt,
In eure Reihn, ein Hirt aus fremder Flur, verliehren,
Und, unter lautem Scherz, an Adelindens Hand,
Den Tanz nach Eryx Schatten führen.

Dann

Dann wird mit einemmal der Sehnſucht zarte
Luſt
Sie zu beſeligen beginnen,
Und in des Gottes Arm der Kaltſinn ihrer Bruſt,
Wie Schnee am Frühlingsſtrahl, erwarmen und zer-
rinnen.

Ein Thor, wer dann zu dreiſt nach ihren Augen
zielt!
Sie wird ihm einen Blick voll Glut und Flammen
ſenden,
Und ſorglos welcher Schmerz ſein Innerſtes zer-
wühlt,
Den zweyten ſüßern Blick zurück auf Amorn wen-
den.
Unglücklich, wer in ihm den Sieger dann verkennt,
Und, trunken von des Feſtes Freuden,
Ihn tückiſch durch den Tanz von ſeiner Schöne
trennt! —
O möchteſt du, Philint, ſein drohend Antlitz mei-
den!

Von Amor zurückgeſtoßen, wendet ſich Philint an die Venus. Sie erhört ſein Gebet; zwey ihrer Tauben begleiten ihn auf ſeinem Rückwege, und flattern ihm bey Adelindens Hütte in die Hände. Er verſteht den Wink der Göttin und bringt das zärtliche Paar ſeiner Geliebten zum Geſchenke. Zweyter Geſang. Der Anblick der Zärtlichkeit, mit welcher die Tauben der Venus ſich lieben, zündet in Adelindens Herzen das Feuer der Sehnſucht an, und in kurzem ſieht ſich Philint auf dem Gipfel des Glücks. Während dieſer Zeit hat Amor

Amor in ſtolzer Sicherheit geſchlummert, und erſt an dem Feſte der Erycina, bey welchem er ſich einfindet, entdeckt er das Verſtändniß der Liebenden und beſchließt ſich zu rächen. Ein trügeriſcher Traum muß das Herz des Schäfers mit Eiferſucht erfüllen: „Fürchte,“ ruft die Traumgeſtalt ihm zu, „fürchte überall Verrath und ſcheue Cypris Tauben!“ In derſelben Nacht entführt Amor den Tauber aus Adelindens Hütte, und nimmt ſelbſt die Geſtalt deſſelben an. Mit Tages Anbruch eilt Philint zu ſeiner Geliebten; Unmuth und Trübſinn zeigen ſich auf ſeiner Stirne; er entdeckt Adelinden die Urſache ſeines Kummers; und dieſe, ihrer Unſchuld ſich bewußt, ruft den Tauber herbey in ihren Schoos. Der Tauber verwandelt ſich und liegt als Amor in den Armen der Hirtinn. Philint verläßt ſeine Geliebte. **Dritter Geſang.** Nach drey Tagen, welche die getrennten Liebenden in herben Schmerzen durchlebt haben, begiebt ſich Philint zu der Göttin, die ihm Adelindens Herz verſprochen hatte, und klagt ihr ſeine Leiden. Faſt um dieſelbe Zeit nimmt Adelinde den nämlichen Weg und bringt der Göttin ihre verlaſſene ſeufzende Taube zurück. Schon vorher hatte Venus dem Hirten den Tauber gegeben, und kaum erblickt ſich dieſes Paar, als es allen Schmerz der Trennung über dem frohen Gefühle des Wiederſehens vergißt. Philint und Adelinde folgen ihrem Beyſpiele. Der Irthum iſt entdeckt, und beyde kehren, von dem Tauber begleitet, in das Hirtenland zurück.

Digitized by Google

Die Anlage der Handlung in dieſem Gedichte ſcheint uns nicht untadelhaft. Es war ohne Zweifel eine glückliche Idee, in dem Herzen einer jungen unerfahrnen Schäferin die Liebe durch den Anblick der Zärtlichkeit eines verliebten Taubenpaars entſtehen zu laſſen, und es war vielleicht um der Einheit willen nothwendig, die Ausſöhnung des getrennten Paares ebenfalls durch dieſe Tauben zu bewirken. Aber warum muß alles dieß gegen Amors Willen geſchehn? warum muß Amor ſogar an der Trennung der beyden Liebenden Schuld ſeyn? Spielt er nicht hier eine Rolle, die ſeinem Charakter und Weſen ganz und gar nicht angemeſſen iſt? Der Gott der Liebe liebt ein ſterbliches Mädchen und ein Hirt wird ihm vorgezogen! Zwar hat dieſer Hirt Amors Mutter auf ſeiner Seite; aber dieſe wirkt hier nicht etwa als mächtigere Göttin gegen den ihr unterworfnen Gott; ſie pflanzt nicht etwa ſelbſt den Keim der Liebe in Adelindens Herz, ſondern dieſer entwickelt ſich ohne ihr Zuthun auf eine ganz natürliche Weiſe. Amor liebt Adelinden; dieſe Liebe macht ihn ſogar traurig und nachdenkend (I. 29.); er hält ſich um ihrentwillen oft in den Thälern der Hirten auf; gleichwohl zeigt er ſich ſo unbekümmert um ſeine Schöne, daß er — dem das Innere der Herzen aufgeſchloſſen iſt — ihre Liebe zu Philint nicht eher weiß und ahndet, bis ſie allen ſterblichen Augen ſichtbar iſt. Demüthigend genug iſt es nun für ihn, daß ihm nichts als die Rache übrig bleibt; und dieſe Rache ſelbſt, was iſt ſie anders, als ein Theaterſtreich, deſſen Wirkungen der Verlauf von einigen

gen

gen wenigen Tagen gänzlich vernichtet? Wir glauben alſo, daß, um eine ſo ſubalterne Rolle zu ſpielen, Amor gar nicht hätte eingeführt werden ſollen. Und in der That, wozu war er ſo nothwendig? Bedurfte es gerade eines Deus ex machina, um das Misverſtändniß der beyden Liebenden zu bewirken? Und würde nicht alles weit natürlicher und zuſammenhängender ſeyn, wenn Amor — wenigſtens in der Qualität eines Nebenbuhlers — gänzlich aus dem Spiele geblieben wäre? Die größere Einfachheit des Planes würde dem Intereſſe nicht geſchadet haben; ja wir ſind ſehr geneigt zu glauben, daß das Ganze gewonnen hätte, wenn es gleichſam nur ein einziges Gemählde der Unſchuld, die Ausführung von Adelindens allmählich erwachender Liebe, wäre. Durch dieſe Vereinfachung der Handlung würden ſich die ſchönen und intereſſanten Details des Gedichts in einen einzigen Geſang zuſammendrängen laſſen, und die minder fruchtbaren Parthien würden von ſelbſt wegfallen. II. **Der Sachſe und die Graubündnerin, von Kretſchmann.** Das Eigenthümliche dieſer Erzählung iſt, daß dasjenige, was den Knoten aufzulöſen ſcheint, ihn eigentlich knüpft; aber die Auflöſung iſt mißlungen. Die Unbekanntſchaft mit Angelikens Verhältniſſen, die bis auf den Augenblick, wo ſie in Eginhards Armen ihre Unſchuld verliehrt, um ihrer Räthſelhaftigkeit willen, vielleicht etwas anziehendes hat, ſchadet doch in der Folge dem Intereſſe, und verſchafft nicht einmal das Vergnügen der Ueberraſchung. Die Erzählung ſelbſt hebt zu früh

an; und alles, was bis zur 75. S. ſo ausführlich erzählt wird, hätte auf Einer Seite Platz gehabt, wenn das Verhältniß zu dem Ganzen hätte beobachtet werden ſollen. Die Charaktere der handelnden Perſonen ſind ſchwach gezeichnet. Kein Leſer wird es Angeliken vergeben, daß ſie einen Liebhaber, den ſie nicht begünſtigen will, in einer einſamen Grotte bewirthet, und ſich dabey ſelbſt luſtig trinkt; wie denn überhaupt der gute Appetit, den das liebende Paar zu dieſem Frühſtücke mitbringt, ganz unerträglich iſt. Daß ihrem Liebhaber, wie einſt dem Aeneas, ein Ungewitter zu Hülfe kommen würde, konnte Angelika freylich nicht zum voraus wiſſen; aber was hatte ſie in der Grotte zu thun, bey einem jungen unbekannten Manne, der ſich für ihren Liebhaber erklärt hatte? Was hatte ſie nöthig mit ihm zu trinken? Sie verdient ihr Unglück. Doch der Verf. hat geſorgt, daß das Unglück nicht zu groß wird. — Nichts iſt ihm ſo mißlungen als der Dialog. Die Unterredung der beyden Liebenden S. 109 f. iſt arm an Ideen und Innigkeit; die Reden der Graubündner Winzer S. 81 f. und 134 ſind nicht naiv und volksmäßig, ſondern platt und gemein. — Mit einem Wort, es iſt in der ganzen Geſchichte niemand, den wir achten oder lieben könnten. Der Vortrag iſt oft nachläſſig; oft zur Unzeit ſcherzhaft. Was kann müßiger und witzloſer ſeyn, als S. 97 der Zug: „Die Nacht verging zwiſchen abwechſelnden Unruhen, ſo daß, wenn Eginhard ein fürſtlicher Patient geweſen wäre, nächſten Morgen

das Bülletin im Vorzimmer nicht anders gelautet haben würde, als: „leidlich nach den Umſtänden, aber ſchlaflos.“ Was iſt unzeitiger, als S. 119 der Scherz des Erzählenden nach Angelikens Fall und einer ſtürmiſchen Scene mit ihrem Liebhaber: „So hatte nun Venus und Bacchus, vereinigt mit Einſamkeit, Zufall und Schrecken, den Fall zweyer guten Seelen herbeygeführt; und mögen unſre Leſerinnen (wenn ſie ſonſt wollen) ſich aus dieſer moraliſch-phyſikaliſchen Erzählung den Lehrſatz abziehn, wie die große Gewitterfurcht nicht minder gefährlich ſey, als der Aufenthalt in einer einſamen Grotte, an der Seite des Geliebten, mit dem man ſo eben eine Flaſche feurigen Weines ausgeleert hat.“ III. An Voß, von Nicolay. Eine gelehrte poetiſche Epiſtel, mit vielen Citaten, über die Kunſt Steine zu ſchneiden. Wir wollen den Anfang hierher ſetzen:

Du forſcheſt, tiefer Voß, in alter Griechen Blättern,
Und ſchneideſt der Pelasger Göttern
Die frühen Flügel ſiegreich ab,
Die Heyn' und Herrmann ihnen gab.
Uneingeweiht in die geheime Lehre
Der Heſiode, der Homere,
Empfindlicher für Kunſt als für Kritik,
Für Schönheit als für Mythenlehre,
Verſchling' ich mit verliebtem Blick
Der Vorzeit jedes Meiſterſtück,
Das (trotz den ungeſtümen Jahren,
Trotz den noch ungeſtümeren Barbaren)

Auf unſre Tage glücklich kam
Und auf der Völker Lob ſein Urrecht wieder nahm.

IV. Mir Machmud; eine perſiſche Geſchichte, von Meißner. Eine bekannte, aber hier, einige Kleinigkeiten ausgenommen, ſehr gut erzählte Geſchichte. V. Zwey Reliquien, von Johann Benjamin Michaelis. Die eine dieſer Reliquien iſt eine Probe einer Traveſtirung der Aeneide. Eine Probe dieſer Arbeit aus dem erſten Buche, iſt jedermann bekannt; die gegenwärtige iſt in einem Sylbenmaaße, wodurch der Vortrag noch bänkelſängeriſcher wird. Die zweyte iſt eine Kleinigkeit, die Michaelis bey Gelegenheit eines ausgeſchlagnen Abendeſſens ſchrieb. Sie iſt aus einer zwanzigjährigen, aber wahrſcheinlich unvollſtändigen Erinnerung aufgeſchrieben. Sollte es wohl erlaubt ſeyn, den Schatten eines verdienten Mannes durch die Aufbewahrung ſo unbedeutender und unvollkommner Arbeiten zu beunruhigen? Das angehängte Gedicht von Sander an Michaelis Grab ſcheint uns beſſer gemeint als geſagt. VI. Alles iſt Spielzeug; ein Zweygeſpräch aus dem Franzöſiſchen des vorigen Jahrhunderts. Zwar nicht aus dem Franzöſiſchen, aber doch ſehr artig. Der Verf. ſagt ſehr ernſthafte Dinge auf eine leichte, ſcherzhafte Weiſe. VII. An die Prieſter der Grazien; ein Lied von Starke. Der ſchöne Gedanke der zweyten und dritten Stanze hätte eine vollſtändigere Ausführung verdient:

Alles

Digitized by Google

Alles athmet Mild' und Güte
In der Charitinnen Hain,
Deſſen Bäume Frücht und Blüthe
Auf den hellen Altar ſtreun:
Milde tön' aus jedem Worte
An dem friedevollen Orte,
Jedes Grolles los und rein
Müſſ' ihr frommer Prieſter ſeyn.

Süß und züchtig ſchaun ſie nieder,
Liebe giebt ihr ſanfter Blick;
Liebe, Liebe heiſcht er wieder,
Ach und wendet ſich zurück,
Wo des Streites Woge fluthet,
Wo ein Herz zerriſſen blutet,
Das in wildem Zorn ſich regt,
Oder wilden Zorn erträgt. (?)

Derſelbe Gedanke wird in der nächſten Stanze unnützer Weiſe wiederholt, und dann eilt der Dichter ſchneller zu Ende, als man erwartet hatte. VIII. Maria Arnold, von M. Daß der Verf. kein Meiſter in der Beſchreibung iſt, kann folgende Probe zeigen: „Maria war damals 18 Jahr alt, und ob ſie gleich nicht ſchön war, ſo hatte ſie doch eine gewiſſe Sanftheit und einen Ausdruck in ihrem Geſichte, der eine gewiſſe Regelmäßigkeit der Züge bey weitem übertrift. Ihre Augen waren ſchwarz, voll und glänzend, ihr Haar ſehr dunkelbraun, ihre Geſichtsfarbe blaß, aber wenn ſie ein wenig erhitzt war, ſo goß ſich ein zartes Roth über ihre Wangen.“ Die Abſicht zu rühren hat der Verfaſſer ganz verfehlt. IX. Die

Denkmahle, von Gleim. Der Dichter fordert die Satyriker Falk und Friedrich Richter auf, es zu rügen, daß man Bodmern kein Denkmahl geſetzt habe. X. An Albert Sigismund Herzog von Baiern, nach Balde, von Kl. Schmidt. Ein kleines genialiſches Gedicht.

IX.

Πλουτάρχου τοῦ Χαιρωνέως τὰ Ἠθικά. *Plutarchi Chaeronenſis moralia*, id eſt, *Opera, exceptis Vitis, reliqua.* Graeca emendavit, notationem emendationum, et latinam Xylandri verſionem caſtigatam, ſubiunxit, animadverſiones explicandis rebus ac verbis, item indices copioſos, adjecit *Daniel Wyttenbach*, Hiſt. Eloqu. Litt. gr. et lat. in illuſtri Athenaeo Amſtelod. Profeſſor. Oxonii, e typographeo Clarendoniano, *Tomus I.* 1795. CLXXII S. Prolegomena, 974 S. Text in 4to. (*Tomi I. Pars I.* CLXXII S. 1—478. *Tomi I. Pars II.* S. 481—974. in 8vo) *Tomus II.* 1796. 1023 S. in 4to. (*Tomi II. Pars I.* S. 1—571. *Tomi II. Pars II.* S. 573—1023. in 8vo.

Nicht leicht iſt eine Ausgabe eines alten Schriftſtellers ſo lang und mit ſo reger Sehnſucht erwartet wor-

worden, als die vor uns liegende des Plutarchus: nicht leicht wird aber auch die geſpannteſte Erwartung ſich in einem ſo hohen Grade befriediget fühlen, als nach Vollendung dieſes Werks, von welchem gegenwärtig zwey Bände der Quart- oder vier der Octav-Ausgabe erſchienen ſind. Wir dürfen vorausſetzen, daß unſere Leſer die Einrichtung und den Gehalt dieſer Edition bereits aus anderen kritiſchen Blättern *), vielleicht auch aus eigenem Gebrauche, kennen: gleichwohl ſäumen wir nicht länger, zur Charakteriſirung und Empfehlung derſelben auch das Unſrige beyzutragen. Denn wäre auch Plutarchus nicht an und für ſich ein Schriftſteller, welcher in mehr als einer Hinſicht auf eine Aufführung in einer Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften Anſpruch machen dürfte: ſo würde doch, nachdem die unſrige ihre Grenzen erweitert hat, die Uebergehung einer in der alten Literatur ſo klaſſiſchen Ausgabe als ein ſehr weſentlicher Mangel dieſes Journals gerügt zu werden verdienen. Man mag entweder auf die große Anzahl und reiche Ausbeute der Hülfsmittel ſehen, welche der berühmte Herausgeber zur Bearbeitung ſeines Schriftſtellers benutzt hat; oder man mag den kritiſchen Scharfſinn und die philologiſche Gelehrſamkeit in Anſchlag

*) Wir erlauben uns hier eine ausdrückliche Beziehung auf die weitläuftige Recenſion in der Allg. Literatur-Zeitung 1797. N. 85. 86. 87. weil dieſe mit der gegenwärtigen gewiſſermaßen ein Ganzes ausmacht.

bringen, welche theils aus der ganzen Behandlungsart, theils und vornehmlich aus den Prolegomenen hervorleuchtet; oder man mag endlich auf die ausdauernde Beharrlichkeit Rückſicht nehmen, mit welcher er ſeinen Plan verfolgt und ſich durch eine ſehr große Menge abſchreckender Schwierigkeiten hindurch gearbeitet hat: ſo wird man in allen drey Hinſichten, die zuſammengenommen den Beruf eines kritiſchen Editors zu ſeinem Geſchäft zeigen, die mannichfaltigſte Veranlaſſung zur Bewunderung ſo ſeltener und ausgezeichneter Verdienſte finden.

Unſere Leſer werden uns ein Hyſteron Proteron erlauben: ſo, daß wir von dem, was wir als Erforderniß zu einer neuen Recenſion des Textes zuletzt erwähnten, hier zuförderſt ſprechen, ſodann von den verſchiedenen Hülfsmitteln, welche der Herausgeber benutzte, und die er ſelbſt an mehreren Stellen beſchreibt, eine kürzere und geordnetere Nachricht geben, und endlich den zweckmäßigen Gebrauch dieſer Hülfsmittel, in Beziehung auf Feſtſtellung des Textes, auf die dem Text untergeſetzte kritiſche Annotation und die beyden folgende lateiniſche Ueberſetzung, vorlegen und durch ausgehobene Beyſpiele gleichſam beurkunden dürfen. Wenn, vor Erſcheinung des vollſtändigen Commentars, die Prüfung des letzten Punktes ein ſorgfältiges und durch hinlängliche Hülfsmittel unterſtütztes Studium des Werkes ſelbſt vorausſetzt: ſo läßt ſich der Stoff zu dem Uebrigen mit leich-

leichterer Mühe aus der reichhaltigen Vorrede entlehnen. Dieſe Vorrede, welche allein CXLV Seiten füllt, enthält nicht bloß einen Schatz philologiſcher und hiſtoriſcher Gelehrſamkeit, ſondern kann zugleich, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen, als eine kritiſche Geſetzgebung betrachtet werden: und es iſt ſehr zu wünſchen, daß ſie, verbunden mit den Wolfiſchen Prolegomenen zum Homerus, das erſte Organ einer kritiſchen Revolution werden möge. Die Verbalkritik, wie ſie heut zu Tage gewöhnlich ausgeübt wird, iſt nicht ſelten mit ſich ſelbſt uneinig; ihr mangelt eine feſte Grundlage, eine ſichere Richtung, eine geſetzmäßige Conſequenz: mit der Ankündigung neuer Textesrecenſionen wird ein unverzeihlicher Mißbrauch getrieben. Dieſen Mißbrauch wenigſtens einzuſchränken, und die voreiligen Abdrucks-Lieferanten auf die Geſetze der Kritik aufmerkſam zu machen — dieß iſt eine der wichtigen Beſtimmungen dieſer Prolegomenen, welche auch dem angehenden Bearbeiter der Alten durch den hier niedergelegten Ertrag der geprüfteſten Erfahrung ungefähr das werden können, was für den noch nicht genugſam vorbereiteten Menſchenbeobachter die Rouſſeauiſchen Selbſtbekenntniſſe ſind. Selbſt den tadelſüchtigſten Urtheiler, welcher etwa eine gedrängtere Darſtellungsart vermiſſen ſollte, wird der Geiſt der Freymüthigkeit und ächter Humanität, der durchaus in dieſen Prolegomenen herrſcht, ſo wie der gefällige, zu der gewöhnlichen Klaſſe von Leſern herabgeſtimmte Ton offener Treuherzigkeit

ſehr

Digitized by Google

ſehr leicht mit manchen Wiederholungen und der hie und da wahrgenommen Weitſchweifigkeit des angenehmen Erzählers ausſöhnen.

Seitdem Hr. Wyttenbach durch die trefliche Ausgabe der Plutarchiſchen Schrift: de ſera Numinis vindicta ſeinen Beruf zur Bearbeitung eines Schriftſtellers bewährt hatte, welcher zwey Jahrhunderte hindurch faſt ganz vernachläßiget worden war: widmete er vorzüglich den philoſophiſchen oder moraliſchen Werken deſſelben ſeine Aufmerkſamkeit, ohne jedoch die Lebensbeſchreibungen unbenutzt bey Seite liegen zu laſſen. Er bemerkte ſehr richtig, daß in jenen ſich nicht bloß die gemeinſamen Schwierigkeiten finden, die aus einem ſehr fehlerhaften Texte und der ſo ganz charakteriſtiſchen Schreibart des Plutarchus hervorgehen, ſondern daß ſie überhaupt wegen der vielſeitigſten Kenntniſſe ihres Verfaſſers einen Bearbeiter erfordern, der durch ein gründliches und vieljähriges Studium der Alten ſich in dem Beſitz einer faſt eben ſo ausgebreiteten Gelehrſamkeit geſetzt hat. Mit dem unermüdlichſten Fleiße ſuchte daher Hr. W. die zum Verſtändniſſe ſeines Schriftſtellers unentbehrlichen Kenntniſſe aus den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen; mit der geordneteſten Aufmerkſamkeit las er die Alten, und bezog das Geleſene auf Plutarchus, verglich jene unter ſich, und zuletzt wieder mit ſeinem Lieblingsſchriftſteller. Seine Vertraulichkeit mit dieſem wuchs in demſelben Grade, in welchem ſeine griechiſche Sprachkenntniß über-

überhaupt vermehrt und feſter begründet wurde. Zugleich aber wuchs mit dem Umfange der erworbenen Kenntniſſe auch die Schwierigkeit, dieſe für Plutarchus zu verarbeiten und den Leſern deſſelben auf eine zweckmäßige Art mitzutheilen. Der wackere Valckenaer hatte dieß alles geahnet: er hatte dem Herausgeber gerathen, die einzelnen Schriften des Plutarchus einzeln zu bearbeiten, einzeln zum Druck zu fördern. Allein Herr W. zog das Schwerere vor, im jugendlichen Gefühl ſeiner Kraft, und erweckt durch die Aufmunterung ſeines Lehrers, Ruhnkenius. Nicht in unvollſtändigen, abgeriſſenen Bruchſtücken ſollte ſeine Ausgabe des Plutarchus erſcheinen, ſondern vollſtändig, als ein in ſich vollendetes Ganzes. Es iſt lehrreich zu leſen, auf welchem Wege Hr. W. ſeinen Plan durchgeführt, und die oben erwähnten Schwierigkeiten überwunden hat. Ein genaues Auszeichnen alles deſſen, was ſeine Lectüre der Alten zum Verſtändniß der Plutarchiſchen Werke ihm darbot, ſchien anfangs die Arbeit zu erleichtern: in der That erſchwerte es dieſelbe, weil die Excerpte ſich allzuſehr häuften. Hr. W. wählte daher die Abfaſſung verſchiedener Regiſter, die zwar an ſich wieder mit mannichfaltigen Schwierigkeiten verbunden war, bey welcher er aber doch, mit geſchickter Fügung in das Nothwendige, ſeinen Plan, im Ganzen genommen, am leichteſten und beſten behaupten konnte. So entſtanden vier Indices, welche dem Publikum künftig in einer bequemern Form mitgetheilt werden ſollen: einer aller Nenn- und Zeit-

Wör-

Wörter in den Plutarchiſchen Schriften; ein grammatiſcher der Conſtructionen; ein dritter der Autoren, welche Plutarchus anführt; endlich ein vierter der Sachen und Perſonen. Je öfter Hr. W. auf dieſe Art zu den einzelnen Stellen ſeines Schriftſtellers zurückkehrte: deſto leichter mußte er die Corruptelen derſelben wahrnehmen, deſto ſicherer ſie verbeſſern. So lange er hier bloß ſeinem kritiſchen Gefühl folgte, war das Geſchäft mehr unterhaltend, als mühſam: aber ſchwierig und mühvoll wurde es, nachdem er den zuſammengebrachten, faſt ungeheuren Apparat kritiſcher Hülfsmittel zu vergleichen, zu ordnen und zu verarbeiten angefangen hatte. Man kann ihm daher glauben, was er ſelbſt ſehr aufrichtig in der Vorrede verſichert: Equidem neſcio, an in editione hac Plutarchea aliquid ingenii ſit. Hoc ſcio, quidquid, aut ſi quid in ea eſt inventionis, hoc me non volando aſſecutum eſſe. Unſeren modernen Herausgebern, welche bey jeder herannahenden Meſſe das κοῦφον χρῆμα καὶ πτηνὸν καὶ ἱερόν, das Platon den Dichtern zueignet, in ſich fühlen, und welche ſich oft ganz andere Erleichterungen der Arbeit zu verſchaffen wiſſen, werden dieſe und ähnliche Aeußerungen des holländiſchen Philologen vielleicht ein mitleidiges Lächeln erregen. Ihnen empfehlen wir daher eine Stelle der Vorrede, die in unſern Tagen ganz vorzüglich beherziget zu werden verdienen: Omnia, ſagt W., ipſe agere et efficere debui. Nos, qui in hoc literarum genere ac munere verſamur, non ſumus ita

beati,

beati, vt in familia noſtra *pueros literatos* habeamus, quibus partem laboris mandemus. Quos etiam ſi haberemus, tamen certiusque lubentiusque per nos ipſi, quam per alios hanc officii partem exſequeremur. Sumus, quod Socrates ait, *αὐτουργοὶ τῆς σοφίας*. Sint alii architecti doctrinae, habeant ſuos operarios et bajulos, contemnant nos, qui nobis ipſi bajuli ſumus, habeant comitatum, catervas laudantium et mirantium ſpeciem eruditionis, volitent vivi per ora hominum, videantur ſibi aliisque multum ſapere: horum ſemper ego optarim pauperrimus eſſe bonorum.

Während Hr. W. zu ſeiner Ausgabe noch Materialien ſammelte, und die Verarbeitung derſelben kaum angefangen hatte; ſah er zwey neue Ausgaben des Plutarchus in Deutſchland ans Licht treten, zu welchen der Plan (wenn überhaupt ein Plan Statt fand) lange erſt nach dem ſeinigen entworfen worden war. Hr. W. urtheilt ſtreng und ungünſtig von dieſen Ausgaben: aber welcher Unpartheyiſche wollte es ihm verargen, wenn Er, kundig des langen und beſchwerdevollen Weges, den ein gewiſſenhafter Editor dieſes Schriftſtellers zu vollenden hat, einen unfreundlichen Blick auf diejenigen wirft, denen, auf ihrer behenden Fahrt durch die Gefilde des Alterthums, die Lectüre und ſofort die Herausgabe der Plutarchiſchen Werke nicht viel mehr als ein unbedeutender Abſtecher war?

war? Indeß verdanken wir dieſem Umſtande, ſo wie den zudringlichen Erinnerungen, über die an mehreren Stellen der Vorrede geklagt wird, zufälliger Weiſe das frühere Erſcheinen dieſer Ausgabe. Hr. W. geſteht ſelbſt, daß bloß die Beſorgniß, man möchte von der längeren Verzögerung derſelben nachtheilig urtheilen, ihn vermocht habe, vor der Hand wenigſtens einen Theil des berichtigten Textes, nächſt einer kurzen annotatio critica und der neu revidirten Xylandriſchen Ueberſetzung, dem ungeduldigen Publikum in die Hände zu liefern. Noch ſind von dem Texte drey Bände der Quart- oder ſechs der Octav-Ausgabe zurück: die Animadverſiones und Indices ſollen in einer verhältnißmäßig geringeren Anzahl von Bänden folgen. Wie bald oder wie ſpät dieſe erſcheinen werden, läßt ſich freylich nicht beſtimmen, da uns der Herausgeber über dieſen Punkt zweifelhafter gelaſſen hat, als man bey einem ſo klaſſiſchen Werke wohl wünſchen möchte. Animadverſionum, ſagt er, et Indicum materiam dudum congeſtam ſi fatum aut digeri a me, aut ab alio quoquam in lucem proferri, non ſinat; opus tamen meliore ſui parte ſalvum eſt, id eſt ea, quae ad ipſius Auctoris manum et ſcripturam ſanandam et conſtituendam refertur; in qua proprium ac praecipuum Editoris officium verſatur, quae vel ipſa per ſe ſola iuſtae inſtar editionis cenſeatur,

Die

Die vorhergehenden Editoren des Plutarchus eröffnen ihre Ausgaben gewöhnlich mit einigen ohne Sichtung, Vollſtändigkeit und Beurtheilung hingeſtellten Materialien, welche ſie unter dem umfaſſenden Titel: Teſtimonia, oder Elogia Auctoris begreifen: auch ſchränken ſie ſich in ihren Vorreden da, wo ſie von dem kritiſchen und exegetiſchen Apparat ſprechen ſollen, bloß auf Herzählung der Handſchriften und alten Ausgaben ein, welche zur Verbeſſerung und Erklärung des Schriftſtellers von ihnen oder von anderen gebraucht worden ſind. Hr. W. wählt einen andern Weg, der, mühſamer an ſich, den Literator zum Ziel einer vollkommneren Befriedigung führt. Indem er über den Zeitraum hinaus, der ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt verfloſſen iſt, bis zu den Zeiten des Plutarchus ſelbſt emporzuſteigen und auf dieſe Art nicht bloß die Schickſale ſeiner Werke überhaupt, ſondern auch die Veränderungen und allmähligen Umbildungen des Textes durch alle Zeitperioden hindurch zu erforſchen bemüht iſt, faßt er in einer, auch für ſich, ſehr belehrenden kritiſchen Geſchichte alles zuſammen, was von Plutarchus und Plutarchiſchen Schriften in den Werken, die ſeit jenem Zeitraum auf uns gekommen ſind, angetroffen wird; und ſezt uns durch dieſes judiciöſe Verfahren in den Stand, theils die Anzahl und Aechtheit jener Schriften, theils den Urſprung des heutigen Textes richtiger, als gewöhnlich geſchieht, zu beurtheilen.

Von gleichzeitigen Schriftſtellern, deren Werke uns erhalten ſind, wird Plutarchus nirgends angeführt: auch von ſeinem Leben iſt wenig bekannt. Seine Schriften ſind ſein Leben: und von dieſen hat ſchon frühzeitig ſein Sohn Lamprias ein vollſtändiges Verzeichniß verfertiget. Der Πίναξ, welchen wir (leider nur lückenhaft, vergl. Reineſii Variae Lectt. lib. I. cap. III.) ſeither gebrauchten, (von Stephanus zuerſt, aber unvollſtändig, vollſtändiger von Höſchel edirt, und in den drey griechiſch=lateiniſchen Ausgaben des Plutarchus wieder abgedruckt,) trägt nach Hrn. W's. Urtheile das Gepräge des Alterthums, und rührt, wo nicht von Lamprias ſelbſt, doch gewiß aus den Zeiten her, denen er zugeſchrieben wird. (Einige Gelehrte, neuerlich auch Herr Beck in der bey ſeiner Ausgabe de phyſicis philoſophorum decretis befindlichen Epiſtola ad Harleſium, p. XV. bezweifelten dieß; ohne jedoch, ſoviel uns bekannt iſt, ihre Zweifel durch Gründe zu rechtfertigen.) Unächt aber iſt ſicher auch bey dieſem Werkchen, wie bey ſo vielen andern, die vorgeſetzte Präfation: ſie fehlt in den beyden Venetianiſchen Handſchriften, deren Collation Hr. W. von Morelli erhielt, und welche übrigens den Πίναξ ſelbſt (wie wir nunmehr auch durch die Bekanntmachung deſſelben von Siebenkees in Fabricii Biblioth. graec. Tom. V. p. 157 wiſſen,) an mehreren Stellen vollſtändiger, und dabey die intereſſante Bemerkung liefern: daß ehemals von vielen Plutarchiſchen Büchern, die uns verlohren ſind, Συνόψεις

νόψεις oder Epitomae vorhanden waren. Herr W. vermuthet dieß von allen, und ſetzt die Abfaſſung ſolcher Auszüge, wie wir ſie bekanntlich nur noch von drey Werken des Plutarchus beſitzen, in das Zeitalter des Conſtantinus Porphyrogennetus. In der That waren Arbeiten dieſer Art dem Geſchmack des neunten Jahrhunderts ſehr angemeſſen. — So wie nun die Schriften des Plutarchus durch jene Aufzeichnung ſeines Sohnes bekannter wurden: ſo ſuchten auch ſeine Freunde, Favorinus und Taurus, ſein Andenken in ihren Werken zu verewigen. Aber dieſe gingen unter; da Appianus hingegen bey gefliſſentlicher Verhehlung des Plutarchiſchen Namens, in ſeinen uns erhaltenen Schriften überall den Nachahmer deſſelben verräth. Gellius iſt der erſte, welcher Schriften des Plutarchus namentlich erwähnt: Phrynichus im zweyten Jahrhundert beurtheilte ſie ſehr unrichtig: er betrachtete ihren Verfaſſer wie einen Rhetor oder Grammatiker, und muſterte ſeine Sprache nach den Grundſätzen der attiſchen. Dagegen ſcheinen die chriſtlichen Schriftſteller dieſes Zeitraums die Plutarchiſchen Schriften gar nicht geleſen zu haben; denn Origenes im folgenden Jahrhundert führt ſie zuerſt namentlich auf, und Euſebius im vierten hat längere Stellen daraus erhalten, zum Theil auch aus ſolchen Schriften, welche uns nicht mehr übrig ſind. Indeß mochten doch bereits Clemens von Alexandrien und Tertullianus die Plutarchiſchen Werke gebraucht haben: wenigſtens tragen die Stromata des erſteren, der ohnehin nur

die älteren Schriftſteller anzuführen pflegt, ſehr kennbare Spuren der Nachahmung an ſich. Diogenes von Laerte, Athenaeus, Dio Caſſius und andere Schriftſteller des dritten Jahrhunderts citiren nicht bloß die Werke des Plutarchus, ſondern verrathen zugleich eine abſichtliche Nachbildung ſeiner Manier und ſeines Ausdrucks. Nirgends aber offenbart ſich dieſelbe ſo deutlich, als in den beyden Werken des Aelianus. Unter den Schriftſtellern des fünften Jahrhunderts, zu denen, nach Hrn. W's. chronologiſchen Angaben, auch der Scholiaſt des Nikander und Heſychius gehören, haben vorzüglich Theodoretus und Proclus bedeutende Stücke aus Plutarchus aufbewahrt; und aus dem ſechſten verdient die reiche Ausbeute bemerkt zu werden, welche Joh. Stobäus ſchon jetzt zur Ergänzung, Verbeſſerung und Erläuterung der Plutarchiſchen Werke gewährt, und die nach Vollendung der angefangenen beyden Ausgaben deſſelben wahrſcheinlich noch vermehrt werden wird. Mit Olympiodorus im ſechſten Jahrhundert ſchließt Hr. W. die Periode der alten ſchönen Literatur. Unter Juſtinians Regierung wurde die Atheniſche Schule geſchloſſen, die Philoſophen vertrieben und durch Verfolgung derer, die nicht Chriſten waren, eine allgemeine, drey Jahrhunderte hindurch dauernde Barbarey verbreitet. In dieſen Zeitraum fällt der Untergang ſo vieler trefflicher Schriften des Alterthums, auch der Plutarchiſchen. Im ſiebenten Jahrhundert (641) wurde Alexandrien durch die Saracenen eingenommen,

und

und die berühmteſte aller Bibliotheken vollends zu Grunde gerichtet (Rec. bedient ſich abſichtlich dieſes beſchränkenden Ausdrucks: denn auch Hr. W., wiewohl er ſich nicht ganz deutlich über die Sache erklärt, ſcheint den fabelhaften, von Abulfaradſch und Abdollatiph fortgepflanzten Erzählungen weniger Glauben beyzumeſſen, und überhaupt den Verluſt jener Bücherſammlung in dieſen Zeiten weit geringer anzuſchlagen, als man ſonſt zu thun gewohnt iſt; auch er urtheilt, daß nicht ſowohl der Vernichtung der Alexandriniſchen Bibliothek, als der Trägheit und Saumſeligkeit, mit welcher man vorher nur hie und da Abſchriften von den ſchönſten Werken des Alterthums genommen hatte, der Untergang des größeren Theils derſelben zuzuſchreiben ſey.) Johannes von Damaskus hat zwar eigentlich nur Kirchenſchriftſteller excerpirt: allein in einem florentiniſchen Codex ſeiner heiligen Parallelen befindet ſich ein höchſt ſchätzbarer Anhang, der auch Stücke Plutarchiſcher Werke enthält, wahrſcheinlich aus dem noch unverſtümmelten Stobäus abgeſchrieben. Zu den Zeiten des gelehrten Patriarchen Photius im zehnten Jahrhundert bekamen die Wiſſenſchaften einen neuen Schwung; und unter der Regierung Leo des fünften und Conſtantinus Porphyrogennetus begann die alte Literatur wiederum aufzuleben. Allerdings waren damals ſchon viele Schriften des Plutarchus untergegangen: aber man hatte doch immer noch mehrere übrig, als wir gegenwärtig beſitzen. Photius ſelbſt erwähnt in ſeiner Bibliothek die Moralia nur aus

Digitized by Google

Sopater. (Ob das noch unedirte und in ſo vielem Betracht wichtige Lexicon des **Photius**, deſſen Bekanntmachung und Bearbeitung der gelehrte **Porſon** in England unternommen hat, auch für Plutarchus einige Ausbeute geben werde, muß die Zeit lehren.) — In das zehnte Jahrhundert ſetzt Hr. W., außer den obengenannten Συνόψεις, den merkwürdigen Codex der Vitae zu Florenz (nach **Montfaucons** Angabe, Diar. Ital. p. 366) desgleichen mehrere **Scholiaſten**, deren Fleiß wir nur aus Excerpten noch kennen: z. B. über Homerus, Heſiodus, Thucydides, Euripides u. a. Alle dieſe gingen dem **Suidas** voran, deſſen Zeitalter, ſo wie die Abfaſſung des großen Etymologicum, ebenfalls in dieſe Periode fällt. Ueberhaupt erſcheint uns in dieſem unfruchtbaren Zeitraum nicht viel mehr, als hie und da eine Trümmer von Trümmern, da größtentheils die Sammlungen der beſſern Literatoren ſowohl, als die Quellen mangeln, aus denen jene Sammlungen geſchöpft waren. — **Johannes Euchaita** im eilften Jahrhundert bat Chriſtum in jämmerlichen Senarien, daß, wenn er einen Heiden von dem ausgeſprochenen Fluche befreyen wollte, er dieſe Begnadigung dem Platon und Plutarchus möchte angedeihen laſſen; und **Eudocia** wiederholt die Notiz des Suidas vom Plutarchus mit dem ihr eigenen Zuſatze: *ἔγραψε δὲ πολλά, ὧν τὰ πλείω οὐχ εὑρίσκεται.* Es erhellt aus dieſem Zuſatze, daß alle die Schriften des Plutarchus, die wir unter die ſehr anſehnliche Rubrik der Verlohrenen ſetzen, ſchon

da-

damals verſchwunden waren, und daß Eudocia entweder einen eigenen Πίναξ, oder Excerpte der Plutarchiſchen Werke vor ſich hatte, nach welchen ſie das Fehlende berechnen konnte. Uebrigens läßt ſich der von ihr bemerkte Verluſt keinesweges auf das Zeitalter ſeit Suidas einſchränken, weil dieſer ſeine Nachricht von Plutarchus nicht auf eigene Durchſicht und eigenen Gebrauch der vorhandenen Schriften, ſondern auf die Autorität eines älteren Gewährsmannes gegründet hat. Was von Plutarchus verlohren iſt, ſcheint größtentheils von dem Jahre 560 bis 860 ſeinen Untergang gefunden zu haben: nach dieſer Zeit mögen nur noch wenige Schriften entweder durch Vernachläſſigung des Abſchreibens vergeſſen, oder durch die beliebteren Auszüge verdrängt worden ſeyn. Man würde ſich daher gewiß täuſchen, wenn man aus den häufigen Anführungen des Plutarchus, die ſich bey Johannes Tzetzes vorfinden, oder aus den vielfachen Abweichungen in den Citaten des letzteren von Proklus, den übereilten Schluß ziehen wollte, jener prahlhafte Compilator habe eine vollſtändige Sammlung aller Plutarchiſchen Schriften beſeſſen. Was Tzetzes vom Plutarchus beybringt, iſt durchgängig aus Proklus geſchöpft: nur ſcheint er deſſen Commentar weit vollſtändiger vor ſich gehabt zu haben, als er auf unſere Zeiten gekommen iſt. Hätte ihm dieſer Commentar eine geringere Ausbeute geliefert, ſo würde er wahrſcheinlich den fleißigen Verfaſſer deſſelben nicht mit ſo ſtolzer Miene verachtet haben. Weit ſorgfältiger und beſonne-

ner iſt der Gebrauch, den Euſtathius in ſeinen Commentaren über Homerus und Dionyſius Periegetes, obgleich in dem letzteren nur ſelten, von den Plutarchiſchen Schriften gemacht hat. Aus ſeinen Anführungen zieht der Kritiker zur Beſtimmung der richtigen Lesart nicht ſelten Nutzen. Auch mag wohl Euſtathius von einzelnen Büchern vollſtändigere und richtigere Abſchriften benutzt haben: aber diejenigen Bücher, die wir heut zu Tage vermiſſen, hatte er nicht. Selbſt die bekannten Ὁμηρικαὶ μελέται müſſen ihm bereits abgegangen ſeyn.

War in dieſem Zeitraum die Kenntniß der Alten unter den Griechen ſelten: ſo war ſie unter den Lateinern faſt völlig erloſchen. Johannes von Salisbury, ein ausgezeichneter Kopf, ragte indeß über ſein Zeitalter hervor. Er machte von den Plutarchiſchen Schriften, oder vielmehr von den lateiniſchen Verſionen und Centonen, die damals ſtatt des Plutarchiſchen Textes im Gange waren, einen ſo guten Gebrauch, als man ohne Kenntniß des Originals und der griechiſchen Sprache überhaupt machen konnte.

In demſelben Jahrhundert, noch mehr aber in den folgenden, wurden die Codices des Plutarchus verfertiget, von denen Hr. W. eine überaus große Anzahl verglichen hat. Er unterzog ſich dieſem Geſchäft theils ſelbſt während ſeines Aufenthaltes in Paris und Leiden, theils wurde es durch ſeine gelehrten Freunde Villoiſon, Villebrune, Saint-Croix und Larcher in Frankreich,

reich, Morelli und Spalletti in Italien, Matthäi, damals in Moskau, zuletzt auch durch Vermittelung der Curatoren der akademiſchen Druckerey zu Oxford beſorgt. Die noch unverglichenen Handſchriften in England und Frankreich hofft Hr. W. wenigſtens für den Commentar benutzen zu können. Diejenigen aber, welche er verglichen hat, ſucht er unter vier Hauptklaſſen (quatuor recenſiones vel aetates moralium) zu begreifen: I. vor dem dreyzehnten Jahrhundert. Aus dieſem Zeitalter ſind zwey Pariſer Handſchriften (D. F. num. Catal. 1956. 1957.) und die beyden Moskauer, ſämmtlich ſo lückenhaft als die Aldiniſche und Basler Ausgabe; ferner die beyden Wiener Handſchriften, und die Florentiniſchen Codd., deren Collation von Gronov an Hrn. W. kam. II. ſeit dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts. Nachdem die Griechen Conſtantinopel wieder erobert hatten, wurden alle noch vorräthigen Schriften des Plutarchus geſammelt. Aus dieſem Zeitraume ſtammt ein Pariſer Codex ab. (A. num. Catal. 1671.), der im J. 1296, wahrſcheinlich von Max. Planudes, geſchrieben und mit einigen Verbeſſerungen deſſelben verſehen iſt. III. der trefliche Codex Pariſienſis E. (num. Catal. 1672.) vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Er enthält zwar nicht mehrere Bücher, aber ältere und vorzüglichere Lesarten. In dieſes Zeitalter ſetzt Hr. W. noch überdieß Cod. Moralium C. n. 1955. und H. n. 1680. desgleichen eine Pfälzer und mehrere italieniſche

Handſchriften. IV. Codex Paris. B. (num. Catal. 1675.) Dieſer Codex enthält zwar nicht alle noch übrigen Schriften des Plutarchus; allein der Text iſt nach älteren und richtigeren Exemplaren verbeſſert, und die Lücken ſind mit gleicher Sorgfalt ausgefüllt. — Sodann folgen die Handſchriften des funfzehnten Jahrhunderts, welche faſt ſämmtlich in Italien, meiſtentheils nach der zweyten Recenſion, verfertigt worden ſind.

Es iſt auffallend, daß Petrarca hin und wieder aus den Schriften des Plutarchus ſolche Stellen anführt, die wir in den uns erhaltenen Büchern vergeblich ſuchen; da doch ſelbſt die griechiſchen Grammatiker und Literatoren des vierzehnten Jahrhunderts, z. B. Theodorus Metochita, Thomas Magiſter, Nicephorus Gregoras, Macarius Chryſocephalos u. a. keine anderen, als die uns übrig gebliebenen Werke dieſes Schriftſtellers kannten. Allein wahrſcheinlich wurde Petrarca durch ein falſches Gerücht, oder durch untergeſchobene Schriften, dergleichen die Inſtitutio ad Trajanum war, hintergangen.

In dem funfzehnten Jahrhundert gab es unter den Griechen einige wackere Gelehrte: Petrarca's Beyſpiel hatte auch unter den Lateinern manche zur Nacheifrung geweckt. Jene begaben ſich, nachdem Conſtantinopel von den Türken erobert war, größtentheils nach Italien: dieſe fingen wieder an, die Alten, auch den Plutarchus, in die lateiniſche Spra-

Sprache überzutragen. Die Anzahl dieſer Ueberſetzer wurde in dem folgenden Jahrhundert ſehr namhaft vermehrt. — Gerniſtus Plethon ſuchte die Manier der Plutarchiſchen Lebensbeſchreibungen in einer eigenen Schrift nachzuahmen: ſein Schüler, Beſſarion, fertigte neue Abſchriften der Plutarchiſchen Werke, die ſich noch jetzt in der venetianiſchen Bibliothek befinden; und Arſenius, Biſchoff zu Monembaſia, der letzte Grieche, den Hr. W. erwähnt, ſchmückte ſein Violetum, das ſein Vater Michael Apoſtolius bereits zu ſammeln angefangen hatte, auch mit Plutarchiſchen Apophthegmen und Sentenzen aus.

In dem zweyten Theile der Wyttenbachiſchen Prolegomenen, werden die Ausgaben, beſonders von den philoſophiſchen Werken des Plutarchus, ſehr ausführlich und genau beſchrieben. Mit dieſer Beſchreibung muß man den kürzer gefaßten Index vergleichen, welcher jenen folgt, und der ſich nicht bloß über die vollſtändigen Sammlungen der Plutarchiſchen Werke, ſondern auch über einzelne Ausgaben einzelner Schriften, über die Verſionen derſelben, über die zu jedem Buche verglichenen Handſchriften und andere kritiſche Sammlungen mit belehrender Sorgfalt verbreitet. Der aufmerkſame Leſer findet auch hier reiche Veranlaſſung, den großen Vorrath der zuſammen gebrachten und zur Prüfung und Berichtigung des Textes benutzten Hülfsmittel zu bewundern: die ſcharfe und treffende Würdigung aller die-

dieſer Hülfsmittel würde noch mehr Bewunderung verdienen, wenn man ſie bey dem Verfaſſer der Bibliotheca Critica nicht mit Grund vorausſetzen dürfte. — Cicero gab ehemals dem lauen Atticus, der ihm eine zu große Wärme des Tones vorgeworfen hatte, die ſehr einfache Antwort: vide, quam ſim antiquorum hominum. Auf eine ähnliche Antwort mögen ſich diejenigen gefaßt halten, die etwa das Treffende der Wyttenbachiſchen Urtheile, ſein bedeutungsvolles Stillſchweigen über manche empfohlene Ausgaben, und überhaupt ſeine Manier, das Kunſtrichter-Amt zu verwalten, in einem mißfälligen Contraſte mit dem ſchleichenden Complimentirton finden ſollten, der leider in unſern Elenchis editionum, Introductionen und Bibliotheken wieder aufzuleben ſcheint. Der wakkere Wyttenbach ſuchte, ganz im Leſſingiſchen Geiſte, mehr das Lob der Beſcheidenheit als der Höflichkeit. Die Beſcheidenheit giebt jedem, was jedem gebührt: aber die ſchlaue Höflichkeit giebt allen alles, um von allen alles wieder zu erlangen.

Recenſent hat den größten Theil der von Hrn. W. verglichenen Ausgaben und Ueberſetzungen vor ſich, und ſieht ſich dadurch in den Stand geſetzt, die Urtheile über den Werth derſelben nach eigener Prüfung zu bewähren. Allein es würde uns zu weit von unſerm Plan entfernen, wenn wir jene Kritik durch eine neue Kritik rechtfertigen wollten. Wir können daher bloß einen allgemeinen Ueberblick

auf

auf die benützten Hülfsmittel werfen, um auf dieſe Art die Schätzung der Wyttenbachiſchen Arbeit zu erleichtern.

Aldus Manutius war bekanntlich der erſte Herausgeber der Plutarchiſchen Werke. Seine Ausgabe der Moralium (v. J. 1509.), die unter der Aufſicht des berühmten Demetrius Ducas von Creta gedruckt wurde, verglich Hr. W. ſorgfältiger, als vorher geſchehen war. Er fand den Text nach Handſchriften verbeſſert, aber zugleich durch eine ſehr bedeutende Menge Druckfehler entſtellt. (Nicht bloß Camerarius, deſſen Urtheil Hr. W. hier allein anführt, ſondern mehrere Gelehrte klagten ſchon ehemals über die monſtroſa Aldini codicis menda, wie ſie unter anderen Chr. Daumius in Epiſt. ad Boſium p. 7. nennt.) Die Basler Edition (1542.), in der man nirgends den Gebrauch alter Handſchriften, wohl aber bedeutende Abweichungen von der Aldina wahrnimmt, konnte, dieſer zweifelhaften Autorität halber, dem Herausgeber den Vortheil nicht leiſten, den ihm die zahlreichen Verbeſſerungen und die aus vielen Codd. gezogenen Varianten des berühmten Nic. Leonicus und Dan. Janniot gewährten. Dieſe beyden Gelehrten hatten ſich ehmals ſelbſt mit einer neuen Ausgabe des Plutarchus beſchäftiget, und ihre kritiſchen Bemerkungen einem Exemplar der Aldina am Rande beygefügt. Hr. W. erhielt dieſes Exemplar von Rom, vermehrt mit Marginal-Anmerkungen ſei-

nes letzten Beſitzers, **Muretus**: nachdem er vorher ſchon eine unvollſtändige Abſchrift der beygeſchriebenen Verbeſſerungen von der Leidner Bibliothek bekommen hatte. Er benutzte überdieß noch andere handſchriftliche Sammlungen, die ihm das Glück zuführte: von **Schott, Turnebus, Andr. Junius** und einem ungenannten Gelehrten, der ſie der Basler Ausgabe vom J. 1542. beygeſchrieben hatte. Ganz vorzüglich aber kamen ihm die Emendationen des gelehrten und ſcharfſinnigen **Cl. Bachet Meziriac** zu ſtatten, der unter den franzöſiſchen Ueberſetzern des Plutarchus wahrſcheinlich den erſten Platz behauptet haben würde, wenn es ihm gelungen wäre, ſeinen in einer trefflichen Probeſchrift angezeigten Plan auszuführen.

Die alten lateiniſchen Ueberſetzungen des Plutarchus, welche in der Basler Folio-Ausgabe (ap. Mich. Iſingrinum 1541.) geſammelt ſind, haben vielleicht noch immer nicht eine ſo ſorgfältige Vergleichung erfahren, als ihnen ihres kritiſchen Werthes halber unſtreitig gebührte. Hr. W. benutzte ſie zwar: aber er ſcheint doch der bekannten Traduction von **Amyot** eine verweilendere Aufmerkſamkeit gewidmet zu haben. In der That findet der Kritiker, der von den häufigen Misgriffen in Anſehung des Sinnes und den willkührlichen Einſchaltungen dieſes Ueberſetzers den Blick abzukehren weiß, die auf Vergleichung derſelben verwandte Mühe reichlich vergütet. Amyot folgte nicht bloß der Autorität mehrerer, vor-

vorher unverglichener Handſchriften, ſondern leitete auch von den Verbeſſerungen anderer Philologen, namentlich des oben erwähnten **Turnebus**, manches Trefliche in ſeine Ueberſetzung ab.

Mit gleicher Sorgſalt verglich Hr. W. die Xylandriſche Verſion, welche er überhaupt einer Reviſion und Aufnahme in ſeine Ausgabe werth achtete. Xylander hat unſtreitig nicht bloß durch ſeine ſeltene Ausgabe der Moralium (Baſil. 1574 f.) ſondern auch durch ſeine Ueberſetzung dieſer Schriften, ſich ein großes Verdienſt um Berichtigung und Erklärung des Plutarchiſchen Textes erworben, Allein wenn Hr. W. dieſer Ueberſetzung ausſchließend das Lob der Treue, Sorgfalt und Deutlichkeit beylegt, wenn er ſie in allen dieſen Hinſichten als Muſter einer guten Verſion aufſtellt, ſo verkannte er ſehr die erſprießlichen Bemühungen eines Mannes, der zu derſelben Zeit der Verbeſſerung und Ueberſetzung der Plutarchiſchen Schriften ſeine Muſe weihete. **Hermann Cruſerius** trug nicht bloß die Lebensbeſchreibungen (1561), ſondern auch die philoſophiſchen Werke des Plutarchus (Baſil. 1573. Francof. 1580 f.) in die lateiniſche Sprache über. Die Ueberſetzung der erſteren wurde in den Ausgaben dieſes Schriftſtellers, von der Stephaniſchen bis auf die Reiskiſche herab, dem griechiſchen Text zur Seite geſtellt: allein die Ueberſetzung der letzteren, welche dem Verfaſſer grade am vorüglichſten gelungen war, blieb unbeachtet, wurde über der Xylandriſchen vernachläſſiget

Digitized by Google

get und zuletzt ſo ſehr vergeſſen, daß neuere Literatoren ſogar an der Exiſtenz derſelben gezweifelt haben. Auch Hr. W. kennt ſie blos aus der Anführung anderer, und ſpricht daher von ihrem Gehalte mit unverdienter Geringſchätzung. Rec. trägt kein Bedenken, dieſer Verſion vor der ſo ſehr geprieſenen Xylandriſchen den Vorzug zuzugeſtehn, und wird weiter unten Gelegenheit finden, die Verdienſte derſelben in Hinſicht auf Wahrheit, Schönheit des Ausdrucks und treuer Nachbildung der Plutarchiſchen Schreibart ins Licht zu ſetzen.

Deſto billiger und vortheilhafter beurtheilt Hr. W. die Stephaniſche Ausgabe, deren Werth von Reiske und anderen Gelehrten nur allzu ſehr herabgeſetzt worden iſt. Die von Stephanus eingeführte Ordnung der Plutarchiſchen Schriften behielt Hr. W. bey, um die Bequemlichkeit des Leſens und Nachſchlagens zu befördern. Uebrigens aber ſuchte er den häufigen Aenderungen des berühmten Mannes, welche er, ohne Angabe der Autorität, in dem Texte getroffen, durchaus auf die Spur zu kommen; er prüfte mit kritiſcher Unpartheylichkeit die aufgefundenen Gründe, und verſichert, kein Wort, ja keinen Buchſtaben aus dieſer Ausgabe beybehalten zu haben, deſſen Aechtheit nicht durch hinlängliche Zeugniſſe erwieſen werden konnte. — Die drey Abkömmlinge des Stephaniſchen Textes, die ſo genannten editiones graeco-latinae (Frankf. 1599 f. Frankf. 1620 f. Paris 1624 f.) wurden von Hrn. W. ebenfalls

zu

zu Rathe gezogen, im Ganzen mit noch größerem Nutzen, als die zuletzt erſchienene Reiskiſche Ausgabe, welche nichts als eine verunglückte Buchhändler-Spekulation war. Der wackere Reiske ſtarb allerdings auch für den Plutarchus zu früh: aber auch bey einem längeren Leben würde es ihm an Luſt und Muſe gefehlt haben, während des Leſens die hingeworfenen Conjecturen zu ſichten, mit der Sprache des Schriftſtellers ſich vertrauter zu machen und für die Wiederherſtellung des ächten Textes etwas Ausgezeichnetes zu leiſten. Unter hundert Verbeſſerungsvorſchlägen fand Hr. W. kaum zwey, die ſich durch Wahrheit und Neuheit zugleich empfohlen hätten. Wenn daher in Hrn. Ws. kritiſcher Annotation Reiske's Name noch häufiger erſcheint, als man bey ſo bewandten Umſtänden erwarten ſollte: ſo geſchah es bloß, weil er auch die Verbeſſerungen anderer, ſo wie ſeine eigenen, wenn er ſie bey dem Leipziger Herausgeber bereits vorfand, auf deſſen Rechnung geſetzt hat.

Wir nahen uns hier dem dritten Theil unſerer Kritik, in welchem wir unſeren Leſern von dem Gewinn, den Plutarchus unter den Händen eines ſo gelehrten und mit kritiſchen Hülfsmitteln ſo reichlich ausgerüſteten Herausgebers erhalten hat, eine kurze Rechenſchaft ablegen müſſen. Vollſtändiger und gründlicher vielleicht wird dieſe Beurtheilung alsdann ausfallen, wann uns Hr. W. den verſprochenen Commentar geſchenkt haben wird. Ja, könnte man die baldige Erſcheinung deſſelben mit

Wahrſcheinlichkeit hoffen: ſo dürfte es leicht allzu voreilig ſcheinen, ſchon jezt entweder die ganze Verfahrungsart des Herausgebers prüfen, oder wohl gar über einzelne Punkte mit ihm rechten zu wollen. Da indeß theils vermöge der oben angeführten Aeuſſerungen des Herausgebers ſelbſt, theils aus anderen uns bekannt gewordenen Urſachen die Erfüllung jener Hoffnung noch ziemlich entfernt ſcheint: ſo iſt es die Pflicht der Kritik, ein Werk, das in dem Fache der alten Literatur immer als ein klaſſiſches glänzen wird, ſchon jezt genauer zu unterſuchen, und die Vorzüge und die Mängel deſſelben in Hinſicht auf Bildung des Textes ſowohl, als auf die kritiſche Annotation und beygefügte Verſion aus einander zu ſetzen.

Was überhaupt das kritiſche Verfahren anlangt, das Hr. W. in dieſer Ausgabe beobachtete: ſo folgte er in Anſehung des Textes weder der Stephaniſchen noch einer andern Edition, ſondern lieferte im eigentlichſten Sinne des Worts eine ganz neue Recenſion deſſelben. Die Aldina war gleichſam die Baſis, auf welcher das kritiſche Gebäude aufgeführt wurde: die Autorität alter Handſchriften und Ausgaben gewährten ihm Feſtigkeit, und das durch eine lange Vertraulichkeit mit der Plutarchiſchen Schreibart geſchärfte kritiſche Gefühl des Herausgebers bewahrte vor Uebereilung und Fehlgriffen. Auf dieſe Art gewann der Text der dritten griechiſch-lateiniſchen Ausgabe vom Jahr 1624., den Hr. W. für den Druck zubereitete, eine

eine ganz neue Bildung. Der Stephaniſche Text, welcher in dieſer Edition gereinigter als in den beyden vorhergehenden erſcheint, wurde nicht bloß von den übrig gebliebenen Druckfehlern geſäubert, und in bequemere Abtheilungen gebracht; ſondern alles, was bewährten kritiſchen Zeugniſſen entgegen war, wurde entfernt und mittelſt derſelben verbeſſert. Zur Aufnahme bloßer Conjecturen verſtand ſich Hr. W., auch bey offenbar verdorbenen Lesarten, nur ſelten; und zwar entweder da, wo ſeine Vorgänger ſich dieſelbe Freyheit verſtattet, oder wo mehrere Kritiker auf gleiche Art und durch Einen Vorſchlag die Schwierigkeit gehoben hatten.

Wie ſtreng überhaupt die Grundſätze ſind, die Hr. W. in Aufnahme kritiſcher Vermuthungen befolgte, dieß wird am deutlichſten aus folgendem Beyſpiel erhellen. Zwey Stellen des Plutarchus ſind ohne Autorität einer Handſchrift, beyde aus Platon, und beyde mit gleicher Wahrſcheinlichkeit, verbeſſert worden; eine in der Schrift: de Educatione puerorum p. 4. D.*), wo man

*) Wir führen in dieſer Recenſion der Kürze halber, ohne die einzelnen Bücher und Kapitel genauer zu bezeichnen, die Seitenzahlen der Frankf. Edition vom Jahr 1599. an. Bekanntlich treffen dieſe mit den Seitenzahlen der anderen beyden griechiſch-lateiniſchen Ausgaben durchaus zuſammen, und ſind auch von Reiske ſowohl als von Wyttenbach, von jenem über dem Texte, von die-

auf Platons Zeugniß und zufolge einer alten, von Hrn. W. hier nicht erwähnten Wahrnehmung der Kritiker (ſ. Valkenaer ad Eurip. Phoen. p. 608.), ſtatt πολλάκις ὁ Κράτης offenbar πολλάκις Σωκράτης leſen muß; die zweyte in Quaeſtion. platonic. p. 1001, A. wo Platons Phädrus anſtatt des fehlerhaften Καλλιπίδαι ebenfalls die wahre Lesart καλλίπαιδα darbietet. In der letzten Stelle glaubte Hr. W. mit Recht, die Correction zur Lesart des Textes erheben zu müſſen, weil es keinem Zweifel unterworfen iſt, daß die Quaeſtiones das Werk des Plutarchus ſind, und von dieſem das Richtige geſetzt worden iſt. Aber in jener unächten und höchſt ſeichten Schrift, deren Verfaſſer nichts weniger als Plutarchiſche Beleſenheit und Einſicht beſaß, läßt ſich doch der Fall als möglich denken, daß das bezweifelte Wort nicht aus Platon ſelbſt, ſondern aus einer anderen Quelle gefloſſen, und der Schriftſteller durch Aehnlichkeit der Namen getäuſcht worden ſey. Jenes war offenbar falſch; dieſes nur fehlerhaft.

Bey-

dieſem am innern Rande ſeiner Ausgabe bemerkt worden. — In dem neulich erſchienenen Leipziger Abdruck des erſten Theils des Wyttenbachiſchen Werkes, welcher in Anſehung der Correktheit, das engliſche Original ſelbſt weit übertrifft hat der Herausgeber und Verleger, Herr M. Schäfer, nicht bloß dieſe ſehr zweckmäßige Einrichtung beybehalten, ſondern noch überdies die Seitenzahlen der Wyttenbachiſchen Ausgabe am äußeren Rande beygefügt.

Digitized by Google

Beydes wird der vorſichtige Editor bemerken; aber nur jenes ändern, weil zu beſorgen ſteht, daß er durch Veränderung des letzteren uns nicht das giebt, was der Autor geſchrieben hat, ſondern was er, den Foderungen der Geſchichte zufolge hätte ſchreiben ſollen.

Wenn dieſe Norm gültig iſt: ſo begreift man nun leicht, warum Hr. W. auch anderwärts, wo es bald auf offenbare Verwechſelung der Namen, bald auf einen leicht zu entdeckenden Gedächtnißfehler hinauslief, das Unrichtige beybehalten mußte, obgleich andere Kritiker, deren Erwähnung wahrſcheinlich dem Commentar vorbehalten bleibt, ſchon das Wahre gefunden hatten. Z. B. p. 1. C. Κλειόφαντον ſtatt Διόφαντον (ſ. Palmerii Exercitatt. in auctores graec. p. 214.); p. 89, B. Διογένης ſtatt Ἀντισθένης; p. 171. D. Ἄμηστρις δὲ ἡ Ξέρξου γυνὴ δώδεκα (richtiger τέσσαρας καὶ δέκα, ſ. Weſſeling. Obſervationes p. 252.) κατώρυξεν ἀνθρώπους.

Bey dieſer Behutſamkeit, mit welcher Herr W. das Geſchäft der Kritik verwaltete, und bey der äußerſten Sorgfalt, mit welcher er die von Stephanus eingeführten Lesarten ſogar in ſolchen Stellen prüfte, wo der erſte Blick keinen Fehler ahnete, iſt nur ſelten eine Emendation dieſes Mannes beybehalten worden, die ſich nicht durch die Autorität alter Handſchriften bewähren ließ. Eine ſolche Verbeſſerung finden wir p. 41. A. βλὰξ ἄνθρωπος ἐπὶ παντὶ λόγῳ ἐπτοῆσθαι φιλεῖ ſt.

 και-

παιδεύεσθαι. Herr W. fand ſie durch keinen Codex beſtätiget; aber er behielt ſie bey, wahrſcheinlich, weil ihn die bekanntere Parallelſtelle p. 28. D. zu dieſem Verfahren zu berechtigen ſchien. Wir ſind weit entfernt, dieſes Verfahren hier und an einigen anderen Orten, wo wir uns den Grund der getroffenen oder fortgepflanzten Textes-Aenderung auf gleiche Weiſe angeben konnten *), in

*) Um nicht zu weitläuftig zu werden, machen wir den ſelbſtprüfenden Leſer nur auf folgende Stellen aufmerkſam: p. 291. A. Διὸ τῶν μὲν ὀλυμπίων ἱερῶν εἴργεται, καὶ οὔτε ἐν Ἥρας Ἀθήνησι, οὔτε Θήβησιν ἐν Ἀφροδίτης, ἴδοι τις ἂν κιττόν· ἀγριωνίοις δὲ καὶ νυκτελίοις, ὧν τὰ πολλὰ διὰ σκότους δρᾶται, πάρεστιν. So hat Hr. W. nach Meziriacs glücklicher Verbeſſerung die Vulgata: κιττὸν ἄγριον· ἴοις δὲ καὶ ν. in dem Texte ſelbſt geändert. Ἀγριώνια, ein Feſt, das dem Bacchus Agrionius zu Ehren gefeyert wurde, kommt auch in Plutarch. Hellenic. p. 299 f. vor. p. 369. A. οὔτε γὰρ ἐν ἀψύχοις σώμασι τὰς τοῦ παντὸς ἀρχὰς θετέον, ὡς Δημόκριτος καὶ Ἐπίκουρος· οὔτε ἀποίου δημιουργὸν ὕλης, ἕνα λόγον καὶ μίαν πρόνοιαν, ὡς οἱ Στωϊκοί. Ἀποίου iſt ebenfalls die Conjectur mehrerer Gelehrten (ſt. ἄποιον, οὐ), an deren Richtigkeit nicht zu zweifeln iſt. Die ἄποιος ὕλη der Stoiker, carens omni qualitate materia, iſt bekannt. (Vergl. Daviſ. ad Cicer. N. D. I. 14. Diogenes Laërt. VII. v. 134. Sextus Empiric. IX. 75. p. 569.) — p. 371 E. hat Hr. W. ſtatt διοικεῖν αὐτὸν (ἱέρακα) ἐλάχιστα τῇ τροφῇ πέφυκε ſeine eigene trefliche Verbeſſerung

εὐ

in Anſpruch zu nehmen: wir befürchten vielmehr, daß Hr. W. durch Zurückweiſung anderer, eben ſo evidenter Lesarten, die ſich entweder nur auf das Zeugniß eines einzigen Codex, oder auf Conjectural-Verbeſſerung gründeten, den Vorwurf einer zu weit getriebenen Rigidität veranlaßt haben wird. Und dies wohl nicht blos bey Kritikern, welche dem Geſetz ihrer Kunſt gern eine Laxität geben möchten, die es zum Spielwerk des Witzes und der Laune macht. So lehrt, unſeres Bedünkens, gleich p. 2. A. der ganze Zuſammenhang, gegen welchen der Gedanke an die Unächtheit der Schrift hier ſchwerlich einiges Gewicht haben kann, daß die Ergänzung: *εἰσὶ δὲ αἱ μὲν ἀρχαὶ τῆς φύσεως, αἱ δὲ προκοπαὶ τῆς μαθήσεως,* wie ſie Herr Schneider auch in der Augsburger Handſchrift fand, von der Hand des Schriftſtellers ſey. Rapp hat ihr, ſo viel wir wiſſen, zuerſt, nachher Victor, Weſthus u. a., zuletzt auch Hr. Hutten einen Platz im Texte angewieſen, und Amyot bereits durch ſeine Ueberſetzung die Aufnahme vorbereitet: Le commencement nous vient *de la nature*, *les progrés & accroiſſement* des preceptes de la raiſon, & l'accompliſſement de l'uſage et exercitation. Von Hrn. W. ſind die fehlenden Worte bloß in der Note bemerkt, aber nicht aufgenommen worden.

 Auf

αὐτὸν ἐλαχίστη in den Text gerückt. Der Sinn iſt: Der Habicht hat zu ſeiner Subſiſtenz nur ſehr wenig Nahrung nöthig.

Auf gleiche Art würde Rec., ohne ſich der Sünden des Tübinger Abdrucks theilhaftig zu machen, an mehreren anderen Stellen kein Bedenken gefunden haben, die von Hrn. W. in die Noten verwieſene Lesart in den Text ſelbſt zu erheben. Z. B. p. 46. B. *εἰ μή τις ᾖς ἀναίσθητος καὶ ἀμαθής* ſtatt *ἀπαθής*, p. 320, I. *ὡς ἐκείνη μὲν ἐστι κοπώδης* (ſt. *κομπώδης*) *καὶ ἄσχολος*, wegen der Parallelſtelle Vit. Themiſtoclis p. 121. B. auf die Hr. W. ſelbſt und vor ihm ſchon Bryan T. I. p. 95. aufmerkſam gemacht hat. Desgleichen p. 371. E. von dem Habicht oder Falken, dem Symbol des Gottes Oſiris: *λέγεται δὲ καὶ νεκρῶν ἀτάφων σώμασι* (ſt. des fehlerhaften *ὄμμασι*) *γῆν ὑπερπετόμενος ἐπιβάλλειν*. In den oft verſuchten Verſen p. 20. D. traf unſtreitig Walckenaers ſcharfſinnige Verbeſſerung (ad Eurip. Phoen. p. 447.): *Ἀγάμεμνον, οὐδεὶς κάματος εὖ σέβειν θεούς*, das Wahre: allein da der erſte Vers: *τί δῆτα δεῖ σε κάμνειν; κατθανεῖν*, weder von Meziriac noch von anderen mit gleicher Evidenz verbeſſert, durch die von Krebs und Hutten aufgenommene Lesart aber noch mehr verfälſcht worden iſt: ſo begreift man wohl, warum Hr. W. auch von jener Correktion für den Text ſelbſt keinen Gebrauch machen konnte.

Deſto ſicherer, zuläſſiger und häufiger war der Gebrauch, den der Herausgeber zur Berichtigung des Textes von den Lesarten ſeiner Handſchriften machen konnte. Eine große Menge verdorbener

bener Stellen, welche man vorher als unheilbar aufgegeben hatte, ſind jetzt zuerſt aus Handſchriften hergeſtellt; andere, an denen ältere und neuere Kritiker ihre Divinationsfähigkeit vergeblich verſucht hatten, ſind durch daſſelbe Hülfemittel mit einer oft überraſchenden Leichtigkeit und Evidenz verbeſſert, in ſehr wenigen nur ſind die Conjecturen der vorigen Herausgeber durch Beyſtimmung der Handſchriften beſtätiget worden. Einige ausgehobene Beyſpiele werden hinreichend ſeyn, die Wahrheit dieſer drey Behauptungen ins Licht zu ſetzen. p. 4. D. iſt von der unverzeihlichen Sorgloſigkeit ſolcher Aeltern die Rede, welche, auch nachdem ſie von anderen erinnert worden ſind, ihre Kinder der Aufſicht und der Geſellſchaft untauglicher Erzieher überlaſſen: ἐνίοτε γὰρ εἰδότες, αἰσθομένοις μᾶλλον αὐτοῖς τοῦτο λεγόντων, τὴν ἐνίων τῶν παιδευτῶν ἀπειρίαν ἅμα καὶ μοχθηρίαν, ὅμως τούτοις ἐπιτρέπουσι τοὺς παῖδας. Man hat die Dunkelheit dieſer Stelle auf vielfache Art (Vgl. Huttens Noten p. 15.) zu heben verſucht. Gail, deſſen Ausgabe einiger Plutarchiſchen Schriften (Divers Traités de Lucien, Xénophon, Platon & Plutarque — faiſant partie de la collection des auteurs Grecs claſſiques, Paris 1788. 8.) noch von keinem Kritiker, ſoviel wir wiſſen, benutzt worden iſt, verbeſſerte zuletzt: αἰσθόμενοι μᾶλλον αὐτοί, und brachte folgenden ſehr gezwungenen Sinn heraus: le ſachant pour le ſentir mieux que ceux qui le leur diſent, c'eſt-a-dire, pour le ſentir

mieux que perſonne. Hr. W. folgte kritiſchen Zeugniſſen, und nahm mit Fabricius αἰσθομένων auf. Unſtreitig eine weit leichtere und richtigere Aenderung als die Brunkiſche: εἰδότες ἢ αἰσθόμενοι ἄλλων αὐτοῖς τοῦτο λεγόντων, welche ſich gleichwohl in dem Texte der Schneiderſchen und Huttenſchen Ausgabe befindet. — p. 291. B. wird die Frage aufgeworfen, warum die Prieſter des Jupiter bey den Römern nicht zugleich eine Magiſtratswürde im Staate bekleiden dürfen. Die Antwort: ἢ ὅτι τῶν μὲν ἱερῶν ὡρισμένας πράξεις ἐχόντων, * * * ἀτάκτους καὶ ἀορίστους, οὐκ ἦν δύνατον εἰς ἓν ἅμα τῶν καιρῶν συμπεσόντων ἑκατέρῳ παρεῖναι τὸν αὐτόν; Die fehlenden Worte ergänzte Xylander durch τῶν δὲ βασιλέων, Meziriac durch τῶν δὲ ἀρχῶν. Keiner von beyden traf das Wahre, das jeƺt dem Herausgeber ein Leidner Codex dargeboten hat: τῶν δὲ δημοσίων. Ἱερὰ und δημόσια — welcher Gegenſaƺ könnte hier paſſender ſeyn? — p. 319. E. vom Auguſtus, der begünſtiget durch die Zeitumſtände und durch die Verbindung mit den treflichſten Männern im Staate, empor ſtieg: Τύχη αὐτὸν ἐπιθεῖσα Κικέρωνι, καὶ Λεπίδῳ, καὶ Πάνσᾳ, καὶ Ἱρτίῳ, καὶ Ἀντωνίῳ, καὶ Μάρκῳ, ταῖς ἐκείνων ἀριστείαις καὶ χερσὶ καὶ νίκαις, καὶ στόλοις, καὶ πολέμοις, καὶ στρατοπέδοις γενόμενον πρῶτον εἰς ὕψος ἄρασα καὶ καταβαλοῦσα, τούτους ἀναβῆναι μόνον, δι' ὧν ἀνέβη μόνον, κατέλιπεν. Wie verworren und dunkel! Mit Hülfe des einen Codex rief Hr. W. die richtigere

Inter-

Interpunction zurück, und auf das Anſehen eines anderen warf er das anſtößige Einſchiebſel aus dem Texte. Darauf gewann die Stelle das ſchönſte Licht: γενόμενον πρῶτον, εἰς ὕψος ἄρασα, καὶ καταβαλοῦσα τούτους, δι' ὧν αὐξήθη, μόνον κατέλιπεν. — p. 165. F. ſpricht Plutarchus von der Unruhe, welche den Abergläubiſchen peiniget: ὥσπερ ἐν ἀσεβῶν χώρῳ, τῷ ὕπνῳ τῶν δεισιδαιμόνων, εἴδωλα φρικώδη καὶ τεράστια φαρμάκων, καὶ ποινάς τινας, ἐγείρουσα καὶ στροβοῦσα τὴν ἀθλίαν ψυχὴν, ἐκ τῶν ὕπνων ἐκδιώκει τοῖς ὀνείροις. Offenbar gewährt das Wort φαρμάκων hier keinen Sinn. Aber die ächte Lesart: φάσματα, welche jetzt Hr. W. hergeſtellt hat, ließ ſich ohne Hülfe eines Codex ſchwerlich auffinden. Es ſcheint, Plutarchus hatte ein Dichterfragment vor Augen, das er in dieſer Stelle nachbildete. Der Sinn iſt nunmehr klar: Veluti in impiorum apud inferos regione, in ſomno ſuperſtitioſorum, ſuperſtitio excitans ſimulacra terribilia et monſtroſa *viſa* et furias quasdam, excitans et verſans miſeram animam ſomniis ſomno exturbat. — p. 22. D. wird eine Verbeſſerung von Krebs (Animadv. in Plut. de audiend. poët. p. 165.) καὶ τί τὴν Τύχην (ſt. Ψυχὴν) καὶ τὴν Μοῖραν ὀνομάζουσι, jetzt durch die Autorität einer Handſchrift beſtätiget, und in den Text gehoben. Gleiche Beſtätigung einer von Valckenaer (ad Herodot IV, 114.) vorgeſchlagenen Lesart findet man p. 271. D. ἐμφαίνοντες δεῖν τὴν νύμφην ἐμμένειν ſt. ἐμβαίνειν.

In

In ſolchen Stellen, wo den Herausgeber ſeine kritiſchen Hülfsmittel verließen, behielt er gewöhnlich, um nicht zu den verdorbenen und ſinnloſen Lesarten der Aldina zurück kehren zu müſſen, die Stephaniſchen bey: ſelbſt da, wo ihre Quelle ganz unbekannt, oder ihre Autorität wenigſtens zweifelhaft war. So iſt in der oftmals verſuchten Stelle p. 2. C. εἰ δέ τις οἴεται, τοὺς οὐκ εὖ πεφυκότας μαθήσεως καὶ μελέτης τυχόντας ὀρθῆς πρὸς ἀρετὴν οὐκ ἂν τὴν τῆς φύσεως ἐλάττωσιν εἰς τοὐνδεχόμενον ἀναδραμεῖν, das letzte unbezweifelt fehlerhafte Wort auch in der Wyttenbachiſchen Ausgabe unverändert geblieben. Sehr gezwungen ziehen es einige zu ἀρετήν, und ſuppliren vor den Worten: τὴν τῆς φύσεως ἐλάττωσιν, die Präpoſition κατά. Noch gewagter iſt Heumanns Aenderung: πρὸς ἀρετὴν, εἰς τὴν τῆς φύσεως ἐλάττωσιν ἐνδέχεσθαι ἀναδραμεῖν. Wir übergehen Heuſingers unbeſtätigte, und Gesners allzu künſtliche Erklärung, welche ſich beyde mit einer dritten von Krebs in den Miſcellaneis Lipſ. Nov. X. p. 296. befinden, und bemerken nur, daß der Tübinger Herausgeber des Plutarchus die letzten Erklärungsverſuche gar nicht, die Heumanniſche Verbeſſerung aber verſtümmelt mitgetheilt hat. Hr. W., der ſich auf eine ſolche kritiſche Relation jetzt noch nicht einlaſſen konnte, ſchlägt kurz und gut ἀναλαβεῖν zu leſen vor. Gewiß die einzig richtige Lesart, auf welche bereits auch andere gefallen ſind, und die, was Hr. W. nicht beygefügt hat, durch eine alte edit. Spirenſis a. 1584.

1584. beſtätiget wird. Allein wenn kurz vorher p. 1. D. bey der Stephaniſchen Lesart: ὡς οὐ βασιλίας, ἀλλὰ βασιλίσκους, von Hrn. W. erinnert wird: hoc Stephanus, neſcio unde, invexit: ſo verweiſet Hr. Hutten hier richtiger auf Stephani adnotat. ad Ageſilaum, wo dieſer Kritiker ſich auf das Zeugniß einiger Handſchriften beruft.

Wenn in dieſer und anderen Stellen das Geſchäft des Kritikers, welcher künftig einzelne Plutarchiſche Schriften bearbeiten will, vorzüglich dahin gerichtet ſeyn muß, die noch verborgenen Quellen dieſer und jener Stephaniſchen Lesart aufzuſuchen, und die Gültigkeit derſelben entweder zu bewähren oder zu widerlegen: ſo wird man überhaupt nie vergeſſen dürfen, daß der Text dieſes Schriftſtellers noch an mehreren Orten einer neuen Reviſion bedarf. Auch dieſes verdient, unſeres Bedünkens, bey einer Ausgabe von ſolchem Gehalt und ſolcher Autorität erwogen zu werden, welche Unfähigkeit ſo leicht, und träge Bequemlichkeit ſo gern für das non plus ultra der Kritik gelten läßt. Allein abgeſehen von ſo manchen treflichen Lesarten, die hier in den Noten verſteckt, einer künftigen Aufnahme in den Text würdig zu ſeyn ſcheinen: ſo iſt der verdienſtvolle Herausgeber ſelbſt ſo weit von dem Wahn entfernt, dem Plutarchus ſchon jetzt ſeine urſprüngliche Form durchaus wieder hergeſtellt zu haben, daß er an mehreren Stellen entweder ſeine noch übrig gebliebenen Zweifel verräth,

räth, oder auf eine weitläuftigere Erörterung in dem Commentare verweiſet. Das erſte z. B. p. 35. A. bey den Worten: τῷ λέγειν ἐφεξῆς ἄριςι, welche der Kritik einen freyen Spielraum eröffnen; das zweyte p. 8. B. ἀπὸ πηγῆς τὴν ἐπιςήμην τηρεῖν, wo Hr. W. jetzt bloß die Corruption bemerkt, aber weder die Krebſiſche Muthmaßung (ἀρύειν), noch ſeine eigene (ἀρύτειν vergl. ſ. Not. ad Plutarch. de S. N. V. p. 33.) wiederholt.

Sehr viel iſt indeß ſchon jetzt durch die dem Text untergeſetzte Annotatio critica geleiſtet, ſehr viel mittelſt derſelben vorbereitet worden. Sie vereiniget, bey der größten Kürze in der Darſtellung und im Ausdruck, drey Hauptzwecke, welche Hr. W. ſelbſt in den Prolegomenen dahin beſtimmt: Notae verſantur in triplici genere: primo, ubi nova lectio recipitur: altero, ubi conjectura proponitur: tertio, ubi dubia eſt vulgatae auctoritas lectionis, aut alia fertur aeque probabilis. Was den erſten und letzten Zweck anlangt; ſo ſind beyde unſtreitig auf eine befriedigende Weiſe erfüllt worden. Nur hie und da hat Recenſent bey neu aufgenommenen Leſarten die Angabe der Vulgata vermißt: wie z. B. T. I. p. 24. ἐκ περιδρομῆς, p. 332. ἀλλοτρίων ζώων, To. II. p. 111. ἐμβαίνειν. In Anſehung der Conjecturen aber, deren Aufführung ebenfalls in den Plan dieſer Annotation beſchloſſen lag, hat ſich Hr. W. hauptſächlich auf ſeine eigenen und die von

den

den vorhergehenden Editoren, oder von einigen nahmhaften holländiſchen Kritikern vorgetragenen eingeſchränkt. Solcher hingegen, welche in humaniſtiſchen, vorzüglich von deutſchen Kritikern herausgegebenen Schriften zerſtreut ſind, iſt ſelten oder gar nicht gedacht worden. Freylich hat man an einzelne Bücher des Plutarchus ſo viel Traumdeuterey verwendet, daß jetzt die Frage oft iſt, wie bey jenem König, nicht was der Traum bedeute, ſondern was eigentlich geträumt worden ſey. Da mithin Hr. W., wie die Vorrede berichtet, uns gegenwärtig nur einen delectum et florem totius Plutarcheae materiae liefern wollte: ſo verdenken wir es ihm keinesweges, wenn er unrichtige und tadelnswerthe Vorſchläge der Kritiker entweder ganz verſchwieg, oder mit drey Worten abfertigte: wie Vol. II. p. 342., wo der kurz hingeworfene Tadel: ἐπέσπαιρεν nolim ſollicitare, ohne Zweifel eine Bemerkung Valckenaers (ad Herodotum p. 621.) trifft. Allein die Rede iſt hier von ſolchen Verbeſſerungen, die mit den von Hrn. W. ausgezeichneten wenigſtens auf gleichen Rang Anſpruch machen durften, und deren Angabe demjenigen, welcher die Plutarchiſchen Schriften in dieſer Edition ohne vollſtändigen Commentar leſen will, die Lectüre gewiß ſehr erleichtert haben würde. Wir könnten auch in dieſer Recenſion eine ziemliche Anzahl ſolcher übergangener Verbeſſerungen beybringen, wenn uns nicht der Anblick ſo vieler neuer Conjecturen, welche Plutarchus und ſeine Leſer dem Scharfſinn des neuen

Her-

Digitized by Google

Herausgebers verdanken, zu einem angenehmeren Geſchäft hinzöge.

In der That iſt die annotatio critica ſo reich an ſcharfſinnigen und glücklichen Verbeſſerungsvorſchlägen, daß die Ausgabe auch von dieſer Seite die Diſciplin eines Valkenaer und Rhunkenius auf die ausgezeichneteſte Art verherrlichet. Es iſt ſchwer, da, wo das Gute ſich überall darbietet, eine geſchickte Auswahl zu treffen, und immer wird man in dem Falle ſeyn, lieber zu viel als zu wenig zu geben. Indeß wollen wir hier bloß von ſolchen Conjecturen einige zur Probe darlegen, welche lediglich das Werk einer durch Uebung geſchärften Beurtheilungskraft und eines gebildeten Scharfſinns ſind, ohne uns bey denen zu verweilen, die allerdings gleich wichtig, aber bloß durch Anwendung einer grammatiſchen Bemerkung (z. B. p. 18. F. *τῶν ἄλλων ἀνθρώπων*, für *ἄλλων* ohne Artikel,) oder durch richtigere Interpunktion (z. B. p. 35 F. *καὶ γὰρ δίκαιον, καὶ ὠφέλιμον*), ohne einen vorzüglichen Scharfblick zu fodern oder zu verrathen, ſich dem aufmerkſamen Leſer gleichſam von ſelbſt ergeben.

Pag. 135. C. Müßiggang, ſagt Plutarchus, und Trägheit befördern keinesweges die Geſundheit. Ungefähr demjenigen, der dadurch, daß er gar nicht ſieht, ſeine Augen, oder dadurch, daß er gar nicht ſpricht, ſeine Stimme zu ſchonen oder zu erhalten wähnt, gleicht der Thor, der Müßiggang und Unthätigkeit als eine unerläßliche

Be-

Bedingung der Geſundheit betrachtet; ὁ τὴν ὑγείαν ἀχρηστία καὶ ἡσυχία χρῄζειν οἰόμενος. So las Stephanus, nach dem Vorgang aller Handſchriften und Ausgaben. Xylander etwas richtiger: ἀχρηστίᾳ καὶ ἡσυχίᾳ. Dieſe Lesart, welche ſich auch in den drey griechiſch-lateiniſchen Ausgaben findet, hat Hr. W. aufgenommen, ohne ſie jedoch für die ächte anzuerkennen. Er vermuthet ſehr richtig, daß Plutarchus ἀχρηστίας καὶ ἡσυχίας ſchrieb, ſanitatem quiete et actionis abstinentia opus habere. Οὐδὲν γὰρ, heißt es in dieſer Stelle weiter, ἑαυτῷ χρήσαιτο ἄν τις ὑγιαίνοντι κρείττονι, πρὸς πολλὰς καὶ ἀφιλανθρώπους πράξεις. Schwerlich ſind dieſe Worte fehlerfrey. Meziriac ſchlug κρεῖττον ἢ, Xylander φιλανθρώπους vor, und Hr. W. der jene Vorſchläge billigt, fügt noch die ſinnreiche Correction πολιτικὰς ſt. πολλὰς hinzu. Uns ſcheint indeß die Xylandriſche Verbeſſerung hier die nöthigſte zu ſeyn. Aber bald darauf muß man unſtreitig mit Hrn. W. Οὔτε γὰρ Ξενοκράτης μᾶλλον διυγίαινε Φωκίωνος leſen. Das gewöhnliche δι' ὑγιείαν giebt keinen Sinn, welcher nunmehr durch Wiederherſtellung eines ſeltenen und ausgeſuchten Wortes (διυγιαίνειν, perpetua ſanitate uti) ſehr ungezwungen hervorgeht. — P. 136. A. σῶμα ἐν ἡδοναῖς τηκόμενον ἀμέτρως καὶ θλιβόμενον. Das letzte Wort iſt unpaſſend. Hr. W. verbeſſert leicht und glücklich διαλειβόμενον. — P. 341. D. vom Alexander, den das Unglück von allen Seiten beſtürmt: τύχη διορύττουσα

πανταχόθεν, ὑπερείπουσα, πᾶν μέρος ἀνοί-γουσα τοῦ σώματος. Ὑπερείπουσα iſt Verbeſſe-rung der fehlerhaften Vulgata: *ὑπερείδουσα.* Dieſelbe Wort-Verwechſelung findet ſich auch p. 379. E. *δόξα τοὺς ἀσθενεῖς καὶ ἀκάκους εἰς ἄκρατον ὑπερείπουσα τὴν δεισιδαιμονίαν,* und wir begreifen nicht, warum Hr. W. nur in der erſten Stelle die richtige Verbeſſerung zur Lesart des Textes erhoben hat.

Nirgends aber konnte ſich das kritiſche Ta-lent des Herausgebers ſo glücklich offenbaren, als bey der Behandlung der zahlreichen Dichterſtellen, welche uns der beleſene Plutarchus bald wörtlich, bald in einer freyeren Paraphraſe aufbewahrt hat. Hier war von den vorhergehenden Editoren ſo gut als gar nicht vorgearbeitet worden. Viele dieſer Stellen ſind von Hrn. W. zuerſt als Dichterfrag-mente abgeſetzt und von den Worten des Plutarchus geſondert worden; andere haben durch ſcharfſinnige Verbeſſerungen wiederum Sinn und lichtvolle Be-ziehung erhalten. Und wenn auch der zweyte Punkt vielleicht noch manchen Fortſchritt und manche Er-weiterung erlaubt, die von der verbeſſernden Hand künftiger Kritiker zu erwarten ſteht; ſo werden doch, was den erſten Punkt betrifft, ſich gewiß nur we-nige Stellen finden, welche nunmehro noch durch eine ausgebreitetere Beleſenheit als Dichterfrag-mente bemerkbar gemacht werden müßten. Eine ſolche Stelle iſt p. 114. D. *οὐδεὶς ἀγαθὸς ἄξιος θρήνων, ἀλλ' ὕμνων καὶ ἐπαίνων· οὐδὲ πένθους,*

ἀλλα

ἀλλὰ μνήμης εὐκλεοῦς· οὐδὲ δακρύων ἐπωδύνων, ἀλλ' ἀςείων (vielleicht ἀςόνων) ἀπαρχῶν, welche, wie wir anderwärts weitläuftig gezeigt haben, einem Gedicht des älteren Simonides (Analect. Brunck. T. I. p. 124.) mit zweckmäßiger Treue nachgebildet iſt. Dahin gehört vielleicht auch eine andere Stelle p. 168. A., wo von dem Gottesläugner die Rede iſt: πάντας ἐπὶ τὴν τύχην — ἀπερειδομένου τοὺς ὀδυρμοὺς, καὶ βοῶντος ὡς — πάντα συγκεχυμένως καὶ ἀκρίτως φέρεται. Vergl. damit Nicoſtrati fragm. ap. Athen. XV. p. 693. Menander Bentl. p. 62. — Allein die größte Anzahl dieſer Stellen hat bereits Hr. W. bemerkt, und mit Glück verbeſſert. Man erinnert ſich vielleicht jener dunkeln Worte p. 57. A., welche die Unverſchämtheit eines zutappenden Schmeichlers ſchildern ſollen: καθάπερ ὁ Στρουθίας ἐμπεριπατῶν τῷ Βίαντι, καὶ κατορχούμενος τῆς ἀναισθησίας αὐτοῦ τοῖς ἐπαίνοις, Ἀλεξάνδρου τοῦ βασιλέως πλέον πέπωκας, καὶ γέλωτι πρὸς τὸν Κύπριον ἐνηθούμενος. Vergebens bemühten ſich die Herausgeber, in dieſe Stelle Licht zu bringen (ſ. Not. Hutten. VII. p. 184.), und der gelehrteſte Ueberſetzer des Plutarchus, Hr. Kaltwaſſer, ſah ſich genöthiget, ſie als unerklärbar auszulaſſen. Hr. Böttiger (in ſeinem trefflichen Specimen novae editionis Terentii p. 53. not.) nahm zuerſt wahr, daß Menander in ſeinem Κόλαξ den Schmeichler, welcher die Hauptrolle ſpielte, unter dem Namen Struthias eingeführt; er verglich ferner eben ſo treffend ein Frag-

ment dieſes Dichters bey Athenäus X. p. 434. (b. Clericus in Menandri Reliqu. p. 108.); verbeſſerte ſodann γέλωτος πρὸς τὸν Κύπριον ἐμφορούμενος, und fügte zur Erklärung Folgendes bey: Bias. Menandri eſt ἄγροικος, et respondet Chremeti Terentiano. Κύπριος eſt miles vel Θρασωνίδης, vel Θρασυλέων appellatus. Mutavit in Eunucho nomina et multa omiſit Terentius u. ſ. w. Die vorgeſchlagene Verbeſſerung ſtößt nun zwar gegen das Metrum an; und die beygefügte Erklärung dünkt uns mehr ſcharfſinnig herbeygeführt, als durch wahrſcheinliche Gründe unterſtützt zu ſeyn. Indeß iſt Hr. Böttiger in ſofern doch dem holländiſchen Kritiker zuvorgekommen, als auch er, nach berichtigter Interpunktion, zwey Fragmente des Menander unterſcheidet, und das zwiſchen beyde eingeſchaltete καὶ bloß als Verbindungspartikel der Plutarchiſchen Relation betrachtet. Das erſte Fragment iſt, auch nach Hrn. Ws. Urtheil, daſſelbe, das Athenäus a. a. O. erhalten hat:

Ἀλεξάνδρου τοῦ βασιλέως πλέον πέπωκας.

Das zweyte aber, welches Heuſinger gar als ein Gloſſem aus dem Texte verbannen wollte, verbeſſerte Hr. W. folgendergeſtalt:

Γέλωτι πρὸς τὸν Κύπριον ἐκθανούμενος.

Beym Cypriſchen Pokal vor Lachen ſterbend.

So erklärt ſich wenigſtens Rec. dieſen Vers, den Hr. W. ohne Erklärung gelaſſen, und durch die

beyge-

beygeſetzten Worte: verſus Menandreus, qui convenit cum Terentiano Eunuch. III, 2, 45. vielleicht manchem Leſer noch ſchwieriger gemacht hat. Wahrſcheinlich hatte er einen anderen Vers des Terentianiſchen Eunuchus im Sinn, III, 1, 42.: *Riſu* omnes, qui aderant, *emoriri.* —

So wie hier und in anderen Stellen den Herausgeber eine ausgeſuchte Beleſenheit in den Werken der Alten auf die richtige Spur leitete: ſo war anderwärts ein feines, durch Dichterlectüre gebildetes Gefühl nöthig, um auch den zarteſten Hauch des von Plutarchus aufbewahrten Dichtergeiſtes rein zu faſſen, und von dem bloß dichterartigen Colorit, das auch wohl dem Plutarchus ſelbſt zuweilen eigen iſt, zu unterſcheiden. Dieſes Gefühl führte z. B. p. 72. D. zu der richtigen Bemerkung, daß in den Worten: *τί οὖν οὐκ ἄπει πρὸς τοὺς ἐμοῦ κρείττονας*, ein aufgelöſeter Senarius des Euripides oder Menander verborgen ſey: *τί δ᾽ οὐ πρὸς τοὺς ἐμοῦ κρείττους ἄπει*, den kein Herausgeber hier geahnet hatte. Dieſes Gefühl ging p. 65. C. Xylandern ab, der die Stelle: *κρυφίου δὲ λόγου κνίσαντος ἕλκος*, für unvollſtändig erklärte: es fehlte auch, wie gewöhnlich, hier Reisken, der die Worte mittelſt einer unglücklichen Aenderung mit den vorhergehenden verband: *διαβολάς, κρυφίους τε λόγους κνίσοντας ἕλκος.* Hr. W. hebt die Schwierigkeit durch die einfache Bemerkung, daß die angeführten Worte aus einem Dichter entlehnt, mithin auch ächt ſind. —

p. 119. F. ἐκείνῳ — οὐκ ἦν κατὰ φύσιν περαιτέρω τοῦ ἀπονεμηθέντος αὐτῷ χρόνου πρὸς τὸν ἐνθάδε βίον περιμένειν, ἀλλ' εὐτάκτως τοῦτον ἐκπλήσαντα πρὸς τὴν εἱμαρμένην ἐπανάγειν πορείαν, καλούσης αὐτῆς, φησὶν, ἤδη πρὸς ἑαυτήν. Xylander wußte mit dem φησὶν nichts anzufangen; der ſcharfſinnige Jakobs (Animadv. in Stobaeum p. 291.) änderte es in φύσεως um: eine Verbeſſerung, welche wenigſtens der Zuſammenhang begünſtiget. Aber weit ungezwungener erklärt es Herr W.: ut ait poëta ille, unde hoc ſumptum eſt. — Nicht anders muß eine bekanntere Stelle p. 463. A. verſtanden werden: διὸ τῶν μὲν ἀσώτων ταῖς οἰκίαις προσιόντες, αὐλητρίδος ἀκούομεν ἑωθινῆς, καὶ πηλὸν ὅς τις εἶπεν οἴνου, καὶ σπαράγματα στεφάνων u. ſ. w. Man hört in dieſer ganzen Periode den lyriſchen Dichter. Dorville (ad Chariton. p. 222. ed. Lipſ.) wollte ὥς τις ἐποίησεν leſen. Hr. W. ſetzt dafür ὥς τις εἶπεν, und man kann nun leicht vorherſehen, wem der Ausdruck οἴνου πηλός, (vgl. Caſaubon. ad Athenaeum p. 662.) und überhaupt dieſe ganze Stelle in dem Commentar zugeſchrieben werden wird.

Alle Conjectural-Verbeſſerungen, welche wir ſeither aus der Wyttenbachiſchen Ausgabe angeführt haben, gehören, ſo viel uns bekannt iſt, dem Herausgeber eigenthümlich zu. Allein für manche Beſitzer dieſer Ausgabe dürfte wohl die Erinnerung nicht überflüßig ſeyn, daß nicht alle Con-

jectu-

Digitized by Google

jecturen, welche die Annotatio critica liefert, neu ſind, ſondern daß mehrere bereits vorher bekannt waren. Ohne überall die Namen ihrer Vorweſer zu nennen, begnügte ſich Hr. W. ihre Verbeſſerungen beyzubringen, entweder, weil auch er, unabhängig von jenen, auf dieſelben Verbeſſerungen beym Leſen geleitet worden war, oder weil er die Namen mit den Gründen in dem Commentar und dem Variantenverzeichniß, das eine vollåndige Sammlung aller Lesarten nach ihrer Genealogie enthalten ſoll, künftig nachzuliefern gedenkt. Durch die eine oder die andere Vorausſetzung glauben wir dieſes Verfahren mit einer Erklårung der Vorrede (p. CXLIV.) in Uebereinſtimmung zu bringen. Einzelne Beyſpiele ſolcher Verbeſſerungen hier aufzuführen, würde unnöthig ſeyn. Der beleſene Humaniſt weiß, wo er ſie zu ſuchen hat; und ſeine Beleſenheit wird ihm von ſelbſt einen beſonnenen Gebrauch dieſer annotatio critica und eine dankbare Anerkennung der Verdienſte anderer Kritiker um den Plutarchus zur Pflicht machen: dem gemeinen Philologen würde ein halbes Dutzend ausgehobener Beyſpiele wenig helfen.

Zweckmåßiger dürfte es ſeyn, hier auf einige Stellen von der Art aufmerkſam zu machen, wo die Bemerkung des Sprachgebrauchs oder überhaupt die Stimme der Kritik den von Hrn. W. vorgeſchlagenen Conjecturen zu widerſprechen ſcheint. Pag. 271. B. werden einige wahrſcheinliche Urſachen angegeben, warum Knaben, wenn ſie beym

Herkules ſchwören, dieſen Schwur nicht innerhalb des Hauſes, ſondern unter freyem Himmel ausſprechen müſſen. Eine von dieſen Urſachen liegt in folgender Frage beſchloſſen: Ἦ ταῦτα μὲν λέγεται καὶ παίζεται πρὸς τοὺς παῖδας, ἄλλως δὲ ἐπίσχεσίς ἐστι τῆς πρὸς τὸν ὅρκον εὐχερείας καὶ ταχυτῆτος τὸ γενόμενον; Hr. W. will entweder leſen: ἀληθῶς δὲ ἐπίσχεσις: oder ἄλλως, ἀληθῶς δὲ ἐπίσχεσις: oder ἄλλως, ἐπίσχεσις δέ. Wir nehmen an der Vulgata keinen Anſtoß: nur darf man ἄλλως nicht, wie hier in der Verſion geſchehen iſt, durch alias, ſondern muß es, wie oft (ſ. Toup. ad Longinum p. 288. Ruhnken. ad Timaeum p. 199. 229.), durch non niſi überſetzen. Der Sinn dieſer Stelle iſt dieſer: Oder wird dieß im Scherz zu den Knaben geſagt, und iſt es nur eine Zurückhaltung von dem leichtſinnigen und unbedachtſamen Schwören? — P. 73. F. wird die ſanfte Zurechtweiſung des Fehlenden empfohlen: ἠθικώτερον γάρ, οἶμαι, τοῦ Ἠδίκησας, καὶ Ἠσχημόνησας, καὶ Οὐκ ἐπέστησας, τοῦ Ἠγνόησας. Hr. W. ändert, wie Reiske und Amyot: τὸ Οὐκ ἐπέστησας, καὶ Ἠγνόησας. Eine andere Verbeſſerung, die hier nicht angeführt worden, hat Abreſch (Lectt. in Ariſtaenetum p. 342.) verſucht. Recenſent würde eine dritte für die wahrſcheinlichere halten: ἠθικώτερον γάρ (nämlich, was vorher Neſtor zum Agamemnon ſagt: σὺ δὲ σῷ μεγαλήτορι θυμῷ εἴξας), οἶμαι, τοῦ Ἠδίκησας καὶ Ἠσχημόνησας· καὶ τὸ Οὐκ ἐπέστησας, τοῦ Ἠγνόησας· καὶ τὸ μὴ u. ſ. w. Auf dieſelbe

ſelbe Art hat auch Hr. Gail p. 496. die Stelle umſchrieben: Vous cédez aux transports d'une ame magnanime, dit Neſtor à Agamemnon. Ce reproche a quelque choſe de moins dur que s'il eût dit: Vous avez commis une injuſtice, une action indigne. Vous n'avez pas bien compris, eſt une tournure plus douce que celle-ci: Vous êtes un ignorant. — p. 166. E. anſtatt der Vulgata, welche den Auslegern ſo viel zu ſchaffen gemacht hat: *πόσῳ δὲ δεινότερον οἴεσθε πάσχειν αὐτοὺς, ἀνεκφεύκτους, ἀναποδράστους, ἀναποστάτους*, ſchlägt Herr W. zu leſen vor: *πόσῳ δεῖ δεινότερον οἴεσθαι πάσχειν αὐτοὺς (λαβόντας δυστυχεῖς δεσπότας)* u. ſ. w. quanto eum graviora putemus pati, qui ſibi ipſe ſit dominus infelix, a quo effugere, transfugere, discedere nequeat. Durch dieſe Aenderung iſt, wenn uns nicht alles trügt, ein ganz fremder Gedanke in den Plutarchiſchen Ideengang gebracht worden. Der Schriftſteller ging von der Idee aus: das Loos des Abergläubiſchen ſey ſchlimmer, als das Loos des Sclaven. Dieſem verſtatte ein Geſetz, ſich von neuem verkaufen zu laſſen, um dadurch die drückende Sclaverey vielleicht zu mildern: der Abergläubiſche hingegen fürchte die Götter, ohne ihnen auf irgend eine Weiſe entgehen zu können. Xylander hat den Sinn getroffen: quanto deteriorem putatis eſſe eorum ſortem, qui metuunt, quos evitare, a quibus profugere vel transire non licet. Nur wird da, wo Xylan-

der die Mehrheit ausgedrückt hat, urſprünglich in dem Plutarchiſchen Texte der Singular geweſen ſeyn: ſo wie vorher *οἱ δοῦλοι* und *ὁ φοβούμενος*, *ὁ φρίττων*, *τρέμων*, *δεδοικὼς*, einander correſpondiren. Dieſe Beobachtung der Gedankenfolge, der oft mit Nachdruck wiederkehrenden Synonymen, endlich des gleichmäßigen Ganges der Conſtruction, führt uns näher zum Ziel; und wir glauben es durch folgenden Verbeſſerungsvorſchlag nicht weit zu verfehlen: *πόσῳ δὲ δεινότερον οἴεσθε πάσχειν πτώσσοντα τοὺς ἀνεκφεύκτους, ἀναποδράστους, ἀναποστάτους.* Ueber die Richtigkeit der Conſtruction des Wortes *πτώσσειν* läßt Schneiders Note zum Oppian S. 418. keinen Zweifel übrig. Offenbar aber hatte die Aehnlichkeit der Buchſtaben des vorhergehenden Wortes hier, wie in mehrern Stellen, die Auslaſſung des folgenden bewirkt. Irren wir nicht, ſo tritt p. 71. D. derſelbe Fall ein: *διὸ δεῖ σφόδρα φυλάττεσθαι καὶ τοῦτο μετὰ τῶν ἄλλων, τὸ μὴ παρεπιδείκνυσθαι μηδὲ δημαγωγεῖν, ἀλλ' ὀνησιφόρως καὶ θεραπευτικῶς χρῆσθαι τῇ παῤῥησίᾳ βουλομένους.* Non una eſt ratio, ſagt Hr. W., qua ſententiae defectus expleatur. Leniſſima ea, ſi *ἀλλ'* mutemus in *τούς*. Schwerlich! Plutarchus ſchrieb vielmehr: *χρῆσθαι τῇ παῤῥησίᾳ παῤῥησιάζεσθαι βουλομένους.* Nach dieſer Norm hat Hr. W. ſelbſt p. 95. A. *τοὐναντίον ἔοικεν τῇ φιλίᾳ* (ſt. *ἡ καλουμένη*) *πολυφιλία ποιεῖν*, die richtige Leſart hergeſtellt. — p. 62. E. *ἔστι μὲν οὖν καὶ ταῦτα δηλώματα — οὐκ ἀληθινῆς*

φιλίας

φιλίας — ἀλλ᾽ ἑταιρούσης καὶ περιπλεκομένης ἑτοιμότερον τῶν δεομένων. Wenn das letzte Wort ächt iſt: ſo kann es nicht, wie hier in der Verſion geſchiehet, quam oporteat, überſetzt werden. Dieß wäre τοῦ δέοντος, wie Meziriac verbeſſerte. Vielmehr bezeichnet es entweder ſolche, denen die Freundſchaft Bedürfniß iſt, oder Bittende. In dem letzten Fall wäre die Vergleichung hier allerdings paſſend, und das περιπλέκεσθαι an ſeinem Orte. Wer indeß mit Hrn. W. einen Fehler der Abſchreiber vermuthet, der würde vielleicht τῷ διωκομένῳ vorziehen. Der Sprachgebrauch begünſtiget dieſe Verbeſſerung (ſ. Lennep. ad Phalarin p. 114.) und der Zuſammenhang unterſtützt ſie. Erſt, ſagt Plutarchus, ſucht der Schmeichler emſig einen Freund auf, wie er ihn brauchen kann, τρέχει, καταδιώκει, δεξιοῦται πόρρωθεν: hat er einen ſolchen gefunden, dann hängt er ſich mit unverſchämter Zudringlichkeit an ihn. Vergl. eine ähnliche Stelle p. 94. E.

Der dritte Theil der Wyttenbachiſchen Arbeit, von welchem wir in dieſer Recenſion noch ein Wort zu ſagen haben, betrifft die beygefügte lateiniſche Ueberſetzung. Ueberzeugt, daß eine Verſion nur größeren und vollſtändigeren Ausgaben ſolcher griechiſchen Autoren, die weder von Anfängern noch von bloßen Humaniſten geleſen werden, vorbehalten, von Schul- und Hand-Ausgaben hingegen ſchlechterdings ausgeſchloſſen bleiben müſſen, wählte Hr. W. die Xylandriſche Ueberſez-

zung,

zung, welche ihm alle übrigen, die in ältern und neuern Zeiten von den Plutarchiſchen Werken erſchienen ſind, weit zu übertreffen ſchien. Bey der Durchſicht dieſer Ueberſetzung legte er ſich ſtrenge, aber wohl überdachte Pflichten auf, über die er ſich ſelbſt in der Vorrede folgendermaßen erklärt: Verſionem *primum* ex melioribus codicum lectionibus et noſtris aliorumque coniecturis ad veritatem, id eſt, germanam Auctoris ſententiam correxi; exiſtimans, plus mihi in ea quam in graeco contextu licere: quamquam initio quidem locos Verſionis, qui aliquid dubitationis haberent, intactos reliqui, correctionem Animadverſionibus reſervans: mox intellecto, quantum incommodi haec ratio haberet ad legentium uſum, corrigendos locos omnes ad iudicium meum ſtatim in ipſa Verſione corrigere perrexi. *Deinde* ad Plutarchi formam habitumque eam revocavi, cum in verborum delectu, tum conſtructionis ratione. *Porro* maximam perſpicuitatis rationem habui; cavens, ne, quod aliis nonnullis, idem accideret mihi, ut mea Verſio ſubinde ipſa opus haberet alia Verſione. *Denique* latinitatem puritatemque curavi, quoad eius ſervandis caeteris officiis fieri poterat.

Prüfen wir nun nach dieſer Verſicherung des Herausgebers, welche wir abſichtlich mit ſeinen eigenen Worten aufgeführt haben, die beygefügte Ueber-

Ueberſetzung: ſo können wir es nicht bergen, daß ſie uns gerade der Theil ſeiner Arbeit zu ſeyn ſcheint, der am wenigſten zur Vollendung gediehen iſt. Wir können es nicht verhehlen, daß Hr. W., nach unſerer Meynung, nicht bloß in der Wahl der Ueberſetzung unglücklich geweſen, ſondern auch bey der Durchſicht und Verbeſſerung derſelben weit eilfertiger zu Werke gegangen iſt, als die Gewiſſenhaftigkeit eines ſolchen Editor auf der einen, und ſeine eigenen Erklärungen auf der andern Seite erwarten ließen. Hätte Hr. W. die trefliche Ueberſetzung des gelehrten Herm. Cruſerius gekannt, von welcher wir nunmehr die erſte und zweyte Auflage vor uns haben*): ſo würde er

*) Da einige Gelehrte (wie z. B. Burette in Mémoir. de l'Acad. des Inſcriptions et belles lettres, T. VIII. p. 51.) ſogar die Exiſtenz dieſes Werkes geleugnet haben: ſo wird es verſtattet ſeyn, hier den vollſtändigen Titel der zweyten Ausgabe anzugeben: *Opera, quae extant, omnia Plutarchi Chaeronei, Ethica ſive Moralia complectentia.* Interprete Excellentiſſimo ac Celeberrimo I. C. Doctore, *Hermanno Cruſerio*, Illuſtriſſimi Ducis Clivenſis et Juliacenſis Conſiliario. Nunc denuo ſumma fide et diligentia recognita, multis in locis emendata et in lucem edita. Cum indice rerum et verborum locupletiſſimo et fideliſſimo. Impreſſum Francofurti ad Moenum, MDLXXX, 742 Seiten in Folio. Die Vermuthung, welche Recenſent in der Allg. Lit.

er ſie wahrſcheinlich der Xylandriſchen vorgezogen, wenigſtens günſtiger von ihr geurtheilt haben, als in der Vorrede und dem beygefügten Index Editt. et Verſionum p. CLIII. geſchehen iſt. Wir glauben uns daher keiner zwecklosen Arbeit zu unterziehen, wenn wir unſer oben gefälltes Urtheil von der Vortreflichkeit der Cruſeriſchen Ueberſetzung hier durch einige Proben zu beſtätigen, und auf dieſe Art ein allzu lang und allzu ſehr vernachläßigtes Werk von neuem in das Andenken der Gelehrten zu bringen ſuchen. Zu dieſem Behuf wählen wir den Anfang der Schrift περὶ πολυφιλίας, den wir nach Xylanders unveränderter und nach Cruſerius Ueberſetzung unſeren Leſern hier mittheilen wollen.

XYLANDER.

Menonem Theſſalum, qui *in differendo* ſatis ſibi videbatur exercitatus omninoque in ſummo (iuxta illud Empedocleum) ſapien-

CRVSERIVS.

Menonem Theſſalum, qui eſſe ſibi ipſi perſuadebat mire ſe *in litteris* verſatum, atque, ut dictum eſt ab Empedocle, in ſapien-

Lit. Zeit. a. a. O. äußerte, daß ſtatt der Zueignungsſchrift an den Landgrafen zu Heſſen, die der Verleger der zweyten Ausgabe vorgeſetzt, in der erſten (Baſil. 1573. f.) eine Vorrede des Ueberſetzers befindlich ſeyn möchte, muß er hier zurücknehmen. Auch in dieſer erſten Ausgabe hat ſich Cruſerius über ſeine Abſicht und Verfahrungsart in keiner Vorrede erklärt.

Digitized by Google

pientiae verſari culmine, Socrates interrogavit, quid eſſet virtus; cumque reſpondiſſet *ſatis prompte atque proterve, virtutem et pueri eſſe*, et ſenis, et viri, et mulieris, et magiſtratus, et privati, et domini, et *ſervi: Tu vero*, inquit Socrates, *praeclare*, qui de una interrogatus virtute, velut *apiarium* virtutum excitaſti, *non male coniiciens*, *abs ne unam quidem cognitam habente virtutem homine plures nominaret.* Nonne nos quoque ſubſannaverit aliquis, qui cum ne unam quidem firmam contraxerimus amicitiam, metuamus, ne imprudentes in copiam complurium amicorum incidamus? *Fere enim perinde hoc facimus, ac ſi mutilus caecusve* aliquis vereatur, ne in centimanum evadat Briareum, aut Argum illum *oculorum multitudine nobilem.* Atqui maiorem in modum laudamus adoleſcentem illum Menandri, *qui ſe val-*

pientiae vertice verſari, rogavit Socrates, quid virtus eſſet. Qui cum reſpondiſſet *ferociter et expedite, et pueri virtutem eſſe*, et ſenis, et viri, et feminae, et magiſtratus, et privati, et domini, et *miniſtri: Probe ſane*, inquit Socrates, de virtute interrogatus una, *examen* excitaſti virtutum; *haud male notans, quod iſte, qui ne unam quidem virtutem noſſet, nominaret multas.* An nos quoque rideas, quod qui amicum paravimus firmum ne unum quidem, vereamur, ne multorum amicitiae imprudentes implicemur? *Nempe nihil prope inter nos et mutilum caecumque intereſt*, qui metuat, ne centimanus Briareus aut *oculis plenus* Argus fiat. Et quidem adoleſcentem apud Menandrum mirifice praedicamus, *qui unumquemque dixit pro bono inaeſtimabili*, ſi amici umbram *habeat, ducere.* In cauſſa eſt praeter alia multa, prae-

valde admirari ait unum quemque bonorum, cui amici vel umbra *obtigerit.* Jam inter multas alias haec non eſt minima cauſſa, cur nullos amicos paremus, quod multitudinem amicorum appetimus, cum inſtar impudicarum mulierum ſaepe et cum multis amicitiam coëuntes, primos quosque neglectos et dilabentes retinere non poſſumus: aut potius quemadmodum Hypſipylae alumnus ille in prato ſedens carpebat alium poſt alium florem conſectatus laeto animo, ut eſt apud poëtam, infantia inutilem reddente delectum: ita quivis noſtrum ſtudio quodam novitatis et praeſentium faſtidio recenti ſemper et quaſi virente carpitur amico, ac ſubinde mutatur, multas ſimul imperfectasque ordiens amicitias ac familiaritates, et ob amorem eius, quem ſectatur, praeterit iam partum.

praecipue ſane: quod in comparanda amicitia multos appetamus amicos, ceu laſcivas mulieres, quae quod ſaepe et multis ſe ſubſternant, cum eas retinere non valeant primi, negliguntur et ab amatoribus excidunt. Vel potius ſicut Hypſipyles alumnus,

Qui confidens in prato et decerpens tulit
Florum remiſſo animo ſpolia, modo haec, modo
Illa, inſipientiaque actus inexplebili
Pratum fere totum denudat floribus:

ita unumquemque noſtrum ex novitatis cupiditate et nauſea priorum, novitia ſemper et florens allicit et traducit cupido, dum multa ſimul et rudia exordia facit amicitiae et familiaritatis, qui amore eius, quem ſectatur, praetervehit illum, quem occupat.

Man

Man muß die Ueberſetzungen dieſer Stelle mit dem griechiſchen Text ſelbſt vergleichen, um zu beurtheilen, wie ſorgſam Cruſerius die ſeinige, in der Wahl ſowohl als in der Stellung der Worte, dem Original angepaßt hat, da Xylander kein Bedenken trug, bald die griechiſche Wortfolge zu verlaſſen, bald die Kürze der Plutarchiſchen Schreibart durch Einſchaltungen zu erweitern, bald die Simplicität des Ausdrucks durch ausgeſuchtere Worte und Wendungen zu verſchönern. Nicht bloß einzelne Worte (z. B. ἐν λόγοις — θεράποντος — τεκμαιρόμενος), ſondern ganze Sätze hat Cruſerius richtiger als Xylander ausgedrückt. Wir übergehen die höchſt verworrene Ueberſetzung des zweyten Perioden, wo Hr. W. ſtatt apiarium ebenfalls examen gewählt, und das folgende ſo verbeſſert hat: nec male conjiciebat, abs eo, qui ne unam quidem cognitam haberet virtutem, plures nominari: auch der Schluß des erſten Kapitels, νεανίσκον ὑπερφυῶς ἐπαινοῦμεν, εἰπόντα, θαυμαστὸν ὅσον νομίζειν ἕκαστον ἀγαθὸν, ἂν ἔχῃ φίλου σκιάν, iſt in der angeführten Xylandriſchen Verſion ganz unrichtig dargeſtellt. Die Wyttenbachiſche Aenderung: laudamus adoleſcentem — qui aiebat, quemlibet putare, ſe mirificum habere bonum, ſi vel umbram amici habeat, nähert ſich dem Sinne nach dem, was uns Cruſerius, mit geringerer Abweichung von den Worten des Originals, gegeben hat. Den folgenden Satz: αἴτιον δὲ μετὰ πολλῶν ἄλλων οὐχ ἥκιστά γ' εἰς φιλίας κτῆσιν ἡ τῆς πολυφιλίας

ὄρεξις,

ὄρεξις, ὥςπερ ἀκολάςων γυναικῶν τῷ πολλάκις καὶ πολλοῖς συμπλέκεσθαι, τῶν πρώτων κρατεῖν μὴ δυναμένοις, ἀμελουμένων, καὶ ἀποῤῥεόντων, hat Xylander beſſer und deutlicher als Cruſerius ausgedrückt, welcher die letzten Worte, die von den Freunden verſtanden werden müſſen, auf die Weiber bezog. Allein wenn Cruſerius hier, wie an mehreren Stellen, die unverſtändlichen Worte des Originals eben ſo unverſtändlich übertrug; ſo bewährt dieß die Treue ſeiner Ueberſetzung. Hr. W. verbeſſert dem Sinne gemäß, wie ihn ſchon Xylander und vorher Luſcinius gefaßt hatte: ἐναντίον δὲ — ὥςπερ ἀκόλαςοι γυναῖκες — δυναμένη. Das erſte und letzte unſtreitig richtig, in der Mitte des Perioden aber iſt vielleicht die Vulgata ὥςπερ ἀκολάςων γυναικῶν beyzubehalten, und ſofort ſtatt τῷ bloß τὸ πολλάκις κ. π. συμπλέκεσθαι zu leſen. Der Gegenſatz: ἡ τῆς πολυφιλίας ὄρεξις — τὸ π. κ. π. συμπλέκεσθαι τῶν ἀκολάςων γυναικῶν iſt nunmehr deſto einleuchtender. Das eingewebte Dichterfragment (aus Euripides Hypſipyle, ſ. Valck. Diatr. Eurip. p. 12.), welches Xylander wie Proſa behandelt, und Hr. W. zuerſt metriſch abgeſetzt hat, iſt von Cruſerius zwar etwas freyer, aber im Ganzen ſo ſchön übertragen worden, daß ſeine Ueberſetzung der Grootiſchen, die Hr. W. hier, ſtatt der Xylandriſchen, aus den Excerptis Tragicor. p. 463. gewählt hat, nach unſerem Gefühl nichts nachgiebt. Auch in dem darauf folgenden Satze: οὕτως ἕκαςον ἡμῶν u. ſ. w. mußte Hr. W. ſeinen Xylander verlaſ-

ſen.

ſen. Er änderte die fehlerhafte Ueberſetzung folgen-dergeſtalt: ita quemvis noſtrum, prae ſtudio quodam novitatis et praeſentium faſtidio, ſemper recentior quisque et quaſi florens amicus allicit, ac ſubinde mutat, dum multas ſimul imperfectasque ordimur amicitias ac familiaritates, et ob amorem eius, quem ſectamur, iam partum praeterimus. Man halte dieſe Aenderung mit der Cruſeriſchen Ueberſetzung zuſammen; und es wird aufs neue ein günſtiges Vorurtheil für dieſe Ueberſetzung erregen, daß Hr. W. ihr dann gewöhnlich ſehr nahe kommt, wenn er die Xylandriſche zu berichtigen ſucht.

Wir könnten die letzte Bemerkung durch mehrere Beyſpiele beweiſen: dem kundigen Leſer werden Drey genügen. p. 167. D. überſetzt Xylander: quod paternum eſt, et tutelarem curam gerit, ac ſincerum eſt, tyrannicum, damnoſum et ſaevum exiſtimant. Hr. W. getreuer und den Worten des Originals angemeſſener: quod paternum eſt, tyrannicum: quod tutelarem curam gerit, damnoſum: quod mite ac placidum eſt, immane ac ſaevum exiſtimant. Faſt eben ſo Cruſerius: opinantur tyrannicum, quod eſt paternum; infeſtum, quod eſt ſalutare, et quod lene (ἀμήνιτον, nach einer richtigeren, auch von Hrn. W. gebilligten, aber bloß in die Ueberſetzung aufgenommenen Leſart), ferum et truculentum. — p. 166. A. τὴν περιμάκτριαν γραῦν hatte

Xylander unrichtig vetulam, quae piſtrino aſſidet, gegeben. Lackemacher (Obſervatt. phil. IV. p. 49.) rügte den Fehler, und Hr. W. änderte jetzt ſtillſchweigend: vetulam expiatricem. Nicht anders Cruſerius: anum piatricem. — P. 89. A. überſetzte Xylander εὐφυᾶ ganz falſch ingenioſus; eben ſo unrichtig die franzöſiſchen Ueberſetzer; Hr. W. dicax, Cruſerius facetus. —

Dieſe Bemerkungen werden hoffentlich hinreichend ſeyn, die Wahrheit unſeres obigen Urtheils (S. 269 f.) zu bewähren, und unſeren Leſern einen Begriff von der Richtigkeit, vielleicht auch ſchon von der Treue, der Cruſeriſchen Ueberſetzung zu geben. Die Eleganz des Ausdrucks dürfen wir nicht durch beſondere Beyſpiele bewähren. Denn eben dieß iſt dieſem wackern Philologen zum Vorwurf gemacht worden, daß ihn das Streben nach einem durchgängig reinen und ſchönen lateiniſchen Ausdruck nur allzu oft verleitet habe, ſich von den Worten des Originals zu entfernen. Mag indeß dieſer Vorwurf die Verſion der Plutarchiſchen Lebensbeſchreibungen treffen; die ſpäter überſetzten Moralia trifft er nicht. In dieſen giebt es ſogar Stellen genug, wo man den Ueberſetzer einer allzu großen Treue, oder einer allzu ängſtlichen Anſchmiegung an den griechiſchen Text zeihen dürfte. So überſetzt er z. B. den Satz p. 237. A. τῶν ἄλλων παιδευμάτων ξενηλασίαν ἐποιοῦντο, οὐ μᾶλλον ἀνθρώπων ἢ λόγων, ganz wörtlich: caetera-

terarum diſciplinarum urbe interdicebant non magis doctoribus quam artibus; Xylander verſtändlicher zwar, aber mit Uebergehung des ſchwierigen Wortes λόγων: reliquas diſciplinas urbe ſua exigebant, ut et peregrinos homines. Hier hätte Hr. W. vielleicht der Stephaniſchen Ueberſetzung folgen ſollen: quod ad reliquam eruditionem attinet, doctores non magis quam diſciplinas ex urbe ſua exulare iuſſerunt. — p. 210. B. ἀντὶ ταύτης τῆς διαίτης, ὦ ξένε, τὴν ἐλευθερίαν ἀμώμεθα. Xylander: hac e ſemente vitae libertatem metimus; Cruſerius ohne Verſchönerung: pro hac vivendi ratione, hoſpes, libertatem metimus. —

Wenn bey dieſen und einer Menge ähnlicher Stellen die Frage entſteht, ob die Pflichten eines guten Ueberſetzers, die Xylander ſelbſt in der Vorrede aufſtellt und in der Ueberſetzung befolgt zu haben verſichert *), mehr von ihm oder von Cruſerius erfüllt worden ſind: ſo könnten vielleicht diejenigen, welche, der Wahrheit gemäß, für den

*) Die merkwürdige Stelle der Vorrede iſt folgende: Sicubi lectorem dictio non ſatis polita et elegans, et durior compoſitio verborum offendet; cogitet, graeca veſtigia et ſenſum anxie perſequenti interpreti facile evenire potuiſſe, ut ſtilum addictum alteri, et quaſi alterius manu ductum, non optime ſemper regeret.

letztern entſcheiden müßten, uns den oft geprieſenen kritiſchen Werth der Xylandriſchen Verſion entgegenhalten. Wir kennen dieſen Werth und wiſſen ihn zu ſchätzen; allein wir müſſen hinzufügen, daß die Cruſeriſche Ueberſetzung auch in dieſer Hinſicht eine ruhmvolle Erwähnung verdient. Hier einige Beyſpiele, die vielleicht den Kritiker zu einem ſorgfältigeren Gebrauch des Werkes einladen werden! p. 239. E. οἱ δὲ εἵλωτες αὐτοῖς εἰργάζοντο τὴν γῆν, ἀποφορὰν τὴν ἄνωθεν ἱςαμένην. Ἐπάρατον δὲ ἦν πλείονός τινα μισθῶσαι. Wenn Cruſerius überſetzt: Ilotes colebant eis agrum, vectigal pridem deſcriptum penſitantes. Locationis penſionem nefas erat intendere: ſo ſcheint er nach ἱςαμένην τελοῦντες, und ἀπόῤῥητον ſtatt ἐπάρατον geleſen zu haben. Beydes wollte auch Hr. Gierig (p. 15.), das erſte aus einer Parallelſtelle in Vit. Lycurg. XXIV. wiederhergeſtellt wiſſen; und ἀπόῤῥητον hat jetzt aufs neue Hr. W. vorgeſchlagen. — p. 440. A. ὡς γὰρ ὁ λέγων, Δεῖ κώπην ἐλαύνειν μὴ μαθόντα, γελοῖός ἐςιν κ. τ. λ. Xylander: Sicut enim ridiculus eſt, qui remum agitari ait ab eo, qui didicerit: ita qui aliarum artium diſciplinam ponens, virtutis tollens, contrarium videtur eius facere etc. Der Nachſatz hat einen Fehler der Conſtruction, den Hr. W. nicht verbeſſert hat: aber ganz unverſtändlich iſt der Vorderſatz, wenn nicht etwa in dieſem durch einen Druckfehler das Wörtchen non ausgelaſſen worden iſt, das ſich wenigſtens in der Reiskiſchen

Aus-

Ausgabe befindet. Cruſerius überſeßt: quippe, quomodo ille qui dicit: qui remigare vult, diſcat oportet; qui gubernare vult, non habet opus, ut diſcat, ridiculus eſt: ſic etc. Der Ueberſeßer hat bereits, wie man ſieht, die glückliche Emendation (δεῖ κώπην ἐλαύνειν μαθόντα, κυβερνᾶν δὲ καὶ μὴ μαθόντα) ausgedrückt, welche Hr. W. durch mehrere kritiſche Zeugniſſe unterſtüßt hat. — p. 237. F. τὴν δ' ἀνοψίαν ἀποφέρειν, ᾧ βρῶμα τὸ τυχὸν προσφέρεσθαι ᾤοντο ὑγιεινότερα τὰ σώματα ἀπὸ τῆς ἐλλειπούσης ποιεῖν τροφῆς, καὶ αὔξειν εἰς βάθος καὶ πλάτος, μὴ πιεζόμενον ἐπαίρειν εἰς ὕψος τὰ σώματα. Hr. W. verbeſſert: τὴν δ' ἀν. αὖ φέρειν, ὡς βρῶμα τ. τ. προσφέρεσθαι, — καὶ μὴ αὔξειν εἰς βάθος καὶ πλάτος πιεζόμενον, ἐπαίρειν δὲ εἰς ὕψος τ. σ.: und Hr. Hutten hat dieſe Aenderung ohne Bedenken in den Text gerückt. Ganz verſchieden lautet Cruſ. Ueberſeßung: Item eo, quod non deſiderarent pulmentum et quemvis paſtum caperent, putabant corpora ſalubriora reddi et gliſcentia, ſpiritumque cibi defectu non coactum in profundum et latum, attoliere in ſublime corpora. Woher dieſe Verſchiedenheit? Plutarchus (Vit. Lycurg. XVIII. T. I. p. 109. ed. Bryan.) und Xenophon (R. Lacedaem. II, 5. p. 10. ed. Zeun.) bringen uns auf die Spur. Dieſen Parallelſtellen zufolge ergänzte und verbeſſerte Cruſerius die verworrene Periode folgendermaßen: τὴν δ' ἀ. ἀποφέρειν, καὶ βρῶμα τ. τ. π., ᾤοντο ὑγιει-

ὑγιεινότερα τὰ σώματα αὔξειν. τὸ δὲ πνεῦμα, ἀπὸ τῆς ἐλλειπούσης τροφῆς μὴ πιεζόμενον, ἐπαίρειν εἰς ὕ. τ. σώματα. — p 227. A. Die richtige Lesart εὔποροι (ſt. ἔφοροι), welche Hr. W. in dem Texte ſowohl als in der Verſion wieder hergeſtellt, findet ſich auch bey Cruſerius (pecunioſi), und vorher ſchon in der Erasmiſchen Ueberſetzung. — Vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient die berüchtigte Stelle von der Artemis in dem Tractat περὶ δεισιδαιμονίας (p. 170. B.), der keine im ganzen Plutarchus an Dunkelheit und Verdorbenheit des Textes gleichkömmt. Xylander hat ſie unüberſetzt gelaſſen; Matthäi (in ſeiner Ausgabe §. 20.) unter allen Kritikern zuerſt kritiſch beleuchtet, und jetzt auch Hr. W. (vergl. Bibl. crit. II, I p. 125.) ſorgfältiger zu verbeſſern geſucht. Seine Verbeſſerung iſt dieſe: Ἥτ' ἐπ' ἀγχόνας ἀΐξασαν, Ἥτε καὶ λεχὼ 'νακαύσειεν, Ἥτε κἂν νεκροῦ μιανθεῖσα, κἂν πεφυρμένα γ' ἐπεισῆλθεν, Ἥτε κἂν τριόδῳ καθαρμάτεσσιν Ἐμπετωμένα, παλαμναίῳ Συμπλέκοι σε— Allein Cruſerius iſt auch hier ſchon vorangegangen. Er überſetzt:

Vt quae ad laqueum homines adigat, quae lancinet
Animo fruentem tranquillo, ingreſſu et ſuo
Sedata turbet et compoſita, omnia
Et miſceat, ſociataque ſicario,
Curru viatorem in trivio quoque detrahat.

Der

Der Sinn der Stelle iſt treffend und klar; weniger klar, wie Cruſerius zuweilen ſeine Verſe ſcandirt, am wenigſten, was er im griechiſchen Texte geleſen hat. Vielleicht folgendes: ἥ τε κἂν ἐπ' ἀγχόνας ἀναγκάσασα, ἥ τε καὶ ἥσυχον κναίσασα, ἥ τε κἂν ἕκηλα προςμολεῦσ' ἅπαντα πεφυρμένα ἔθηκεν, ἥ τε καὶ ἐν τριόδῳ καθ' ἅρματος ἐπισπώμενα τῷ παλαμναίῳ συμπλεχθεῖσα. Da übrigens die Wyttenbachiſche Verbeſſerung der Stelle ihrem Urheber ſelbſt nicht Genüge leiſtet: ſo wird es uns erlaubt ſeyn, hier eine andere beyzufügen:

ἅ τε καί τινα
Ὑπ' ἀγχόνας ἀπήγξας, ἅ τε καὶ λεχὼ
Ἀπέκναισας, ἅ τε κἂν ἐκ νεκρῶν αἵματος
Πεφυρμένα ἐσῆλθες, ἅ τε καί τινα
Ἐνὶ τριόδῳ καθ' ἅρματος ἐπισπώμενα
Σύν τῳ (i. e. τινι) παλαμναίῳ συνεπλέχθης.

Der Sinn iſt:

quae aliquam laqueo necas, quae etiam puerperam torques, et mortuorum adeo ſanguine conſperſa advenis, quaeque in trivio e curru aliquem detrahis cum maleficis iuncta.

Uebrigens wird der kritiſche Werth der Cruſeriſchen Ueberſetzung noch durch die hie und da dem Rande beygeſetzten Varianten erhöhet. So ſteht z. B. p. 165. F. im Texte der Wyttenbachiſchen Ausgabe ἥσθησαν. Xylanders beybehaltene Ueberſetzung: delectantur, bezieht ſich nicht auf dieſen, ſondern auf den Text ſeiner eigenen griechiſchen Edition, welcher ἥσθησαν liefert. Cruſe-

rius hat im Texte *diffunduntur*, am Rande *ſentiunt*.

Wir halten dieſe Proben für hinreichend, um das Urtheil, welches wir über den Werth der Cruſeriſchen Ueberſetzung und über die von Hrn. W. getroffene Auswahl gefällt haben, zu bekräftigen: allein wir wiſſen nicht, ob ſie zugleich hinlänglich ſeyn werden, die Beſchuldigung der Eilfertigkeit, mit welcher der Herausgeber die Xylandriſche Verſion uns behandelt zu haben ſcheint, zu rechtfertigen. Für dieſe Beſchuldigung werden wir auch in dieſer Recenſion noch einige beſondere Beweiſe führen müſſen.

Wenn demnach Hr. W. zuförderſt verſichert, die lateiniſche Ueberſetzung nach den neu aufgenommenen oder wohl gar nach den der Aufnahme würdigen Lesarten abgeändert zu haben: ſo kann dieſe Verſicherung nur von einem, aber bey weitem nicht von dem größeren Theile ſolcher Lesarten gelten. In ſehr vielen Stellen ſind Text und Ueberſetzung in einer unerwarteten Disharmonie. Und dieß nicht etwa bloß in dem erſten Bande des Werkes, wo Hr. W. ſelbſt manche Abweichung von jener Regel zugeſteht, ſondern auch in den zuletzt erſchienenen Büchern. Z. B. p. 256. C. Ἀλλ' ὑπὲρ μεγάλων, (εἶπεν) ὦ ἄνερ, ἀγωνίζομαι τῆς σῆς πρὸς ἐμὲ καὶ δόξης, καὶ δυνάμεως, ἣν διὰ σὲ καρποῦμαι εὐνοίας. So lautet die Vulgata. Hr. W. hat den Sinn wieder hergeſtellt, indem er das letzte Wort εὐνοίας nach ἀγωνίζομαι τῆς σῆς geſetzt hat.

hat. Aber die Xylandriſche Verſion, welche ſich der fehlerhaften Lesart zu fügen gewußt hat, iſt unverändert geblieben: Magnis, inquit, eſt mihi de rebus certamen: qua enim gloria fruor, quaque potentia ob tuam erga me benevolentiam, ea me inviſam multis reddidit malis mulieribus. — Pag. 342. F. ſtatt ἐμπειρίαν hat Hr. W. aus Handſchriften das richtigere εὐποιίαν aufgenommen: die Verſion behält peritiam bey. — Pag. 369. A. im Texte ſteht: οὔτε ἀποίου δημιουργὸν ὕλης; die Verſion aber drückt noch wenigſtens den erſten Theil der fehlerhaften Vulgata ἄποιον οὐ aus: neque *qualitatis expers* materiae opifex. — Eben ſo hat Hr. W. p. 291. A. die Verſion nach der neuen Lesart: οὔτε Θήβησιν ἐν Ἀφροδίτης ἴδοι τις ἂν κιττόν· ἀγριωνίοις δὲ u. ſ. w. zwar geändert, aber doch nicht alle Spuren der Vulgata getilgt: neque Thebis in Veneris ſacris rebus ullus hederae *ſylveſtri* locus eſt: Agrioniis et u. ſ. w. Pag. 371. E. διοικεῖν αὐτὸν ἐλαχίστῃ τῇ τροφῇ πέφυκε. Die Verſion folgt wieder der gewöhnlichen Lesart, αὐτὸν ἐλάχιστα: ea eſt natura, ut celerrime alimentum digerat. Allein jene Verbeſſerung, von welcher wir oben (S. 246 f.) ſprachen, hat der vortrefliche Cruſerius ebenfalls occupirt: accipiter — tolerare ſe parciſſima eſca ſolet. — Pag. 378. D. Wer das Orakel befragen will, dem muß das Geſetz heilig ſeyn: ὅσια φρονεῖν, εὔφημα λέγειν. Dieſe trefliche Correktion mehrerer Kritiker, welche ſogleich

gleich in den folgenden *εὐφημίαν* und *δυσφημότατα* ihre Beſtätigung findet, hat Hr. W. mit Recht anſtatt der Vulgata *εὔσχημα λέγειν* in den Text erhoben. Der Commentar wird vielleicht auf ein ähnliches, ebenfalls noch verdorbenes Diſtichon des Xenophanes von Colophon (b. Athen. XI. p. 426.):

Χρὴ δὲ πρῶτον μὲν θεὸν ὑμνεῖν εὔφρονας ἄνδρας
Εὐφήμοις μύθοις καὶ καθαροῖσι νόοις

(denn ſo iſt ſtatt *ὑμνεν* und *λόγοις* zu verbeſſern) den Leſer aufmerkſam machen, und gewiß auch die Xylandriſche Ueberſetzung; ut ſancte ſentiat et *modeſte* loquatur, nach jener Correction berichtigen. — Eine gleiche Bewandtniß hat es mit einer Stelle aus dem Tragiker Jon, p. 113. B. welche einem einzigen Codex ihre glückliche Reſtauration verdankt: *ἐξῆλθον ὑμῶν ἱκέτις ἡβώντων τροφός.* Vorher las man ohne Sinn: *ἐξῆλθον ἡμῶν καὶ τὰ ἡμῶν τροφός,* Cruſerius überſetzt: Ego plena lacrymis nutrix egreſſa ſum. Er ſcheint verbeſſert zu haben: *ἐξῆλθον ὑμῶν οὐ κενὴ δακρύων* (oder *δακρύων πλέα*) *τροφός.* Xylander half ſich, ſo gut er konnte. Allein ſeine Ueberſetzung: Nutrix ego veſtra, et veſtrae prolis exii, hätte doch nunmehr verändert werden ſollen.

Daß eine Veränderung der Verſion in ſolchen Stellen, wo bloß die annotatio critica die richtige oder doch wahrſcheinliche Lecart darbietet, im Gan-

Ganzen genommen noch ſeltener getroffen ſeyn werde, dieß läßt ſich nach den vorhergehenden Proben ſchon mit ziemlicher Gewißheit vorausſetzen. In der That verhält es ſich ſo, und wir achten es nicht für nöthig, zum Erweis dieſer Behauptung neue Beyſpiele aufzuſuchen. Daß ſich aber in der Verſion noch immer offenbare Unrichtigkeiten, zuweilen ſelbſt in Anſehung der Sprache finden, davon mögen ſich unſere Leſer durch folgende Stellen überzeugen. Pag. 141. C. der König Philippus hatte ſich in eine Theſſalierin verliebt, die ihn, wie das Gerücht ſagte, durch magiſche Künſte gefeſſelt hatte. Olympias, die Gemahlin des Königs, lernte ihre Nebenbuhlerin näher kennen. Man hat dich verläumdet, ſagte ſie. Eine Zauberin biſt du zwar: aber du trägſt den Zauber in dir und in deinen Reitzen: *σὺ γὰρ ἐν σεαυτῇ τὰ φάρμακα ἔχεις.* — Ἄμαχον, fährt darauf Plutarchus fort, der von dieſer Aeußerung der Olympias eine allgemeine Anwendung macht, *ἄμαχον οὖν τι γίνεται πρᾶγμα γαμετὴ γυνὴ καὶ νόμιμος, ἂν ἐν αὑτῇ πάντα θεμένη, καὶ προῖκα, καὶ γένος, καὶ φάρμακα, καὶ τὸν κεστὸν αὐτὸν, ἤθει καὶ ἀρετῇ κατεργάσηται τὴν εὔνοιαν.* Dieß wird ſo überſetzt: tibi tua in te ipſa ſunt repoſita veneficia: itidem eam benevolentiam mariti nulla res poteſt abolere, quam uxor moribus et virtute ſibi paraverit, dotem, genus, medicamenta, ipſumque adeo Veneris ceſtum in ſeſe ipſa collocans. In dieſer Ueberſetzung iſt 1) der color orationis Plutarcheae, den Hr.

W.

W. bey der Verſion derſelben ſtets im Auge behalten zu haben verſichert, durchaus verwiſcht; 2) ſind die Worte, welche dem Plutarchus zugehören: *ἄμαχον οὖν* u. ſ. w., als fortgeſetzte Rede der Olympias aufgeführt; 3) iſt der Sinn ganz verfehlt, welcher bloß aus dem Vorhergehenden: *σὺ γὰρ ἐν σεαυτῇ τὰ φάρμακα ἔχεις*, beſtimmt werden muß. Es iſt von Erwerbung der Liebe, nicht von Erhaltung der bereits erworbenen, die Rede: ein Weib mit ſolchen Zauberkräften ausgerüſtet, als das theſſaliſche Mädchen war, iſt *ἄμαχόν τι πρᾶγμα*, unwiderſtehlich. — Von allen dieſen Mängeln iſt auch hier die Cruſeriſche Ueberſetzung frey: Venena, inquit Olympias, iſta in te ipſa habes. Vnde res evadit invicta iuſta materfamilias, ſi omnia in ſe reponens, dotem, natales, praeſtigias, illecebras, modeſtia et virtute conciliet benevolentiam. — Pag. 143. F. *αἱ πρὸς τοὺς ἄνδρας διαφοραὶ καὶ ζηλοτυπίαι*, discordiae et *obtrectationes* adverſus maritos. Das letzte Wort iſt falſch überſetzt. Cruſerius richtig: contentiones et *aemulationes*. Derſelbe Fehler iſt gleich darauf p. 144. A. B. noch in zwey anderen Stellen der Xylandriſchen Verſion unverbeſſert geblieben. — P. 144. C. *τὸν αἴλουρον ὀδμῇ μύρων ἐκταράττεσθαι καὶ μαίνεσθαι λέγουσιν.* Felem aiunt unguentorum odore ad inſaniam redigi. Warum iſt das Wort *ἐκταράττεσθαι* übergangen? — Pag. 153. B. *Οὐδὲν, εἶπεν ὁ Θάλης, ἀνεπίληπτόν ἐστιν, ἀλλ᾽ ἔχει*

πάντα

πάντα διαμαρτίας μεγάλας καὶ ἀγνοίας. Et vero, inquit Thales, *examinandae* ſunt: omnes enim vitia magna erroresque habent. Wie kann ἀνεπίληπτον dieſen Sinn haben? Cruſerius überſetzt wiederum richtig: Atqui, inquit Thales, nulla eſt earum, quae *reprehenſione vacet*. — Pag. 173. B. Die merkwürdige Inſchrift in der Grabſtätte der Semiramis: Εἰ μὴ κακὸς ἦσθ' ἀνὴρ καὶ χρημάτων ἄπληστος, οὐκ ἂν νεκρῶν θήκας ἐκίνεις, iſt in der Xylandriſchen Verſion ſo übergetragen: Niſi malus *fuiſſes* homo, et pecuniae inſatiabilis, nunquam ſane loculos mortuorum *invaſiſſes*. Cruſerius war mit der feinern Gräcität mehr vertraut: Niſi vir malus et auri *eſſes* inſatiabilis, defunctorum loculos non *moveres*. — Pag. 173. C. ὁ Ἀριμένης εὐθὺς προσεκύνησε, καὶ τὸ διάδημα περιέθηκεν. Statim coram eo Arimenes genua flexit. Die letzten Worte ſind noch immer nicht in der Ueberſetzung ausgedrückt worden. — Pag. 198. F. Φείδεσθαι τῆς ἐξουσίας iſt gegeben: parce uſurpare poteſtate ſua. Welche Conſtruction! — Pag. 174. E. ἀνδράποδα χρηστὰ καὶ ἄδραστα, proba et *ignava* mancipia. Keineswegs! Ἄδραστα ἀνδράποδα ſind getreue Sklaven, die ihren Herren nicht entfliehen. Cruſerius: frugi mancipia *nec fugitiva*.

Jedoch wir wollen aufhören, Mängel zu rügen, deren Vermeidung bey etwas größerer Aufmerk-

merkſamkeit leicht war, und denen der verſprochene Commentar noch immer abhelfen kann. — Die Formel, daß man der Fortſeßung und Vollendung eines ſchäßbaren Werkes mit der begierigſten Erwartung entgegenſieht, iſt eine ſo alltägliche und verbrauchte Formel, daß wir durch Anwendung derſelben auf das Wyttenbachiſche Meiſterwerk dieſes faſt zu entweihen befürchten. Allein ſie iſt die einzig wahre, wodurch wir unſeren Dank gegen den würdigen Herausgeber, und unſeren Wunſch, die noch rückſtändigen moraliſchen Schriften des Plutarchus nebſt dem verſprochenen Commentar von ſeiner Hand recht bald zu erhalten, am Schluſſe dieſer Recenſion ausdrücken können.

E.

X.

Wielands Werke.

Fortſeßung.

Unmittelbar auf den Neuen Amadis, folgt der verklagte Amor; ein Gedicht, von welchem der Verfaſſer mit Recht ſagt, daß es, eben ſo wohl wie Muſarion, nicht leicht unter eine bekannte Rubrik gebracht werden könne.

Weni-

Wenige Dichter der neuern Zeit dürften einen ſo entſchiedenen Beruf zu der didactiſchen Gattung aufzuweiſen gehabt haben, als der Verfaſſer der Muſarion, derjenige unter allen didactiſchen Dichtern, der, wie ſein Freund und Lehrer **Horaz**, die wenigſten Anſprüche auf das Amt eines Lehrers unter den Menſchen gemacht hat. Aber er unterrichtet uns, indem er nur für unſer Vergnügen zu arbeiten ſcheint; er bezaubert unſere Einbildungskraft, um unſerm Verſtande beyzukommen. Der letztere ſieht ſich unerwartet bereichert an Begriffen, während nur die erſtere ihren Vorrath an Bildern vermehrt glaubte.

Pope und Boileau, um von andern minder berühmten Dichtern dieſer Gattung nichts zu ſagen, zeigen ſich in ihren didactiſchen Gedichten als denkende Köpfe, welche den poetiſchen Ausdruck und alle mechaniſchen Kunſtgriffe der Poeſie auf eine ungewöhnliche Weiſe in ihrer Gewalt hatten; aber entweder beruht aller Unterſchied der Proſe und Poeſie auf dem Sylbenmaße, oder man muß eingeſtehn, daß der Verſuch über den Menſchen und die Dichtkunſt nur eine Abart der Poeſie ſey, und daß ihnen, bey den mannichfaltigſten und unleugbarſten Verdienſten, gerade das einzige fehle, das ſie zu wahren Gedichten erheben würde. Oder ſollte ſich in der That ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dieſen Werken des Nachdenkens und des Talentes, und den Sentenzen des Syrus oder dem grammatiſchen Werke des Terentianus Maurus entdecken laſſen?

Diejenige Klaſſe von Leſern, welche bey der Lectüre nichts als ihr Vergnügen ſucht, wird Wielands Muſarion, den verklagten Amor, die Epiſtel an Pſyche, und einige andere ähnliche Arbeiten vielleicht auswendig wiſſen, ohne daß ihr jemals eingefallen wäre, dieſe Gedichte für didactiſch zu halten; und wahrſcheinlich werden ſie es dem, der es ihnen zum erſtenmal ſagt, nicht auf ſein Wort glauben wollen. Bey **Haller** und **Withof** fühlt man wohl, daß man **lernen** ſoll; auch kehrt man ſo oft nicht zu ihnen zurück. Sollte die Schuld hievon nur an der harten veralteten Sprache, an dem ungeſchmeidigen Versbau dieſer Dichter liegen? Zum Theil freylich. Aber man verſuche es, wenn man will, und reinige ſie von ihren Härten; wird darum die Anzahl ihrer Leſer ſonderlich zunehmen? wird das Uebel von Grund aus gehoben ſeyn?

Eine ſchöpferiſche Einbildungskraft macht den Dichter, Begeiſterung macht das Gedicht. Nur d e r Denker iſt zum Dichter berufen, in deſſen Kopfe der Gedanke zum Bild, die Maxime zur Geſchichte wird; der die Wahrheit nicht bloß erkennt, ſondern fühlt; der ſich für ſie erwärmt und begeiſtert; der endlich andern ſeine Begeiſterung durch lebendige Darſtellung mitzutheilen vermag. Da die vortreflichen Dichter in jeder Gattung ſo ſelten ſind, ſo iſt es kein Wunder, wenn gerade die didactiſche Gattung die wenigſten aufzuweiſen hat.

Digitized by Google

Der verklagte Amor enthält einen Theil der bekannten Lebensphiloſophie ſeines berühmten Verfaſſers in dem gefälligen Gewande einer komiſchen Erzählung. Es iſt ſehr leicht zu ſagen, daß ein unſchuldiger und mäßiger Genuß der Freuden des Lebens eine unnachlaßliche Bedingung der Glückſeligkeit unſers Daſeyns ſey; es iſt noch leichter gegen den Genuß zu eifern, eine ſtrenge Enthaltſamkeit zu predigen und die Freude als die Gegnerin der Tugend darzuſtellen: aber was iſt mit Declamationen gewonnen, die nur den befriedigen, der ſchon vorher überzeugt war? Unſer Dichter hat ſich ſehr gehütet, ſeinen Satz ernſthaft abzuhandeln. Das Ganze ſcheint nur ein Scherz, eine launige Viſion, in welche gerade ſo viel Ernſt eingemiſcht iſt, als zum Schatten des Gemähldes nöthig war. Eine feine, ſokratiſche Ironie ſpielt durch den Ton des Ganzen, in welchem zu gleicher Zeit die Mannichfaltigkeit der Scenen, der Contraſt der Charaktere, das Intereſſe der Handlung, die Bedeutſamkeit der Allegorie, die Friſche und Anmuth des Colorits den Leſer auf das angenehmſte unterhält und vergnügt.

Auch dieſes Gedicht, ſo gefeilt es in der Ausgabe von 1784 erſchien, iſt doch nicht ohne Verbeſſerungen geblieben. Einige derſelben ſind beträchtlich und am Ende eines jeden Geſanges angezeigt; andere betreffen einzelne Ausdrücke. Zu den wichtigern Verbeſſerungen gehört die Rede des Sperlings im erſten Buche, welche eine ganz andre

Geſtalt gewonnen hat. Der Ton einer ſchönen Schwärmerey, welcher vormals in dieſer Rede herrſchte, und um den Vertheidiger der niedrigſten Art von Liebe und Lebensgenuß einen Nimbus verbreitete, der, gegen den Willen des Dichters, auf ſeine Lehre zurückſtrahlte, iſt gänzlich verbannt. Der Sperling ſpricht, wie es ihm geziemt, und ſeine Rede iſt nicht nur ſeinem Charakter, ſondern auch dem Zuſammenhange angemeßner geworden. Minervens Eule hat darauf angetragen, dem Menſchen die Augen zu nehmen, um ihn klüger zu machen:

Die Augen, zwitſchert ihm Cytherens Vogel zu,
Und dieß um klüger zu ſeyn? ich denke nicht wie du!
Geſetzt, wir würden dabey fürs Raiſonniren gewinnen,
An Wohlſeyn, glaube mir, Kauz, gewönnen wir nicht viel.
Wir Spatzen halten's mit den Sinnen,
Und gäben um alles andere nicht einen Pappenſtiel.
Dank ſey der Göttin, die uns von ihrem Nektar zu naſchen
Freygebig erlaubt! wir wenden das Daſeyn beſſer an,
Als Grillen in hohlen Aeſten zu haſchen.
Wir leben ohne Zweck und Plan
In ſtolzer Freyheit von allen andern Geſetzen
Als, was uns lüſtert, zu thun. Iſt's wohl oder übel gethan

In

In andrer Augen, das ficht uns wenig an.
Was kümmert's uns, wenn **Wir** uns nur ergetzen,
Ob unſer Zetergeſang dem Hausherrn wohlgefällt
Von deſſen Dache wir in Beſitz uns ſetzen,
Und wer das Feld für uns beſtellt
Worin wir die Schnäbel an jungen Erbſen wetzen?
Kurz, unſre geringſte Sorge iſt, ob wir Pflichten verletzen,
Und unſer iſt dafür die Welt!
Willſt du, Freund Kautz, deswegen uns Narren ſchelten,
So lachen wir dazu; uns iſt's Philoſophie!
Die Worte, wie du weißt, ſind alles was ſie gelten.
Nur daß wir zu Narren uns denken, dazu bekehrſt du uns nie!

Bey dieſer Stelle und bey mehreren andern, welche neue und ausführliche Zuſätze enthalten, wird man nicht ohne Bewunderung die Geſchmeidigkeit des vortreflichen Dichters bewundern, der ſich, auch nach einer langen Zwiſchenzeit, auf das vollkommenſte wieder in die Stimmung zu ſetzen vermag, in welcher er ein Gedicht zum erſtenmal ausführte. So glücklich iſt das Neue in das Alte eingepaßt, daß das bloße Gefühl beydes ſchwerlich von einander unterſcheiden, oder die Fugen der Zuſammenſetzung entdecken dürfte.

An einigen wenigen Stellen ſcheint uns die Feile noch nicht genug gethan; an einigen andern

dünkt uns die Verbeſſerung nicht vollkommen geglückt zu ſeyn.

In der Ausgabe von 1784. ſagt der Kauz im erſten Geſange:

Kurz (denn wir andern, welche denken,
Sind nicht gewohnt, die Worte wegzuſchenken)
Die Welt iſt voller Narren

in der That etwas ſchleppend und nicht richtig genug. Die Worte zu verſchwenden wäre der eigentliche Ausdruck. Gegenwärtig heißt es:

denn wir andern Denker pflegen
Auch unſre Worte, ſo leicht ſie ſind, zu wägen;

wodurch zwar die erſte Hälfte der Parentheſe verbeſſert, aber die zweyte, wie es uns wenigſtens ſcheint, noch etwas ſchielender geworden iſt. Freylich pflegt ein Denker ſeine Worte abzuwägen, denn er iſt ſorgfältig in der Wahl derſelben; wenn er aber die Zeit ſchonen, wenn er kurz ſeyn will, ſo wird er dem Zuhörer oder Leſer die Worte zuwiegen. Hier iſt das erſte ſtatt des zweyten geſetzt. Der Zwiſchenſatz: ſo leicht ſie ſind, iſt, in dieſem Zuſammenhange, der Meynung des Redenden zuwider, der ſeine Worte gewiß nicht für leicht erklären wird. Der Gedanke, welcher dem Dichter vorſchwebte, war ohne Zweifel: Auch Worte, ſo leicht ſie an ſich ſind, pflegen von Denkern gewogen zu werden. Aber dieſer Gedanke bekömmt durch den Zuſatz des Fürworts unſere eine ganz andre

dre Geſtalt. — Gleich darauf iſt uns der Ausdruck: ich ſtehe zu meinem Satze, fremd.

Im dritten Geſange iſt in Hymens Rede der etwas harte Vers

Da wo die Roſe verliebt ſich mit der Myrte verſchränkt.

ſo geändert:

ſich um die Myrte ſchränkt.

ein Ausdruck, den der Sprachgebrauch ſchwerlich rechtfertigen dürfte. Weiter unten hätten wir den Vers:

Er ſoll mir bald aus anderm Tone ſprechen,

in welchem der Mangel des Artikels nicht entſchuldigt werden kann, gern verändert geſehn.

In die Rede des Momus ſind nach den Worten: man flieht doch gern den Schein, die Verſe eingeſchoben:

Und mag an den verhaßten Stempel,
Deß Bild der Unhold trägt, nicht gern erinnert ſeyn;

die, wir mögen ſie erklären wie wir wollen, eine große Dunkelheit behalten.

Muſarion bedurfte nur weniger Verbeſſerungen. Dieſes Gedicht, auf welches man anwenden darf, was der Dichter von ſeiner Heldin ſagt, daß man nie die Grazien und Muſen in einem

nem ſchönern Bunde geſehn, noch die Stimme der Vernunft aus einem ſchönern Munde gehört habe, trat ſogleich bey ſeiner erſten Erſcheinung in einer Geſtalt auf, welche keine weſentlichen Veränderungen zu erlauben ſchien. Mehreres trug dazu bey, ihm einen ungetheilten Beyfall zuzuſichern. Der Zweck des Dichters, die Empfehlung jener anſpruchsloſen Weisheit des Lebens,

Die, was Natur und Schickſal uns gewährt,
Vergnügt genießt, und gern den Reſt entbehrt;

der Reichthum des Inhalts, welcher zu gleicher Zeit die Einbildungskraft, das Gefühl und den Verſtand beſchäftigt; die leichte Anmuth der Form, in welche der Inhalt ſich gefügt hat; der ſanfte Glanz des Colorits, welche die mannichfaltigſten Geſtalten und Gruppen zu einem gefälligen Ganzen zuſammenſchmilzt; und endlich die Vollendung des Ausdrucks, welcher Richtigkeit mit Anmuth, Lieblichkeit mit Fülle und Kraft vereinigt. Aber es iſt hier nicht der Ort von neuem über ein Gedicht zu urtheilen, über welches ſchon längſt nur Eine Stimme herrſcht, und das, bey ſeiner erſten Erſcheinung, in dieſer Bibliothek durch einen Kunſtrichter von anerkanntem Verdienſte ausführlich beurtheilt worden iſt. Bey einer ſorgfältigen Vergleichung des gegenwärtigen Abdruckes mit der Ausgabe von 1789 finden wir, außer einem Dutzend kleiner Verbeſſerungen in einzelnen Wörtern, nur folgende zwey von etwas größerer Wichtigkeit. Im II. Geſange ſind am Ende der Rede

Theo-

Theophrons zum Lobe der Muſik, die etwas ſchwerfälligen Verſe weggefallen.

Theophron ſprach als ein Adept davon,
Dem nichts verborgen war, was unſer Mattheſon,
Und Fricker und der Abt von Murrhard phantaſiren:
Nichts, meynt er, ſey ſo gut, die Seele zu purgiren,
Als Diapent' und Diateſſaron.

Gleich darauf wird Cleanths Abſicht, die Behauptungen ſeines Gegners zu Boden zu ſchlagen, durch die Ankunft von Muſarions Sklavin geſtört. Hier hieß es vormals:

Der Saal eröffnet ſich, und eine Nymphe tritt
Herein, das Haupt mit einem Korb beladen,
Den Buſen leicht bedeckt, nach Art der Oreaden,
Und hoch genug geſchürzt, daß jeder Schritt
Den feinſten Fuß verräth. Nicht ſchöner mahlt Auroren
Alban, der, wie ihr wißt, ſo gerne Nymfen mahlt,
Nicht ſchöner —

Dieſes Gemählde hat in der neuen Ausgabe um vieles an Haltung gewonnen. Der Zweck des Dichters bey der Einführung dieſer Nymphe erlaubte eine etwas üppigere Mahlerey; und die poetiſche Billigkeit ſogar forderte es, für die Niederlage des Theophron noch einige Entſchuldigungsgründe mehr beyzubringen:

Der Saal eröffnet ſich, und eine Nymphe tritt
Herein, das Haupt mit einem Korb beladen,
Den Buſen leicht verhüllt, und gleich den Oreaden
So hoch geſchürzt, daß jeder ſchnelle Schritt
Den ſchlanken Fuß bis an die feinſten Waden,
Und oft ſogar ein Knie von Wachs entdeckt,
Das eilend wieder ſich in dünnen Flor verſteckt.
Nicht ſchöner mahlt die Heben und Auroren
Alban, der, wie ihr wißt, ſo gerne Nymphen mahlt — —

Der Inhalt der Aſpaſia, welche zunächſt auf Muſarion folgt, iſt eine von des Dichters Lieblingsideen: daß die Schwärmerey der Myſtik nichts anders als eine gefährliche Dienerin der Sinnlichkeit ſey, und eben auf den Punkt führe, den ſie am meiſten zu fliehen ſcheint. Wir bekennen, daß uns die Ausführung dieſes Gedankens etwas trocken vorkommt. Einem Nachahmer Wielands würde das Gedicht Ehre machen; von W. ſelbſt aber haben wir die nämliche Idee ſchon öftrer mit einem größern Aufwande der Einbildungskraft und unter lebendigern Bildern darſtellen ſehn. Gedichte an Olympia. I. Zweyerley Götterglück. (Zevs, Apollo und Olympia) Dieſes Gedicht, welches dem Lobe einer geiſtreichen Fürſtin gewidmet iſt, iſt zugleich ſelbſt eine ſchöne und gehaltvolle Dichtung. Der ſelbſtſüchtige Jupiter, der ſich ſeiner Regierungsſorgen in eigennützigem Genuſſe entladet, iſt ein treffendes Gemählde der meiſten Großen, welche die Humanität nicht gelehrt hat, die Laſt ihrer Würde zu tragen; und dieſe

ſatyriſche Allegorie ſteht mit der Geſchichte Apolls, deſſen zarte Empfindſamkeit im Wohlthun, Mitgefühl und Theilnahme an menſchlichen Empfindungen Glück ſucht, in einem gefälligen Contraſt. Der Ton des Gedichtes, welches mit ſatyriſcher Laune anhebt, verwandelt ſich in dem zweyten Theile in ſanften Ernſt, und ſteigt in dem dritten, welcher Olympiens Lobe gewidmet iſt, zu einer hinreißenden Innigkeit hinauf. Doch dünkt es uns, um die Wahrheit zu geſtehn, als ob dieſer Ton ſich, durch die Verwandlung der directen Anrede, in eine indirecte Beſchreibung (in der Stelle: **was iſt's, das uns Olympiens hehren Wald** — zu ſingen?) ein wenig in den Ton der Höflichkeit und Ehrerbietung umgeſetzt hätte. Aber noch findet man hier die ſchöne, ächte Begeiſterung athmende Beſchreibung von Olympiens ländlichem Aufenthalte; eine Stelle, in welcher die Bilder der reichſten Einbildungskraft in der vollſten Harmonie einer wohlklingenden Verſification auftreten:

Der Ruhm, dieß Wunder zu erneun,
Olympia, der ſeltne Ruhm ſey dein!
Der ſchönſte aller deiner Preiſe!
Wohl dir, die in dem Weihrauchkreiſe
Der Erdengötter nicht den hohen Sinn verlor
Für Freyheit und Natur, nach alter deutſcher Sitte
Sich einen Wald zum Ruheſitz erkohr,
Und in der moosbedeckten Hütte,
Wenn tief im nächtlich ſtummen Hain

Auf

Auf offnem Heerd die heil'ge Flamme lodert,
Sich glücklich fühlt und nichts vom Schickſal fodert.
Des Waldes Geiſter ſehn den ungewohnten Schein
Ringsum die hohen Buchen weiſſen,
Und nähern freundlich ſich und heißen
Willkommen dich in ihrem ſtillen Reich.
Wir ſpüren ſie bald, leichten Nebeln gleich,
Um halb beſtrahlte Erlen lauſchen,
Bald über uns durch hohe Wipfel rauſchen.
Ein leiſes Graun ſchleicht ſich um unſre Bruſt,
Doch ſtört es nicht — erhöht nur unſre Luſt.

II. Wettſtreit der Mahlerey und Muſik. Olympia wird von den Muſen beyder Künſte gefeyert; die Muſe der Mahlerey gewinnt den Sieg. Hierauf folgen noch einige Gedichte der Feyer des Geburtstages und des neuen Jahres gewidmet; größtentheils artige, geiſtvolle Kleinigkeiten. Die erſte Liebe; an Pſyche. Wir hätten gewünſcht, in dieſem Gedichte, welches ſelbſt die Begeiſterung der erſten Liebe athmet, folgende Zeilen des Einganges geändert zu ſehn:

Was meynſt du, Freundin, was ſie war?
Dein Beyſpiel macht die Sache klar;
Du kennſt nun Amors Wundertriebe;
Von dieſem Lethe ſehen wir
Die klaren Wirkungen an dir:
Dieß Zauberwaſſer iſt die Liebe.

Sie ſind, die letzte Zeile ausgenommen, faſt noch unter der Proſe. Vielleicht hätte auch noch bey eini-

einigen andern etwas allzu wortreichen Stellen die ſchneidende Kritik mit Glück angewendet werden können. — **Sixt und Klärchen, oder der Mönch und die Nonne auf dem Mädelſtein.** Dieſer kleine Roman, welcher die Leiden einer heimlichen hofnungsloſen Liebe mit warmen kräftigen Farben ſchildert, iſt, wenige Worte ausgenommen, ganz unverändert geblieben. **Das Leben, ein Traum. Gedanken bey einem ſchlafenden Endymion.** Der Verf. hat dieſer unvollendeten Rhapſodie, die weniger Verbeſſerungen bedurfte, eine Nachſchrift angehängt, in welcher er den Zuſammenhang der einzelnen Theile und den Plan, nach welchem das Ganze vollendet werden ſollte, entwickelt. Er wollte nicht da aufhören, wo das Fragment endigt; er wollte weder den Stoiker noch den Ariſtipp ſiegen laſſen; er ſelbſt wollte zwiſchen ſie treten und Frieden machen. Er wollte in einem lebhaften Gemählde gegen den Stoiker vorſtellen, wie viel Träumeriſches ſelbſt in dem Leben der beſten Menſchen iſt; aber er wollte auch in der warmen kunſtloſen Sprache der Empfindung gegen Ariſtippen beweiſen: „Daß die Thätigkeit des Weiſen und Tugendhaften allein den Namen eines wahren Lebens verdiene, und daß, mitten unter den angenehmen oder unangenehmen Täuſchungen unſrer innern und äußern Sinne, die Vervollkommnung unſrer ſelbſt, und die Beſtrebung, alles Gute außer uns zu befördern, unſerm Daſeyn Wahrheit, Würde und innerlichen Werth mittheile, und ein Leben, welches ohne ſie der Zuſtand einer ſich einſpin-

ſpinnenden Raupe wäre, zu einer Vorübung auf eine beſſere Zukunft, zu einem wirklichen Fortſchritt auf der langwierigen, aber herrlichen Laufbahn machen, auf welcher die Geiſter einem Ziele, das ſie nie erreichen können, ſich ewig zu nahen beſtimmt ſind.“ **Bruchſtücke von Pſyche. Einem unvollendet gebliebenen allegoriſchen Gedichte.** Dieſe Bruchſtücke, welche zuerſt in der Vorrede zu **Muſarion**, in dem Anhange der **Grazien**, und im deutſchen Merkur (1774.) erſchienen, ſind die Ueberbleibſel eines größern Werks, das ſeine Entſtehung der Lectüre des **Apulejus** dankte, und eine Art von Naturgeſchichte der Seele ſeyn ſollte. Ein Theil dieſes Gedichtes wurde im Jahr 1767 in einzelnen, abgeſtohlnen Stunden niedergeſchrieben; aber da die Umſtände die Vollendung deſſelben hinderten, wurde ein Theil des Stoffes, woraus es hätte gewebt werden ſollen, nach und nach in dem **Idris**, im neuen **Amadis** und den **Grazien** verarbeitet; aus einem andern Theil entſtand die Erzählung **Aſpaſia**, und von dem, was das erſte, zweyte, dritte und vierte Buch von **Pſyche** ausgemacht haben ſollte, erhielten ſich bloß die gegenwärtigen Bruchſtücke. Das dritte und längſte derſelben, die Beſchreibung des erſten Tages und der erſten Nacht, welche Pſyche in Amors Reiche zubrachte, iſt mit allem, was die Dichtkunſt Schönes und Reizendes kennt, ſo reichlich ausgeſtattet, daß die ganze Fabel der Pſyche, auf dieſe Weiſe erzählt, zu den ſchönſten Stücken einer Gattung gehören würde, in welcher uns Wieland

mit

mit ſo manchem Meiſterſtücke bereichert hat. **Nadine; eine Erzäahlung in Priors Manier.** Ein Wagſtück des Witzes, den ſchlüpfrigſten Gegenſtand mit Dezenz und Feinheit zu behandeln. Den Dichter zu fragen, was er bey der Jagd des Scherzes, welche die Handlung des Gedichtes macht, gedacht habe, dürfte bey einem ſo leichten Stoffe pedantiſch ſcheinen; und wir möchten um alles in der Welt willen nicht, daß man glaubte, wir würden an der Stelle des Scherzes lieber das übelberüchtigte Thier ſehn, welches in der Erzählung des Franzoſen, von dem die Idee geliehen iſt, die Hauptrolle ſpielt. **Erdenglück, an Chloe.** In dem Tone der Schwermuth, der in dieſem Gedichte herrſcht, und der hin und wieder vernachläſſigten Verſification erkennt man die Wielandiſche Muſe nicht. Der Reiz der wehmüthigen Stimmung, welcher daſſelbe verſchönert, iſt von der Anmuth der meiſten Werke dieſes Dichters weſentlich verſchieden, und daher für diejenigen, die in W. nur den Sänger der Liebe kennen, unſtreitig eine neue Erſcheinung. Das Gedicht iſt von 1766. — **Celia und Damon; nach dem Engliſchen.** Der Schluß dieſes Gedichtes iſt unerwartet, und entſpricht der Anlage deſſelben nicht. So wie wir Celien in den ſechs erſten Strophen ſehn, hätte die Selbſttäuſchung der Begierde bis zur gänzlichen Auflöſung getrieben werden ſollen. **Die Grazien; ein Gedicht in ſechs Büchern.** Die Veränderungen, die wir bemerkt haben, betreffen insgeſammt nur Kleinigkeiten, einzelne Wörter, hin

und

und wieder eine Wendung. Gern hätten wir aus dieſem Gedichte den Ton der Galanterie verbannt geſehn, der ſich damals, als es geſchrieben wurde, in unſre Literatur einzuſchleichen anfing. Die etwas manierirte Grazie, die ſich hier vorzüglich in den Anreden an Danae, bisweilen auch in die Schilderungen der Götterwelt eingeſchlichen hat, fällt in einem den Huldgöttinnen gewidmeten Gedichte zwiefach auf. Ein Dichter, der die vertrauteſte Bekanntſchafft mit den wahren Grazien, den Kindern der Natur und Humanität, auf eine ſo mannichfaltige Weiſe beurkundet hat, hätte jene immer den Franzoſen überlaſſen können. Wenn aber dieſer Ton, welcher nur denen gefallen kann, die den glänzenden Theil von Wielands Verdienſten nicht zu ſchätzen wiſſen, ohne eine gänzliche Umſchmelzung nicht verbannt werden konnte, ſo hätten doch vielleicht noch einige Stellen mehr verbeſſert, einige Nachläſſigkeiten der Verſification, einige Unrichtigkeiten des Ausdrucks entfernt werden ſollen. Die Worte Thaliens im zweyten Buche:

Ein Kuß macht Schmerz,
Ich hört es oft die Mutter ſagen,
Es iſt kein Scherz!
Er macht die Lippen hitzig:
Und Kinn und Naſe ſpitzig,
Und fällt auf's Herz!

würden uns in jedem ſchönen Munde misfallen; aber in dem Munde einer Grazie ſcheinen ſie uns ganz unerträglich zu ſeyn. Komiſche Erzählungen.

gen. Im Kombabus finden wir nach dem 85. Vers einen kleinen Zuſatz:

Der König ſtellt ihr zwar noch manchen Grund entgegen,
Worauf nicht viel zu ſagen war;
Auch ſetzte ſich die Dame der Gefahr
Nicht aus, ihn ſchwach zu widerlegen:
Sie hatt' ein Mittel bey der Hand,
Das jede ſchöne Frau noch immer kräftig fand
Die männliche Vernunft zum Schweigen zu vermögen;
Sie wurde krank.

Wo es vordem ganz kurz hieß:

Der König hielt ihr zwar noch manchen Grund entgegen
Allein — ſie wurde krank

Dagegen ſind nach V. 326. folgende Zeilen weggeſchnitten worden:

Die Gegend war ein wenig wilde,
Doch wunderſchön; die lieblichſten Gefilde
Mit dunkeln Haynen untermiſcht,
Und beyde mit ſchlängelnden Quellen und ſilbernen Bächen erfriſcht.

Gleich darauf hieß es nach dem 335. Verſe:

Sein inneres Verdienſt entbehrt zwar leicht Verſtärkung
Von außen her: allein, da man ihn täglich ſieht,
Wird doch allmählig die Bemerkung
Gemacht, er habe feines Haar,

Und Augen, deren Glanz ſich kaum ertragen ließe,
Wenn nicht was ſchmachtendes, das einem Wölkchen gleicht,
Ihr Feuer dämpfte. Und o! wie ſüße
Sein Lächeln iſt! wie ſanft es ſich ins Herze ſchleicht!
Und ſeine Farb'! ein Weiß, dem die Narciſſe,
Ein Incarnat, dem ſelbſt die Roſe weicht.
Wie fein ſein Wuchs! und jede Bewegung wie leicht!
Wie ungezwungen! kurz, vom Kopf bis auf die Füße
Iſt Freund Kombab ſo ſchön, daß nur Apoll ihm gleicht,
Und jede Göttin ihr verzeihungswürdig deucht ꝛc.

Unſtreitig hat der Dichter — außer daß ihn einige Sprachlicenzen zur Umänderung dieſer Stelle nöthigten — die Bemerkung gemacht, daß durch die Aufzählung der einzelnen Reize Kombabs die Liebe der Königin zu ihm herabgeſetzt würde. Eine wahre, eine innige Liebe iſt das Reſultat ſo mannichfaltiger Eindrücke, daß es ganz unmöglich ſeyn wird, ihre einzelnen Quellen aufzuzählen. Ueberdieß iſt körperliche Schönheit an einem Manne, in ſo fern ſie auf einzelnen Theilen beruht, etwas ſo unbedeutendes, daß ein Frauenzimmer von Geiſt und Seele kaum ſich ſelbſt geſtehn wird, wie viel Antheil an ſeiner Liebe die Farbe oder der Wuchs ſeines Geliebten habe. Mit Recht iſt alſo dieſes Detail verworfen und an deſſen Statt die Schönheit Kombabs nur mit einigen allgemeinen Zügen, die aber

aber hier offenbar eine größere Energie haben, angedeutet worden:

Sein inneres Verdienſt entbehrt zwar leicht Verſtärkung
Von außen her: allein, da man ihn täglich ſieht
So macht (wiewohl ſie ſich's zu läugnen ſich bemüht)
Ihr Auge doch allmählig die Bemerkung,
Kombab, der unvermerkt das Herz ihr abgewann,
Sey nicht der beſte nur, ſey auch der ſchönſte Mann,
So ſchön, ſo tadellos von Kopf bis auf die Füße,
Daß, hätt' ein Bildner je dieß Ideal erreicht,
Er ohne Widerſpruch der erſte Künſtler hieße;
Und jede Göttin ihr verzeihungswürdig deucht,
Die ſich von ihm ein wenig lieben ließe.

(Die Fortſetzung folgt.)

XI.

Titus Lucretius Carus, von der Natur; ein Lehrgedicht in ſechs Büchern; überſetzt und erläutert, von Johann Heinrich Friedrich Meinecke, des Fürſtl. Quedlinburg. Gymnaſii Rektor ꝛc. Leipzig, in der Weidmanniſchen Buchhandlung. 1795. 8. Erſter Band. XXIV. und 414 S. Zweyter Band. 405 S.

Die Schwierigkeiten, welche ein Ueberſetzer des Lukrez zu beſiegen hat, dürfen nicht nach dem gewöhnlichen Maaßſtabe gemeſſen werden. Wenn eine Ueberſetzung der Aeneide oder der Georgica ein kühnes Unternehmen iſt, ſo iſt eine Ueberſetzung des Lukrez nicht viel weniger als ein halsbrechendes Wagſtikk. Immerhin mag dort der Ueberſetzer dem Originale einen Theil ſeiner Schönheiten entziehn; das, was übrig bleibt, wird doch noch immer hinreichend ſeyn, um dem, der das Original nicht ſehr genau kennt, Bewunderung abzufordern; aber dem Lukrez darf man nur wenig entziehn, um ihm alles zu nehmen. Man verſtehe uns recht. Es iſt hier nicht die Rede von einzelnen berühmten

und nie genug bewunderten Stellen, ſondern von dem Ganzen, das man, bey aller Vorliebe für das Alterthum, keineswegs in allen ſeinen Theilen gleich unterhaltend und lesbar finden wird. Ein Ueberſeßer, welcher über die zahlreichen rauhen und dornigten Gegenden dieſes Gedichtes mit unverleßtem Fuße hinwegkäme, der dem Kenner des Originals immer volle Genüge leiſtete, dem Nichtkenner immer gleiche Unterhaltung gewährte, müßte eben ſo viel als Lukrez, ja in dem zweyten Falle, noch mehr als Lukrez ſeyn. Dem römiſchen Dichter kam bey der Behandlung ſeines ſpröden unpoetiſchen Stoffes doch wenigſtens einiges zu ſtatten, das der Neuere, und vorzüglich der Deutſche entbehrt; eine volltönende Sprache und ein harmoniſcher Vers. Wenn ſein Ausdruck bis zur Proſe herabſinkt, täuſcht uns doch oft der Rhythmus mit dem Scheine der Poeſie; und wo der Sinn der Worte die Einbildungskraft ruhig läßt, wird ſie doch oft durch die alten ehrwürdigen Formen derſelben in ein Spiel geſeßt, das dem Spiele mit äſthetiſchen Ideen ähnelt. In dem einen wie in dem andern ſteht der Deutſche dem Römer ſo weit nach, daß eine befriedigende Nachbildung des Originals etwas unmögliches ſeyn dürfte. Vielleicht aber ſollte dieſe mit dem ganzen Umfange des Werkes nicht einmal verſucht werden. Die Nachbildung derjenigen Stellen, auf welche ſich Lukrezens Anſprüche auf den Dichternahmen gründen, würde eine Bereicherung unſerer Sprache ſeyn; aber warum ſollte man den Reſt, der nur dem Gelehrten inter-

intereſſant iſt, dem größern Publikum in einer Ueberſetzung anbieten? Was dem Römer in ſeinem Zeitalter verſtattet war, dürfte in dem unſrigen kaum noch thunlich seyn. Die Phyſik und Theologie des Epikurs hat für uns weder den Reiz der Neuheit, noch irgend eine anziehende, tröſtende und überzeugende Kraft. Die Materie kann alſo bey der Lectüre der Ueberſetzung gar nicht in Anſchlag gebracht werden. Die Form aber bietet im Ganzen dem Schönheitsſinn wenig Genuß dar. Die wenigen poeſchen Blumen, mit denen er beſtreut iſt — abgerechnet, daß ſie keinesweges hinreichen, die Trockenheit des Vortrags vergeſſen zu machen — werden unter den Händen des Ueberſetzers, zum Theil wenigſtens, verwelken müſſen.

Dem Verfaſſer der vor uns liegenden Ueberſetzung ſind dieſe Schwierigkeiten nicht unbemerkt geblieben. „Ich fing, ſagt er S. VIII. die Ueberſetzung in einer ſehr traurigen Periode meines Lebens gerade darum an, weil ich eine Arbeit ſuchte, die mich durch ihre Neuheit feſſeln, durch ihre Schwierigkeiten anhaltend zerſtreuen, und von dem Gegenſtande meines Kummers ableiten möchte." Weiterhin, S. XIX. ſagt er: „Lukrez iſt nicht überſetzt für Kenner; denn dieſe halten ſich an das Original, und dieſes iſt ihnen auch nicht zu verdenken. Auch nicht für Dilettanten: denn dem Gaumen dieſer Leſer möchte Lukrez vielleicht, ſelbſt in der vollkommenſten Ueberſetzung, nicht behagen. Ich richtete vielmehr mein Augenmerk auf junge

Studi-

Studierende, die den ſpekulativen Geiſt der Alten aus ihren eigenen Schriften wollen kennen lernen, und denen es an hinlänglichen Vorkenntniſſen, oder, welches noch öfter der Fall iſt, an Hülfsmitteln fehlt, dieſen in der That nicht leichten Dichter mit einiger Fertigkeit zu leſen und in den Umfang ſeines ganzen Syſtems einzudringen. Für dieſe ſoll meine Ueberſetzung ein bequemes und, wenn es mir gelang, nicht ganz geſchmackloſes Erleichterungsmittel ihrer Privatſtudien ſeyn." Dann ſetzt er hinzu: „Und wenn ich überhaupt nun geſtände, daß ich meinen Verſuch bloß als ein ausgeſtelltes Kunſtwerk angeſehn wiſſen wollte; wer würde auch gegen dieſe Abſicht etwas einwenden, dem ich übrigens ſein Recht, es frey zu beurtheilen, ja es ſelbſt zur vollkommneren Bearbeitung des nemlichen Gegenſtandes, wenn er Luſt dazu hat, zu benutzen zugeſtände."

Man müßte in der That ſehr unbillig ſeyn, wenn man dem Verfaſſer das Verdienſt beſtreiten wollte, eine Menge von Schwierigkeiten mit Gewandheit und Glück überwunden zu haben. Der Ausdruck ſchmiegt ſich dem Original mit ziemlicher Treue und ohne merklichen Zwang an; er iſt faſt durchgängig verſtändlich und klar, und, da wo der römiſche Dichter die Hände bot, ſogar ſchön. Bey dieſen unleugbaren Verdienſten, die hier nicht leicht zu erringen waren, kann man ſich doch auf der andern Seite nicht verbergen, daß der Versbau bisweilen allzu nachläſſig, der Ausdruck bisweilen

allzu proſaiſch und ungleich ſey. Wir wollen hier einige Stellen von verſchiedner Art ausheben, und das, was wir bey denſelben einer Verbeſſerung bedürftig glauben, unſerer Pflicht und dem eignen Wunſche des Ueberſetzers gemäß, anzeigen.

Jedermann kennt die vortrefliche begeiſterte Anrede, mit welcher Lukrez, im Anfange des dritten Buches, den Verdienſten ſeines Lehrers und Meiſters huldigt. Sie iſt dem Ueberſetzer nicht übel gelungen:

O du, der du zuerſt der Wahrheit leuchtende Fackel
Aus dem tiefſten Dunkel erhobſt, des froheren Lebens
Bahn zu erhellen, o Schmuck der Grajen, dir folg' ich, und deines
Ganges richtige Spur betret' ich, ſicheren Fußes,
Nicht dein Gegner zu ſeyn; nein, weil ich dich ſchätze, dich liebe;
Weil ich dir nachzuklimmen mich ſehnend wünſche. Wie könnten
Schwalben mit Schwanen ſtreiten; auf wankenden Füßen den Wettlauf
Zarte Böckchen beginnen mit ſtarken kriegriſchen Roſſen?
Dich verehr' ich als Vater, als großen Erfinder der Wahrheit.
Väterlich ſind die Lehren, die göttlicher Mann du ertheilteſt;

Und

Und wie Bienen im Wald' aus allen Blumen den Nektar
Saugen, ſo ziehen auch wir aus deinen Schriften die goldnen,
O die goldnen Lehren, die alle, alle verdienen
Ewige Regel zu ſeyn des weiſen und glücklichen Lebens.
Denn ſeit deine Vernunft des Satzes Prediger wurde,
Daß kein Götterplan die Natur der Dinge gebildet:
O da ſchwanden die Schrecken der Seel'; ich ſehe die Pforten
Aller Welten geöffnet, ich ſeh der Schöpfungen Werkſtatt
Im unendlichen Leeren, die majeſtätiſchen Götter
Auf dem Throne der Ruhe, den nie erſchüttert der Sturmwind,
Nie ein Nebel befeuchtet, und nie gefrorene Flocken
Reifs mit blendendem Schnee bedeck'n, den ein heitrer Himmel
Immerwährend umfließt mit ſanftem, gefälligen Lichte.
Nichts vermindert den Frieden in ihren Seelen, und aller
Reichthum der Natur ſteht ihnen offen. Hingegen
Zeigen ſich nirgend wo die Acheruſiſchen Tempel. —
O des Forſchers Blick durchſchaut die Erd', es entgeht ihm

Nichts von dem was unten im leeren Raume geſchiehet.
Göttervergnügen ergreift mich, und heiliges Staunen, wie Deinem
Geiſte die große Natur ſo ganz enthüllet erſcheinet.

Uns dünkt, der Ueberſ. habe hier faſt alles erreicht, was von einem Ueberſetzer gefordert werden kann. Wer das Original nicht eben im friſchen Andenken hätte, wird vielleicht nur bey einigen wenigen Worten anſtoßen, im Ganzen aber die poetiſche Kraft des römiſchen Dichters zu finden glauben. Dieß iſt alles, was ein billiger Leſer fordern kann. Indeſſen wird er doch vielleicht bey einiger Aufmerkſamkeit wahrnehmen, daß der Gang des Verſes mehr leicht als raſch, mehr anmuthig als würdevoll ſey, und daß der Ausdruck der Empfindung hier und da eine leiſe Farbe des Modernen habe. Es geht mit einer Ueberſetzung wie mit einem Gemählde. Es iſt oft nur eine Kleinigkeit, was der Vollkommenheit der Nachbildung im Wege ſteht; ein etwas ſtärkeres Licht, ein tieferer Schatten; ein Zug, der im Original der Aufmerkſamkeit faſt entſchlüpft; hier ein kleiner Zuſatz, dort eine kleine Weglaſſung, und die Aehnlichkeit iſt verfehlt. Daß hierbey der Ueberſetzer in ſeiner Kunſt ein weit ſchwereres Geſchäft habe, als der Mahler in der ſeinigen, dürfte leicht dargethan werden können, wenn die Unterſuchung dieſes Gegenſtandes fruchtbar genug wäre, um eine Abſchweifung von unſerm Wege zu rechtfertigen.

Digitized by Google

Hier wollen wir das, was in der angeführten Stelle, unſerm Gefühle nach, nicht vollkommen gelungen iſt, kürzlich anzeigen. Sogleich bey den erſten Worten — **O du, der du zuerſt** — ſtoßen wir an; nicht ſowohl wegen eines gewiſſen Uebelklangs, als wegen des Unvorbereiteten, womit ſie den Leſer überraſchen. Dieſer Ausdruck der Bewunderung, ſchwächt die folgende Anrede: **o Schmuck der Grajen**; die erſt da an ihrer Stelle ſteht, wo die Anführung eines großen Verdienſtes die Empfindung rechtfertigt, indem ſie dieſelbe gleichſam vor unſern Augen entſtehn läßt. Im 4. V. iſt die **richtige** Spur des **Ganges** nicht richtig geſagt, und ſicheren Fußes ſchleppt nach. Nach der Verſicherung des Dichters, daß er den Spuren ſeines Meiſters folge, kommen die Worte: **Nicht dein Gegner zu ſeyn** etwas unerwartet. Im Texte findet man Non ita certandi cupidus nicht um mit dir zu wetteifern, dir den Preiß ſtreitig zu machen. Dieß kann auch der Schüler und Anhänger eines Syſtems; aber er hört auf dieſes zu ſeyn, wenn er der Gegner ſeines Meiſters wird. In den nächſten Worten: **nein, weil ich dich ſchätze, dich liebe, weil ich dir nachzuklimmen mich ſehnend wünſche** — wird man leicht, auch ohne das Original zu Rathe zu ziehn, den Geiſt und Styl des Alterthums vermiſſen. **Weil ich dich ſchätze** iſt Sprache der Converſation, die gegen das folgende unangenehm abſticht; in **mich ſehnend wünſche**, abgerechnet, daß die Wortverbindung etwas undeutſch iſt, ſchwächt

ſchwächt das letzte Wort das erſtere; **weil ich dir nachzuklimmen mich ſehne** wäre offenbar nachdrücklicher. Vielleicht wird man auch nach dem Ausdrucke hoher Bewunderung die Worte: **weil ich dich liebe** unerwartet und unpaſſend finden. Und nicht mit Unrecht. Fragt man das Original, ſo findet man: propter amorem quod te imitari aveo: wo, wenn wir den Dichter recht verſtehn, nicht von ſeiner Liebe zum Epikur, ſondern von ſeiner Begierde ihm nachzuahmen die Rede iſt: propter amorem (ἔρωτα i. e. cupiditatem) te imitandi. Da im 8. V. die Bilder von einem Wettſtreite hergenommen ſind, ſo iſt **nachklimmen** nicht auf das beſte gewählt. Die **wankenden** Füße geben ein unbeſtimmtes Bild; wir würden **zitternden** oder **kraftloſen** vorgezogen haben. **Kriegriſche** Roſſe iſt ein müßiges Beywort, das durch das Original nicht gerechtfertigt wird; ſo wenig als im folgenden Verſe, **großen** Erfinder, wo, wenn wir nicht irren, der Begriff durch das Beywort geſchwächt wird. Dagegen ſchwächt im 10. Vers in der Anrede **göttlicher Mann** das Subſtantiv. — V. 13. misfällt uns die Wiederholung von **alle**, worinne wir den Ausdruck moderner Empfindſamkeit wahrzunehmen glauben. Daß die Vorſchriften Epikurs ewige Regel des weiſen und glücklichen Lebens zu ſeyn verdienen, iſt Zuſatz des Ueberſetzers, obſchon ein den Geſinnungen des Dichters gemäßer Zuſatz. Den Worten des Textes getreuer würde es heißen: **o die goldnen Lehren, die ewige Dauer verdienen;**

nen; wodurch zugleich der ſchleppende Genitiv vermieden worden wäre. In dem 15. Vers findet man die membra poëtae nicht mehr. Deine Vernunft, der Prediger des Satzes — dieß iſt ungemein proſaiſch! Kein Plan, wenn es auch ein Götterplan wäre, kann die Natur der Dinge bilden; aber wohl ein göttlicher Verſtand, eine göttliche Weisheit, mens divina. Vers 17. In den Worten: o da ſchwanden, wird man, in Beziehung auf V. 15. eine Mishelligkeit in den Zeiten wahrnehmen, die dem Original fremd iſt. Lukrez ſpricht nicht von der Zeit, wo Epikurs Weisheit zuerſt bekannt wurde, ſondern von den Wirkungen derſelben in dem Gemüthe eines jeden, dem ſie bekannt wird. Wir würden daher etwa ſo überſetzt haben:

Denn ſobald deine Weisheit uns zu verkünden beginnet,
Daß kein göttlicher Geiſt die Natur der Dinge geordnet,
Fliehen die Schreckensbilder der Seele, die Schranken des Weltalls
Weichen zurück — — —

Was für ein Bild dem Ueberſ. vorgeſchwebt habe, indem er die moenia mundi in die Pforten aller Welten verwandelte, wiſſen wir uns nicht klar zu machen. Lukrez kennt nur Eine Welt, dieſe iſt unendlich; nur die Unwiſſenheit wagt es ihr Schranken zu ſetzen. — Die ſchöne Beſchreibung der Wohnſitze der Götter wird hier durch den Vers:

Reifs mit blendendem Schnee bedeck'n, den ein heitrer Himmel

entſtellt, abgerechnet daß die gefrorenen Flocken Reifes mit blendendem Schnee ein verworrenes Bild geben.

Wenn es dem Ueberſ. nicht immer gelungen iſt, uns die Kraft des römiſchen Dichters ungeſchwächt wiederzugeben, ſo hat er dafür in den eigentlich wiſſenſchaftlichen Stellen den Sinn größtentheils mit ſo vieler Richtigkeit und Deutlichkeit ausgedrückt, daß er in dieſer Rückſicht den erſten Zweck ſeiner Arbeit vollkommen erreicht zu haben ſcheint. Eine Stelle aus der berühmten Beſchreibung der athenienſiſchen Peſt mag zur Probe dienen:

Ueberdem zeigten ſich noch der Todesſymptome die Menge;
Schwermuth, drückende Angſt, und Geiſtesverwirrung, ein dunkles
Trübes und ſtarres Aug', ein wüthender Blick; vor den Ohren
Unaufhörliches Sauſen, ein mehrentheils kurzer, zuweilen
Schwer, aus tiefer Bruſt und langſam gezogener Athem.
Glänzend ſchien Buſen und Hals von kaltem Schweiß überzogen;
Wenig und dünn war der Speichel, und wie mit Saffran gemiſchet;
Dabey pricklender Huſten, aus heiſrer Kehle, nicht ohne

Schmerz nnd Beſchwerde geſtoßen; ein Zucken in Händen, in allen
Glledern ein Zittern. Allmählig zog von den Füßen die Kälte
Sich zum Körper hinauf, und bey der Nähe des Todes
Sah man die Nüſtern gedrückt, die Naſe dünner geſpitzet,
Hohl die Augen und Schläfe, die Haut zuſammen geſchrumpfet,
Hart und kalt; der Mund ſtand offen, die Stirn war geſpannet,
Und der Leichnam kaum entſeelt, ſo war er auch ſtarr ſchon.
Acht bis neunmal durchlief Sol (?) ſeinen Zirkel, dann endlich
Löſchte das letzte Fünkchen des Lebens; entging ja zuweilen
Einer, durch Abſatz des Giftes in ſcheußliche Beulen und Auswurf
Schwarzer Galle, dem Tode: ſo mußt' er Schwindſucht befürchten,
Oder verdorbnes Blut floß unter dauerndem Kopfweh
Aus der Naſ', und ſo entſchwanden Leben und Kräfte.

Wenn man ſchon hier bey dieſem, doch wenigſtens in die Sinne fallenden Stoffe, nur den verſifizirenden Arzt hört, der die techniſche Beſchreibung bloß hier und da mit einem ſchmückenden Ornamente der poetiſchen Sprache zu verſchönern ſucht; ſo findet man an noch weit mehrern Stellen,

wo

wo er die Grundſätze ſeiner Philoſophie demonſtrirt, nur den Docenten, der, mit Beyſeiteſetzung aller ſophiſtiſchen Künſte, nichts als Deutlichkeit ſucht. Daß hier der Ueberſetzer eine ſehr misliche Rolle ſpielt, begreift man von ſelbſt; und wenn man in ſeinem Geſchäfte nicht ohne alle eigene Erfahrung iſt, wird man ſich ſehr geneigt fühlen, ſeinen Muth zu bewundern und ſeine Mängel zu entſchuldigen. Indeſſen dürfte man doch bisweilen zweifeln, ob der Ueberſ. ſeine volle Pflicht gethan habe, oder ob er ſich nicht, durch den ſchwachen Flug des römiſchen Dichters zu einer allzu großen Sorgloſigkeit habe verführen laſſen. In folgenden Worten: „Doch keine Sache iſt ſo begreiflich, die nicht im Anfang unglaublich ſchien; auf der andern Seite, iſt nichts ſo groß, ſo erſtaunend, nichts ſo bewundernswerth, wogegen Menſchen am Ende nicht gleichgültig würden“ wird man nicht einmal durch einige Spuren des Rhythmus, geſchweige denn der poetiſchen Sprache erinnert, daß man Verſe geleſen habe:

Doch keine
Sach' iſt ſo begreiflich, die nicht im Anfang unglaublich
Schien'; auf der andern Seit' iſt nichts ſo groß, ſo erſtaunend,
Nichts ſo bewundernswerth, wogegen Menſchen am Ende
Nicht gleichgültig würden. (II. 1024 ff.)

Das

Das nämliche gilt von folgenden Stellen: (IV. 936.)

Die Luft, die die Thiere beym Athmen
Einziehn, und von ſich hauchen, hat auf die inneren Theile
Starke zerſtöhrende Kraft; und da nun der Körper von innen
Und von außen leidet; des Luftzugs wirkende Stöße
Durch die kleinſten Poren bis zu den urſprünglichen erſten
Elementen dringen: ſo wird der Körper allmählig
Dadurch aufgerieben. Die Stellung der Körper und Seelen-
Stoffe wird geſtört. —

II. 581.

Beſonders, mein theurer Memmius, bitt' ich
Dich hiernächſt recht ſehr, zu beherzigen folgenden Grundſatz,
Und es nie zu vergeſſen, daß keins der erkennbaren Dinge
Nur aus einer Art von Elementen beſtehe.
Nein, es iſt alles gemiſcht aus mannichfaltigem Stoffe;
Und je verſchiedner dann die Eigenſchaften und Kräfte
Dieſer Weſen ſind, um deſto deutlicher lehren
Sie die Verſchiedenheit des Grundſtoffs, welcher ſie bildet,
In den Arten ſowohl, als in den Formen: Zum Beyſpiel:

Wenn hier dem römiſchen Dichter, obgleich nicht ganz ohne ſeine eigne Schuld, durch eine allzu proſäiſche Sprache, eine allzu nachläſſige Verſification mehr, als billig war, entzogen worden iſt, ſo dürfte ihm an andern Stellen hier und da etwas mehr, als ſein Charakter verträgt, und vorzüglich bisweilen eine gewiſſe ihm fremde komiſche Laune geliehen worden seyn. So z. B. I. 474.

Ilium wäre nie durch Ausgeburt der berühmten
Griechiſchen Heldenbrut aus einer breternen Stute,
Während der Troer ſchlief, verzehrt vom feindlichen Feuer.

Was iſt eine Ausgeburt? Warum heißen die edeln vor Troja verſammelten Helden eine Ausgeburt der Heldenbrut? Warum iſt das hölzerne Pferd, der equus durateus — das griechiſche Wort iſt wohl nicht unabſichtlich zur Veredlung des Ausdrucks gewählt — in eine breterne Stute, und warum gerade in eine Stute verwandelt worden? — Mit Vernachläſſigung der dem Lukrez eigenthümlichen Würde des Ausdrucks heißt es I. 639. vom Heraklit:

Ob der Orakelſprache war er bey windigen Köpfen
Weit berühmter, als bey den ächten griechiſchen Denkern.
Denn es bewundert und liebt nur das am meiſten der Schwachkopf,
Was er unter der Hülle von Worten nicht deutlich erkennet.

Digitized by Google

So wie I. 656. von den Anhängern Heraklits, die das Feuer zum Grundſtoffe der Dinge machten:

Glaubten die Herrn Verbindung des leeren Raums und der Körper,
Nur dann ließe recht gut ihr Feuerſtoff ſich verdicken,
Oder verdünnen; allein ſie ſchütteln bedenklich die Köpfe,
Denn ſie ſehen wie ſehr dieß ihren übrigen Grillen
Widerſpricht.

Und II. 12. von dem Pöbel, der ſich um Kleinigkeiten bemüht:

Wie er nach Beyfall geizt, nach Adel und Würden ſich dränget,
Tag und Nacht ſich zerbläut mit unabläßiger Arbeit,
Um nur Klumpen Goldes und Kron' und Scepter zu haſchen.
O die Sklavenſeelen, die blinden erbärmlichen Menſchen!

Eine größere Ausbildung des Verſes dürfte einer von den Punkten ſeyn, auf welchen der Ueberſetzer, bey einer nochmaligen Bearbeitung ſeines Werkes, vorzügliche Aufmerkſamkeit zu richten hätte. Seine Hexameter fließen zwar bisweilen leicht genug; aber es fehlt ihnen, wenn wir ſo ſagen dürfen, an Feſtigkeit. Nicht immer ſtehen die Wörter an ihrer rechten Stelle, und es ſind hier

und da ſo viele müßige Sylben und Partikeln eingeſchlagen, daß man immer den Einſturz des metriſchen Gebäudes erwarten zu müſſen glaubt. Bisweilen ſind die Verſe nicht richtig gemeſſen: I. 303. Oder die Töne ſehn, die gleichwohl Körper ſeyn müſſen. Lieſt man dieſen Vers ſo wie es die Geſetze der deutſchen Proſodie fordern, ſo hat er gar kein Sylbenmaaß. Folgender Vers II. 9. Der Philoſophie zuweilen mit edelem Stolze fängt mit einem Anapäſt an. Daſſelbe gilt von IV. 61. Die Erfahrung, Freund, und folglich — 80. Und je mehr das Licht des Tages durch ſie hindurch ſcheint. 82. Sich ergießen können. Bisweilen werden ſie durch eine Folge von Trochäen ſchleppend. IV. 92. Richtung, ſchlechterdings zertheilen müſſen; hingegen. 110. Wie ſo klein ſie ſind, beſonders da ſich die erſten. 118. Herz und Augen ſeyn, und ſchließe weiter auf jene. 120. Seel' und Geiſt beſteht; wie müſſen dieſe unendlich u. ſ. w.

Zur Belehrung für Leſer, denen das Syſtem Epikurs noch fremd iſt, hat der Verf. eine Abhandlung über das Leben, den Charakter und die Philoſophie deſſelben vorausgeſchickt und den Text mit erläuternden, zuweilen auch polemiſchen, Anmerkungen begleitet.

Digitized by Google

XII.

Ueber Ifflands neueſtes ungedrucktes Schauſpiel: Das Gewiſſen, und die Vorſtellung deſſelben auf dem Provinzial-Theater zu Breslau. Eine Didaskalie. 90 S. Breslau, bey Wilhelm Gottl. Korn.

Ein Menſch, der ſich ohn' Unterlaß das moraliſche Geſetz vorhält und doch nicht entſchließen kann, darnach zu handeln, gleicht einem Kranken, der eine für ihn beſtimmte Arzney beriecht, Zuckungen macht und anſteht, ſie zu verſchlucken; weder dieſer, noch jener, ſollte man denken, wäre ein ſchicklicher Stoff für ein ernſthaftes Drama: denn beyde erzeugen ein peinliches, widriges Gefühl bey dem Zuſchauer, der dem Kranken zuruft: aber ſo verſchlucke doch die Arzney! und dem von ſeinem Gewiſſen Gefolterten: aber ſo erfülle doch das Gebot der Moral! Der Verf. vorliegender, ſehr gut geſchriebner Schrift iſt gleichwohl anderer Meynung, wenigſtens in Anſehung des durch ſein Gewiſſen Beängſtigten; denn einen Mann, der ſich eine ihm dienliche Arzney einzunehmen weigert, wird er gewiß

wiß auch für einen Gegenſtand halten, den nicht der tragiſche, ſondern allein der komiſche Dichter mit Glück auf die Bühne bringen könnte. Gleichwohl, wenn unſer Vergleich paſſend iſt, kann auch jener dem tragiſchen Zwecke: ſympathiſche, und alſo angenehm-ſchmerzhafte Empfindungen zu erregen, nicht entſprechen. Auch haben uns alle, die der Vorſtellung des Ifflandiſchen Schauſpiels, das Gewiſſen, beygewohnt haben, verſichert: ſie hätten gelitten; ſie wären mismuthig aus dem Theater nach Hauſe gekommen. Unſer Kritiker geſteht ſelbſt: das Stück habe in Breslau die nämliche Empfindung hervorgebracht; das Publikum habe ein anderes neues Stück von Hrn. Iffland, den Hausfrieden, dem von ihm in Schutz genommenen weit vorgezogen, und nur der denkende Theil deſſelben ſey nicht nur anderer, ſondern gerade der entgegen geſetzten Meynung. Leſſing hat aber ſchon bemerkt: daß man ſich auch in den Irrthum leicht hinein raiſonniren könne; und etwas Aehnliches, dünkt uns, iſt dem Verfaſſer und den Gelehrten zu Breslau begegnet, ſofern ſie anders wirklich mit ihm über den Gehalt der beyden neueſten Stücke von Hrn. Iffland gleich denken. Ihre Gelehrſamkeit ſpielte ihnen wahrſcheinlich einen Taſchenſpielerſtreich, ſchob, an die Stelle des Raths Talland, den von Furien geängſteten Oreſt des griechiſchen Theaters unter, und nun trugen ſie auf jenem über, was nur von dieſem gilt. Wir vermuthen dieß, weil unſer Kritiker wirklich dieſe beyden Perſonagen mit einander vergleicht. Aber

iſt

Iſt ihr Zuſtand denn der nämliche? Die Furien ſind ja nicht das perſonificirte moraliſche Geſetz, ſondern die Executoren deſſelben. Die Beſtrafung eines Menſchen, d. i. eines Weſens unſerer Natur, erregt unter allen Umſtänden Mitleid; die höchſte Sympathie aber, wenn er durch ſeine Eigenſchaften ſich unſere Achtung erwirbt und durch Leidenſchaften, die auch die unſrigen ſind, unglücklich wird. Unangenehme Gefühle erregt hingegen ein Mann, der, wie Rath Talland, es in ſeiner Gewalt hat, rechtſchaffen zu handeln, und es doch unterläßt, weil durch die Erfüllung ſeiner Pflicht eine ſchlechte Handlung von ihm ans Licht käme, die er ehemals begangen hat. Eine ſolche Situation iſt allerdings intereſſant, aber nicht tragiſch. Der erzählende, nicht der darſtellende Dichter wird ſie zum Hauptſtoff eines Kunſtwerks mit Erfolg wählen. Hätte Rath Talland es nicht mehr in ſeiner Gewalt, ſeine Pflicht zu erfüllen, hätte er zum Beyſpiel das Geld, das er unrechtmäßiger Weiſe an ſich gebracht hat, darauf verwendet, den ihm ſchnöde begegnenden Sohn von Gefängnißſtrafe zu befreyen, dann würde die Situation tragiſch: aber er hat noch das durch ein ungültiges Teſtament an ſich gebrachte Geld vorräthig liegen, und will nur aus falſcher Schaam es nicht der rechtmäßigen Erbinn zuſtellen. Dieſe iſt überdieß ein ſanftes, gutes Mädchen, das bey ihm wohnt, ſo daß er von ihrer Seite gar keine öffentliche Beſchimpfung zu befürchten hat; ſo daß ſie ſich gern dazu würde verſtanden haben, etwa vorzugeben, ſie habe das

Geld in einer auswärtigen Lotterie gewonnen, ſo wie man hätte vorgeben können, Talland habe die nämliche Summe bey einem Bankerot, oder bey einer Speculation auf franzöſiſche Aſſignate verloren, um ſeine Ehre zu retten. Dem ſteht indeß im Wege, daß ſeine Haushälterinn um den geſpielten Betrug mit dem Teſtamente weiß. Ja ſie hat das der rechtmäßigen Erbinn günſtige Teſtament aus Tallands Schreibepulte entwendet, und verlangt, um zu ſchweigen, die halbe Erbſchaft. Mit der Piſtole in der Hand nimmt Talland ihr das Teſtament wieder ab, und ihre gerichtliche Angabe wird durch die Drohung zurückgehalten, ihren Bruder, der als Accißbedienter ſeit acht Jahren im Einverſtändniß mit Contrebandiers ſteht, gleichfalls anzugeben. So handelt allerdings das böſe Gewiſſen, aber Sympathie können ſolche Handlungen nicht erregen. Daß Tallands jovialiſcher Freund, Hellof, die Betrügereyen des Acciſe-Einnehmers für nicht angebungswürdig hält, ſobald nur Tolland von dieſem Elenden nicht angegeben wird, zeugt auch von keiner gewiſſenhaften Denkart; denn daß ein Staatsbedienter das auf ihn geſetzte Vertrauen hintergeht, iſt doch wohl ein ſo ſtrafbares Vergehen, als daß Talland des ſterbenden Solltans auf ihn geſetztes Vertrauen hinterging? Ja, es iſt ein ärgeres Vergehen, denn das gemeine Weſen wird dadurch gefährdet; mit Recht wird es daher auch härter beſtraft. Herr Iffland hingegen belohnt den Accißeinnehmer und ſeine ſchändliche Schweſter; ob er beyde ſchon als hab-

habſüchtige, gewiſſenloſe Menſchen ſchildert, wendet er ihnen doch eintauſend Thaler zu. Ein freylich ſehr gewöhnliches Mittel, ſchlechten Menſchen den Mund zu ſtopfen, aber auf keine Weiſe ein moraliſches; daher es auch nicht von dem dramatiſchen Dichter gebraucht werden ſollte.

Nicht minder gewöhnlich iſt Tallands Denkart, ſich mit ſeinem Gewiſſen zur Hälfte abfinden zu wollen, und doch auf völlige Beruhigung zu hoffen. Zu dieſem Ende wünſcht er die rechtmäßige Erbinn mit ſeinem Sohne zu verheyrathen, um das liebe Geld nicht aus ſeiner Familie kommen zu laſſen, und es doch an die rechtmäßige Beſitzerinn gewiſſermaßen wieder zu bringen. Welche kleinliche Denkart! Welcher Mangel an ächter Moralität! Und doch ſollen wir den achten, der ſie äußert!

Auch ſollte Herr Iffland, bey ſeinen Erfindungen, das Corpus juris ein wenig mehr zu Rathe ziehen. Schon in den Jägern (im 5ten Akt) iſt auf daſſelbe nicht die mindeſte Rückſicht genommen worden, und eben dieß iſt der Fall mit der Geſchichte, worauf ſich die Handlung in dem Gewiſſen gründet. Ein gewiſſer Solltan, kinderlos und unzufrieden mit ſeinen nächſten Verwandten, hat dem Rath Talland ſein Vermögen verſchrieben, ändert aber nachmals ſeinen Entſchluß, macht ein Teſtament zu Gunſten ſeines Bruders Kinder und giebt dieſes in Tallands Hände, mit dem Begehren, das frühere, zu ſeinem eignen Vortheil, zu vernichten. Wir wollen nicht rügen,

daß kein vernünftiger Menſch wie Solltan handeln und demjenigen, dem er ein gethanes Verſprechen entzieht, einen ſolchen Auftrag geben wird; wiewohl ein Dichter immer übel thut, auf einer Widerſinnigkeit ein dramatiſches Gebäude aufzuführen. Aber hat denn ein Teſtament Gültigkeit, wenn es nicht bey einem Gerichte niedergelegt wird? Eine Einrichtung, die aus der Natur der Sache fließt, und daher auch in allen Staaten dieſelbe iſt. Denn das Recht zu teſtiren iſt kein natürliches Menſchenrecht: man erhält es erſt in der Societät; folglich kann es nur unter ihrem Vorſitze rechtskräftig ausgeübt werden. Hat ſie die Ausübung in einem einzelnen Fall ſanctionirt, ſo iſt, was dagegen geſchieht, nicht mehr ein Gewiſſensfall, ſondern ein Verbrechen; wie es denn auch dem gemäß, dem Diebſtahl gleich, beſtraft wird. Ein anderes wär es, wenn Talland ſeinen Freund verhindert hätte, ein zweytes Teſtament, zum Vortheil ſeines Bruders Kinder, aufzuſetzen; oder wenn er die gerichtliche Beſtätigung deſſelben verhindert hätte; oder auch, wenn ſich unter des Verſtorbenen Papieren ein Aufſatz gefunden hätte, der anzeigte, daß ſein Freund mit dem Gedanken umgegangen wäre, ein neues Teſtament zu machen. Aber in allen dieſen Fällen konnte die Haushälterinn von der Entwendung einer ſolchen ungerichtlichen Diſpoſition wenig Vortheil ziehen; und dieſe Entwendung ſchürzt den Knoten des Stücks. Wollte man annehmen, in dem erſten gerichtlichen Teſtament habe die Clauſel geſtanden: alle noch hinzukommende Diſpoſitionen,

nen, wenn ſie auch nicht gerichtlich beſtätigt wären, ſollten ſo angeſehn werden, als wären ſie dem Teſtament einverleibt; ſo könnte durch dieſe Clauſel doch das Teſtament nicht völlig umgeſtoßen und ein anderer Haupterbe eingeſetzt werden.

„Im Allgemeinen betrachtet, (heißt es S. 4.) gehört das Stück in die Klaſſe der Charakterſtücke.“ Aber es beruht ja auf einer Intrigue, eine Thatſache lieh dazu den Stoff. Hierdurch ward der Dichter veranlaßt, die peinliche Lage eines Mannes zu ſchildern, der von ſeinem Gewiſſen getrieben wird, ein begangenes Verbrechen, das er nicht gern will ſtadtkundig werden laſſen, wieder gut zu machen. Der Gewiſſenhafte und der Gewiſſenloſe könnten zum Stoff eines Charakterſtücks dienen: aber die Folgen des böſen Gewiſſens geben eine Tragödie, die, ihrer Natur nach, weil ſie auf einem Vorfall beruht, nie ein Charakterſtück ſeyn kann, obſchon die meiſten Tragödien den Namen von Individuen führen Hieraus iſt wohl der Irrthum des Verf. entſtanden. Das Charakterſtück ſchildert aber nicht ein Individuum, ſondern die Eigenheiten einer beſondern Klaſſe von Individuen. Der Held eines Charakterſtücks iſt der Repräſentant dieſer Klaſſe. Welche Klaſſe von Menſchen ſollte wohl Rath Talland repräſentiren? Etwa die Teſtamentsverfälſcher? Empfinden dieſe alle wie er? — Auch führt das Stück ja nicht dieſe Aufſchrift. — Oder alle, die ein Gewiſſen haben? Aber dann repräſentirte er ja nicht eine beſondere

Klaſſe

Klaſſe von Menſchen, ſondern die ganze Menſchheit. Das Stück entſpricht überhaupt nicht ſeinem Titel. Denn wir lernen daraus nur die Folgen eines böſen Gewiſſens bey einem individuellen Falle, nicht überhaupt, noch die Vortheile des guten Gewiſſens kennen. Niemand wird darin durch ſein Gewiſſen vom Unrecht zurückgehalten; Niemand durch den Richter in ſich heiter und froh. Vielmehr ſtirbt Talland an einer moraliſchen Beängſtigung, die ſein durch Furcht aufgeregtes Gewiſſen hervortreibt, und ſeine Gegner, gewiſſenloſe Menſchen, bleiben am Leben, genießen bürgerliche Ehre, und werden in den Beſitz irdiſcher Güter geſezt. Das Stück reizt alſo zu dem Wunſche: kein Gewiſſen zu haben! Hatte Herr Jffland die Abſicht, uns die Folgen eines böſen Gewiſſens in ihrer ganzen Schrecklichkeit zu zeigen; dann hätte er auch einen tragiſchen Stoff tragiſch behandeln, nicht poſſenhafte Scenen einmiſchen, Spizbuben nicht lachend abgehen laſſen ſollen.

Die Einheit des Tons iſt eine unerlaßliche Pflicht des dramatiſchen Dichters; denn ſie iſt eine nothwendige Eigenſchaft zu einem ſchönen Kunſtwerk. Nur der rohe Geſchmack liebt das Buntſchäckige. Als man noch in den Kirchen die Eſelsfeſte feyerte, da konnte auch ein Maler einen betrunkenen Kriegsknecht beym Kreutze Chriſti anbringen: Niemand ſtieß ſich daran. Hat ſein Bild Verdienſte in Abſicht der Zeichnung, des Ausdrucks, oder des Colorits, ſo wird man es freylich

im-

immerfort ſchätzen, aber doch eine ſchicklichere Behandlung des Gegenſtandes, beym jedesmaligen Beſchauen, wünſchen. Denn obſchon unter dem Kreutze Chriſti ein betrunkner Soldat kann geſtanden haben, ſo gehört er doch nicht zur Darſtellung von Chriſti Kreutzigung, weil er der Empfindung Eintrag thut, die hervorzubringen der Maler beabſichtigte. Wodurch unterſcheidet ſich in der Malerey die Landſchaft vom Proſpekt? Dadurch, daß in der Landſchaft die Gegenſtände ſo geordnet ſind, um das Gefühl des Schönen in der Natur beym Beſchauer zu wecken. Der Proſpekt hingegen zeigt alle Gegenſtände eines beſtimmten Raums, wie ſie ſich in der Natur vorfinden. Jene bewundert nur der Kenner; d. h. der Mann, der das Schönheitsgefühl in ſich durch Studium ausgebildet hat; dieſer gefällt allen, welche die Gegend kennen, wegen der getreuen Nachahmung. Man könnte Hrn. Iffland den dramatiſchen Proſpektmaler des häuslichen Lebens der deutſchen Mittelſtände nennen; ſo wie Shakeſpear der dramatiſche Proſpektmaler des Univerſums iſt. Von dieſem, der zur Zeit der kirchlichen Eſelsfeſte ſchrieb, Einheit des Tons verlangen, wäre ungereimt; aber von Hrn. Iffland kann man ſie verlangen, und unſer Kritiker hätte ihm S. 22. die Verſündigung dagegen nicht ſo leicht ſollen durchſchlüpfen laſſen. Oder meynt man etwa, ein gut gemalter Proſpekt ſey einer gut gemalten Landſchaft vorzuziehen, weil jener dem großen Haufen und dem Kenner, dieſe dem Kenner allein gefällt? Wer ſo ſpräche,

würde

würde verrathen, daß er das Weſen der Kunſt nicht kennt, daß er für die Einheit im Mannichfalgen, für die Anordnung der Dinge zu einem beſtimmten Zweck keinen Sinn hat, und die Nachahmung der Natur nicht wegen der Kunſt der Nachahmung, ſondern bloß wegen des Nachgeahmten liebt. Ein Bild aus der Camera obſcura aufgenommen hätte dann mehr Werth, als eine Landſchaft von Diederich. Der Verf. der Didaskalie denkt gewiß anders; er ſtimmt gewiß mit uns in den Wunſch ein, daß Hr. Iffland künftig mehr den Kenner als den großen Haufen zu befriedigen trachten möge. Wenn er ſo nachſichtsvoll über dieſen Punkt urtheilt; ſo geſchah es wohl in Rückſicht auf die Beſchaffenheit unſerer Bühnen, und auf die beſondere Lage des Dichters. Da der Dichter Iffland bey dem Schauſpieler Iffland zu Tiſch geht, ſo kann man es jenem freylich nicht verdenken, wenn er das Bedürfniß und die Fähigkeiten ſeiner Schauſpieler-Commilitonen bey ſeinen Arbeiten mit in Anſchlag bringt. Nur iſt das kein Gegenſtand des Lobes, was Entſchuldigung leidet. Möchte er wenigſtens ſein gleichfalls noch ungedrucktes Schauſpiel: der Hausfriede, vor dem Druck nochmals durchgehen, und mehr Harmonie zwiſchen den fein komiſchen und den burlesken Theilen deſſelben herzuſtellen ſich bemühen! Da der Stoff dieſes Stücks komiſch iſt, ſo ſind indeß burleske Scenen darin doch noch eher duldbar, als in dem Gewiſſen. Die Vergleichung dieſer beyden Stücke kann, was wir über den weſentlichen

chen Unterſchied eines Charakter- und eines Intriguen-Stücks geſagt haben, ſchon allein ins Licht ſetzen. Zum Hausfrieden gab die Eigenſchaft eines Charakters die Veranlaſſung; nämlich die Jovialität eines Mannes in ſeinen beſten Jahren, der ſeine würdige Gattinn zwar herzlich liebt, durch ſein feuriges Temperament aber getrieben wird, alle hübſche Mädchen und Weiber zu lieben, und ſich daher zuweilen eine kurze Untreue gegen ſeine Gattinn zu Schulden kommen läßt. Hierauf hat der Dichter eine ſehr zweckmäßige Intrigue gebaut: er nimmt nämlich an, dieſer joviale Mann wolle ſeinem Schwiegerſohn darüber den Text leſen, daß er eine ſchöne Fremde in ſein Haus genommen hat, und ſeiner Frau vorzieht. Der Alte ſieht die Fremde und verliebt ſich ſelbſt in ſie. Welch ein glücklicher Stoff! welch eine glücklich erfundene Fabel, um die Eigenheiten des für die Darſtellung gewählten Charakters hervorzutreiben! Wenn dieſes Stück zu Breslau wenig gefallen hat, ſo liegt die Schuld davon ſicher an der Vorſtellung. Nur der Liebhaber der Schweſter des Helden in demſelben iſt eine zu burleske Figur, um in einer Geſellſchaft gebildeter Menſchen nicht widrig aufzufallen, und auch dieſe Schweſter contraſtirt etwas zu hart mit der übrigen Familie.

Dem Ifflandiſchen Dialog wird S. 27 unter andern auch Feinheit und Geſchmeidigkeit zugeſchrieben. Beyde zuſammen machen allerdings das aus, was man einen leichten fließenden Dialog

log nennt. Der Gotterſche kann zum Beyſpiel dienen. Iſt aber wohl der Ifflandiſche dieſem ähnlich? Er iſt ja zerhackt, und kann alſo unmöglich fließend ſeyn. Den Ideen fehlt es ſehr oft an der erforderlichen Klarheit, dem Ausdruck an Nettigkeit. Die Ausarbeitung verräth Eile. Der Witz iſt meiſtens geſucht, zuweilen platt, wie das Späschen in den Jägern mit Käſe und Glace, (Gefrornem.) Selbſt die Stellen, die hier als Muſter angeführt werden, ſind nichts weniger als muſterhaft für die Diction; z. B. „Grämlichkeit tödtet, aber Fröhlichkeit iſt der Urquell ſtattlicher Handlungen.“ Der Werth der Ifflandiſchen Sprache liegt in der Tiefe des Gefühls, die ſie verräth. Faſt immer iſt daher das rechte Wort gebraucht, um die Empfindung zu bezeichnen. Und dieß iſt allerdings die erſte, die weſentlichſte Erforderniß eines nachgeahmten Geſprächs; aber es macht den guten Dialog nicht allein aus. In Abſicht der Wahrheit der Geſinnungen, der Stärke des Gefühls, der Richtigkeit der Zeichnung ſtehen die Kotzebueſchen Luſtſpiele, die der Verf. der Didaskalie mit den Ifflandiſchen verſchiedene male vergleicht, allerdings dieſen weit nach: aber die Sprache in jenen iſt denn doch leichter, der Witz belebter, und die Farbe daher friſcher; nur oft nichts als Farbe, ja mitunter falſche Farbe. Die beſſeren Stücke von Kotzebue können ſchon den ſchlechtern von Iffland die Wage halten; Menſchenhaß und Reue dürfte das Gewiſſen aufwiegen: aber der Dichter Iffland iſt hoch über den Dichter Kotzebue

erha-

erhaben. Es gab eine Zeit, wo es Pflicht für den Kritiker war, die Kotzebueſchen Arbeiten aufs ſchärfſte zu beurtheilen, weil ſie unſern ohnedem ſchwankenden Theatergeſchmack nur noch ſchwankender machten: aber dieſe Zeit iſt vorbey; Hr. von Kotzebue hat, ſo gut als Brandes, Stephanie und Jünger, das Quinquennium ſeiner Berühmtheit bereits überlebt; — denn aller fünf Jahre wenigſtens müſſen wir Deutſche einen neuen Theater-Götzen haben, den wir beräuchern und, nachdem wir uns ſatt an ihm geſehn haben, zerſchlagen; und auch in jener Zeit, dünkt uns, wäre es ungerecht geweſen, von ihm, wie der Verf. thut, als von einem Stümper zu ſprechen. Daß Engel ſeine erſten Arbeiten auf die Bühne brachte, und zu verbeſſern würdigte, zeigt allein ſchon, daß ſie nicht ſchlecht ſind.

Wir haben uns bey dieſer kleinen Schrift etwas lange verweilt, weil ſie einen jungen Mann zum Verfaſſer hat, der mit dem Geiſte des Alterthums genährt iſt, und den wir hochſchätzen, wenn wir ſchon nicht ſeinen dramaturgiſchen, hier geäußerten, Urtheilen beyſtimmen. Verrathen dieſe Urtheile keinen Eingeweihten in die dramatiſche Kunſt, ſo zeugen ſie doch von Scharfſinn, ſchätzbaren Kenntniſſen und einem feinen Gefühle, und ihr Vortrag allein würde hinreichen, in dem Verfaſſer einen Mann zu erkennen, der wahren Beruf zum Schriftſteller hat, und deſſen Fleiß nur auf dankbare Gegenſtände fallen darf, um Werke her-

vorzubringen, die ihren Urheber berühmt machen.

Das September-Stück des Journals des Luxus und der Moden für 1797 liefert eine Charakteriſtik des Spiels von Herrn Iffland als Rath Talland, die alſo anhebt: „Man möchte „das ganze Stück mit einem en transparent ge„malten Nachtſtücke vergleichen, da nur die Theile „in Flammen erſcheinen, wo das Licht dahinter an„gehalten wird.“ Dann gliche es ja den Entwürfen für die alte italieniſche Komödie, die auch erſt durch eine gute Vorſtellung Geiſt und Leben erhalten. Ein Transparent iſt am Tage unſcheinbar: wird Hr. Iffland wohl Schauſpiele ſchreiben wollen, die man zwar mit Vergnügen vorſtellen ſieht, aber nicht mit Vergnügen lieſt? Wir unſerer Seits wollen das Gewiſſen noch lieber leſen, als vorſtellen ſehen; denn die Erzählung der Leiden eines Delinquenten auf der Folterbank iſt minder peinlich, als das Anſchauen dieſer Leiden. Der Verfaſſer der Charakteriſtik, Herr Conſiſtorialrath Böttiger, berichtet, die Berliner wären der Meynung, Hr. Iffland habe bey der Schilderung der letzten Schmerzensſcene in dieſem Stück vergeſſen, daß die naturgemäßeſte Darſtellung eines ſolchen Auftritts die Würkung haben müſſe, daß kein Zuſchauer ſie aushalten könne. Aber, ſagt er, „man überſieht vorſetzlich, oder aus Mangel an „richtig geleiteter Aufmerkſamkeit, die ſänftigende

„Mil-

„Milderung und Oekonomie des Spiels, wo ge„rade in dieſer Rolle Iffland ſich ſelbſt übertrifft.“ Es kann ja nicht vom Sehen, ſondern vom Empfinden hier die Rede ſeyn. Der Zuſchauer fühlt ſich unbehaglich bey dieſer Scene, und dieſes Gefühl wird dadurch nicht weggeſchafft, daß man ihm vordemonſtrirt: Hr. Iffland ſpiele doch mit großer Einſicht, und das dreymalige Anſchlagen des untern Kinnbackens am weitgeöffneten Munde, ſo wie das krampfhafte Schnappen nach Luft, im Augenblick des nachgeahmten Sterbens, ſey ganz nach der Natur. Nichts iſt freylich ſchön, als das Wahre; das Wahre iſt aber nicht allezeit ſchön. Dieß dürften die gelehrten Männer überſehen haben, welche unſere Aufmerkſamkeit, in Rückſicht auf das neue Ifflandiſche Schauſpiel das Gewiſſen, zu leiten unternahmen.

Die Urſachen, welche in den zu Zürich kürzlich herausgekommenen Souvenirs de mon dernièr voyage à Paris, von Hrn. Meiſter, über den Verfall der franzöſiſchen Bühne ſeit der Revolution angegeben werden, zeigen auch, warum die unſrige ſich nicht erhebt, und nicht eher erheben wird, als bis unſere Fürſtenhöfe deutſchen Sinn mit Feinheit des Geſchmacks verbunden äußern werden.

L'art du théatre, ainſi que les autres, a ſa langue particulière, et le charme qu'il exercé ſur nos yeux et ſur notre imagination,

ſuppoſe toujours plus ou moins de connoiſſances, de réflexion ou d'habitude. Ce n'eſt qu'aux hommes doués d'un gout fin et délicat, formés par l'étude des grands modèles, et qui réçurent de bonne heure les ſoins d'une éducation diſtinguée, qu'il appartient de partager vivement les impreſſions d'un théatre auſſi noble, auſſi pur que l'eſt en général le théatre français. On ſait que ceux qui ſe ſignalerent dans cette lice glorieuſe ont dû chercher d'abord à plaire à la cour la plus brillante et la plus polie de l'Europe; et quoique cette vue particulière les ait détournés ſouvent du premier objet de l'art, il faut bien convenir, qu'il eſt du moins un genre de perfection dont ils lui ſont redevables; il faut convenir que c'eſt encore au caractere donné par cette circonſtance au théatre français, que la nation doit eſſentiellement la grace et la politeſſe qui la diſtinguerent ſi longtems dans ſes moeurs, dans ſes uſages et dans ſes manières.

Le théatre et le public ſe forment mutuellement. Ainſi l'on ne ſauroit douter, qu'une majorité de ſpectateurs ignorans et groſſiers, dont l'opinion ne ſe laiſſeroit plus guider par le jugement d'artiſtes et de connoiſſeurs éclairés, auroit porté bientôt l'atteinte la plus funeſte à toutes les parties de l'art. Que de défauts j'ai vu contracter à nos meilleurs acteurs, pour obtenir des applaudiſſemens qui leur euſſent été bien mieux aſſurés, s'ils avaient ſu les dédaigner d'abord! Sans émouvoir vivement les ſpectateurs, comment eſpérer quelque ſuccès au théatre? On veut donc les remuer à tout prix. Mais

Digitized by Google

Mais la plus grande gloire du talent et du génie ne ſeroit-elle pas de former des ſpectateurs dignes d'être émus, ſusceptibles de l'être par des beautés réelles et tellement, qu'il ne fut plus poſſible de les toucher que par des beautés de ce genre?

XIII.

Engliſche Literatur.

English Lyricks. 1797. 60 S. Eine Sammlung von Gedichten, in denen ſich wahres Genie mit Geſchmack und Anmuth gepaart zeigt. Die Zartheit des Ausdrucks und die Wärme des Gefühls, welches faſt keinem derſelben fehlt, entſchädigt den Leſer für einige Unrichtigkeiten, die mehr einem Mangel der Aufmerkſamkeit als der Uebung oder der Geſchicklichkeit beyzumeſſen ſind. Am häufigſten zeigen ſich dieſe Fehler an den größern lyriſchen Gedichten von unregelmäßiger Bildung, in denen die Freyheit und Ungebundenheit nur allzu oft eine Veranlaſſung zu Nachläſſigkeiten wird. Wie dem ungenannten Verf. der Ausdruck zärtlichen Wohlwollens gelinge, wird folgendes

Lied auf das Blinden-Hoſpital zu Liverpool zeigen:

Stranger, pauſe — for thee the day
Smiling pours its ſmiling ray,
Spreads the lawn and rears the bower,
Lights the ſtream, and paints the flower.

Stranger, pauſe — with ſoften'd mind,
Learn the ſorrows of the Blind;
Earth and ſeas, and varying ſkies,
Viſit not their cheerleſs eyes.

Not for them the bliſs to trace
The chizzel's animating grace;
Nor on the glowing canvas find
The poet's ſoul, the ſage's mind.

Not for them the heart is ſeen,
Speaking thro' th' expreſſive mien;
Not for them are pictured there
Friendſhip, pity, love ſincere.

Helpleſs as they ſlowly ſtray,
Childhood points their cheerleſs way;
Or the wand, exploring guides
Fault'ring ſteps, where fear preſides.

Yet for them has Genius kind
Humble pleaſures here aſſign'd;
Here with unexpected ray,
Reach'd the ſoul, that felt no day.

Lonely blindneſs here can meet
Kindred woes and converſe ſweet;
Torpid once can learn to ſmile
Proudly o'er its uſeful toil.

He,

He, who deign'd for man to die,
Op'd on day the darken'd eye;
Humbly copy — thou canſt feel —
Give thine alms — thou canſt not heal.

Mehr Feuer der Einbildungskraft herrſcht in folgenden Stanzen, in denen der Dichter den Genius des Südwindes anredet:

For thee of all the cherub train,
  Alone my votive muſe would woo
Of all that ſkim along the main,
  Or walk at dawn yon mountains blue;

Of all that ſlumber in the grove,
  Or playful urge the goſſamer's flight,
Or down the vale or ſtreamlet move,
  With whiſper ſoft, and pinion light.

J court thee thro' the glimmering air,
  When Morning ſprings from ſlumbers ſtill,
And waving bright his golden hair,
  Stands tiptoe on yon eaſtern hill.

J court thee when at noon reclined,
  J wath the murmuring inſect throng
In many an airy ſpiral wind,
  Or ſilent climb the leaf along.

J court thee, when the flow'rets cloſe,
  And drink no more receding light,
And when calm eve to ſoft repoſe,
  Sinks on the boſom of the night.

And when beneath the moon's pale beam
  Alone mid ſhadowy rocks J roam,
And waking viſions round me gleam,
  Of beeings and of worlds to come.

Digitized by Google

Smooth glides with thee my penſive hour,
Thou warm'ſt to life my languid mind;
Thou cheerſt a frame with genial power,
That droops in every ruder wind u. ſ. w.

My Night-Gown and Slippers; or Tales in Verſe. Written in an Elbow-Chair, by George Colman, the Younger. 1797. 4. 33 S. Die drey in dieſer Sammlung enthaltenen Erzählungen: the Maid of the Moor, the Newcaſtle Apothecary, und Lodgings for Single Gentlemen, lauter ſlipſhood Tales, wie der Verf. ſie nennt, waren für eine Vorleſung auf dem Haymarket-Theatre beſtimmt; dieſes unterblieb. But as it is my cuſtom, ſagt der Verf., to avoid the accumulation of my own papers in my Bureau, J hold it more adviſable to print my three Stories (light as they are) than to burn them. Sie verdienten in der That das erſtre mehr als das letztere. Das ſchätzbarſte Stück der Sammlung iſt die erſte Eräḣlung, the Maid of the Moor, eine Satyre auf die neuſten Romanenſchreiber. Wir ſetzen den Eingang hierher, von dem man auch auf unſre Literatur eine leichte Anwendung machen wird. Tom, Richard und William kommen in einem Ale-Houſe zuſammen, und führen ein gründliches und gelehrtes Geſpräch über die neueſte Poeſie. Von den dramatiſchen Dichtern kommen ſie auf die Romanenſchreiber:

„A No

»A Novel now, ſays Will, is nothing more
Than an old caſtle — and a creaking door —
A diſtant hovel —
Clanking of chains — a gallery — a light —
Old armour — and a phantom all in white —
And there's a Novel.«
»Scourge me ſuch catchpenny inditers,
Out of the land, quoth Will, rouſing in paſſion,
And fye upon the readers of ſuch writers
Who bring them into faſhion!«
Will roſe in declamation. — 'Tis the bane,
Says he — of youth; 'tis the perdition:
It fills a giddy female brain
With vice, romance, luſt, terror, pain —
With ſuperſtition.«
»Were J Paſtor in a boarding ſchool,
J'd quaſh ſuch books, *in toto*; — if J could n't
Let me but catch one Miſs that broke my rule,
J'd flog her ſoundly; damme if J would n't.«
William, 'tis plain, was getting in a rage;
But Thomas drily ſayd — for he was cool —
»J think, no gentleman would mend the age
By flogging Ladies at a Boarding-ſchool.«
Dick knock'd the aſhes from his pipe;
And ſaid: »Friend Will,
You give the Novels a fair wipe;
But ſtill,
While you, my Friend, with paſſion run 'em down,
They're in the hands of all the town.«
»The reaſon's plain, proceeded Dick,
And ſimply thus —

Taſte, over-glutted, grows depraved and ſick
And needs a ſtimulus.
Time was, when honeſt Fielding writ —
Tales full of Nature, Character and Wit,
Were reckon'd moſt delicious boil'd and roaſt:
But ſtomachs are ſo cloy'd with novel-feeding,
Folks get a vitiated taſte in reading,
And want that ſtrong provocative, a Ghoſt.
Or to come nearer,
And put the caſe a little clearer; —
Minds, juſt like bodies, ſuffer enervation,
By too much uſe;
And ſink into a ſtate of relaxation,
With long abuſe.
Now, a Romance, with reading Debauchees,
Rouſes their torpid powers, when nature fails;
And all theſe Legendary Tales
Are to a worn-out mind, Cantharides.
But how to cure the evil? you will ſay:
My *Recipe* is, laughing it away.
Lay bare tho weak farrago of thoſe men
Who fabricate ſuch viſionary ſchemes;
As if the Night-mare rode upon their pen,
And troubled all their ink with hideous dreams.
For inſtance — when a ſolemn Ghoſt ſtalks in,
And, through a myſtic tale is busy,
Strip me the Gentleman into his *ſkin*;
What is he?
Truly, ridiculous enough;
Mere traſh — and very childiſh ſtuff.
Draw but a Ghoſt, or Fiend, of low degree.
And all the bubble's broken. — Let us ſee etc.

A Let-

A Letter to Jacob Bryant Eſq. concerning his Diſſertation on the War of Troy. By Gilbert Wakefield. B. A. Late Fellow of Jeſus-College. Cambridge. 1797. 4. 26 S. Eine ſehr vollſtändige und gelehrte Widerlegung der Gründe, mit denen Bryant die Exiſtenz von Troja und eines Trojaniſchen Kriegs beſtritten hatte.

A deſcriptive Catalogue of the Works of Rembrandt and of his Scholars, Bol, Livens and Van Vliet, compiled from the Original Etchings, and from the Catalogues of De Burgy, Gerſaint, Hell and Glomy, Marcus, and Yver. By Daniel Daulby. 1796. 4. u. 8. Der Verf. dieſes Catalogs hat durch einen langen und anhaltenden Fleiß eine beynah vollſtändige Sammlung der Kupferſtiche Rembrands und ſeiner Schüler zuſammengebracht. Dieß hat ihn in den Stand geſetzt, eine Menge Irrthümer ſeiner Vorgänger zu berichtigen. In der Einleitung handelt er mit eben ſo viel Einſicht als Klarheit von Rs. Verdienſten und Geiſt, und beſtimmt den Charakter dieſes Meiſters. Die Beſchreibungen der Kupferſtiche ſelbſt ſind genau und deutlich.

Sonnets and other ſmall Poems, by T. Park, 1797. 120 S. 8. Die meiſten von dieſen Gedichten verdienen Beyfall. Der Verfaſſer verfällt bisweilen in den Fehler eines affectirten

Aus-

Digitized by Google

Ausdrucks und ſucht veraltete Worte, um den poetiſchen Ausdruck zu heben und von der gemeinen Sprache zu entfernen. Das Recht dieſes Gebrauchs an ſich kann nicht beſtritten werden, ſo lange der Dichter Geſchmack genug zeigt, um das Alte mit dem Neuen zu verſchmelzen und jenem durch die callidam juncturam das Bürgerrecht wieder zu erwerben. Folgendes Sonnett, welches ſich in Rückſicht des Inhalts auszeichnet, iſt auch von jenem Fehler frey:

To Mrs. P.

For thee, beſt treaſure of an husband's heart,
Whoſe bliſs it is that thou for life art ſo,
That thy fond boſom bears a faithful part,
In every caſual change his breaſt can know.

For thee, whom virtuous paſſion made his choice,
Whom Genius and Affection make his pride,
Connubial rapture tunes his grateful voice,
And hails the mother dearer than the bride:

And tho' thy worth deſerves a brighter palm
Than laureate hands round diadems entwine
Love's ſimple chaplet happily may charm

With truer, tenderer eoſtacy, from mine!
And let me ſtill but reign thy boſom's lord,
Be fame or wealth their votaries reward.

Auf die Sonnette folgt eine Anzahl vermiſchter Gedichte, einige Aufſchriften, Epiſteln und Epigrammen. Der Druck iſt ausgezeichnet ſchön und geſchmackvoll.

The

The Miniſter, a Tragedy, in Five Acts translated from the German of Schiller, by M. G. Lewis. Eſq. Author of the Monk. 1797. 220 S. Eine treue und wohlgerathene Ueberſeßung von Schillers Cabale und Liebe.

The Myſterious Mother, a Tragedy. 1781. 8. Dieſe Tragödie iſt das Werk des bekannten Horace Walpole, Earl of Orford, und weniger gekannt als berühmt. Die erſte Ausgabe, welche in der Privatdruckerey des Verf. veranſtaltet worden war, wurde nur an ſeine Freunde ausgegeben. Im Jahr 1781 wurde eine Ausgabe für das größere Publikum unternommen, von welcher aber nur ein kleiner Theil wirklich ausgegeben worden iſt. Geſeßmäßig wird ſie erſt ſeit dem vorigen Jahre verkauft. Die Scene dieſes Stücks iſt vor dem Caſtell von Narbonne, in welchem eine Gräſin, eine bejahrte Dame wohnt, welche wegen ihrer Wohlthätigkeit und ihres Verſtandes eben ſo ſehr als wegen ihres unerſchütterlichen Glaubens berühmt iſt. Sie hat eine Waiſe, Adeliza, erzogen, die jeßt in einem Kloſter zu Narbonne lebt. Ihrem Sohne Edmund, welcher bisher Kriegsdienſte gethan hat, hat ſie das Haus ſeiner Vorfahren gänzlich unterſagt; ſorgt aber mit der größten Zärtlichkeit für ſeine Bedürfniſſe, und verwaltet ſein Vermögen mit einer faſt ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit. Das geheimnißvolle Betragen ſeiner Mutter reizt die Neugierde des jungen Menſchen. Er

kömmt

kömmt unbekannt, mit ſeinem Freunde Florian, nach Narbonne; ſie lernen Adelizen kennen, und Edmund bewirbt ſich um ihre Hand. Die Gräfin, welche etwas von dem was vorgeht erfährt, aber glauben muß, daß Florian der Liebhaber ſey, begünſtigt dieſe Bewerbung. Edmund und Adeliza werden vom Pater Benedikt getraut. Bey einer Zuſammenkunft der Gräfin mit Edmund entdeckt ſie ihren Irthum, und geſteht Adelizen, daß ſie ihre und ihres Bräutigams Tochter iſt. Sie tödtet ſich hierauf. Adeliza nimmt den Schleyer und Edmund eilt auf das Schlachtfeld. — Dieſe Handlung macht ein wohlverbundnes, intereſſantes Ganze, voll treflicher Scenen, in einer kräftigen, geiſtreichen Sprache geſchrieben. Bey der Wichtigkeit dieſes dramatiſchen Produkts, welches lange vorher, ehe es in die Hände des Publikums kam, einer großen Achtung genoß, wird die Mittheilung einer der pathetiſchten Scenen deſſelben, nicht unſchicklich ſeyn:

Counteſs (alone.)

The monument deſtroy'd! Well! what of that?
Were ev'ry thunderbolt addreſſ'd to me,
Not one would miſſ me. Fate's unerring hand
Darts not at random. Nor, as fractious children
Are chid by proxy, does it deal its wrath
On Stocks and ſtones to frighten, not chaſtiſe us.
Omens and prodigy are but begotten
By guilt on pride. We know the doom we merit;
And ſelf-importance makes us think all nature

But

Buſied to warn us when that doom approaches.
Fie, fie! J bluſh to recollect my weakneſs.
My Edmund may be dead: the houſe of Narbonne
May periſh from this earth: poor Adeliza
May taſte the cup of woe, that J have drug'd:
By light'nings play not to announce our fate.
Nor whirwinds riſe to prophecy to mites:
Nor, like inquiſitors, does heav'n dreſſ up
In flames the victims it intends to puniſh;
Making a holyday for greater ſinners. —
Greater! oh! impious! Were the faggots plac'd
Around me, and the fatal torch applie'd,
What wretch could view the fatal apparatus,
And be blacker criminal than J am? —
Perhaps, my virtues but enhance my guilt.
Penance attracts reſpect, and not reproach.
How dare J bee eſteem'd? Be known my crimes!
Let ſhame anticipate the woes to come!
— Hah monſter! wouldſt diſclose the frightful ſcene?
Wouldſt teach the vicious world unheard-of ſins,
And be a new apoſtle of perdition?
— My Edmund too? has not a mother's hand
Afflicted him enough? Shall this curs'd tongue
Brand him with ſhame indelible, and ſting
His honeſt boſom with his mother's ſcorpions?
Shall Adeliza hear the laſt of horrors,
E'er her pure breaſt, that ſighs for ſins it knows not,
Has learn'd the rudiments of human frailty?
No hapleſs maid —

Coun-

Counteſs. Benedict. Edmund.

Benedict. This gentleman
Beheld thy Edmund breathess on the ground

Counteſs. Hah! is this ſorcery? or is't my husband? (*ſwoons*).

Edmund. Stand off, and let me claſp her in my arms!
The flame of filial fondneſs ſhall revive
The lamp of life, repay the breath ſhe gave,
And waken all the mother in her ſoul.

Benedict. Hah! who art thou then?

Edmund. Do not my fears tell thee!
Look up! O ever dear! behold thy ſon!
It is thy Edmund's voice; bleſt, if thy eyes
Awake to bleſſ him — Soft! her pulſe returns;
She breathes — oh! ſpeak. Dear parent, mother, hear!
'Tis Edmund — Friar, wherefore is this horror?
Am J than deadly to her eyes? Dumb ſtill?
Speak, tho' it be to curſe me — J have killed her!
My brain grows hot — —

Benedict. My lord, reſtrain your paſſion
See, ſhe revives. —

Edmund. Oh! if theſe lips, that quiver
With dread of thy disdain, have force to move thee
With nature's, duty's or affection's voice,
Feel, how J print thy hand with burning zeal
Tho' tortur'd at this awful interval!
Art thou, or not, a mother?

Coun-

Digitized by Google

Countess. Hah! where am J?
Why do you hold me? Was it not my Narbonne?
J ſaw him, on my ſoul J did. —

Edmund. Alas!
She raves — recall the wand'ring apprehenſion —
It was no phantom: at thy feet behold —

Countess. Hah! whom? quick, anſwer — Narbonne, doſt thou live?
Or comeſt to transport me to perdition?

Benedict. Madam, behold your ſon: he kneels for pardon.
And J, J innocent, J ignorant
Of what he was, implore it too —

Countess. Diſtraction!
What means this complicated ſcene of horrors?
Why, thus aſſail my ſplitting brain? — be quick —
Art thou my husband wing'd from other orbs
To taunt my ſoul? What is this dubious form,
Impress'd with ev'ry feature J adore,
And every lineament J dread to look on!
Art thou my dead or living ſon?

Edmund. J am
Thy living Edmund. Let theſe ſcalding tears
Atteſt th'exiſtence of thy ſuff'ring ſon.

Countess. Ah! touch me not —

Edmund. How! — in that cruel breaſt
Revive then all ſenſations, but affection?
Why, ſo ador'd the memory of the father —
At leaſt for that reſemblance-ſake embrace me.

Digitized by Google

Countess. Horror on horror! Blaſted be thy tongue!
What ſounds are thoſe!

Benedict. Lady, tho' J excuſe not
This young lords diſobedience, his contrition
Beſpeaks no rebel principle. J doubt not,
Your bleſſing firſt obtain'd and gracious pardon,
But ſoon as morning ſtreaks the ruddy Eaſt,
He will obey your pleaſure and return
To ſtranger climes.

Edmund. 'Tis falſe: J will not hence.
'J have been foold too long, too long been patient.
Nor are my years ſo green as to endure
The manacles of prieſts and nurſeries.
Am J not Narbonne's Prince? wo ſhall rule here
But Narbonne? Have J sapp'd my country's laws,
Or play'd the tyrant? Who ſhall banniſh me?
Am J a recreant knight? Has cowardine
Disgrac'd the line of heroes J am ſprung from?
Shall J then ſkulk, hide my inglorious head?
Or does it pleaſe your worſhip's gravity
Diſpatch me on ſome ſleeveleſs pilgrimage,
Like other noble fools, to win your empires;
While you at home mock our credulity,
The maſters of our wealth, and ſtates and wives?

Countess, (aſide) Brav Youth! there ſpoke his fire.
How my ſoul yearns
To own its genuine offspring! ——Edmund, hear me!
Thou art my ſon, and J will prove a mother.
But J'm thy Souverain too. This ſtate is mine.
Learn to command, by learning to obey.

Tho

Tho' frail my ſex; J have a ſoul as maſculine
As any of thy race. This very monk,
Lord as thou thinkeſt of my ductile conſcience,
Quails-look if 'tis not true — when J command,
Retire thee to the village. 'Tis not ripe
As yet my purpoſe. — Benedict attend me.

A Series of Poems, containing the Plaints, Conſolations and Delights of Achmed Ardebeili, a Perſian Exile. With Notes Hiſtorical and Explanatory. By Charles Fox. 1797. 276 S. 8. Der perſiſche Verf. dieſer Gedichte lebte unter der Regierung Schach Sefi des II. welcher im J. 1664 zur Regierung kam. Achmed war ein Günſtling dieſes Sultans; fiel aber wahrſcheinlich in Ungnade und wurde exilirt. Jn ſeinem Exil ſchrieb er den größten Theil der hier überſetzten Gedichte, die eine zärtliche Melancholie athmen. Sein Troſt im Unglück iſt die Religion. Ueberhaupt herrſcht in ihnen eine edle, männliche Denkungsart, die mit Feinheit und Reizbarkeit des Gefühls verbunden iſt. Wenn der Ueberſetzer nicht vieles von dem Seinigen hinzugethan hat, ſo verdiente Achmed allerdings in Europa bekannt zu werden. Hier mag eines ſeiner Gedichte an Selima zur Probe ſtehn:

Where are you flown, ye hours of gay delight,
When countleſs beauties crowding on my view,
Seem'd by ſome myſtic concord to unite,
In forms of fair enjoyment ever new?

 When,

When, as the nectar'd goblet pour'd around
Jts ſmiling treaſures to the ſons of Joy:
The echoing roofs learnt only to reſound,
„These, theſe are pleaſures, that can never cloy!"

Then ſpurning ev'ry fear of Fortune's frown,
Time's rapid progreſs, or the ſhafts of Fate;
J fondly call'd thee, Selima, my own,
And deem'd my raptures of no mortal date.

»Let holy derviſhes of Eden dream,
And clasp the viſions of celeſtial bliſs,
They ne'er beheld heav'nly beauties beam,
Nor from thy lips received a Houri's kiſs.

»O let my ſoul, transported as J gaze,
Proclaim thy triumph o'er the raiſing day;
See, light-wing'd clouds obſcure his bluſhful blaze,
While gladden'd Nature hails thy living ray!

»Oh Selima, enchantment reigns around,
When e'er thy magic fingers touch the lyre;
But when thy voice accords its ſweeter ſound,
E'en liſt'ning ſeraphs with delight expire!«

Thus J exulting in each rapturous hour,
Ne'er bade my heart with grateful ardors glow
To him, whoſe goodneſs gave: his vengeful pow'r
Reverſed each charm and plunged me deep in woe.

Yet, can my wounded ſpirit e'er repine?
Has it not known the hearts ſupremeſt joy?
The blaſt idea ever ſhall be mine,
Nor can eternity that bliſs deſtroy.

Der Herausgeber und Ueberſetzer dieſer Gedichte zeigt in der Einleitung, daß man die Mahometaner mit Unrecht der Intoleranz gegen anders geſinnte beſchuldige, und daß auch das, was man gewöhnlich von ihrem ſinnlichen Paradieſe glaubt, auf Irthum und Mißverſtändniß beruhe. In den Gedichten Achmeds findet man keine andre als erhabne Vorſtellungen von der Gottheit, und auf ſeine Erwartungen künftiger Glückſeligkeit ſcheinen Bilder grober Sinnlichkeit keinen Einfluß gehabt zu haben.

XIV.

Franzöſiſche Literatur.

La Dunciade, poême, nouvelle Edition corrigée par l'Auteur, augmentée du tableau du Jacobiniſme, à laquelle on a joint une pièce, qui fut long-tems un ſecret d'Etat, et qui n'avait jamais paru; à Paris, chez Barrois l'ainée. 1797. Dieſes bekannte Gedicht Paliſſot's, welches zuerſt im J. 1764, und dann in mehrmals veränderten Geſtalten erſchienen iſt, hat auch in dieſer neuen Ausgabe, die ſich ſchon in Rückſicht auf das Aeußere empfiehlt, die

die verbeſſernde Hand des 70 jährigen Dichters erfahren. Eine der vorzüglichſten Vermehrungen iſt das Gemälde des Jacobinismus. Der Geſang: de la Viſion, welchem es eingeſchaltet worden iſt, enthält ein großes Gemälde des mannichfaltigen Unglücks, welche der Fanatismus und der Dämon der Unwiſſenheit und Beſchränktheit (la ſtupidité) über die Menſchheit gebracht hat; und er konnte nicht ſchicklicher beſchloſſen werden, als mit der Geſchichte der Lächerlichkeiten und Abſcheulichkeiten, deren ſich eine Bande unwiſſender, roher und übelgeſinnter Menſchen in dem Vaterlande des Verf. — der ſelbſt beynah ein Opfer ihrer Wuth geworden wäre — ſchuldig gemacht haben. Das Gemälde ſelbſt iſt mit aller Kraft und allem Feuer der Jugend entworſen:

Eh qui pourrait ſe réſoudre à décrire
Ces jours marqués d'opprobre et de délire,
Où les Français, à leur perte acharnés,
L'un contre l'autre à l'envi déchaînés,
Impatiens du joug de leurs ancêtres,
Et déſormais ne voulant plus de maîtres,
Avaient choiſi, pour ſe donner des lois,
Un noir eſſaim de pédans, de légiſtes;
De charlatans, d'hiſtrions, de Sophiſtes,
Enorgueillis de remplacer les Rois,
Et colorant de nom de République,
Aux yeux des ſots leur régime anarchique.

O des grands coeurs mâle divinité!
Toi dont le nom ſi cher, ſi reſpecté,
Fait ſous le dais pâlir la tyrannie,

Beſoin

Digitized by Google

Beſoin de l'homme, auguſte liberté!
Qu'ils étaient loin de ſentir ton génie!
Tous ces brigands parlaient d'humanité,
Tous invoquaient la ſainte égalité,
Et cependant ſous leurs mains homicides,
D'or et de ſang également avides,
En longs ruiſſeaux, coulant de tous cotés,
Le ſang français inondait nos cités.

Stupidité, qui ſe plait au carnage,
En bonnet rouge aſſiſte à leur ſénat,
Souffle ſur eux les poiſons de la rage,
La ſoif du meurtre et l'ardeur du pillage.
Ici Marat, le féroce Marat,
Envéloppé de ſa toge ſanglante,
L'oeil teint de fiel et la bouche écumante,
Un glaive en main préchait l'aſſaſſinat;
O tems! o moeurs! qui n'ont point eu d'exemples!
A ce brigand j'ai vû dreſſer des temples.
Là, plus obſcur, et non moins ſcélérat,
Un vil Chabot, mépriſable apoſtat,
Jaloux du monſtre, et voulant lui complaire,
Le proclamait arbitre de l'état.

Plus loin, Couthon, Saint-Juſt et Robespierre,
Qui de tombeaux couvrit la France entière,
Formaient les noeuds de leur triumvirat.
Sous les efforts de leurs mains ſacrilèges
On voit tomber ces prodiges des arts,
Ces monumens, l'orgueil de nos remparts;
Jusqu'aux autels n'ont plus de privilèges!
Les voyez-vous, ces monſtres inhumains,
Conſpirateurs, factieux, aſſaſſins,
Sur nos débris élevant leur fortune,

A flots preſſés aſſiéger la tribune,
Tandis qu'au loin tout un peuple hébété
Fait retentir le nom de liberté.

Das auf dem Titel angekündigte Gedicht ſchrieb der Verf. auf Verlangen des Herzogs v. Choiſeul zur Antwort auf eine ſatyriſche Ode des Königs von Preußen, in welcher dieſer Ludwig den XV. und die Pompadour angegriffen hatte. Der König unterdrückte hierauf ſeine Ode. Dieſer Vorfall wurde als ein Staatsgeheimniß betrachtet, und nach vierzig Jahren iſt hier zum erſtenmal die Rede davon.

Les Plantes. Poême par Réné Richard Caſtel; à Paris. 1797. 8. Dieſes Gedicht iſt nach den vier Jahrszeiten in vier Geſänge getheilt. Jeder enthält einen Abriß der Geſchäfte des Botanikers in jeder Jahreszeit, und der Pflanzen, die ſie hervorbringt. Um ſeinem Gegenſtand mehr Mannichfaltigkeit zu geben, hat er hier und da Epiſoden eingewebt. Er fängt mit einer wohlgelungenen Apoſtrophe an die Gottheiten der Gärten an:

Champêtre déités, Pan, Sylvains et Dryades,
Faunes, légers Zephirs, bienfeſantes Naïades,
Soit que vous habitez les ſauvages forêts,
Soit que de nos jardins vous gardiez les bosquets,
Je veux ſuivre vos pas, daignez, Dieux tutélaires,
Daignez initier ma muſe à vos myſtères.

Et toi qui, rempliſſant leurs utiles loiſirs,
Des ſages, des héros fis toujours les plaiſirs;

Toi,

Toi, qui d'un vif éclat relevant la verdure,
Donner à chaque plante une aimable parure:
Flore, ſois ma déeſſe, et répands ſur mes vers
Ces poëtiques fleurs qui charment l'univers.
Ton empire ſétend du couchant à l'aurore;
Tu couvres de tes dons les rivages du More;
Des bergers de Lapland tu réjouis les yeux;
Tu pares les rochers d'un émaïl gracieux;
Et jusqu'au fond des mers les blanches Néréïdes
Te doivent le corail de leurs grottes humides.
C'eſt toi qui pour l'abeille as, dans le ſein des fleurs,
D'une manne ſecrette épanché les douceurs;
C'eſt toi, qui, préparant une eſſence choiſie,
Sur la table des Dieux fais briller l'ambroiſie.
Bacchus reçut de toi l'éclat de ſes raiſins;
Les fertiles épis ſont un don de tes mains;
Sans toi l'arbre, privé du plus bel avantage,
N'offrirait aux humains que ſon ſtérile ombrage.
Ta préſence embellit l'eau, la terre, les airs,
Et ton ſouffle divin parfume l'Univers.

Im Ganzen beſteht das Verdienſt dieſes Gedichtes in einer korrekten Sprache und der Freyheit von den Fehlern welche der verdorbne Geſchmack erzeugt. Dagegen aber vermißt man oft den poetiſchen belebenden Geiſt, Fülle der Einbildungskraft und Reichthum in den Erfindungen. Der Ausdruck iſt bisweilen geſucht und ſchwach. Am beſten iſt dem Verf. der vierte Geſang gerathen. Als eine der vorzüglichſten Stellen verdient folgende Anrufung an das höchſte Weſen bemerkt zu werden, die ſich in dem II. Geſange befindet:

Père de la nature, être puiſſant et bon,
Protège cet empire où la ſaine raiſon
Cherche aujourd'hui dans l'ordre et les lois naturelles
De la ſociétés les baſes éternelles.
Fais-y du haut des cieux déscendre l'équité,
La paix et l'union, la tendre humanité,
La ſageſſe qui règle et guide notre vie,
Et l'amitié par qui la courſe eſt embellie.
Daigne, daigne toujours à ſes repréſentans
Inſpirer des deſſeins ſalutaires et grands.
Des ſes nouveaux Linus éterniſe les veilles;
Découvre à ſes ſavans tes ſecrètes merveilles.
Donne à la jeune fille une aimable pudeur,
Et répands ſur ſes traits la grace et la candeur.
Qu'à nos yeux chaque mère, ainſi que Cornélie,
Faſſe de ſes enfans ſa parure chérie.
Avec la liberté raffermis et maintiens
L'amour ſacré des lois, ſon plus ferme ſoutien.
Puiſſe l'aſtre éclatant, où brille ta puiſſance,
Ne rien voir dans ſon cours de plus grand que la France! —

XV.

Kunſtnachrichten.

Auf Subſcription kündiget, unter dem Schuß Sr. Brittiſchen Majeſtät, Hr. von Mecheln aus Baſel und Valent und Rupert Green in London ein paar

Digitized by Google

paar wichtige Kupferblätter nach zwey großen Gemälden von Philipp-Jacques de Loutherburg, 1) Le Siège de Valenciennes, ſous les Ordres de S. A. R. le Duc de York le 13. Juin. 1793., von William Bromley geſtochen, [die landſchaftliche Parthie dazu äzt Thomas Medland]; und 2) Le Combat naval vom 1. Jun. 1794. zwiſchen der engliſchen Flotte unter dem Lord Howe und der franzöſiſchen unter dem Admiral Villaret Joyeuſe, von James Fittler geſtochen,

Jedes Blatt wird 28½ Zoll breit und 19½ Zoll, nach franz. Fuß ſeyn, mit Anfange des nächſten Jahres 1798 erſcheinen; von einem genauen Plan der Seeſchlacht vom 1. Jun., einem erklärenden Umriſſe und endlich von einer hiſtoriſchen Beſchreibung begleitet ſeyn.

Der Preis der Subſcription von jedem Blatte iſt 3 Guineen oder 36 Reichsgulden, 5 Guineen oder 60 Gulden für Probedrücke, avant la lettre: die Hälfte bezahlt man bey der Subſcription, die andre bey der Ablieferung.

Eine weitläuftige und intereſſante Beſchreibung beyder Blätter findet man der Ankündigung beygedruckt, die hier in Leipzig bey Sommer auf ½ großen Quartbogen abgedruckt zu haben iſt.

Deſſau. Die Chalcographiſche Geſellſchaft, die man unter dem Schutze des vortreflichen Fürſten allhier errichtet, iſt durch die Ankündigung in öffent-

öffentlichen Blättern ſo bekannt, daß es überflüſſig ſeyn würde, von dem edlen und für die Ehre von Deutſchland beabſichtigten Unternehmen etwas zu ſagen. Indeſſen, da ſie bereits den Anfang in den beyden Meſſen des vergangenen Jahres zu der Ausführung deſſelben, durch die meiſterhafteſten Blätter gemacht hat, die der Erwartung und Ankündigung vollkommen entſprechen; ſo können wir wenigſtens nicht umhin die Liebhaber auf das Verzeichniß, das bereits aus 45 Nummern beſteht, zu verweiſen. Wenn wir ihnen ſagen, daß ſie hier eine **heil. Magdalene in der Einöde**, nach **Battoni**, von **Seidelman** gezeichnet; den **heil. Johannes in der Wüſten**, nach denſelben Meiſtern, beyde von **Pichlern**, in ſchwarzer Kunſt geſtochen; den **Tod des Germanicus**, nach **Pouſſin**, von **Freidhof** in derſelben Manier, die übrigen nach den beſten Meiſtern von den würdigſten Künſtlern finden: ſo werden ſie mit uns die vortheilhafteſte Meynung von den herrlichen Früchten faſſen, die wir noch in der Zukunft von dieſer Anſtalt zu erwarten haben.

Nürnberg. Die Frauenholziſche Kunſthandlung fährt fort mit den meiſterhafteſten Blättern ihren Verlag in jeder Art zu bereichern. Jeder Liebhaber, es mag Porträte, hiſtoriſche Blätter, Anſichten groſſer Naturſcenen, Landſchaftsgemälde, ſelbſt ganze Werke von Alterthümern, Mythologie und Naturgeſchichte, Ankündigung neuer Unternehmungen betreffen, findet ſeine Befriedigung

Digitized by Google

in dem Verzeichniſſe zur Jubilate-Meſſe 1797, das zu lang iſt, um es hier einzurücken. Zu allen hat der geſchmackvolle Verleger die berühmteſten Künſtler unſerer Zeit gewählt, einen Müller in Stuttgard, Klauber in Petersburg, Guttenberg dermalen in Nürnberg, Gmelin, Morace, Mechau und Reinhard in Rom u. a. m. Von den neueſten Blättern, die er uns mitgebracht, wollen wir nur von den großen Römiſchen Anſichten die Halle im obern Stock der Villa des Mácenas zu Tivoli, und die Ausſicht derſelben im untern Stocke als Gegenſtück, von dem berühmten Gmelin zu Rom, — einen Raum aus dem Coloßeum, von Reinhard gezeichnet und Hoge geſtochen, anzeigen; — von den Portráten das Bildniß unſers Bauſe, nach Graf, von Klauber, das die höchſte Aehnlichkeit mit dem ſchönſten Stiche verbindet — von hiſtoriſchen Blättern eine herrliche Auferweckung des Lazarus, von unſerm Dietrich, und Guttenberg geſtochen, aus dem hieſigen Cabinet des Herrn Otto. Aus demſelben Cabinet werden wir von denſelben Meiſtern das Gegenbild zu erwarten haben.

A Deſcription of the Country from thirty to forty Miles round Mancheſter. The Materials arranged and the Work compoſed, by J. Aikin. M. D. Embelliſhed with 73 Plates. 4to. p. 630. 3l. 3s. Stocdale. Kein Land liefert uns ſo prächtige Topogra-

graphien, als England, und in keinem würden ſie auch ſolche Unterſtützung finden, da die Literatur immer durch die Kunſt des Zeichners und Kupferſtechers unterſtützt wird, die die Beſchreibungen des Schriftſtellers verſinnlicht. Der Bezirk des Landes, der hier beſchrieben wird, macht einen anſehnlichen Theil des Nord-Weſtlichen Theils von England aus, der ſich wegen ſeines Ackerbaues, ſeiner Künſte und Manufakturen ſo ſehr auszeichnet. Die vortrefliche Beſchreibung der Städte, Ländereyen, Flüſſe, Produkte, bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen u. ſ. w. die ſie umfaßt, erhält einen doppelten Werth von den unterrichtenden hiſtoriſchen und biographiſchen Anekdoten, und den feinen politiſchen, moraliſchen und lehrreichen Bemerkungen, die man überall eingeſtreut findet. Die zahlreichen Kupfer ſind ſich freylich nicht gleich: die meiſten aber nicht ohne Verdienſt. Eine große Charte von dem Lande um Mancheſter her, und ein noch größerer Plan von der Stadt ſelbſt mit ſeinen Vorſtädten, ſind vorzüglich ſchätzbar.

An History of the Principal Rivers of Great Britain. Vol. II. Fol. 4l. 45. Boydell and Nicol. Den erſten Band dieſes koſtbaren und unterhaltenden Werks das 1794 erſchien, haben wir zu ſeiner Zeit angezeigt. In dieſem verfolgt der Verf. einen Fluß, deſſen Ufer mit den reichſten Erzeugniſſen der Natur und den edelſten der Kunſt prangen, und die zugleich Wohn-

und Landſitze der größten Männer Britanniens geweſen ſind, wobey er uns gelegentlich mit merkwürdigen Anekdoten unterhält. So fängt er mit Strawberry-hill, dem Sitz des verſtorbenen Grafen von Orford an, der der Welt noch mehr unter dem Namen Horace Walpole bekannt iſt. Nicht weit davon iſt die ſchöne Villa, wo Pope den größten Theil ſeiner Gedichte geſchrieben hat. — Es folgt Richmond-hill, durch die reizende Beſchreibung von Thomſon bekannt. — Das Dorf Sheen, der Aufenthalt von Sir William Temple. — Sion-houſe. — Die Königl. Gärten von Richmond und Kew-Batterſea, wo Lord Bollingbroke ſein Lob erhält. — Chelſea Hoſpital. — Weſtminſter Abtey. — Die Geſchichte von Londonbridge; von wannen er nach Greenwich kömmt, verſchiedene Ausflüchte nach Maidſtone, Penshurſt und Tunbridge macht, und mit Rocheſter und Sheerneſs beſchließt. In Abſicht der Schreibart zieht man dieſen Theil noch dem erſten vor, und die ſchönen Darſtellungen der Kupferſtiche tragen zu ſeiner Pracht und zum Vergnügen und Nutzen des Leſers nicht wenig bey.

Gothic Ornaments in the Cathredal Church of York, drawn and etched by Joſeph Halfpenny. 4to. Taylor Holborn. Es iſt kein übler Gedanke die Verzierungen der Gothiſchen Architektur in den großen Gebäuden, die überall noch hauptſächlich an Kirchen und Klöſtern prangen, durch den Grabſtichel zu erhalten,

da

da ſie oft unendliche Mühe und eine große Feinheit des Meiſels, obgleich die ängſtlichſte Nachahmung der Natur verrathen, aber hin und wieder durch die alles zerſtöhrende Zeit unſcheinbar werden und endlich gar verloren gehen. Das angezeigte Werk wird in Heften ausgegeben: jede Nummer enthält 5 Platten: ihrer ſind bereits 7 erſchienen und ſollen bis auf 20 ſteigen; ſie ſind getreu copiert, und die Ausführung verdient das größte Lob. Jedes Heſt koſtet 6 Sch.

Ein anderes großes Werk dieſer Art ſind die Specimens of Gothic Ornaments, ſelected from the Pariſh Curch of Lavenham in Suffolk. 4to. On Forty Plates. 18 F. auf groß Papier 1 Pf. Dieſe Skizzen ſind von einem Künſtler, der ſie 1790 daſelbſt ſorgfältig abgenommen hat, und ſollen zur Beförderung des Geſchmacks in dieſer Art von Baukunſt dienen. Es iſt eine große Mannichfaltigkeit in der Wahl, die von den intereſſanteſten Theilen dieſes großen Gebäudes geſammelt ſind.

Ende des ſechzigſten Bandes.

Inhalt.

Digitized by Google

Inhalt.

Erſtes Stück.

I. Ueber Zeit, Abſicht und Folgen der Berufung des Epimenides nach Athen; v. C. F. Heinrich. S. 3.

II. Johann Neeb über den in verſchiedenen Epochen der Wiſſenſchaften allgemein herrſchenden Geiſt, und ſeinen Einfluß auf dieſelben. 34

III. Ueber den großen Tempel und die Statue des Jupiters zu Olympia; eine Erläuterung der Beſchreibung des Pauſanias von L. Völkel.

Ueber den Tempel und die Bildſäule des Jupiters zu Olympia; ein antiquariſcher Verſuch von Johann Philipp Siebenkees. 69

IV. Der Torſo; eine Zeitſchrift der alten und neuen Kunſt gewidmet von C. Bach und C. F. Benkowitz. 94

V. Franzöſiſche Literatur:

L'Ouverture de la Campagne d'Italie; Poëme par *Jean François Mimaut* 111
Carite et Polydore, par *I. I. Barthélemi.* 112
Le Seau enievé, poëme heroi-comique, imité du *Taſſoni* par *Auguſte* C***. 116
Contes et Nouvelles en vers par *Jean La Fontaine*; ornés de 80 estampes. gravées d'après les deſſins de *Fragonard.* 116
Théatre de *Pierre Corneille* avec les Commentaires de *Voltaire.* 116
La Jeruſalem délivrée, en vers français par *L. P. M. F. Baour-Lormian.* 117
Epitre aux femmes, par *Conſtance D. T. Pipelet* 119
Epitre ſur la Calomnie, par *Marie-Joſeph Chénier.* 121
Petite réponſe à la grande Epitre ſur la Calomnie de *Marie-Joſeph Chénier*, par *F. P. A. Leger.* 127
L'Expédition des Argonautes, ou la conquête de la Toiſon d'or; Poëme en 4 chants par *Apollonius de Rhodes*, traduit du grec en français par *I. I. Cauſſin.* 128
Les Bataves par *Bitaubé.* 129

VI. Engliſche Literatur

The Triumphs of War, and other Poems, by *W. Amphlett.* 132
Quaſhy, or the Coal-Black Maid; a Tale by *Thomas Morris.* 133

The

The Paradiſe of Taſte; a Poem by *Alexander Thomſon.* 134
Sappho and Phaon; in a ſeries of legitimate Sonnets ect. by *Mary Robinſon.* 139
Fables by *John Gay*, illuſtrated with Notes and the Life of the Auther by *William Coxe.* 141
The Chace; a Poem by *William Sommerville*: a new Edition, to which is prefixed a critical Eſſay by *I. Aikin.* 142
The Way to get married; a Comedy in 5 acts by *Thomas Morton.* 143
Poems by *Robert Southey.* 143
Specimen of Arabian Poetry; by *J. D. Carlile.* 144
The Epiſtle of *Horace* to the *Piſo's*, on the Art of Poetry; tranſlated into engliſh Verſe by *William Clubbe.* 145
A Diſſertation concerning the War of Troy etc. by *Jacob Bryant.* 145
Eſſay's on ſome of *Shakespeare's* dramatic Characters etc. by *William Richardſon.* The fifth Edition. 147
The Art of Poetry, according to the lateſt improvements, a Poem by *Simon Swan*; publiſhed by *Joſeph Fawcett.* 148
One Thouſand Seven Hundred and Ninety-Six; a Satire by *Peter Pindar,* 148
The Henriade, an epic Poem translated from the French of *Voltaire* into engliſh Rhyme. 149
The Poet's Fate, a poetical Dialogue by *George Dyer.* 149

Priſon Amuſements and other Trifles etc. by *Paul Poſitive.* 151
Ueberſetzungen von deutſchen Schriften aus der ſchönen Litteratur ins Engliſche. 152
Fortſetzung der Nachricht von dem Streite über die Wiederauffindung der Original-Papiere von Shakſpeare. 154

VII. Biographiſche Nachrichten:

Von Sedaine. 156
Von Georg Schaz. 159
Einige Epigramme aus deſſen hinterlaſſenen Papieren gezogen. 171

Kunſtnachrichten:

Dresden. Wiederauffindung von ſechs, nach den berühmten Cartons von Raphael gewirkten Tapeten. 175
Leipzig. Guſtav Adolphs Bildniß, geſtochen von Bauſe. 176

Zweytes Stück.

VIII. Erholungen, herausgegeben von W. G. Becker. Erſtes bis viertes Bändchen. 179
IX. *Plutarchi* Opera, edidit *Wyttenbach.* 216
X. Fortſetzung der Anzeige von Wielands Werken. 288
XI. Titus Lucretius Carus von der Natur, ein Lehrgedicht in ſechs Büchern; überſ. und erläutert von Joh. Heinr. Friedr. Meinecke. 308

Digitized by Google

XII. Ueber Ifflands neueſtes ungedrucktes Schauſpiel: das Gewiſſen; eine Didaskalie. 325
Ueber Ifflands Spiel in der Hauptrolle dieſes Stücks. 338
Eine Stelle aus Meiſters Souvenirs de mon dernièr voyage à Paris, das Theater betreffend. 339

XIII. Engliſche Litteratur:

English Lyricks. 341
My Night-Gown and Slippers; or Tales in Verſe by *George Colman*, the Younger. 344
A Letter to *Jacob Bryant*, concerning his Diſſertation on the War of Troy; by *Gilbert Wakefield*. 347
A deſcriptive Catalogue of the Works of *Rembrandt* and of his Scholars etc. by *Daniel Daulby*. 347
Sonnets and other ſmall Poems, by *T. Park.* 347
The Miniſter, a Tragedy transl. from the German of *Schiller*, by *M. G. Lewis*. 349
The myſterious Mother, a Tragedy. 349
A Series of Poems, containing the Plaints, Conſolations and Delights of *Achmed Ardebeili*, a Perſian Exile; by *Charles Fox*. 355

XIV. Franzöſiſche Litteratur:

La Dunciade, Poëme, (von Paliſſot); nouvelle édition augmentée du tableau, du Jacobinisme. 357
Les Plantes, Poëme par *Réné Richard Caſtel.* 360

Digitized by Google

XV. Kunſtnachrichten:
Neue engliſche Kupferſtiche. 362
Verlagswerke der chalcographiſchen Geſellſchaft zu Deſſau. 363
Neueſte Kupferſtiche der Frauenholziſchen Kunſthandlung zu Nürnberg. 364
Vier engliſche neue Kunſtwerke:
Proſpekte von Mancheſter. 365
— — der vorzüglichſten Flüſſe in Großbritannien. 366
Gothiſche Ornamente in der Landſchaft von York. 367
— — — — in Suffolk. 368

Nach-

Nachricht.

Die am Schluß des vorigen Stücks angekündigte Ueberſetzung des Ritualbuchs der Theophilanthropen, oder Gottesverehrer und Menſchenfreunde zu Paris, iſt bereits erſchienen, und koſtet 12 gr. Angehängt iſt ein Auszug der den 1ſten May 1797 im National-Inſtitut gehaltnen Vorleſung von Reveilliere-Lepaux über den Cultus. Die den Gebeten und Betrachtungen eingewebten Hymnen und Lieder findet man franzöſiſch und deutſch abgedruckt.

Von dem zu Paris gedruckten Vie de Xenophon, ſuivie d'un extrait hiſtorique et raiſonné de ſes ouvrages erſcheint zur Oſtermeſſe 1798 eine deutſche Ueberſetzung unter dem Titel:

Ueber Xenophons Leben und Schriften. Aus dem Franzöſiſchen des Bürgers Fortia übertragen. Mit kritiſchen Anmerkungen, Berichtigungen und Zuſätzen von C. F. Heinrich.

Von zwey politiſchen, kürzlich herausgekommenen, franzöſiſchen Schriften erſcheint eine Bearbeitung unter dem Titel:

Frankreichs monarchiſche Staatsverfaſſung, im Widerſpruch mit ſeiner ehemaligen Regierung; Enthüllung der Urſachen der Revolution, und Darlegung ihrer Reſultate.

Von dem für Statiſtik und Kirchengeſchichte gleich wichtigem Werke des Petersburgiſchen Predigers Grot: Ueber die Religionsfreyheit der Ausländer im Ruſſiſchen Reiche, iſt der 3te und letzte Band unter der Preſſe, welcher auch mit einem vollſtändigen Regiſter über alle drey Bände verſehen iſt.

Der

Digitized by Google

Der zweyte und letzte Theil von Bryan Edwards Geſchichte des Revolutionskriegs in St. Domingo, aus dem Engliſchen, wird mit einem Schreiben über Europens Intereſſe in Beziehung auf die Wohlfarth der Weſtindiſchen Colonien von Herrn Malouet begleitet ſeyn, und in einigen Tagen die Preſſe verlaſſen.

Der Druck des dritten Theils von des Hrn. Profeſſor Hebenſtreits Bearbeitung von Sullivans Ueberſicht der Natur, in Briefen, welcher durch verſchiedene Hinderniſſe verzögert worden, iſt nun geendiget. Den vierten und letzten Theil dieſes intereſſanten, dem berüchtigten Syſtème de la Nature entgegen geſetzten Werks, welches eine geſchichtliche Erörterung der Naturbegebenheiten zur Beſtreitung atheiſtiſcher Principien enthält, hofft man zur nächſten Oſtermeſſe zu liefern.

Von den Nachträgen zu Sulzers allgemeinen Theorie der ſchönen Künſte iſt das 2te Stück des 5ten Bandes, und von Spallanzani's für die Naturgeſchichte und Mineralogie ſo wichtigen Reiſen iſt der 5te Band unter der Preſſe.

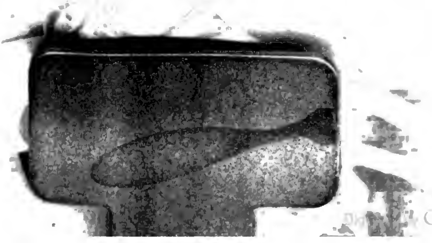
Von der Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauch für praktiſche Aerzte erſcheinen das 3te und 4te Stück des 17ten Bandes, zuſammen, in einigen Tagen.

Eine Geſellſchaft von Gelehrten iſt beſchäftigt eine hiſtoriſch-ſtatiſtiſch-topographiſche Beſchreibung von Südpreuſſen und Neu-Oſtpreuſſen, oder der Königl. Preuſſiſchen Beſitznehmungen von Polen in den Jahren 1793 u. 1795, in 3 Bänden, mit Landcharten und Proſpekten herauszugeben. Der 1ſte B., mit 3 Charten u. 5 Proſpekten, erſcheint nächſtens.

Auch wird zur Oſtermeſſe 1798. der erſte Band des Commentars zur Anthologia graeca von Hrn. Prof. Jakobs zu Gotha, in lateiniſcher Sprache, nun gewiß herauskommen.

Digitized by Google

WIDENER LIBRARY
HX IIYT K



Digitized by Google